UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

1135

Sechster Jahrgang.
I. Semester. I. Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1847.

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND.

Digitized by Google

Inhalt.

Nr. 1. Die jüngsten Poeten. Erster Brief. S. 1. — Der vierte Act der Karlsschüler. Von Heinrich Laube. S. 15. — Politische Licht- und Nebelbilder. I. S. 32. — Tagebuch: Das Jahr 1846. S. 37. — Aus Wien. S. 41. — Aus Berlin. S. 44. Aus Galizien. S. 46. — Notizen. S. 47.

Nr. 2. Vier Wochen im Kloster. Nach einem Tagebuche mitgetheilt. S. 49. — Süddeutschland und Preußen. S. 71. — Die Advocaten in Wien. S. 78. — Tagebuch: Aus Hamburg. S. 82. — Aus Berlin 1 u. 2. S. 83. — Aus Wien. S. 87. — Notizen. S. 90. — Nebst einer Beilage: Die Robotablösung in Oesterreich.

Nr. 3. Ein Ausflug nach Bethlehem. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. S. 93. — Zehn Wochen in Rheinbaiern. S. 99. — Schlosser als Geschichtschreiber. S. 111. — Die Kornfrage in Tyrol. S. 119. — Tagebuch: Aus Berlin 1, 2 u. 3. S. 123. — Aus Prag 1 u. 2. S. 129. — Aus Wien. S. 132. — Frankreich und die Krakauer Frage. S. 134. — Notizen. S. 136.

Nr. 4. Die Fürstenthümer Wittgenstein. S. 137. — Das Schloß im Walde. Novelle. S. 145. — Die Ablösung der unterthänigen Leistungen. S. 162. — Tagebuch: Aus Wien 1, 2, 3 u. 4. S. 167. — Aus Berlin 1 u. 2. S. 172. — Aus Dresden. S. 176. — Aus Pesth. S. 177. — Notizen. S. 180. — Beilage: Originaltext des k. k. Decrets über die Robotablösung.

Nr. 5. Westphälische Zustände. S. 181. — Die jüngsten Poeten. Zweiter Brief. S. 188. — Tagebuch: Aus Wien 1 u. 2. S. 200. — Aus Berlin 1 u. 2. S. 204. Homer in Rußland. S. 208. — Uriel Acosta und Elischa ben Abuja. S. 211. — Geistergespräch, von J. F. Castelli und L. A. Frankl. S. 213. — Eisenbahnentwürfe für Tyrol. S. 218. — Notizen. S. 219.

Nr. 6. Ein Mäcen. Von Ernst Willkomm. S. 221. — Erzherzog Stephan. S. 246. — Tagebuch: Aus Berlin 1 u. 2. S. 251. — Aus Wien 1 u. 2. S. 255. — Aus Dresden. S. 257. — Mönchische Uebergriffe in Tyrol. S. 258.

Nr. 7. Eine Präsidentenwahl in Nordamerika. S. 261. — Der Pauperismus in Wien. S. 282. — Flüchtige Jahreserinnerungen eines Reisenden. S. 286. — Tagebuch: Aus Berlin 1 u. 2. S. 292. — Aus Wien 1, 2 u. 3. S. 295. — Robotabolitionsjubel. S. 299. — Verlags-Mißbräuche in Miniatur. S. 301. — Notizen. S. 302.

Nr. 8. Die Missionen in Tyrol. S. 305. — Politische Licht- und Nebelbilder II. S. 312. — Die englische Post. Helgolander Novelle von Eduard Boas. I. S. 318. — Cavalierperspective. S. 334. — Tagebuch: Aus Darmstadt. S. 342. — Aus Sachsen. S. 345. — Aus Hamburg. S. 348. — Aus Wien. S. 349. — Das österreichische Patent zum Schutze des literarischen Eigenthums. S. 350. — Schumann's Paradies und die Peri. S. 354. — Meyerbeer's Feldlager in Wien. S. 355.

Digitized by Google

Nr. 9. Zur Memoirenliteratur. S. 357. — Die englische Post. Helgolander Novelle von Eduard Boas. II. S. 363. — Die österreichische Censurvorschrift von 1810. S. 376. — Tagebuch: Faschings- und Fastenkomödien. S. 382. — Ein französisches Buch über Deutschland. S. 386. — Aus Paris. S. 388. — Aus Berlin 1 u. 2. S. 390. — Aus Wien 1 u. 2. S. 394. — Aus Prag. S. 397. — Oesterreich und seine Zukunft. S. 399.

Nr. 10. Würzburg und die Würzburger. S. 401. — Ein böhmischer Musikant. S. 412. — Tagebuch: Ein fliegendes Blatt. S. 422. — Heine's Atta Troll. S. 426. — Aus London. S. 429. — Aus Paris 1 u. 2. S. 432. — Aus Berlin S. 437. — Aus Prag. S. 438. — Prager Kunstzustände. S. 441. — Ein Wort für den galizischen Adel. S. 444. — Notizen. S. 447.

Nr. 11. Bilder aus Spanien. S. 451. — Die Metamorphosen der Romantik. S. 460. — Tagebuch: Aus Paris. S. 475. — Aus Berlin 1 u. 2. S. 478. — Aus Wien 1 u. 2. S. 482. — Aus Prag 1 u. 2. S. 486. — Der deutsche Bauernkrieg. S. 488.

Nr. 12. Erinnerungen an Benjamin Delessert. S. 491. — Die Stuttgarter Theaterverhältnisse. S. 499. — Ueber Volksfeste. S. 505. — Die Handwerksburschen und die Paßbeamten. S. 511. — Gegenstimmen zu „Oesterreich und seine Zukunft." S. 516. — Tagebuch: Aus Paris. S. 524. — Aus Düsseldorf. S. 526. — Aus Wien. S. 530. — Aus Berlin. S. 532. — Aus Leipzig. S. 533. — Das Ghetto in Prag. S. 535. — Volksbücher des norddeutschen Volksschriftenvereins. S. 536. — Notizen. S. 537.

Nr. 13. Stuttgart und die Stuttgarter. S. 539. — Der preußische Landtag. S. 546. — Tagebuch: Oesterreich und die deutschen Preßreformen. S. 557. — Aus Paris. S. 559. — Aus Berlin 1, 2 u. 3. S. 562. — Aus Frankfurt a. M. S. 567. — Aus Wien 1, 2 u. 3. S. 570. — Notizen. S. 578.

Digitized by Google

Die jüngsten Poeten.

Erſter Brief.

A Madame Eugénie ..... à Bruxelles.

Es iſt mein Neujahrsgruß, den ich Ihnen bringe, Eugenie! Jener geiſtige Luftzug, der die Phantaſie ſo vieler großen und kleinen deutſchen Poeten und Schriftſteller nach den Niederlanden getrieben, erfaßt mich unwiderſtehlich in dieſem Augenblicke und führt meine Gedanken nach der Stadt Egmont's, wo das Geläute der weißen Thürme von St. Gudula die Gläubigen eben zur großen Neujahrsmeſſe ladet, die heute der Cardinal Erzbiſchof in eigner Perſon celebrirt. Ich aber ſuche in der Stille meines Gemüthes eine andere Kirche auf, wo mein Herz einen eignen Altar errichtete und ſeinen eignen Cultus feiert. An dem Glockenzug eines grünen Thores auf der Place de la monnaie läute ich vorſichtig. Der wohlbekannte Portier öffnet und ich ſteige dann leiſe die teppichbedeckte Treppe hinauf, durchſchreite zwei Vorzimmer und ſchaue durch die Glasthüre in ein Frauengemach, das einem Wintergarten gleicht, in dem trotz der ſtrengen Januarskälte die wunderſamſten Blumentöpfe ihren ſüßeſten Duft aushauchen. Da ſitzen Sie, eine bleiche Märtyrin, auf dem leichten Seſſel mit der kerzengraden Lehne, den Ihnen der Arzt zur Pflicht gemacht, das Köpfchen in gewohnter Weiſe auf die zwei Finger der linken Hand geſtützt, deren Schnee das ſündhaft reiche, tiefdunkle Haar an die Verklärung dieſes winterlichen Feſttages zu gemahnen ſcheint. Da ſitzen Sie und lächeln mit tiefen, ſeelenvollen Augen auf die Liebesgaben, welche Vater, Mutter, Gatte, Schweſtern, vor Ihnen ausbreiten, wetteifernd, wer den wärmſten Blick, das innigſte Lächeln erhalten wird.

Wir Deutſchen beſchenken unſere Lieben am Weihnachtsabende, Ihr in franzöſiſchen Sitten Erzogenen wählt das Neujahr. Ihr Franzoſen und Belgier

ſeid ein von der Freiheit verwöhntes Volk. Wir begnügen uns, das Jahr freudig zu beſchließen, Ihr wollt es ſogleich freudig beginnen. Wir flüchten uns mit unſerem Glücke in die ſtille Nacht und tröſten uns für die Dunkelheit draußen durch die Weihnachtsbäume und Lichter, die wir im umfriedeten Familienzimmer anzünden. Ihr aber habt Eure Weihnachts- und Freiheitsbäume auf offener Straße angezündet, daß die Welt darüber in Brand gerieth; darum wohl genügen Euch die ſtillen Abende weniger, Ihr wollt Eure Gaben bei hellem Tage ſchenken und empfangen, ſehen und beurtheilen.

So kommen denn jetzt auch die Freunde aus allen Enden der Stadt, und jeder bringt ſeine Gabe: eine Bonbonnière, eine Vaſe, einen Strauß ſeltener Blumen, eine Sammlung neuer Romancen, die Zeichnung einer Ihrer Lieblingsplätze, die Dedication einer Clavierſonate; die kleinen chineſiſchen Tiſchchen würden heute unter der Laſt der Gaben, die darauf gelegt werden, brechen, wenn ſie nicht treu in Ihrem Dienſte wären, wie Alles, was um Sie lebt. Jetzt aber kommt das Schlimmſte. Jeder der Freunde will das ihm am heutigen Tage zukommende Recht ausüben, einen Kuß auf Ihre Wangen hauchen zu dürfen; denn dies iſt wieder eine jener koſtbaren Freiheiten, welche die franzöſiſche Sitte ihren Bekennern errungen hat. Der Deutſche in ſeinen Feudalſitten wird geboren als Unterthan und ſtirbt als Unterthan, auch nicht einen Augenblick ſeines Lebens hat er das Glück der Souveraineté genoſſen. Ein deutſcher Romeo kann zehn Jahre in Liebesgram verſiechen, ohne jemals mit den heißen Lippen die Wange ſeiner Lieben berührt zu haben. Der Franzoſe iſt mitleidiger gegen unglücklich Liebende. Jeder Neujahrsmorgen iſt ein Jubeltag auch für den Verſchmähteſten; denn mit dem Morgengruß, den er der Dame bringt, iſt auch das Herrnrecht von Arras verbunden, und eine Secunde kann er glücklich ſein wie ein König.

Wenn Sie nun Abends die reichbedeckten Tiſchchen muſtern, ſo finden Sie darauf ein kleines Geſchenk, deſſen Geber Sie nicht eintreten ſahen. Unſichtbar hat er durch einen luſtigen Genius das kleine Packet aus einer Ferne von 80 Meilen in Ihre Nähe zu zaubern gewußt. Es iſt eine Maroquinmappe; der kleine ſtählerne blanke Schlüſſel liegt dicht dabei. Sie öffnen den beſcheidenen Schatz und finden darin eine kleine Bibliothek von zehn niedlichen Büchern. Erſt wenn Sie das letzte herausgenommen haben, finden Sie eine Karte, die Ihnen den Namen des unſichtbaren Gebers verräth, er iſt gleichlautend mit dem, der ſich am Schluſſe dieſes offenen Briefes befindet. Es ſind unſere jüngſten deutſchen Poeten, die ich bei Ihnen einführe und für die ich einen Platz in Ihrer Bibliothek erbitte, in der zwei Drittel der Fächer den Franzoſen eingeräumt ſind und von dem letzten Drit-

Digitized by Google

theil obendrein mehr als die Hälfte den Engländern und nur der Reſt den Deutſchen gehört. Und doch ſtrömt in Ihren Adern deutſches Blut und doch ſind Ihre Lippen, trotz des fremden Accents, der unſerer Sprache aus dem Munde einer ſchönen Frau doppelten Reiz verleiht, ſo mächtig der deutſchen Rede!

Erinnern Sie ſich noch, Eugenie, wie entſetzt ich zurückfuhr, als Sie einſt in Mitten einer lebendigen Unterhaltung über deutſche Poeſie ausriefen: **Mais c'est un de nos plus grands poëtes qui l'a dit: c'est Lamartine.** Ich hatte Ihnen Abende lang Goethe, Rückert, Heine und Lenau vorgeleſen, ich hatte Ihnen auf das Wärmſte bewieſen, daß Belgien zum großen Theil deutſches Gebiet ſei, ich hatte den vollſten Enthuſiasmus für unſere großen Dichter bei Ihnen gefunden, ich hatte Sie vollſtändigſt zur deutſchen Religion bekehrt geglaubt und plötzlich entſchlüpft Ihnen der Ausruf: **un de nos plus grands poëtes: Lamartine.** Ich war an jenem Abende ſehr unglücklich über Ihr tief eingewurzeltes Ketzerthum, das der franzöſiſchen Sprache und Literatur die vollſtändigſten Herrenrechte in Belgien einräumte, das ihr doch nur höchſtens zur Hälfte gehört. Sie wiſſen, wie ich ſeit jenem Abende mit doppeltem Eifer an Ihrer Bekehrung, liebenswürdige Heidin, arbeitete, kein Miſſionär, der auf den Inſeln des ſtillen Meeres für engliſche Hochkirche und Handelsverbindungen thätig iſt, kann mit größerer Befliſſenheit die Bibel anpreiſen und exponiren, als ich die Schönheiten unſerer Klaſſiker Ihnen zu preiſen und zu erläutern mich bemühte. Allerdings mag es weniger angenehm ſein in einer Verſammlung tätowirter, mit Scalpaks und Spießen ausgerüſteter Inſulaner die ſtrengen Wahrheiten der heiligen Schrift auseinander zu ſetzen, als in der warmen Stille eines Frauengemachs beim Halbdunkel der Carcel-Lampe die harmoniſchen Worte eines ſinnigen Dichters vorzuleſen, Auge ins Auge einer leiſe athmenden Hörerin, deren Wangen bei jeder erhebenden Stelle mit roſiger Gluth ſich tätowiren und die keine andere Waffe zur Seite hat, als den ſeelenvollen Blick, der freilich gefährlicher iſt, als der Scalpak der Indianer. Aber wie ernſt ich es mit meiner Miſſion hielt, möge Ihnen meine heutige Sendung aus weiter Ferne beweiſen. Diesmal iſt es ſicherlich nicht der verführeriſche Reiz der kleinen Kapelle, nicht der Lohn aus Ihrem Auge, der mich zum Prieſter macht. Das Maroquinkäſtchen mit ſeinem Inhalt verhilft dem Geber nicht einmal zu jenem eiferſuchterregenden Privilegium, das heute alle andern Neujahrsgaben Ihnen abzwingen. Es iſt der einfache Wunſch, Sie für die Kirche Goethe's und Schiller's feſter zu gewinnen, wie es uns immer ein Troſt iſt, mit Allen, die uns theuer ſind, unter einem Himmel zu leben. Und ſo mögen

denn die Geiſter der letzten Zehn vom jüngſten Regiment, die in dem grünen Käſtchen eingeſperrt ſind, Sie umringen und Ihnen den Beweis liefern, daß die Poeſie in Deutſchland noch nicht erſtorben iſt, wie der dicke Profeſſor, Ihr ehemaliger deutſcher Sprachlehrer, ſoi de Gervinus! immer behauptete. Gleich beim Eröffnen wird Ihnen ein kleines Buch in die Hände gerathen, welches den Titel führt: Ziska. Geſänge von Alfred Meißner. Dies Buch habe ich mit Abſicht obenauf gelegt, da ich ihm den Vorrang vor allen übrigen zuerkennen muß, indem dieſe Dichtung meines Erachtens die bedeutendſte poetiſche Production ernſter Art iſt, die ſeit Lenau's „Albigenſer" in Deutſchland erſchienen iſt.

Ich habe Ihnen oft von jener mährchenhaften Stadt an den Ufern der Moldau erzählt, die abſeits aller neuern Geſchichte ſchweigſam und in ſich ſelbſt verſunken daſitzt, wie eine trauernde Königswittwe, die ein ganzes Geſchlecht untergegangener Helden geboren hat. Ich habe Ihnen oft von meiner ehrwürdigen Vaterſtadt Prag geſprochen, wo jeder Platz die einſtige Wahlſtätte eines geſchichtlichen Kampfes, jeder Palaſt das Gehäuſe eines unvergeßlichen Momentes und der zehnte Stein der Denkſtein einer liedeswerthen That iſt. Dieſe Hochſchule, an der jetzt die Francesconi ihr Weſen treiben, war eine alma mater deutſcher Wiſſenſchaft, die Mutter und Muſteruniverſität der andern deutſchen Hochſchulen. In dieſen Kirchen predigten die erſten und kühnſten deutſchen Reformatoren, in dieſen Straßen durchlebte die Reformation ihre erſte und ſtürmiſchſte Jugendzeit. Von hier aus zog jener gewaltige reformatoriſche Held, kühner, energiſcher und demokratiſcher als ſein Nachfolger in Wittenberg, nach Coſtnitz, um ſeine Lehre durch den Feuertod zu beſiegeln. Von hier aus brach das Heer der Kelchner, grauſamer, aber uneigennütziger und begeiſterungstrunkener als die Reformationsheere unter den länderſüchtigen und engherzigen Fürſten des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, nach Deutſchland auf, zu ſchrecklichen Siegen und Heldenthaten, wie nur das Alterthum und die Napoleonsſchlachten ſie aufzuweiſen haben, und zuletzt nur deshalb unterliegend, weil ſie dem Haß und nicht der Liebe ihre Waffen weihten. Von hier aus breitete ſich jener dreißigjährige Kampf über Deutſchland aus, der für die Gewiſſensfreiheit unternommen, dieſe Freiheit Andern errang, während ſeine Urheber gleich anfangs erlagen, um der Herrſchaft des römiſchen Glaubens für alle Zukunft heimzufallen.

. . . . . Du fremdes Blut,
Du kannſt es freilich nicht in Liedern leſen,
Wie groß dies Volk in alter Zeit, wie gut,
Wie martyrheilig es im Tod geweſen.

Kein Dichterherz hat solchen hohen Tag,
Daß kund er's thäte ganz, wie du gelitten,
Wie du, da rings die Welt in Schlummer lag,
Hochherz'ges Böhmen für das Licht gestritten.
Hier war des heil'gen Feuers erster Herd,
Hier stand des ersten Lichtes Tabernakel!
Vom Scheiterhaufen, der den Huß verzehrt,
Entbrannten Luth'r und Hutten ihre Fackel.
Ein Wort, das heut noch alle Welt empört,
Das Freiheitslosung bleibt für alle Zeiten,
Ward hier zuerst genannt, zuerst gehört,
Und rief das Volk zu unerhörtem Streiten.
„Der Kelch für Alle!" Dieses Donnerwort,
Es trat von hier aus in die Weltgeschichte,
Nun braust es durch der Erde Lande fort
Und ruft der Herrschaft Sclaven zu Gerichte.
Die Trommel Ziska's bracht' es in die Welt
Und sieben Jahre trug es Procop weiter,
Wie ein glührother Stern am Himmelszelt,
Macht es am Schlachtfeld jeden Knecht zum Streiter.
Ob halbverstanden es im Geist geruht,
Die Welt erschrak vor dem gewalt'gen Schalle:
Nicht nur der Kelch mit Christi heil'gem Blut,
Der Kelch des Lichts und Lebens sei für Alle!*)

Ein Sohn dieser alten vulkanischen Stadt, in welcher die Jugend unter mährchenhaften Monumenten, unter räthselhaften Gegensätzen und phantastischen Traditionen großwächst, ein Sohn dieser versteinerten Niobe ist Alfred Meißner, der Dichter des Ziska. Mehr als zwei Jahrhunderte lag Böhmen still und brach im geistigen Winterschlaf. Woher kommt es, daß es jetzt plötzlich so rege wird unter seiner Jugend, wie unter seinen Männern? daß die Gedankenquellen plötzlich wieder flüssig werden? Haben die alten Feuergeister in den untersten Schichten dieses Vulkans sich wieder entzündet und ist die Vegetation auf seinen Flächen ein Zeichen, daß es in seinem Innern kocht? Thatsache ist es, daß in den letzten Jahren alle Blicke sich wieder rückwärts wenden zu den alten glorreichen Perioden böhmischer Geschichte, wo dem Böhmen das stolze Selbstbewußtsein seiner moralischen Kraft, seiner Freiheit und Selbstständigkeit im Herzen pochte. Aber in dieser Begeisterung für die großen Geschichtsmomente Böhmens übersieht man nur eine Kleinigkeit, nämlich daß die Hauptbrücke zur Verbindung der alten Zeit abgebrochen, und die katholische Umwandlung des Landes wie ein breiter Strom das Jetzt von dem Ehemals gewaltig scheidet. Was Böhmen einst so groß machte, das war seine geistige Freiheit; die großartigsten Mo-

*) Ziska, Seite 194.

mente ſeiner Geſchichte hat es im Kampfe für ſie erlebt; die Freiheit der Kirche war die Trägerin und Stütze der politiſchen Freiheit. Das Bewußtſein an der Spitze der Zeitbildung zu ſtehen, ſtählte die Geiſter und gab ihnen Autorität bei ihren Nachbarn und oftmals ein entſcheidendes Uebergewicht. Die katholiſche Umwandlung des heutigen Böhmens iſt jedoch zu ernſt und von zu tiefen Wurzeln, um die Aehnlichkeit zwiſchen Einſt und Jetzt wieder zuzulaſſen. So ſucht denn Jeder die geſchichtlichen Anknüpfungen nach ſeiner Weiſe. Der Adel ſucht das Wiederaufleben der alten Zeiten zur Wiedererlangung ſeiner einſtigen Macht, ſeiner alten landſtändiſchen Herrſchaft, die ihm die Regierung allmälig entwunden hat. Plötzlich begeiſtert er ſich für die ſo lang verachtete Sprache des Landmanns, um der Popularität und des directen Einfluſſes auf die Bevölkerung ſicher zu ſein. Eine ſolche Rückkehr zur alten Geſchichte, die alte Landesordnung Ferdinand I. blankgewichſt wieder hergeſtellt zu ſehen, den Edelmann als Meiſter im Lande, den Bürger als Beiläufer, den Bauer als Robotknecht — kann unmöglich der Geſchmack der modernen Zeit behagen. So ſucht denn ein Theil der Mittelſtände die altgeſchichtlichen Anknüpfungspunkte durch die Belebung der czechiſchen Volksſprache. Nichts iſt gerechter und heiliger als dieſe Volksſache, die den bisher von Schule und Leben ferngehaltenen Bauer und Arbeiter heranzuziehen ſucht zum Herd der allgemeinen Bildung und der gleichmäßigen Berechtigung; es iſt dies ein wahrer Fortſchritt im Intereſſe der Humanität und Civiliſation. Leider gerathen die czechiſchen Patrioten dabei auf Irrthümer und begehen dieſelben tyranniſchen Uebergriffe, die bisher gegen ſie verübt wurden. Hat die Regierung bisher Böhmen wie ein rein deutſches Land behandelt und adminiſtrirt, ſo erklären jetzt die czechiſchen Patrioten das Land als ein rein czechiſches und verlangen, jeder Böhme ſolle ſich als Slave betrachten und das „Böhmiſche" als die dominirende Landesſprache anerkennen. Dies iſt wahrlich auch kein Vorwärts. Um einen Theil der, allerdings durch die Schuld der deutſchen Herren, zurückgebliebenen Bevölkerung mit hinein zu ziehen in den Kreis der europäiſchen Bildung, ſollen alle übrigen ſich zurückſchrauben und die große Culturſprache, die uns bisher mit der Gedankenwelt, der Geſittung und der Entwickelung einer der größten Nationen zuſammenhielt, entſagen, um conſequenter Weiſe nach zwei Generationen den Goethe und Leſſing uns erſt in's Slaviſche überſetzen zu laſſen, um ihn leſen zu können. Das iſt kein Zuſammenhang mit den glorreichen Zeiten unſerer frühern Geſchichte, die uns in allen Geiſtes- und Freiheitskämpfen in den Vordergrund des alten deutſchen Reichs ſtellte, während die neuen Geſchichtsgänge des excluſiven Sla-

vismus uns am Ende an den Schweif der moskovitiſchen Macht binden würde, um uns auf ihren aſiatiſchen Eroberungsgängen über die Leichenfelder unterjochter Bildungsvölker mitzuſchleppen.

Doch, weiß ich, kommt ein Tag noch, wo zum Ringen,
Zum letzten Ringen ſich dies Land erhebt,
Wo es, zu brechen ſeines Zaubers Schlingen,
Noch in der Brüder Fleiſch die Nägel gräbt.
Ein Tag des Kampfs, von Schmerzen und von Leiden,
Wie 'n Becher bis zum Rande übervoll,
Ein Tag, an dem im Kampf ſich ſoll entſcheiden,
Ob Deutſch, ob Böhmiſch endlich ſiegen ſoll.
Ich aber will nicht wiſſen, was ihm werde,
Für eine Löſung dieſem Tag von Blut,
Ich freue mich, daß dann in kühler Erde
Wohl lange ſchon mein müder Leichnam ruht.
Der freie Dichter, deutſchen Blutes Sproſſe
Und doch der Heimath treu in ihren Wehn,
Der ſtets beim Schwächern ſtand als Kampfgenoſſe,
Wie ſollt er dann im Heer der Stärkern ſtehn?
Für Volksthum focht er treu in allen Tagen,
Sein Wort der Loſung war Gerechtigkeit,
Wie ſollt' er nun zum Drängerheer geſchlagen
Beim Unrecht ſtehn im Irrſaal dieſer Zeit?*)

In dieſem quälenden Dilemma ſtehen alle edlen deutſchen Herzen, die in Böhmen geboren ſind. Auf der einen Seite die gerechten Anſprüche der überwiegenden ſlaviſchen Bevölkerung, auf der andern Seite die koſtbaren Errungenſchaften deutſcher Bildung und die zukunftsreiche Entwickelung im Wechſelverkehr der deutſchen Nachbarn und Stammesgenoſſen. Erobernd oder erobert, graut ihnen vor dem Einen und entſetzt ſie ſich vor dem Andern. Die deutſche Bildung in Böhmen begeiſtert ſich nicht minder für die alten glorreichen Zeiten der Landesgeſchichte, aber nicht das Begrenzte, Provinzielle, iſt ihr das Wichtige, ſondern das ewig Menſchliche, das geiſtig Freie, die höhere Männerwürde, die ſchwungvolle Selbſtaufopferung, welche dieſe gewaltigen Männer der Vorzeit zu großen Thaten trieben und dies alte Schweſterland mitten in den Vordergrund des deutſchen Reichs ſtellten, dem es häufig das Banner vortrug in den Schlachten des Geiſtes und der Freiheit.

Unter den jungen Geiſtern, die eine Geſchichte der böhmiſchen Vergangenheit und Zukunft von dieſer Seite auffaſſen, gebührt dem Dichter des „Ziska" einer der vorderſten Plätze. Die deutſche Poeſie hat an den Ufern der Moldau und der obern Elbe in den letzten Jahren manchen reichbegab-

*) Ziska, Seite 200.

ten Jünger erstehen sehen, und der einst in Prag so vereinsamte Carl Egon Ebert hat an Moritz Hartmann, Uffo Horn, Joseph Rank, Friedrich Bach jüngere Genossen gefunden. Schwungvoller, tiefsinniger und formgewaltiger ist jedoch das deutsche Wort in Böhmen niemals erklungen, als in dem „Ziska" von Alfred Meißner.

Sie kennen, liebenswürdige Freundin, meine tiefe Verehrung für Lenau und irre ich nicht, so haben wir zusammen im Morgenblatte die schönen Romanzen „Ziska" gelesen, die jetzt nach dem tragischen Schicksale des übergeistigen Einsiedlers zu Winenden unvollendet als ein Torso in der neuesten Ausgabe der Lenau'schen Gedichte erschienen. Nun denn, lesen Sie, vergleichen Sie Das, was Lenau so schwerwüthig besungen, mit Dem, was Meißner so energisch gestaltete, und Sie werden gleich mir dem jüngern Dichter der Vorzug zuerkennen sowohl in der Auffassung als in der Behandlung seines Stoffes. Freilich war die Tendenz beider Dichter eine ganz verschiedene. Lenau wollte den einzelnen Mann schildern und auch diesen nicht in seiner ganzen Persönlichkeit, der ganze Mann war ihm blos ein lyrischer Höhenmesser; er wollte blos das Schöne und Gewaltige eines solchen Menschennaturells in der Harmonie sowie im Gegensatze mit der lebenden Natur schildern, ja letztere wird oft die Hauptsache und der düstere Hussit wird nur Staffage, wie auf den Landschaften Salvator Rosa's ein wilder Räuberhäuptling nur die Einsamkeit einer gebirgigen Waldpartie zu beleben dient. Alfred Meißner dagegen hat in und um seinen Ziska eine ganze Zeitepoche geschildert. Er hat sich selber Unrecht gethan, indem er den Namen des einzelnen Mannes auf den Titel seiner Dichtung schreibt, er hätte diese durch einen ausgedehntern umfassendern Namen bezeichnen müssen. Kritisches Uebelwollen und Splitterrichterei können ihm vorwerfen, daß der Charakter des Helden nicht genug in den Vordergrund tritt. Ein Portraitstück ist dieses Buch freilich nicht, es ist ein großartiges historisches Gemälde. Vielleicht war der Dichter um einen kurzen, schlagenden Titel verlegen und hat rasch nach dem ersten und kürzesten gegriffen. „Hussiten", „Hussitenkämpfe" hätten den Inhalt des Buches vielleicht besser bezeichnet, wenn es nicht prätentiöser klänge.

Auch ging der ursprüngliche Plan des Dichters wirklich blos dahin, die Heldengestalt des blinden Taboriten zu schildern; aber sein Gedicht wuchs ihm unter den Händen, das Gewaltige der Zeit riß ihn mit sich fort und so wurde er statt zum Sänger eines Helden zum Sänger einer Heldenzeit. Ein ganzes Volk tritt an die Stelle eines Einzelnen und statt einer Geschichte bringt er Geschichte.

Es geht ein Laut durch alle Weltgeſchichte,
In Pauſen von Geſchlechtern zu Geſchlecht
Und ruft der Menſchheit Dränger zu Gerichte,
Verkündend das vergeß'ne Menſchenrecht.
Ein Rufen iſt's von Armen, Unterdrückten,
Aus Nacht, aus Feſſeln, Geiſteszwang und Noth.
Ein Mahnen an die Reichen und Beglückten,
Ein Drängen nach Erkenntniß und nach Brod.
Der Knecht, der es vernommen, denkt an's Sterben,
Und fühlt die Seele heldenhaft empört,
Kein Zwingherr, der ſein Mahnen ohn' Entfärben
Selbſt in dem Schutze ſeiner Schergen hört.

Als Apoſtolen dieſes Rufes treten
Im dürft'gen Kleid und durch den Schmerz geweiht
Der Volksbefreiung herrliche Propheten
Aus niedrer Hütte in die laute Zeit.
Ein Jüngling ſingt zu Sachſen vor den Thüren
Sein geiſtlich Liedlein für ein Stückchen Brod,
Derſelbe, der die Wartburg wird erkühren
Zum Sinai mit Zornesflammenroth!
Ein Bettler ſtirbt, der toll die Welt durchrannte.
Rouſſeau — des reichen Frankreichs ärmſter Sohn,
Und hinterläßt der Welt, die ihn verkannte,
Im Teſtamente — die Revolution.

Dies iſt der Standpunkt für den Charakter der ganzen Dichtung, die eine tiefe geſchichtliche Seele vom erſten Worte bis zum letzten durchweht. Eine Schlacht voll wechſelnder Gruppen und Geſtalten ſtürmt an uns vorüber und die Blitze kühner, zündender Gedanken ſchießen überall hervor und beleuchten den Weg, den der Dichter durchzieht. Die Figur des Ziska ſteigt von Zeit zu Zeit um einen Kopf höher als die ihn umringenden Geſtalten hervor; mehr hat ihm der Dichter in der erſten Hälfte ſeiner Schöpfung nicht eingeräumt, konnte ihm auch nicht mehr einräumen, wenn er der hiſtoriſchen Seele des Gedichts nicht Gewalt anthun wollte. Ziska iſt nur der populairſte Name unter den Huſſitenſtreitern, weil er der gewaltigſte derſelben war, weil das gigantiſche Bild des blinden Heerführers der Phantaſie des Volkes am dauerndſten ſich eingrub; aber der Träger einer beſondern Idee war Ziska nicht, eine minutiöſere Individualiſirung des Einzelcharakters lag außerhalb der Aufgabe dieſer Dichtung, deren Hauptheld ein ganzes Volk, ein ganzer Ideen- und Zeitkörper ſein mußte und zum Theil auch iſt, der Entwickelungsgang eines Kampfes, der an die höchſten Freiheitsgedanken ſchweifend, doch die ſittliche Freiheit nicht erreicht, ſondern gehetzt von äußerer Uebermacht und unverſöhnlicher Verfolgung, und innerlich von Rache-

durſt und Fanatismus getrieben, in ſeinen vulkaniſchen Anſtrengungen ſich ſelbſt unterhöhlt, bis er ausgebrannt zuſammenſtürzt, ein großartiges Schauſpiel ſelbſt in ſeinem Falle bietend.

So oft erklungen durch die Reiche
Von einem Volk der Sterbeſchrei,
Zichn, ſich zu werfen auf die Leiche,
Die Völkergeier auch herbei,
Ihr Flügelſchlag ward oft vernommen,
Die Weltgeſchichte kennt den Ton —
Doch wehe, wenn die Geier kommen
In deinem Namen — Religion!
Dann giebt's kein Hoffen für die Armen,
Kein Halten an ein irdiſch Recht,
Sind Menſchenherzen ohn' Erbarmen,
Sind Pfaffenherzen doppelt ſchlecht.
Ein Morden giebt es wie von Wilden,
Und augenrollend ſtimmt der Wahn
Auf den zertretnen Schlachtgefilden
Sein gräßliches Te Deum an.
Und alſo ſtirbſt du armes Böhmen,
Nie ſah die Welt ein gleiches Weh',
Des Landes Blut aus tauſend Strömen
Erſtarrt in Wintereis und Schnee,
Die Flur wird ſtumm die Städte fallen,
Stets kleiner wird der Kämper Bann,
Allein ein Wahlſpruch lebt in Allen,
Er heißt: Bis auf den letzten Mann!

In dem letzten Drittheil, wo der Dichter den Ziska wieder in den Hauptvordergrund bringt und gleichſam, um der Aufſchrift ſeines Buches zu genügen, das Einzelnleiden, das Einzelnwollen und den Einzelntod deſſelben ſchildert, begeht er ein Vergehen gegen die Harmonie des übrigen herrlichen Ganzen; namentlich hätte Ziska's Tod, wenn er nun einmal die Endſpitze der Erzählung bilden ſollte, großartiger und mit dem Geiſt des Ganzen mehr verflochten behandelt werden müſſen. Und Meißner muß das ſelbſt gefühlt haben, denn er läßt dem „Tod des Ziska" noch den Geſang des alten Taboriten „Zawoi" folgen, der, wie ein Jeremias, trauernd auf den vergeblichen Leichenfeldern ſitzt, während der Dichter ſelbſt die gewaltigen Fäden ſeiner urſprünglichen Tendenz wieder anzuknüpfen ſucht, um in einem glühenden Epilog auf der Gedankenhöhe, auf der er begonnen, auch wieder zu enden.

Doch Sie werden dies Alles ſelbſt leſen und die zahlloſen Schönheiten dieſer Dichtung werden an Ihnen ſelbſt vorüberziehen. Sie werden die Huſſitenpredigt des „Jan von Zelau" leſen und wenn Sie dabei des Düſſeldorfer Leſſing gedenken, der den gleichen Stoff mit Pinſel und Farbe aus-

geführt hat, ſo werden Sie auf den Gedanken kommen, daß der Poeſie doch größere und wirkſamere Mittel zu Gebote ſtehen als der Malerei, oder daß wenigſtens im vorliegenden Falle der Dichter den Maler überboten hat.

Auch die ſinnigen Epiſoden der „Simplicitas“ und der „Nonne“, werden Sie nicht überſehen und vollends gar das erſchütternde Nachtſtück „die Adamiten“. Von der vollendeten Formenſchönheit der Verſe, von der Pracht und dem Reichthum der gewählten Bilder wage ich gar nicht, Ihnen erſt zu ſprechen. Die zweckloſe Lyrik, die abſchweifende Gedankenjagd, die, um einen ſchönen Schmetterling zu fangen, den Hauptweg verläßt und ihn oft nur mit Mühe wiederfindet, ein Fehler, den ſich die öſterreichiſchen Lyriker oft zu Schulden kommen laſſen, iſt überall vermieden. Gedrängt und gepanzert ſchreitet jeder Geſang ſeinem Hauptziele zu.

Aber auf einen tief humanen Zug unſeres Dichters geſtatten Sie mir Ihre Aufmerkſamkeit beſonders zu richten. Wie heiß auch ſein Zorn gegen die Prieſtergewalt und die römiſche Geiſtesknechtung auflodert (und oft thut er im Ausdrucke hier allzuviel), nie hat er ein hartes Wort für die Bekenner ſelbſt; welche Vorliebe er auch für die Märtyrer der Kelchslehre hat, nie wird er verleitet, den Glauben ihrer Gegner auch nur mit einem Worte zu verhöhnen. Im Gegentheil, wie ſchön und edel iſt die fromme und gemüthsreine Gläubigkeit der Nonne geſchildert, wie tief iſt der Schmerz des Landes während des Interdicts aufgefaßt.

O trauervolle Zeit, wo durch die Luft
Kein Glockenton zur Morgenandacht ruft,
Wo man der Liebenden geſchmückte Paare,
Gleichſam verkündend künft'ger Tage Leiden,
Nicht in der Kirche traut, vor dem Altare,
Nein, auf dem Friedhof unter Trauerweiden.
O trübe Stunde, wo der Menſch im Sterben
Vergebens nach der Kirche Troſt verlangt,
Verzweifelnd ſeine Seele haucht und bangt
Ob fromm ſein Thun, vor ewigem Verderben.

Ein Tendenzpoet gewöhnlichen Schlages hätte hier reichliche Reime von vermummen und verdummen angebracht. Meißner aber, ein ächter Dichter, fühlt mit dem Volke auch in ſolchem Schmerze; die Duldung, für die er kämpft, trägt er mild und weich im eignen Herzen. —

Und nun, ſchöne Freundin, werden Sie in ächter Weiblichkeit von mir verlangen, ich ſolle Ihnen etwas über die Perſönlichkeit des jungen Dichters mittheilen, deſſen Schöpfung ich Ihnen ſo warm an's Herz lege, und ich will mit wenigen Worten Ihrem vorausſichtlichen Wunſch entgegenkommen. Alfred

Meißner iſt der Enkel eines frühern Profeſſors der Aeſthetik in Prag, der ſelbſt ein ſehr fruchtbarer Romanſchriftſteller geweſen und es bis an die dreißig Bände gebracht hat, obſchon er nicht, wie Goethe, allen Geiſt ſeiner Familie für ſich aufgezehrt hat, um ſeinen Nachkommen nichts mehr übrig zu laſſen; es iſt vielmehr in dem kleinen Buche „Ziska“ ſeines Enkels mehr Poeſie concentrirt, als ſelbſt in dem gewählteſten Extract jener dreißig Großvaterbände. Alfred's Vater iſt einer der beſchäftigtſten Badeärzte in Böhmen, der ſeinem Sohne durchaus ſein Wiſſen und ſeine Praxis zu vererben Luſt hatte und dieſen daher in die mediciniſche Carrière trieb, wie denn auch der 24jährige Dichter ſechs Monate vor dem Erſcheinen des „Ziska“ den mediciniſchen Doctorhut an der altehrwürdigen Univerſität von Prag erhalten hat. Aber der Drang zur Poeſie iſt eine Herzenskrankheit, gegen die es, auch wenn der Kranke den Doctorhut ſelbſt auf dem Haupte trägt, keine andere Rettung gibt, als Befriedigung und Hingebung. Die glühenden Bilder der Ziskageſänge im Gehirn, duldete es den jungen Arzt nicht länger an den Krankenbetten einzelner Leidenden. Die Krankheit der Menſchheit, die klaffenden Wunden der Geſchichte hatten ſeine Phantaſie in Beſchlag genommen, und er verließ Vaterhaus und Praxis und die Cenſurhoſpitäler Prags, um außerhalb der Grenze Oeſterreichs ſeiner Muſe die Feſſeln zu löſen.

Wird die Veröffentlichung des Ziska ihm nicht für lange Zeit die Rückkehr in ſeine heißgeliebte Heimath verſperren? Wird er nicht das kleine Häufchen öſterreichiſcher Schriftſteller vermehren, die im „Auslande“ halb ſchutzlos, tauſend kleinen und großen Beamtenneckereien ausgeſetzt ſind, weil ihnen ihre heimathliche Behörde grollend den Rücken wendet? Sie kennen dieſe Verhältniſſe, Eugenie, obgleich in Ihrer freien Heimath die Cenſur zu den Fabelthieren gehört. Sie haben mir oft wie einem Mährchenerzähler zugehorcht, wenn ich Ihnen die Fahrten und Abenteuer, die Kämpfe mit Windmühlen und Schafhirten erzählte, die wir armen Gedankenritter von der luſtigen Geſtalt zu beſtehen haben. Sie kennen noch viel ernſthaftere Geſchichten als die unſrigen, denn Ihr Vaterhaus war ja in den dreißiger Jahren eine gaſtfreie Halle für viele unglückliche italieniſche Flüchtlinge, die nach Brüſſel ſich gewendet hatten. Sie ſind groß gewachſen in der Mitte der Hausfreunde Chitti, Graf Arivebene, Luigi und ſo vieler Anderen, welche die ſchöne Amneſtie von 1835 wieder ihrem heimathlichen Herde zuführte. Man müßte ungerecht ſein, wenn man nicht geſtehen wollte, daß ſeit jener Zeit Manches einen mildern Charakter in Oeſterreich angenommen hat. Wir Schriftſteller ſind aber ebenſo ſchlimm daran als zuvor; eben weil man uns

keiner That bezüchtigen kann, die unter das Strafgeſetz fiele, eben weil wir keine Revolutionaire und Complotſchmiede ſind. Eine That kann man thun oder unterlaſſen, eine That kann man ſtrafen oder amneſtiren, aber ein Gedankenleben läßt ſich nicht aus der Seele ſchneiden. Und wenn man uns heute für Alles, was wir bisher geſchrieben, amneſtiren wollte, morgen wären wir wieder in der frühern Lage. So befinden wir uns fortwährend im Halbzuſtande von Geſetzlichkeit und Ungeſetzlichkeit; es iſt nicht eine Krankheit, in der eine Kriſis über Leben und Tod entſcheidet, es iſt eine fortwährende Malaiſe, eine ſtätige Migräne. Die Regierung will ſich nicht entſchließen, von ihren alten Cenſurprincipien abzugehen und wir können nicht unſere Seele umkehren und ausbürſten laſſen. Je größer und wärmer der Zug des Oeſterreichers zu ſeiner ſchönen Heimath iſt, je mehr drängt es ihn, in den Angelegenheiten des Vaterlandes das nothwendige Wort mitzuſprechen, das allen Völkern rings umher, ſogar in Preußen! längſt geſtattet iſt.

Die Freunde Alfred Meißner's ſind in nicht geringer Sorge, daß die Veröffentlichung ſeines „Ziska" ihn in gleiche Lage bringen könne. Dies wäre doppelt und dreifach zu beklagen. Wenn man dem Tagesſchriftſteller, dem Publiciſten grollt, ſo iſt das gegenüber ſeiner practiſchen, ſich ſtets bewußten Thätigkeit erklärlich; er iſt Herr ſeines Thuns und Laſſens und man kann ihm zürnen, daß er ſo thut und nicht anders. Der Dichter aber iſt ein faſt unbewußtes Product der Nation und der Zeit. Wie eine Tanne auf hoher Bergkuppe ſchießt er plötzlich aus der Mitte ſeiner Nation hervor. Wer hat ihn geſäet, wer hat ihn erzogen? Der Same lag unſichtbar da. Als Ferdinand II. Böhmen wieder eroberte, als Se. Maj. unſer gegenwärtiger Kaiſer die Huldigung des Landes in Prag empfing, da hat er das Land hingenommen mit ſeinen Bergen und Thälern, mit ſeinen Silberwerken und ſeinen Kohlengruben, mit ſeinem Goldſand und ſeinem Kies, aber auch mit ſeiner Geſchichte und ſeinen Geiſtern. Das Eine kann nicht von dem Andern geſchieden werden; ſie gehören alle zuſammen, und die geiſtigen Saaten, die allmälig aus den Traditionen eines Landes ſich entwickelt, haben ein ſo tiefes Recht gepflegt zu werden, als die Kornſaaten auf den Feldern.

Die Saat von Dichtern und Denkern, die in den letzten Jahren in Böhmen unter der deutſchen wie unter der czechiſchen Jugend emporgeſchoſſen und deren Reihen mit jedem Tage ſich mehren, hat naturgemäß aus der Geſchichte, aus den Monumenten des Landes ſich entwickelt, ſie iſt nicht von fremdem Boden hineingetragen worden, ſie iſt ein organiſches Gewächs des Ganzen. Darum thäte die Regierung ſicherlich beſſer, ſtatt durch Ab-

ſperrung und Niederhaltung dieſe ganze Generation von Geiſtern gegen ſich zu erbittern, ſie als ein Nationaleigenthum in ihrer vollen Berechtigung anzuerkennen und dem Strome ein geſetzliches und regelmäßiges Bett zu öffnen, in welchem er ruhig und wohlthuend durch das Land fließen kann, ſtatt durch Dämme und Pfähle ihn einzuengen und zu heimlichem, unterirdiſchem Lauf zu zwingen, deſſen Zukunft nicht zu überſehen iſt.

Und doch, ſollte ſie Verfolgung und Strenge für durchaus nothwendig halten, ſo möge ſie uns, die Tagesſchriftſteller treffen, aber den Dichter ehre und ſchone man, denn des Dichters Geiſt iſt ein heiliges Eigenthum der Menſchheit. Jene grauſame Zeit iſt längſt vorbei, wo man bei Belagerung einer Stadt zuerſt nach ihren Kirchen und Monumenten ſchoß. Die Münſter und die Kunſtwerke ſtehen jetzt unter dem heiligen Schutze des Völkerrechts. Die Dichter aber ſind die höchſten und heiligſten Münſter der Nationen.

Ich habe Ihnen einen Neujahrswunſch bringen wollen, Eugenie, und meine Wünſche haben unwillkürlich eine ganz andere Richtung eingeſchlagen. In meinem nächſten Briefe will ich mich bemühen, mehr bei der Sache ſelbſt zu bleiben.

Ignaz Kuranda.

Der vierte Act der „Karlsschüler"

von Heinrich Laube.

Zum Verständnisse des hier folgenden vierten Actes der „Karlsschüler" müssen wir den Gang des Stückes bis zu diesem Acte andeutend erzählen.

Es ist der sechzehnte September 1782 gegen Abend, und wir befinden uns im herzoglichen Residenzschlosse zu Stuttgart. Franziska, Gräfin von Hohenheim, Jahre lang die Geliebte, dann die Gemahlin des Herzogs Karl, liest im Schwäbischen Magazin Schiller's „Triumph der Liebe" und wird in dieser Lectüre von der Generalin Rieger, welche die herzogliche Demoiselleschule in Stuttgart beaufsichtigt, überrascht. Auch die Generalin hat ein Blatt des Schwäbischen Magazins in der Hand mit Schiller's „Phantasie an Laura". Laura ist ihre Pflegetochter und ein Liebling des Herzogs, vielleicht gar eine natürliche Tochter desselben, und sie kommt so eben von der Probe des Clavigo, welche auf dem Schloßtheater mit den Karlsschülern stattfindet, und hat ebenfalls ein Blatt des Magazins mit der „Phantasie an Laura" in der Hand. Sie hält den Karlsschüler Koch für den Verfasser, und als die Generalin sagt, solche Verse könne nur Schiller machen, äußert sie keine besondere Neigung für den ernsthaften, ungalanten Poeten. Unterdeß bringen die Diener Licht und es erscheint der Kammerherr Hauptmann von Silberkalb, vielleicht das Urbild des Hofmarschalls von Kalb, welchen Schiller aus gutem Groll so dumm gemacht habe. Hinter ihm der General Rieger, Commandant des Hohenaspergs. Man erwartet den Herzog, welcher die Treiberlinie zu einer vorbereiteten Jagd besucht und Festlichkeiten zum Empfange hoher Gäste anordnet. Der Großfürst von Rußland wird nämlich erwartet. Silberkalb und Rieger machen kein Hehl daraus, daß sie aufrührerisches Treiben der Karlsschüler zu denunciiren haben und an der Spitze dieses Treibens den Regimentsfeldscheer Friedrich Schiller. Umsonst bitten die Frauen davon abzustehen, der Herzog kommt und die Denunciation geht vor sich. Die jungen Leute, sagt Silberkalb, halten nächtliche Zusammenkünfte in einem Saale der Karlsakademie und haben einen förmlichen Orden gebildet, welchen sie die „Bande" nennen und welcher auf symbolische Bücher verpflichtet ist. Das wichtigste dieser Bücher habe einen grenlichen Löwen auf dem Titelblatte mit der Umschrift: Zerreißt die Tyrannen! Sie wollen ausbrechen in hellen Haufen nach dem Schwarzwalde hinauf und von da alle rüstigen Männer Schwabens hinwegführen nach

der Südſee, um dort ein Reich zu gründen unter neuen, natürlich verbrecheriſchen Grundſätzen. Schiller ſei der Rädelsführer. Rieger, welcher bibliſch redet, ſetzt hinzu, daß die jungen Leute ſeit einiger Zeit in Schaaren hinaufſtrömten auf den Asperg, um den ſogenannten Märtyrer Schubart zu ſehen und zu hören — genug! der Herzog gibt Ordre. Sein Factotum, Sergeant Bleiſtift, ſoll mit Wache Schlag neun Uhr hinüber in den bezeichneten Saal der Karlsakademie und ſeine Leute im Verborgenen aufſtellen. Der Herzog ſelbſt will unbemerkt kommen und dem Treiben der Burſche zuſehen.

Der zweite Act führt uns dann gegen neun Uhr in jenen Saal. Als die Lauſcher nach ihren Poſten unterwegs ſind, kommt Schiller und Koch und ſchütten einander ihr Herz aus, und daß ſie's unter dem Zopfregimente nicht länger aushalten könnten und entfliehen wollten. Schiller nach der Pfalz, Koch (der ſpäter berühmte Maler) nach Welſchland. Schiller, deſſen Räuber ſchon nach Mannheim ſind, hofft durch Dalberg dort eine Anſtellung zu finden und erwartet ſtündlich die hierüber entſcheidende Antwort Dalberg's. Die Scene ſchürzt ſich wie im erſten Acte der Räuber, als Karl Moor den Brief aus Franken erwartet. Die Karlsſchüler, wie Schiller's Räuber genannt, treten lärmend auf, und ihr Laufburſche bringt Schiller den erſehnten Brief. Er iſt von Iffland, dem Franz Moor-Spieler in Mannheim, geſchrieben und meldet abſchlägigen Beſcheid von Seiner Excellenz dem Herrn Intendanten. Es folgt ein ſtürmiſcher Ausbruch von Schiller's Verzweiflung gegen die Großen dieſes verlaſſenen deutſchen Reiches, donnernde Zuſtimmung der Schüler und Aufruf zu Gewaltſchritten. Man will Sitzung und Berathung halten, und vermißt jetzt erſt die ſymboliſchen Bücher, die Anthologie und die Räuber. Laura nämlich hat den Sergeanten Bleiſtift genöthigt, ſie zu der Execution mitzunehmen, weil ſein Sohn Nette Laufburſche der Bande ſei und mit in's Unglück gerathe, wenn er ſie nicht den jungen Leuten helfen laſſe. Sie hat die Bücher als beſonders gefährliche Gegenſtände in ihren Mantel geſteckt und ruft jetzt aus ihrem Verſteck unter die lärmende Verſammlung, um ſie auseinander zu ſprengen: Der Herzog kommt! Die Schüler halten dies aber für einen Scherz des im Kamin die Klarinette blaſenden Nette und ſammeln ſich wieder um Schiller, der an ihrem Treiben keinen Antheil genommen und ſich in die Lectüre eines beſchriebenen Papieres vertieft hat. Dies iſt das neueſte Gedicht Schubart's „die Fürſtengruft." Vorleſen! vorleſen! ſchreien ſie, und Schiller lieſt ihnen die Fürſtengruft vor. In dieſem Augenblicke erſcheint hinten ungeſehen der Herzog und nähert ſich langſam. Beim dritten Verſe ſteht er hinter Schiller, klopft dieſen auf die Schulter und ſagt: Leſ' Er weiter! Entſetzt prallen die Schüler auseinander — Schiller muß dem Herzoge die Fürſtengruft vorleſen. Es folgt Unterſuchung und ſtrenge Nachfrage nach den vermißten Büchern. Sie werden unter dem allgemeinen Titel „Poeſieen" ſtreng verleugnet, Schiller aber verlangt alle Strafe für den Exceß auf ſein Haupt. Man ſieht, daß Laura, welche in ihrem Junker-Mantel vom Hintergrunde aus zugehört, in ſteigende Bewegung geräth bei der Gefahr Schiller's, und bei der edlen, großmüthigen Art, in welcher er ſie beſteht und zur Entſchuldigung der Andern auf ſich zieht. Als der Herzog nun befiehlt, ihm den Degen abzunehmen, ſo eilt ſie unbekümmert um das Schelten des Herzogs gegen ihre Ver-

kleidung herbei, und indem ſie ſich unbedacht den verkleidenden Mantel auf des Herzogs Befehl abnehmen läßt, ſpricht ſie eifrig zu Schiller's Gunſten. Desgleichen die Generalin, welche die Meldung bringt, daß der Großfürſt angekommen ſei, und welche mit dieſer Ablenkung der Aufmerkſamkeit den jungen Leuten zu helfen ſucht. So ſchließt der Act in ſolcher geſteigerten Vertheidigung wie ein Anklang an den zweiten Actſchluß von „Cabale und Liebe". Der Herzog beordert auch die jungen Leute zunächſt in's Schloß hinüber, wo ſie im gelben Saale gewärtig ſein ſollen, noch in dieſer Nacht vor ſeinen Gäſten den Clavigo aufzuführen, die weitere Unterſuchung behält er ſich vor zum Schrecken der Frauen und Schiller's, welche jetzt erſt inne werden, daß der Mantel Laura's dem Hauptmanne Silberkalb übergeben worden und „die Räuber" darin ſtecken geblieben ſind.

Der dritte Act beginnt mitten in der Nacht in dem bezeichneten gelben Saale. Schiller und die Schüler im Clavigocoſtüme ſchlafen ſämmtlich und werden durch die Generalin geweckt, welche ihnen durch Nette Kaffee bringen läßt. Die Hauptſorge iſt der Mantel und Laura. Letztere ſei ganz verändert und der Herzog habe ſie wahrſcheinlich des Intereſſes wegen, welches ſie für Schiller gezeigt, ſcharf in Anſprache genommen, ja er habe wahrſcheinlich vor, ſie dem Silberkalb zur Frau zu geben. Auch ſei ſie in ihrer Störniß noch nicht des Mantels wieder habhaft geworden, wenn aber dem Herzoge ein Exemplar der Räuber, welche er noch nicht kennt, in die Hände falle, dann ſei Schiller mit dem Asperge gefährdet. Da tritt von der andern Seite Rieger auf, zwei Grenadiere hinter ſich mit großen Stößen der Räuber-Exemplare, welche in Schiller's Wohnung gefunden worden ſind. Umſonſt wird die hinzukommende Gräfin um Hülfe beſchworen. Sie iſt verletzt, weil ſie geglaubt hat, die Gedichte im Magazin ſeien an ſie gerichtet, nun aber weiß, daß alle der Laura gegolten. Man hört Fanfare; der Herzog kommt mit ſeinen Gäſten zur Theatervorſtellung, die beginnen ſoll, und er beſeitigt auch ohne weitere Frage nach dem Inhalte die Grenadiere mit den ſtaubigen, hierher nicht gehörigen Bücherballen. Dieſe Gefahr iſt alſo vorüber, und während hinter der Scene die Clavigo-Vorſtellung ſtattfindet, hofft man, Laura werde von Silberkalb den Mantel zurück erlangen. Das geſchieht auch, da dieſer kein Arg auf den Mantel hat und aus dem veränderten nachdenklichen Weſen des Mädchens die Hoffnung ſchöpft: des Herzogs Andeutung habe die Gemüthswandelung des Mädchens für i h n bewirkt. Als ſie aber nun mit dem wiedererlangten Mantel raſch abgehen will, erkennt er ſeinen Irrthum, und als auf ſeine Anklage, ſie habe ihn getäuſcht, Laura mit vollem Herzen unvorſichtige Worte erwidert, wird ſein Verdacht zur Gewißheit. Mit dem Vorwurfe trügeriſcher Täuſchung, welcher für Laura in ſo liebevoll aufgeregter Seelenſtimmung der peinlichſte Vorwurf iſt, treibt er ſie zu weiterem Eingeſtändniſſe, und als er beſtimmt weiß, daß es die geſuchten Bücher ſind, entwindet er ihr dieſelben durch täuſchende Gründe: daß nur ſolche Heimlichkeit, an welcher ſie ſelbſt Theil nehme, den Herzog gegen den jungen Poeten erbittere und daß Alles mit einem Verweiſe abgemacht ſei, ſobald man dem Herzoge mit Offenherzigkeit entgegenkomme. Kaum hat er die Bücher, ſo erſcheint der Herzog in großem Zorne. Er findet die Darſtellung des Clavigo abſcheulich, namentlich den Schiller ſelbſt in der Titelrolle und befiehlt, der Vorhang ſolle fallen und die Burſche, der Schiller be-

ſonders, die ihm Schande machten vor ſeinen Gäſten, ſollten daher kommen. Und nun überſchüttet er Schiller mit Vorwürfen. Dieſer, entmuthigt durch all die Schläge, welche in ſchneller Folge ihn treffen, beſonders durch das Verleugnen früherer Geneigtheit von Seiten der Gräfin, verſtört durch den drohenden Verluſt Laura's, welche er allenfalls dieſem „Zuckermann" Silberkalb geneigt glaubt, beſtürzt durch das Mißglücken ſeines Clavigo's, irre an all ſeinen Kräften und Fähigkeiten, Schiller ſagt Ja zu allen Vorwürfen des Herzogs, und nun kommt das oft genannte, aber bisher immer verborgen gebliebene „Spitzbubenſtück", es kommt das Räuber-Exemplar wirklich vor den Herzog! Silberkalb überreicht es in Laura's Namen! In Laura's! Wie tief auch der Groll des Herzogs erſcheint, der ihm befiehlt, ſich als Gefangenen auf die Schloßwacht zu begeben, Schiller hört und ſieht nichts, als daß ſie ihn verrathen, ihn, an den Niemand glaube, der alſo auch kein Poet ſei. In dieſer Verzweiflung iſt er auf dem Wege nach ſeinem Gefängniſſe, da ruft Laura, welche allein zurückgeblieben, ſeinen Namen, und es folgt eine große Scene zwiſchen ihm und ihr. Sie endigt damit, daß ſich ihre Herzen finden und ausſprechen, und daß Schiller ruft „Nun bin ich auch ein Dichter!" „Das biſt Du gewiß!" ruft Laura, „aber ſtill, man überraſcht uns" — Silberkalb tritt oben aus der Theaterthür — Schiller dagegen ergreift ihre Hand und ruft „Heerſchaaren von Feinden mögen kommen, ein Augenblick gelebt im Paradieſe wird nicht zu theuer mit dem Tode gebüßt!"

Mit dieſen Worten, welche er ſpäter dem Carlos in den Mund gelegt, ſchließt der dritte Act.

Vierter Act.

Saal. Links und rechts je zwei Seitenthüren. Im Hintergrunde ſieht man die Landſchaft.

Erſte Scene.

Gräfin (das Exemplar der Räuber in der Hand haltend tritt eilig aus der erſten Thür links. Generalin.

Generalin. Die Parade kann noch nicht zu Ende ſein! Rieger wollte fort, ſobald er nur die Parole erfahren und ich hab' ihn noch nicht vorbeireiten ſehen.

Gräfin. Ich wollte, er wäre fort! Mich peinigt eine namenloſe Angſt, und ſo lange er da iſt, fürchte ich das Schlimmſte.

Generalin. Das Buch iſt alſo wirklich ſo arg?

Gräfin. Entſetzlich, Bäbele, entſetzlich!

Generalin. Ach, Ihr vornehmen Leute übertreibt Alles — der Schiller kann nichts Böſes ſchreiben.

Gräfin. Was iſt in dieſem Falle bös? Was dafür gilt! — Meine Meinung bleibt —

Generalin. Den Schiller heraufbringen zu laſſen —

Gräfin. Das iſt jetzt zu ſpät. Der Herzog könnte kommen, und ihm muß er, wenn irgend möglich, wenigſtens heute nicht in's Gedächtniß gerufen

werden — der Eindruck, welchen das Buch auf den Herzog gemacht hat, ſcheint fürchterlich zu ſein. Bäbele, ich bin doch an ihn gewöhnt; aber ich zittere jetzt noch, wenn ich daran denke, wie er mir heute Morgen das Buch gab. Er hat offenbar auch in der Früh kein Auge zugethan, ſondern nur geleſen; ſein Auge war ſtarr, ſeine Hand heiß, ſeine Stimme trocken und er ſprach nur das eine Wort: Lies!

Generalin. Und nun wird er Dein Urtheil hören wollen.

Gräfin. Ja —

Generalin. Und Du biſt ſeit Kurzem nicht gut zu ſprechen auf den jungen Mann.

Gräfin. Ach, nicht doch!

Generalin. Du wirſt nicht mit beſonders günſtigem Auge geleſen haben —!

Gräfin. Sei nicht thöricht, Bäbele, jetzt ſolcher Spielereien zu gedenken. Es handelt ſich um Freiheit und Leben des Schiller. Er muß fort von hier; die Flucht allein kann ihn retten; ich kann ihn nicht mehr retten, nachdem der Herzog dieſe Räuber geleſen —

Generalin. Du großer Gott! —

Gräfin. Was iſt Dir?

Generalin. Jetzt hältſt auch Du die Flucht für nöthig — nun muß es ſchlimm ausſehn.

Gräfin. Schlimm? Lebensgefährlich!

Generalin. Und er will nicht!

Gräfin. Wer? Was?

Generalin. Schiller —

Gräfin. Du haſt ihn geſprochen?

Generalin. Ja.

Gräfin. Er will nicht fliehen?

Generalin. Nein.

Gräfin. Iſt er raſend?

Generalin. 's iſt ſo was wie Raſerei.

Gräfin. Bäbele —!

Generalin. Soll ich Dir's denn ſagen?

Gräfin. Bäbele —! Wie ſoll ich helfen, wenn ich nicht Alles weiß!

Generalin. 's macht Dich am End' wieder bös — wir haben das Mädchen verkannt, Franzel, die Laura iſt ganz anders, als wir dachten. Das merkte ich heute beim Frühſtück. Deshalb ging ich bei Zeiten zum Schiller hinab. Der Offizier hat keine beſondere Ordre, er läßt ihn frei heraus in den Bogengang, und wie fand ich den Schiller?

Gräfin. Nun?

Generalin. Unbekümmert um ſein Schickſal, ſtrahlend von Glück und Uebermuth.

Gräfin. Bäbele! Die jungen Leute —?!

Generalin. Sind offenbar einig mit einander!

Gräfin. Die Unglücklichen!

Generalin. Ach, ſie ſind ſo rührend, das Kind in ſeiner ſtillen Seligkeit, der Schiller in ſeiner lauten Schwärmerei — (weint) es könnte einen Stein erbarmen, daß dieſe beiden Leute nicht glücklich werden ſollten!

Gräfin. Die Unglücklichen — wenn der Herzog eine Ahnung davon hätte, ſo wäre Schiller jetzt ſchon in Ketten und Banden! 's iſt ja auch eine Kinderei! Nun bete zu Gott, daß der Herzog gleich hinaus reitet zur Jagd, ohne nach ihm zu fragen.

(Trommel und klingendes Spiel im Schloßhofe.)

Generalin. Da iſt er!

Gräfin. Das iſt er! hinweg! Wenn ich ihn nur ſelbſt vermeiden könnte, damit ich nichts über das Buch zu ſagen brauchte! Aber er wird mich aufſuchen — Schiller muß aus Stuttgart ſein, ehe der Herzog von der Jagd heimkehrt!

Generalin. Das thut er nicht!

Gräfin. Er muß; da kommt der Herzog! Ruf' die Laura zu mir! Gott ſchütz' uns alle! So ſieht er aus, wenn er ein Todesurtheil unterſchreiben will. Hinweg! Und ruf' mir die Laura!

(Beide links ab.)

Zweite Scene.

Der Herzog — Hauptmann — Rieger — Bleiſtift.

Der Herzog (hält das Blatt „Magazin," welches der Hauptmann im erſten Acte vom Sopha entwendet, in der Hand. Er iſt ſehr ernſt und nachdenkend, beinahe feierlich. Zu Rieger:) Wartet! (Rieger bleibt auf der Schwelle ſtehen; auf einen leichten Blick folgt der Hauptmann dem Herzog in den Vordergrund.) Weiß Er gewiß, daß Er ſich nicht getäuſcht hat?

Hauptmann. Gewiß, Durchlaucht.

Herzog. An den Freiherrn von Dalberg hat Er alſo geſchrieben?

Hauptmann. Zu Befehl, Durchlaucht.

Herzog. Und hat es dringend gemacht?

Hauptmann. Ueberaus dringend. Ich habe die Anſicht Ew. Durchlaucht über Dergleichen ausführlich geſchildert, und wie Hochdieſelben es äußerſt ungnädig vermerken müßten, wenn ein offenbar unreifes Theaterſtück —

Herzog. Weniger und mehr als unreif.

Hauptmann. Von einem Ihrer Karlsſchüler öffentlich aufgeführt werden ſollte. Das Stück ſei übrigens Wurzel und Stamm einer Conſpiration —

Herzog (macht eine verneinende, geringſchätzige Handbewegung.)

Hauptmann. Und könne nur übeln Leumund über Erziehung und Geiſtesrichtung in Würtemberg erzeugen —

Herzog. Sehr richtig! Es macht dieſe Vorausſicht Seinem Scharfſinne Ehre, da Er ja das Stück nicht geleſen hatte.

Hauptmann. Ich wußte doch Durchlaucht, was es mit dieſen ſogenannten Genies der bourgeoisie für eine Bewandtniß haben konnte

Herzog (ſieht ihn an von oben bis unten). Und Er hofft —?

Hauptmann. Ich bin feſt verſichert, daß Herr von Dalberg, ein Cavalier

von Geſchmack und von großer Ergebenheit für Ew. Durchlaucht, uns ſogleich willfahren und die Pièce mit meinem Courier heute noch remittiren werde.

Herzog. Ich danke Ihm, Hauptmann, für dieſe Fürſorge. Er hat mir einen großen Dienſt damit geleiſtet. Unterrichte Er mich ſogleich, wenn der Courier kommt (geht langſam und unſicher auf ſein Zimmer zu und bleibt davor ſtehen). Sergeant!

Bleiſtift. Sire!

Herzog. Die Jagdpferde ſatteln laſſen und fertig halten.

Bleiſtift. Service, Sire! (ab.)

Hauptmann. Ich erlaube mir, Durchlaucht darauf aufmerkſam zu machen, daß ein Wetter im Anzuge iſt —

Herzog (geht langſam nach der Glasthür und ſieht nach dem Himmel).

Hauptmann. Und daß vielleicht auch eventuelle Ordres wegen des Feuerwerks nöthig wären.

Herzog (für ſich.) Wetter gegen Wetter! Sturm gegen eine Wolke, und das bei Zeiten, ſo lange die Wolke einzeln iſt. — (ſich umwendend) Adieu!

Hauptmann (ſich verbeugend — ab.)

Herzog. Rieger!

Rieger. Durchlaucht —

Herzog. Du ſollſt dabei jedes Aufſehn vermeiden — wegen der Fremden. Ich bin vor Abend wieder hier, um die Gräfin abzuholen. Bis dahin triff Deine Vorbereitungen nur in aller Stille. Erſt wenn Du das Signal zum Feuerwerke vom Jagdhauſe aufſteigen ſiehſt, dann erſt richt' es in's Werk.

Rieger. Wenn aber der Jerobeam unterdeſſen das Anzünden der Stoppeln merkt und hinweg trachtet?

Herzog. Ach was! wofür ſind die Thorwachen da, und wären dieſe blind, ſo hätten ihn ja die Reiterpatrouillen in fünf Minuten; er hat auch ganz Anderes im Sinne. Alſo mit einbrechendem Abende. Warte dort im Dienſtzimmer, bis Du mich fortreiten ſiehſt.

Rieger ab; der Herzog bleibt einen Augenblick nachdenklich in der Mitte ſtehen.

Dritte Scene.

Herzog — dann Gräfin.

Herzog (geht an die Thüre links und öffnet ſie.) Franziska! — Ruft Eure Herrin! Ich laſſe ſie bitten —

Gräfin (eintretend.) Du haſt befohlen —

Herzog (in Gedanken und ſie nicht anſehend.) Willſt Du der Jagd zuſehen —?

Gräfin. Du weißt, daß ich dieſes grauſame Tödten in Maſſe nicht gern vor Augen habe —

Herzog (einen halben Blick auf ſie werfend.) Es wird raſch vorüber ſein. Halte Dich alſo jedenfalls bereit, mit Anbruch des Abends hinauszufahren zum Feuerwerk, dann zum Souper und Balle — ich werde Dich ſelbſt abholen.

Gräfin. Könnte ich nicht diesmal wegbleiben?

Herzog. Nein — und warum willst Du das?

Gräfin. Ich fühle mich gar nicht gestimmt zu Festlichkeiten.

Herzog. Wenn Du eine Fürstin sein willst, mußt Du Deine Stimmung unterordnen können.

Gräfin (seufzt.)

Herzog. Und besonders diesen Fremden gegenüber darf nichts unterbleiben, was Deine Stellung neben mir in Zweifel lassen könnte. Ich kann Dich nicht ebenbürtig machen, aber ich kann zeigen, daß Du gesetzlich die Gattin meiner Wahl bist und daß ich Respect verlange für mein Gesetz und meine Wahl. — Pause. — (Mit tieferer Stimme) Hast Du das Buch von Schiller gelesen —?

Gräfin. Ja.

Herzog. Ganz?

Gräfin. Ganz.

Herzog. So rasch?

Gräfin. Es fesselt wie mit glühenden Ketten.

Herzog. Wie mit glühenden Ketten, die den Gefangenen bis auf's Mark verbrennen — was sagst Du zu dem Buche?

Gräfin. Mir stürmt und tobt es durch Haupt und Adern — mein Verstand hat noch kein Urtheil darüber.

Herzog. Kein Urtheil?

Gräfin. Ich bin auch parteiisch befangen — noch gestern war ich schwach genug, mich auf Versen dieses Dichters zu wiegen, welche ich an mich gerichtet glaubte.

Herzog. Du bist — aufrichtig.

Gräfin. Das bin ich.

Herzog. Kennst also auch die andern Verse? (Das „Magazin" hervorziehend.)

Gräfin. Ich kenne sie.

Herzog. Solch' ein Räuber-Poet ist nicht blöde. Wie lautet Dein Urtheil über das Buch?

Gräfin. Ich wag' es nicht, eins zu fällen!

Herzog. Du wagst es nicht? Du findest das Buch nicht — entsetzlich?

Gräfin. Entsetzlich — ja.

Herzog. Nun also! (Pause — halblaut) Was ist mir Alles begegnet seit ich das Land regiere, was hab' ich zu leiden, zu kämpfen, zu zürnen, zu strafen gehabt mit dieser Landschaft, und nichts, nichts hat mich so furchtbar betroffen, als dieses Buch. — Gleichsam in meinem Schooße ist es entstanden, ein Hohn meines ganzen Lebens; eben so furchtbar muß die Strafe sein an Buch und Autor.

Gräfin. Carl!

Herzog. Wenn ich meinem eignen Leben, meiner Stellung, der ganzen Welt des gesetzlichen Bestandes gerecht sein will.

Gräfin. Carl!!

Herzog. Dem Henker muß Buch und Autor verfallen! —

Gräfin. Carl, das wirſt Du nicht!!

Herzog. Wenn hieran nicht ein Exempel ſtatuirt wird, ſo bricht die Sündfluth über uns herein, und verſchlingt die beſtehende Herrſchaft und wir verdienen unſern Untergang, da wir unſern Erbfeind nicht erkannt und nicht erſchlagen haben.

Gräfin. Mir ſchwindelt. Du haſt Unrecht, Carl.

Herzog. So?

Gräfin. Du mußt die Spreu von dem Weizen ſondern. Das Buch hat neben den entſetzlichſten Dingen Züge von Größe, welche nur den auserwählten Menſchen eigenthümlich ſind, ja das Geſchmackloſe, das Entſetzliche ſelbſt darin iſt von verwegener Größe.

Herzog. Wenn man die Frechheit hat, jeder Sitte, jedem Geſetze, jedem Glauben Hohn zu bieten, dann iſt es keine Kunſt, einen Augenblick groß zu erſcheinen, denn man iſt, wie das Raubthier, den edelſten Weſen auf Hals und Haupt geſprungen, und erſcheint groß, weil die erkorene Beute hoch gewachſen iſt. Gelingt der tödtliche Biß, dann ſtürzt das Raubthier mit der niedergeworfenen Größe in den Staub, und es wälzt ſich Hoch und Niedrig in gleichmäßiger ſchmuziger Niedrigkeit umher.

Gräfin. Ich kann Deinen politiſchen Ideen nicht folgen, ich bin eine Frau. Als ſolche empfinde ich aber, daß mitten unter allem Entſetzen eine Seele in dieſem Buche waltet, welche voll edler Wallungen iſt. Deshalb wiederhole ich: Du thuſt Unrecht, Carl, wenn Du auf ſtrenge oder gar gemeine Strafe ſinnſt gegen den Autor.

Herzog (heftig.) Unrecht? — (milder.) Du haſt Verſtand genug, die politiſche Lage der Welt zu würdigen, Du haſt mir's ſeit Jahren in täglicher Unterredung bewieſen. Verſtocke Dich nicht hierbei aus perſönlicher Sentimentalität für dies unglückſelige Menſchenkind, welches eine alltäglichr Weiberſeele durch ſchimmernde Phraſen beſtechen mag. Es iſt kein Schülerſpaß mehr, der verſcharrt und vergeſſen werden kann: das Buch iſt hinausgeworfen in die Welt, es wird ſein lautes Echo finden, wie jeder wilde Schrei, denn das Publicum iſt ein gedankenloſer Berg, der jedem heftigen Anprall antwortet. Freilich iſt Talent in dem Patrone! Was Du als befangenes Weib die Seele nennſt, das iſt ſein Talent. Hätte er dies nicht, was würde ich mich bekümmern und betrüben um die Fratze!? Dies Talent eben wird die Menſchen verführen, daß ſie das Verbrecheriſche eben ſo beifällig aufnehmen, wie das Harmloſe, und darum iſt es meine Pflicht, an Autor und Buch ein warnendes Exempel aufzuſtellen. Dies ſchreckende Exempel allein kann die Menſchen belehren, daß hier ein Verbrechen vorliege, welchem man aus dem Wege gehen ſolle —

Gräfin. Schiller iſt kein Verbrecher!

Herzog. Aber ſein Buch iſt ein Verbrechen! — Du kennſt die drohende Lage der Welt ſo gut als ich, kennſt das ſchreckliche Gewitter, welches jenſeits des Oceans donnert und blitzt und hagelt und Alles das verwüſtet, was unſere Vorfahren ſeit Jahrhunderten mühſam aufgebaut in Europa. Alles das wird von

Grund aus zerstört in jenem Nordamerika und jener Washington sichert der Neuerung eine für uns verderbliche Dauer. Die wildesten Gedanken der Neuerung sind bereits nach Europa ausgestreut worden durch Franzosen und Polen und durch unsere eignen Hülfstruppen —

Gräfin. Die Ihr verkauft habt —!

Herzog. Und diese wilden Gedanken haben in diesem Augenblicke vollständig gesiegt! Europäische Fürsten haben sie sanctionirt: vor einer Stunde ist mir die officielle Nachricht zugegangen, daß Frankreich am 3ten dieses Monats Friede mit England geschlossen und die sogenannte Freiheit Nordamerika's, will sagen: die Republik! garantirt hat. Der zerstörende Vulkan ist jetzt gesetzlich gesichert, und wo ist die Hülfe für das alte Recht und für uns Fürsten? Wo ist sie? Sieh' Dich um! In England etwa? Das ist erschöpft und ist von lange her unserer fürstlichen Macht eine gefräßige Stiefmutter. Oder in Frankreich? Das alte schöne Frankreich ist verdorben. Da wirthschaften jetzt die überspannten Lafayette's, die frechen Beaumarchais', welche den Boden untergraben; da gährt es in allen Winkeln und der König ist ein gutmüthig schwacher Mann. Oder ist etwa bei uns dahier im deutschen Reiche Hülfe zu erwarten, wie? Handelt nicht unser Kaiser Joseph, als ob er bei diesem Washington in die Schule gegangen wäre, und ist der große Friedrich etwa noch eine Stütze? Wahrhaftig nicht! Hat er mich nicht verleugnet im Kampfe gegen meine Landschaft? Ist er nicht bei aller seiner königlichen Macht durch und durch angesteckt von Neuerungen und sei er wie er's sein kann, ein wirklicher König und Herr, steht er nicht schon mit einem Fuße in seiner Gruft zu Potsdam? Laß ihn verschwinden in dieser Gruft, wer wird den krachenden Sturz unsers alten Reichs und Rechtes aufhalten? Wer? Und (mit steigender Heftigkeit) in solcher Lage soll aus meinem Würtemberg ein Schauspiel hervorgehen, welches die frechste Empörung verherrlicht, und ich, der gefürchtete Herzog Carl, soll dies ruhig geschehen lassen? Der Kinder Spott zu werden verdient' ich, wenn ich die Bedeutung und die Gefahr nicht einsähe und ihr nicht einen Denk- und Grenzstein errichtete so hoch wie der Galgen!

Gräfin. (Macht bei den letzten Worten eine Bewegung des Entsetzens und der Abwehr.) Ich weiß nicht, ob solch ein Zusammenhang mit dem Schauspiele eines jungen Poeten zu suchen und zu behaupten ist; ich weiß nicht, um wie viel Dein Zorn die Erscheinungen und die Verhältnisse vergrößert, aber ich weiß, daß keine Macht der Erde stark genug wäre, durch Verbot und Strafe solchen Zusammenhang zu zerreißen, wenn er besteht, und ich weiß, daß es meinem Innersten widerstrebt, einen begabten jungen Mann wie eine (entrüstet) Beute des Henkers behandelt zu sehen! — Für mich ist hier kein menschlicher Zusammenhang! Was hat er gethan? Eine wilde Phantasie hat er niedergeschrieben und sie dem Urtheile der Welt vorgelegt. Das ist Alles. Beurtheilt sie, verurtheilt sie. Das Buch ist Euer, der Verfasser nicht. Vergreift Ihr Euch an ihm, so vergreift Ihr Euch an demselben alten Rechte, dessen Untergang Ihr verhüten wollt. Gott gab jeder Creatur das Recht, seine Welt anzusehn mit eignen Augen, seine Welt innerlich nachzuschaffen mit eignen Kräften. Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und lasset Gott was Gottes ist. Die That des Poeten mag

Euer ſein, ich will's nicht beſtreiten, obwohl auch Dies mir widerſtrebt — der Poet aber iſt Gottes. Du vergreifſt Dich an Gottes vorbehaltenem Eigenthume, wenn Du den Dichter, Gottes ewigen Quell von unerhörten Dingen, vor Dein beſchränktes weltliches Tribunal ſchleppſt!

Herzog. Du phantaſirſt!

Gräfin. Spotte nicht, Carl! Spotte nicht! Dein Spott träfe das Edelſte, was wir Beide gemeinſchaftlich beſitzen, unſere Liebe, unſere Ehe. Was ich da geſagt, das iſt der Kern meiner Seele. Verachteſt Du's, ſo ſcheideſt Du uns von einander.

Herzog. Weib!

Gräfin (mit ſchwärmeriſchem Feuer.) Weil ich ein Weib bin, leb' ich und ſterb' ich dem Ideal meiner Seele. Carl, Du verlierſt mich, ich verliere Dich, wenn die Kluft, welche Du da aufgeriſſen haſt zwiſchen uns, unausgefüllt bleibt.

Herzog. Weib!

Gräfin. Höre genau, Carl, ich phantaſire nicht; mein ganzes Innere erzittert vor der Wahrheit des Wortes: Du verlierſt mich, ich verliere Dich, wenn dieſer grelle Unterſchied wirklich zwiſchen uns beſteht, wenn Du wirklich einen unſchuldigen Dichter den Henkern überliefern kannſt, weil Dir ſein Gedicht nicht gefällt, wenn Du wirklich das Unendliche behandeln kannſt, wie das Gemeine. —

Herzog. Franziska —!

Gräfin. Denn Du biſt dann nicht mehr der Carl von Würtemberg, den ich lieben mußte, trotz aller Noth und Qual und Schmach und Erniedrigung, welche dieſe Liebe über mich gebracht. —

Herzog. Schmach und Erniedrigung —?!

Gräfin. Ja wohl, Schmach und Erniedrigung war's, als ich Jahre lang neben Dir einhergehen mußte ohne geſetzliche Weihe, als die ehrbare Bürgersfrau ſchamhaft ihr Haupt von mir abwandte, weil mich ihr Herz der Schamloſigkeit zieh und der Frechheit. All Deine äußerliche Pracht und Herrlichkeit, die Du über mich warfſt, ſie konnte dieſen Stachel nicht abſtumpfen, der mein Herz zermarterte, und für den Herzog von Würtemberg hätte ich nimmermehr das Alles erlitten! ich erlitt' es für jenen Carl von Würtemberg, dem ich mich verbunden glaubte in voller, edler Sympathie der Seelen; ich erlitt' es für Dich, Carl, deſſen männliche Seele, deſſen edle Seele ich liebte. Liebe für den edlen Mann war meine Entſühnung. Muß ich jetzt, nachdem ich Dein Weib geworden, entdecken, daß in der Bruſt dieſes Carl kein Organ wohnt für eine tiefſte Empfindung des Menſchen, für eine Empfindung, welche den Glauben an Gott bethätigt; kein Organ für die Würdigung des Dichters, aus welchem Gott redet, wie entſtellt auch Gottes Ausdruck laute, muß ich jetzt entdecken, daß Du kleiner biſt als ich gedacht, dann, Herzog Carl, iſt mein Herz in furchtbarer Täuſchung befangen geweſen, dann biſt Du nicht der edle Mann, der mich entſühnen gekonnt, dann werden alle die Schlangenbiſſe der Schmach und Erniedrigung wieder lebendig, die Vergangenheit iſt nicht überwunden, ſondern wird die Hölle meines Herzens, ich bin alsdann das unglücklichſte Geſchöpf in Deinem Reiche und ich habe Dich, Du haſt mich verloren. —

Herzog. Du übertreibſt Dich und überreizeſt Dich, Franziska. —

Gräfin (leiſe.) Das ſagt der Mann immer, wenn ihm das Leben des Weibes unerwartet enthüllt wird.

Herzog (nach einer kurzen Pauſe.) Ich kann Deinem überſpannten Eigenſinne gefällig ſein, denn ich liebe Dich. Aber ich kann es nur auf Koſten meiner perſönlichen Wünſche, ich kann es nicht auf Koſten des Staates. Und dies Buch iſt nicht gegen mich, es iſt gegen die Geſellſchaft, gegen den Staat gerichtet. Erniedrige nicht Deinen Herzog Carl dadurch, daß Du ihm weibiſche Willfährigkeit anſinneſt, wo man männliche Kraft von ihm erwarten, fürſtliche Strenge von ihm fordern darf. Hindre mich nicht, Fürſt zu ſein. (Weich.) Sei billig gegen mich — opfere nicht einer poetiſchen Grille den Mann Deines Lebens. — Und jetzt ſchmücke Dich, damit Du mich ſpäter begleiten kannſt zum Feſte auf der Solitude.

Gräfin. Mit ſolchem Pfeil im Herzen kann ich kein Feſt begehen!

Herzog (ſtreng.) Franziska! — Du wirſt Einſicht finden! Dieſe Fremden ſehen mit hundert Augen auf Dich — eine glückliche Ehe beneiden ſie, auch wenn ſie Deiner nichtfürſtlichen Herkunft ſpotten möchten: jedes Zeichen einer nichtglücklichen Ehe aber ergreifen ſie als die willkommenſte Beute für böſen Leumund. Du wirſt Einſicht finden, wirſt Du?

Franziska (ſehr weich.) Carl! erlöſe mein Herz von der quälenden Angſt um den Dichter!

Herzog (ſtreng.) Franziska!

Franziska. Alles Andre iſt ja unbedeutend daneben. Mit dieſer furchtbaren Frage aber ſteht und fällt Dein und mein Leben, glaub' es mir! ſteht und fällt Dein Ruf und Ruhm im Vaterlande, in der Geſchichte, das weiß ich, Carl —

Herzog. Ich weiß es auch, und deshalb bin ich ſtreng und handle raſch.

Gräfin. O mein Gott, mein Gott, wie unmächtig iſt das Weib, wenn es nicht geliebt wird.

Herzog. Franziska!

Gräfin (angſtvoll.) So zögere wenigſtens mit dem Gericht! Du biſt übernächtig, Du biſt aufgeregt, laß die Sonne untergehen und wieder aufgehen, ehe Du beſchließeſt. Sei nicht grauſam, um gerecht zu ſein! Zu Deinen Füßen beſchwöre ich Dich —!

Herzog (ſie aufhaltend.) Franziska, Du biſt außer Dir!

Gräfin (erſchöpft.) Ja wohl, und mit Fug und Recht, denn Du verſtehſt nicht, daß es ſich um Tod und Leben für uns Alle handelt.

Herzog (geht unruhig auf und ab und bleibt dann plötzlich vor der Gräfin ſtehen.) Ich will Dir meinen guten Willen zeigen — ſo weit ich kann. Ich will den jungen Menſchen noch einmal ſprechen — (geht raſch hinten an die offene Thür) heda! ruf' den Schiller herauf zu mir! (zurückkommend.) Sein Schickſal ſei hiermit noch einmal aber zum letzten Mal in ſeine Hand gegeben. Du ſiehſt, ich bin billig. —

Gräfin (reicht ihm die Hand.)

Herzog. Schiller iſt wahr und ehrlich — ich werde ſehen, ob eine Aus-

gleichung möglich iſt, ich werde erwägen, wie viel er verſprechen, wie viel er halten kann. Biſt Du zufrieden?

Gräfin. Ich danke Dir wenigſtens — Gott möge es zu unſerm Beſten lenken.

Herzog. Das möge er! Und mir Dein Herz erhalten. —

Gräfin (ſehr ernſt.) Wie mir das Deine, Carl — denn die Gefahr iſt groß! (Sie geht links nach der erſten Thür; er winkt ihr ernſt liebevoll mit der Hand und ſieht ihr in Gedanken verloren nach, rafft ſich dann auf und ruft mit ſtarker Stimme:) Rieger!

Vierte Scene.

Herzog — Rieger — bald darauf Schiller.

Herzog (tritt links an den Seſſel und ruft mit ſtarker Stimme:) General Rieger! (Während dieſer auf der Schwelle erſcheint und bis in die Mitte des Zimmers kommt.)

Rieger (eintretend.) Durchlaucht.

Herzog (ohne ſich umzuſehen.) Hierher!

Rieger (tritt nahe zu ihm.)

Herzog (halblaut.) Wenn Du mich fortreiten ſiehſt, ohne daß ich Dich nochmals gerufen, ſo beſteige Dein Pferd und kehre friedlich auf Deine Feſtung Asperg heim. Ruf ich Dich aber noch einmal und ſage Dir: „Es bleibt beim Alten," ſo handle nach Sonnenuntergang, wie ich Dir befohlen.

Rieger. Zu Befehl, Durchlaucht. (Ab. In dieſem Augenblicke tritt Schiller ein.)

Herzog (ſich in den Lehnſtuhl ſetzend und Schiller das Zeichen gebend ſich zu nähern, dieſer kommt bis in die Mitte des Theaters.) Wie alt iſt Er?

Schiller. Dreiundzwanzig Jahr.

Herzog (für ſich.) Und richtet ſchon ſolches Unheil an! (laut) Einer von Euch ſagte geſtern, die Menſchen ließen ſich nicht erziehen. Was hat er denn werden wollen, ehe ich mich ſeiner angenommen?

Schiller. Ich wollte Prediger werden, Durchlaucht.

Herzog (ſieht ihn von der Seite an.)

Schiller. Ich band mir ſchon als Knabe eine ſchwarze Schürze vor und ſtieg auf den Stuhl und predigte — was hab' ich zu ſagen gewußt als unkundiger Knabe! Es war alſo nur der Drang, ein volles Herz auszuſchütten, die Wunder der Welt zu verkünden und die Menſchen aufzurufen zur Sammlung, Begeiſterung und Thätigkeit. So iſt es noch in mir, Durchlaucht. Ich glühe, ich zittre und bebe dafür, Gutes und Großes zu bewirken.

Herzog. Wie iſt Er auf die abſcheuliche Idee der Räuber gekommen.

Schiller. Im ſchwäbiſchen Magazin ſtand eine Geſchichte, wie ein verſtoßener Sohn ſeinen Vater rettete —

Herzog. Und —

Schiller. Und ich hatte im großen Briten Shakeſpeare geſehen, welche Leidenſchaften ein Drama bilden konnten —

Herzog. Immer dies verderbliche England! und —

Schiller. Und ich war Karlsschüler!

Herzog (gespannt.) Nun, was soll das?

Schiller. Ich ward als Schüler in soldatischer Disciplin gehalten, wie ein Wesen, das keinen eignen Gedanken, keinen eignen Willen haben durfte, und war doch erregt von eignen Gedanken, war doch erhoben von eigner Willenskraft, und gerieth solchen Wegs —

Herzog. In Empörung?

Schiller. Ja, in innere Empörung! — So sei denn Alles gesagt, was ich auf dem Herzen habe, vielleicht zündet ein Funke Wahrheit in Ihrer Seele — in innere Empörung gerieth ich über mein Schicksal und das Schicksal meines Vaterlandes. Ich fühlte mich gemißhandelt Tag und Nacht bis in die innerste Seele hinein. Das Ideal eines Volksredners ward mir spöttisch entrissen, denn in der Karlsschule, hieß es, gibt es kein Volk und keine Gottesgelehrsamkeit. Willst Du aufgenommen sein, so werde Jurist oder Mediciner. Ich war arm, die Aufnahme galt uns für die größte Wohlthat, besonders weil ich nur bürgerlicher Herkunft war. Ich mußte die Hand küssen, welche mir die ersehnte Zukunft entzog, ich ward Jurist und verwand mit Schmerzen diesen ersten Ruck, der meinen tiefsten Wünschen angethan wurde. Aber ich war nicht nur arm, ich war auch ein ungewandter und nun vollends eingeschüchterter Knabe, der wegen seines linkischen Wesens fortwährend gescholten und gestraft wurde. War das meine Schuld? Warum gab die Natur gerade mir ein ungestüm inneres und ein so träg nachhinkendes äußeres Wesen? So ward meine Jugend ein fortdauerndes Leiden, und als ich mich endlich mühsam in die aufgedrungene Bahn gefunden, da hieß es wiederum halt! Kein Jurist! Mediciner soll der Bursch werden, das paßt besser für den armen Teufel, und zum zweiten Male gewaltsam wurde der Ruck meines Innern erzwungen, ob auch alle Fugen in mir krachten und schmerzten. Was da! hieß es, der Mensch ist eine Maschine, man dreht sie und stellt sie und zwingt sie in Gang. Der Mensch ist keine Maschine! schrie es auf in meiner Brust, und schrie es so lange, bis wir Alle wußten, solche Erziehung sei Mißhandlung, bis wir Alle fest entschlossen waren, uns aufzulehnen. War's nun ein Wunder, daß die verschrobene Seele krampfhaft hingerissen wurde in wilde Phantasien, war's nun ein Wunder, daß wir Ideale ausbrüteten von ungethümer Natur?! Die Seele braucht Speise und Trank wie der Leib, das Ideal ist ihr Speise und Trank. Konnte unser Ideal dem Herrn der Karlsschule wohlgefällig werden? Vor unsern Augen war Kampf und Gewalt gegen die Vertreter des Landes, vor unsern Augen Verhöhnung des Freiheitsgedankens, welcher jenseits des Weltmeeres schmetternde Siege erfocht, vor unsern Augen Verhöhnung deutschen Dranges nach eigener Literatur und Kunst, vor unsern Augen all und überall Druck auf Hirn und Herz, mußte da nicht jener entsetzliche Zustand in uns entstehen, welcher die Augen schließt und blind mit dem Haupt gegen die Schranke rennt, mußten nicht da die Räuber entstehen, welche man nun so entsetzlich findet?! sie mußten entstehen, und die deutsche Karlsschule ist die Mutter des Stücks, der Herzog von Würtemberg ist der Vater desselben!

(Pause.)

Herzog. Wenn Du horchſt, Franziska, ſo erfährſt Du, daß ich Recht gehabt, und daß er reif iſt, wie ich mir gedacht. (Er geht raſch auf die zweite Thür links zu, als wolle er Rieger rufen, bleibt aber plötzlich ſtehen, betrachtet wie mitleidig Schiller und kommt an ſeinen Platz zurück, das Nächſte mild, aber immer verhalten ſprechend.)

Herzog. Du ruinirſt Dich, mein Sohn, durch Deine Heftigkeit. Ich hätte es lieber geſehen, wenn ich Dir verzeihen gekonnt. Du biſt aber wohl für nichts zu brauchen, nicht einmal zum Hofpoeten, denn Du übertreibſt Alles, wie Du die Wüſtheit und Immoralität Deiner Räuber übertrieben haſt — ſiehſt Du dies ein?

Schiller. Durchlaucht, ich ſehe ein, daß das Buch in der Schilderung ſeiner Menſchen übertrieben iſt. Aber unmoraliſch iſt es nicht.

Herzog. So?

Schiller. Die Welt wird im Innerſten bewegt, aber es wird das Laſter furchtbar beſtraft und die Tugend geht triumphirend hervor.

Herzog. Und Du glaubſt, ſolch ein Stück werde dem deutſchen Publicum gefallen?

Schiller. Ich — hoffe es.

Herzog. Ich fürchte es nicht. Gefiele es wirklich, dann müßten wir Herren des Landes von unſern Stühlen herab und in die Gräber hinunterſteigen, um Euch Platz zu machen. Verſtehſt Du mich?

Schiller. Ja, Durchlaucht.

Herzog. Und nun höre meine aufrichtige ganze Meinung über Dein Werk! Wenn ich Gott ſelbſt und im Begriff wäre, dieſe Welt zu ſchaffen, und ich ſähe voraus, daß Deine Räuber in dieſer Welt geſchrieben und mit Beifall aufgenommen werden ſollten (mit furchtbarem Ernſt) — ich ließe dieſe Welt ungeſchaffen.

Schiller. Durchlaucht —!

Herzog. So tief iſt mein Abſcheu! Nun wirſt Du's begreiflich und gerecht finden, daß ich auf gründliche Abhülfe oder Strafe denke.

Schiller. Mein Fürſt —!

Herzog (ſtrenger.) Bin ich in Wahrheit Dein Fürſt, ſo folge mir. Ich ſehe aus dem zweiten Stück, welches man im Manuſcript bei Dir gefunden, daß Du auf dem begonnenen Wege des Aufruhrs fortwandelſt. Dies zweite Stück heißt „die Verſchwörung des Fiesko", ein republicaniſches Trauerſpiel — mein Sohn, auf dieſem Wege wirſt Du vielleicht ein großer Dichter, vielleicht, — ich bezweifle es, denn ich vermiſſe Maß und Schönheit — oder Du wirſt, und dies iſt wahrſcheinlich, iſt für mich gewiß, Du wirſt ein großer Staatsverbrecher —

Schiller. Durchlaucht —

Herzog. Der ein ſchmähliches Ende nimmt! — Willſt Du an meiner Hand umkehren? Ich will Dir die Hand dazu bieten. — Dein Herz iſt ſchöner Regungen fähig — ich kenne Deine Geheimniſſe, und will Dich deshalb nicht ſchelten —

Schiller. Mein Fürſt!

Herzog. Ich will Dich deshalb nicht ſchelten. Weil Dein Herz die wahre Liebenswürdigkeit erkennen und empfinden kann, deshalb will ich Deine Beſſerung für möglich halten —

Schiller. O, mein Fürſt!

Herzog. Willſt Du mir Beſſerung verſprechen?

Schiller. O, mein Gott! — Was heißt Beſſerung?

Herzog. Das heißt Aenderung!

Schiller. Aenderung?

Herzog. Totale!

Schiller. Aenderung! Wie ſoll ich — wie kann ich ſie zu Wege bringen? Ich bin nur etwas, indem ich — eben Schiller bin, der Menſch mit eben dieſen und dieſen Empfindungen, Erfahrungen, Anſichten und Wünſchen — wie kann ich mich gänzlich ändern, ohne mich gänzlich zu verlieren —?

Herzog. Das wird meine Sorge ſein. Jeder Menſch iſt zu ändern, ſonſt wär' er nicht zu regieren —

Schiller. O nein —

Herzog. Still, und hör' Er zu! Er muß mir künftig Alles zeigen, was Er ſchreibt, ehe Er es durch den Druck oder ſonſt wie veröffentlicht.

Schiller. Wie?!

Herzog. Damit ich es entweder unterdrücken oder ihm die nöthigen Aenderungen angeben kann.

Schiller. Aber wir jungen Leute haben ja eine ganz andere Welt in unſerm Herzen, als die wirkliche Welt, als die Welt Eurer Durchlaucht iſt!

Herzog. Die ſoll Euch eben ausgetrieben werden!

Schiller. Das heißt, wir ſollen vernichtet werden!

Herzog. Dies will Er mir verſprechen?

(Kurze Pauſe.)

Schiller (leiſe.) O, meine Täuſchung! Verſprechen, daß ich zertreten laſſe, was Lebendiges, was Eigenthümliches in mir iſt, verſprechen, daß ich mein beſſeres Selbſt tödten laſſen will — (ausbrechend) beim allmächtigen Gott im Himmel, das kann ich nicht!

Herzog (heftig.) Nicht? (ſich zuſammennehmend.) Ueberleg' Er ſich's! Sein ganzes Leben ſteht auf dem Spiele! Das Herzensleben, wie das bürgerliche.

Schiller. Das Herzensleben — o Gott! — — Nein!! — Nein! Lieber ſterben, als verderben!

Herzog. So fahre hin! (mit voller Kraft.) Für dieſe Welt biſt Du verloren.

Schiller. Verloren, weil ich nicht Sclave werden will.

Herzog. Weil Er ſeinem Fürſten und Herrn widerſtrebt.

Schiller. Die Welt meines Geiſtes gehört meinem Vaterlande, meiner Nation.

Herzog. Sein Vaterland und Seine Nation bin ich!

Schiller. Das ſind Sie nicht! — Verzeihung! Aber ich muß ſagen, was ich weiß! Der Größte und Gewaltigſte iſt nur ein Theil des Ganzen und nur der Tyrann überhebt ſich deſſen und taſtet an das verſchleierte Bild des Weltgeiſtes, des Vaterlandes und der Zukunft.

Herzog. Und reißt den Schleier herunter vom Götzenbilde und ſtürzt es ſammt den Baalspriestern in den Abgrund! Solch ein Tyrann will ich ſein, ſo wahr der Himmel über mir donnert.

Schiller. Und wenn dies Götzenbild „Weltgeiſt, Vaterland und Zukunft" eine Gottheit iſt, und den Tyrannen mit einem Wetterſtrahle in Staub und Tod daniederwirft bei der Berührung?! Dies Bild iſt eine Gottheit, Fürſt, vergreifen Sie ſich nicht an der Zukunft, Sie ſind auch nur ein ſterblicher Menſch!

Herzog (mit größter Kraft.) Verwegener — ! —

(Kurze Pauſe.)

Herzog (nahe zu ihm tretend und ihn mit den Blicken meſſend, Anfangs faſt leiſe.) Dreiſter Schüler! Ich bin als Herr was Beſſeres, denn Ihr. Das willſt Du verleugnen, und daher der tödtliche Zwieſpalt. Bringt Ihr die Welt einmal zu Eurem Unglauben, dann ſehet zu, wie's Euch bekommt. Ich will und werd's nicht erleben, und will dafür ſorgen, daß ich's nicht erlebe — (ausbrechend) wenn ich Ihm jetzt den Kopf vor die Füße legen laſſe, ſo kräht kein Hahn darnach, ich kann's; Gott gab Seine Zukunft in meine Hand, ich mach' ihn, zu was ich will, wenn ich will, zur Leiche, ich bin ſein Herr!

Schiller (erſchrocken, halb für ſich.) Eben ſo wäre der Mörder auf der Landſtraße mein Herr, weil er mich tödten kann! (gefaßt) Herzog von Würtemberg, Sterben iſt kein Kinderſpiel, und Sie haben dem höhern Richter Rechenſchaft zu geben.

Herzog. Die werd' ich geben!

Schiller. Sie werden mein Herr ſein wollen in einem größeren Sinne! Mit Wahrſcheinlichkeit ſtehe ich einſt an Ihrem Sarge! Was werd' ich ſagen können an der ſterblichen Hülle Deſſen, der mein Fürſt und in ſeinem Sinne mein väterlicher Erzieher geweſen —?

Herzog (ſieht ihn einen Augenblick groß an.) Sag' Er, die Hülle dieſes Fürſten hatte ein ſtarkes Herz, welches mir nicht gefiel, aber der Mann that nach ſeiner Einſicht ſeine verdammte Schuldigkeit, das ſag' Er mit gutem Gewiſſen, wenn Er mich überlebt. General Rieger! (Rieger erſcheint.) Es bleibt beim Alten! (zu Schiller) Und ſomit Gott befohlen, Poet der Zukunft! Er hat das letzte Mal zu ſeinem Herzoge geſprochen!

Schiller (mit Bitterkeit.) Das letzte Mal? — Wohlan, ſei dieſer Leib von Euch zertrümmert — die Räuber ſind ſchon jenſeits Würtemberg! — O Gott, Gott! Gib, daß der Geiſt, den ich geſucht, in Wahrheit darin walte, damit er über meinem Kerker, über meinem Grabe ſchwebe und eine Jugend entzünde, die furchtbarer und mächtiger ſein wird als ich. Der Dichter ſtirbt, die Dichtung darf nicht ſterben, und wer ſie tödten will, ſtirbt wie Prometheus ein ewiges Sterben, einen ew'gen Tod. — (Der Herzog weicht betroffen einen Schritt zurück; der Vorhang fällt.)

Politiſche Nebelbilder.

„So lang des Zeitenwebſtuhls Arme weben,
So lang die Menſchheit lebt von Pol zu Pol,
Bleibt Trauerſpiel das große Völkerleben
Und ach, ein Schwert ſein ewiges Symbol.“

1.

Man braucht weder ein communiſtiſcher Kellerwurm noch ein ſocialiſtiſcher Sterngucker zu ſein, um über die krankhaften Zuſtände unſerer Geſellſchaft den Kopf zu ſchütteln und ſich im Stillen zu fragen, wo will das endlich hinaus? Wir ſtanden in den letzten Monaten des Jahres ſo nah an der Grenze unſeres ſogenannten langen Friedens, daß man auch ohne Socialiſt von Profeſſion zu ſein, Veranlaſſung hat ſich zu fragen, wie lange wird dieſer Friede noch aushalten und was haben wir eigentlich unter Frieden zu verſtehen?

Der Engländer Hobbes hat behauptet und Viele haben es ihm nachgeſprochen, daß der Krieg, der Vernichtungskrieg der eigentliche Normalzuſtand der Geſellſchaft ſei. Hobbes ſchloß wie alle die Staatsökonomen aus den gegenwärtigen Zuſtänden auf die künftigen. Die Zukunft iſt Gottes — ſagt das Sprichwort. Was jedoch die Gegenwart betrifft, ſo iſt trotz des „langen Friedens“ in Wirklichkeit der Krieg leider überall zwiſchen Staaten, wie zwiſchen Privatleuten, im Innern wie nach Außen, auf der höchſten ſo wie auf der niedrigſten Stufe der Geſellſchaft. Was die Staaten betrifft, ſo iſt die kriegeriſche Normalzuſtandstheorie nichts Neues. Welche Periode der Geſchichte wir auch in's Auge faſſen, in jeder finden wir Kriege zwiſchen den Staaten, die nur in dem einen Lande enden, um ſogleich in einem anderen deſto heftiger wieder auszubrechen. Wenn das erſchöpfte Europa einen Augenblick einhält, um Athem zu ſchöpfen, ſo gehen aus ſeinem Schooße ganze Banden von Abenteurern hervor, welche neue Erdtheile entdecken,

wo ſie Krieg finden und führen. Und daß man ſich nicht darüber täuſche: dieſer Krieg iſt keineswegs ein freiwilliger, er entſpringt nicht aus dem Schwindel einzelner Individuen; er iſt vielmehr die Bedingung für die Exiſtenz der Nationalitäten. Ein Volk möge nur einen Augenblick aufhören, ſeine Grenze zu bewachen, ſo werden die Nachbarvölker, vorausgeſetzt, daß ſie durch ſeine geiſtige Entwickelung beunruhigt, durch ſein materielles Wohl in ihrer Habſucht geſtört oder durch ſeine Freiheitsluſt aus ihrer Ruhe aufgejagt werden, bei dem erſten Vorwande über daſſelbe herfallen und ihm ſeine Unabhängigkeit und ſeine Nationalität rauben. Ein Staat braucht nur aufzuhören dem Kriegsungethüme den zehnten Theil ſeiner Jugend durch Recrutirung und Landwehrpflichtigkeit zum Opfer zu bringen und bei der nächſten Gelegenheit, die man ſchon herbeizuführen verſteht, wird ihn dieſes Ungethüm verſchlingen; die brutale Gewalt wird die Intelligenz erdrücken und das gebildetſte Volk wird ſeinen Nacken dem Joche von Barbaren beugen müſſen.

Man kennt die ungeheuren Ausgaben, welche die Kriege zwiſchen Nationen verurſachen, zur Genüge.

„Die Nationalſchuld der vierzehn Staaten Europas," ſagte vor Kurzem ein engliſcher Redner, „beträgt ungefähr 51,525,000,000 Fr. und verdankt ihre Entſtehung einzig und allein den Kriegen. Dieſe Summe ſtellt jedoch noch lange nicht das ganze ausgegebene Geld dar. Seit der Reformation hat England in ſieben Kriegen 44,910,600,000 Fr. ausgegeben. Von 1793 bis 1815, d. h. in einem Zeitraume von zweiundzwanzig Jahren haben England, Frankreich und Oeſterreich 36,650,000,000 Fr. ausgegeben, um den Krieg zu unterhalten. Und wer könnte nun die Summe von Gedeihen und Wohlſein uns nur annähernd berechnen, welche durch dieſes Geld hätte geſchaffen werden können, wenn es zur Hebung des Ackerbaues und des Gewerbfleißes verwendet worden wäre. Der Ertrag der Handelsflotte Englands, der vereinigten Staaten von Nordamerika und Frankreichs, überſteigt, ja erreicht ſogar wahrſcheinlich nicht einmal die Summe von 167,851,059 Franken und Großbrittanien allein weiſt dieſes Jahr ſeiner Kriegsmarine eine Summe von 168,101,000 Fr. an. Das heißt: eine einzige der drei großen Seemächte gibt mehr für ſeine Kriegsmarine aus, als die Handelsmarine von allen dreien zuſammengenommen einträgt. Von 1789 bis 1844 hat die americaniſche Regierung für den Krieg 3,217,194,225 Fr. ausgegeben. Die Intereſſen dieſer Summe zu 6 Procent angenommen, würden hinreichen, um die große Eiſenbahn von Whitnez längs den Seen bis zu dem ſtillen Ocean herzuſtellen."

Eines Tages endlich, wenn die Finanzen erschöpft sind, wenn die verwüsteten Ländereien keine Ernten mehr tragen, wenn das Land ganz von Menschen und Producten entblößt ist, halten die ermüdeten Riesen ein, und unterzeichnen Tractate, welche das Gleichgewicht der Welt consolidiren sollen. Aber die Thatsachen spotten der Tractate: ein Volk schüttelt das Joch seiner Tyrannen ab — ein kleiner Staat kreuzt durch seine inneren Kämpfe die herrschsüchtigen Pläne eines absoluten Monarchen, ja noch viel weniger: commandirende Offiziere entzweien sich und beleidigen einander auf fernen Inseln, in fremden Meeren, ihre Regierung nimmt Partei für sie und der Krieg beginnt grausamer und vernichtender als je. Wahrlich nur Träumer können sich bei der jetzigen Weltbildung in den Phantasmagorien eines ewigen Friedens wiegen! So lange als die Völker nicht durch tiefere Gefühls- und Gedankensympathien verbunden werden, als die Gesellschaft keine anderen Grundlagen und kein anderes Gesetz hat als den Ehrgeiz und die Selbstsucht, ist Krieg und wieder Krieg die einzige Loosung des stets sich verwirrenden Knotens. Und nicht blos von Staat gegen Staat, er wird im Innern der Staaten selbst, obgleich weniger blutig, doch nicht mit weniger Erbitterung geführt; Betrügerei tritt an die Stelle der brutalen Gewalt, und es ist nicht mehr Blut, sondern Ehre, Rechtlichkeit und Gerechtigkeit, was man dem Dämon dieses Krieges zum Opfer bringt. Hier sind es die verschiedenen Stände, welche ringen und sich gegenseitig zu unterjochen oder zu betrügen suchen: Hof, Adel, Clerus, Bourgeoisie, jedes beansprucht die ausschließliche Herrschaft und nicht blos in absoluten, sondern in gleichem Maße in den constitutionellen Staaten. Das Königthum gebraucht Kriegslisten gegen die Minister, diese gegen die Volksvertreter; die Volksvertreter gegen Minister und Wähler zu gleicher Zeit; die Wähler kämpfen ihrerseits wieder darum, wer von ihnen die meisten Gunstbezeigungen erhält, für wen die Wahlen am einträglichsten ausfallen. Alle bemühen sich so viel als möglich zu erhalten und so wenig als möglich zu geben, und sind nie glücklicher als wenn es ihnen gelungen ist, ihren Nächsten durch List zu besiegen, was oft gleichbedeutend mit betrügen ist.

Ebenso befindet sich der Staat im Kriegszustande den Individuen gegenüber. Wir gehören nicht zu jenen Radicalen, welche in jeder Regierung einen Feind erblicken; aber es ist deshalb nicht weniger wahr, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Central-Gewalt sehr häufig dem Individuum gegenüber die feindlichste Rolle spielt. Alle diese Restrictivgesetze, alle diese kleinen Quälereien, die man gegen die Association und die Freiheit des Gedankens in Anwendung bringt — dieses Militärsystem, welches

die Familie des Armen decimirt, und die Kräfte von Leuten verbraucht, die nichts lieber verlangten, als zu arbeiten und jetzt Paraſiten ſpielen müſſen — ſieht das Alles nicht ganz auf ein Haar den Bedingungen gleich, die der Sieger dem Beſiegten aufzuerlegen pflegt? Und dieſe Steuern, welche vorzüglich auf den Armen laſten, dieſe Taxen, welche die geiſtige Communication hemmen, und den Bürgern nur ſehr ſparſam Luft und Licht zumeſſen, tragen ſie nicht ganz den Charakter eines Löſegeldes, welches nach dem Siege bezahlt wird?

Ein noch ſchrecklicherer Krieg wird zwiſchen den verſchiedenen Mitgliedern der Geſellſchaft ſelbſt geführt. Während die Reichen und Mächtigen Schätze häufen und ſich in allen Wollüſten berauſchen, erklären Andere den Glücklichen, den Beſitzenden und Thätigen einen verbrecheriſchen Krieg; theils weil ſie nach gleichen Genüſſen begierig ſind, theils weil ſie zum Wahnſinne gebracht werden durch Hunger, Unterdrückung und Ungerechtigkeit der Glücklichen. Daher die ſo ſchrecklich ſich mehrenden gewaltſamen und heimlichen Diebſtähle, die Todtſchläge und Vergiftungen, die Kindermorde, die Brandlegungen, die Schurkereien aller Art, die Angriffe gegen Perſonen und Eigenthum, welche theils dem Strafgeſetz verfallen oder auch nicht verfallen. Fürwahr, ein dumpfer und zerſtörender Krieg, der Minen ſtatt Kanonen anwendet und die Geſellſchaft ſchon in die Luft geſprengt hätte, wenn ſie nicht aufmerkſame Schildwachen bezahlte, die für ihre Erhaltung wachen müſſen.

Wir brauchen uns bei dem Kriege zwiſchen Capital und Arbeit nicht lange aufzuhalten. Er liegt offen da und tritt täglich bei Fabrikanten und Arbeitern vor Augen durch den Wucher, durch das Niederdrücken der Löhne, die ſchändlichſte Ausbeutung der Menſchenarme. Er bewirkt einerſeits ein Monopol, indem er alle Werthe in den Händen Derjenigen aufhäuft, welche die größte Menge von Capitalien beſitzen, und andererſeits jenes furchtbare entſetzliche Elend, welches Irland, Flandern und das Rieſengebirge entmannt. Er verdammt den Armen, welcher ſeinen Lohn grade in dem Maße ſinken ſieht, als ſeine Bedürfniſſe zunehmen, dazu, ſich ungeſunden Arbeiten zu unterziehen, welche ſeine geiſtige Kraft erſticken und ihn in einem Alter, in welchem andere Menſchen ſich erſt recht ihres Lebens zu freuen anfangen, unwiderruflich einem grauſamen Tode Preis geben. Das Bedürfniß treibt ihn in jene Manufacturen, wo die erſtickende Eintönigkeit der Beſchäftigung und der Gebrauch dieſes Alkohols, welcher das Gedächtniß ſchwächt und die Menſchen langſam tödtet, ihn bald zu einer ſeelenloſen Maſchine herabgewürdigt hat, wo die jungen Mädchen der Proſtitution Preis gegeben werden, wo die Mütter die Kinder, welche ſie der nothwendigen Arbeit entziehen,

langſam vergiften, wo jedes Gefühl der Tugend und Moralität verlöſcht wird und wo eine ganze Welt von menſchlichen Weſen wimmelt, die alle unter das Niveau der Thiere herabgewürdigt ſind.

Man möge aber den Producenten deshalb nicht allzuſehr anklagen, wenn er das Elend dermaßen ausbeutet; er ſelbſt wird ſeinerſeits wieder ausgebeutet. Wenn er den Lohn noch unter den Preis der Lebensbedürfniſſe des Arbeiters herabdrückt, ſo geſchieht es, weil er im Kriege mit einem Concurrenten begriffen iſt, und weil er um geringen Preis produciren muß, wenn er nicht ſelbſt in Elend gerathen will; es geſchieht, weil ſein Nachbar ihn dadurch, daß er Rabatt anbietet, zu ruiniren trachtet, um ſich ſeiner Kundſchaft zu bemächtigen, unter dem Vorbehalt, die Preiſe ſogleich wieder zu erhöhen, ſobald er ſich in den Beſitz des Monopols geſetzt hat; es geſchieht, weil der Verkäufer über gewiſſe Bedingungen bei Abſchließung eines Geſchäftes nicht mehr hinausgehen kann. — Der Verkäufer iſt ſeinerſeits ebenfalls wieder in dieſem Kriege der Concurrenz begriffen. Vergebens iſt er durch Geduld und Geſchicklichkeit dahin gelangt, vom Fabrikanten zu niedrigem Preiſe einzukaufen und träumt ſchon davon, bei ſeinen Verkäufen einen Gewinn von einigen Procenten zu ziehen — ein anderer Kaufmann hat ſich dicht neben ihm etablirt, und bietet die Waare zu dem Einkaufspreiſe und noch darunter aus, um die Concurrenz zu beſtehen und die Käufer zu behalten; der erſtere muß alſo zu noch niedrigerem Preiſe verkaufen, ſo lange bis endlich einer von den beiden Kämpfern ſich für beſiegt erklärt, ſeinen Laden ſchließt, und dem Anderen, der übrigens bald genug mit ſeinen eigenen Waffen bekämpft werden wird, den Kampfplatz überläßt.

Man möge aber nicht glauben, daß die Maſſe der Käufer durch dieſen Rabatt gewonnen hat. Die Preisherabſetzung der verkauften Gegenſtände hat auf den Lohn des Arbeiters und auf den Preis der Rohſtoffe zurückgewirkt und mithin auch auf Alle, welche direct oder indirect produciren; die einzigen, welche wirklich bei dieſem Sinken der Preiſe gewinnen, ſind die Leute, welche nur conſumiren, ohne zu produciren. Der Rentier, der Penſionirte, die einzigen, welche den wirklichen Frieden des Lebens genießen, ſind Jene, welche, wie das Thier, nur genießen, ohne zu arbeiten.

Tagebuch.

I.

Das Jahr 1846.

Künftige Geſchichtſchreiber, wenn ſie dem eben abgelaufenen Jahre in Chroniken begegnen, werden erſtaunt ſich fragen: Iſt es möglich, daß ein ſo wildes Pferd ſeinen Reiter nicht abgeworfen hat? Was war das für eine Zeit, wo ſolche Funken nirgends zündeten, wo Fackeln in die dürren Stoppelfelder geworfen wurden, ohne daß dieſe aufloderten?

Wahrlich, die Schuld des ſechsundvierziger Jahres iſt es nicht, wenn der Neujahrstag von 1847 nicht den Krieg an allen Enden Europas entfeſſelt findet; es hat Alles gethan, um den Blutlauf im alten Körper Europas in die wildeſte Circulation zu bringen und die Hälfte, das Viertheil der Doſis hätte in frühern Zeiten hingereicht, um Armeen aus der Erde zu ſtampfen. Wie ernſt ſah gleich bei Beginn des Jahres der Streit zwiſchen Amerika und England aus! Der Senat in Waſhington verwirft kriegeriſch das zuvorkommende Anerbieten Englands in Bezug auf die Berufung von Schiedsrichtern, ja er beſchließt ſogar die Kündigung des alten Vertrags von 1818 über die Gemeinſchaft des Oregongebietes und — wenige Wochen ſpäter iſt doch Alles wieder beim Alten. England hat nachgegeben, Polk hat nachgegeben und Freundſchaftsverſicherungen regnen von allen Seiten.

In Portugal Revolution, Contrerevolution, Anticontrerevolution und dann wieder Contreanticontrerevolution, und wie wenig Menſchen kümmern ſich darum auf dem übrigen Continent!

Jetzt geſchieht in England das Unverhoffte, das Unerwartetſte. Sir Robert Peel, der Tory, der St. Michael der engliſchen Conſervativen, der langjährige St. Georg der Korngeſetze, erklärt plötzlich im offnen Parlament, er ſei bisher ein Blinder, ein Tauber, ein Schwabe, der noch nicht das vierzigſte Jahr erreicht, geweſen; der Verſtand ſei ihm über Nacht gekommen und habe ihm geſagt, die Korngeſetze ſeien des Scheiterhaufens werth und müßten ſo raſch als möglich zerriſſen werden. Im Lager der Hochtory's herrſcht wildes Geheul, aber die Majorität des Parlaments entſcheidet für den Verräther-Miniſter, der plötzlich als der größte Mann in England proclamirt wird, um Tags darauf — ſein Porte-

feuille niederlegen und seinen alten Gegnern, den Whigs, Platz machen zu müssen. Hat Das gesunden Menschenverstand? Aber es soll noch besser kommen.

Einer der gefährlichsten Vulcane im politischen Europa, Polen, der heftigste Krater nach Frankreich, speit plötzlich Feuer und Lava. Wochenlang vorher rollt es dumpf in Warschau, in Posen und Lemberg — jetzt bricht es aus, aber wo? Nicht gegen Rußland, das mit Schwert und Verbannung die polnische Jugend ausgerottet; auch nicht gegen Preußen, wo vielleicht religiöser oder antigermanischer Fanatismus einen Vorwand bietet, und wo der Adel es vielleicht der Regierung nachträgt, daß sie humanere Eigenthumsverhältnisse dem Bauer gesichert — nein, in Oesterreich, in dem katholischen, adelsmonopolirten Oesterreich, das seit einem halben Jahrhunderte die alten verrosteten, mißbrauchten und erdrückenden Robotgesetze bestehen ließ, um nicht den Eigennutz der polnischen Feudalgötter zu verletzen — in Oesterreich, dessen Staatsreligion keinen Vorwand zur Aufreizung gibt — in Oesterreich, das von den deutschen Nationalen oft genug den Vorwurf hört, daß es nicht germanisire: in Oesterreich schlägt der polnische Aufstand seinen Hauptherd auf und der Adel, der vielcajolirte, vielbeschützte Adel ist's, der den Bürgerkrieg entzündet. Da geschieht ein Wunder. Als ob der Gegensatz den Gegensatz entzünden müßte, geschieht das Mirakel: der Bauer, der getretene, vernachlässigte, preisgegebene Bauer erhebt sich für die Regierung, er hat nichts vor Augen als den Haß gegen seine nächsten Unterdrücker zu löschen, deren Freiheit ihn vielleicht mit noch größerer Willkür bedroht, und Oesterreich, das historische, aristokratische Oesterreich muß froh sein, durch eine halbe Revolution von einer ganzen gerettet zu sein, es muß eine Volksbewaffnung beloben, die es zu jeder andern Zeit mit Schwert und Kerker bestraft hätte.

In Rom stirbt mittlerweile ein Papst. Das Conclave versammelt sich, man erwartet eine stürmischere Wahl als je; Oesterreich, Frankreich und Spanien senden rasch ihre Bevollmächtigten nach der Tiberstadt, um ihren Einfluß geltend zu machen; aber ehe diese dort anlangen, ist der neue Statthalter Christi bereits gewählt und ein Wunder geschah — dem jüngsten der Cardinäle ist die Tiara zugetheilt worden, der mindestbejahrte unter den greisen Vätern ist der Vater Aller und der gesammten Christenheit geworden. Und doch ist das Wunder nicht zu Ende. Der Papst, das Symbol und die Endspitze des conservativsten Geistes in der Welt, ist — horribile dictu! — ist ein Liberaler! Was in vielen der „aufgeklärtesten" germanischen Länder als ein vergeblicher Wunsch noch dasteht, hat der Papst in sechs Monaten theils vollführt, theils angeordnet. Eine ausgedehnte Amnestie, Verminderung der Klöster, Entfernung der alten verrosteten und ihre Gewalt mißbrauchenden Staatsbeamten, Erkräftigung des Nationalgefühls, Vertrauen zur Regierung u. s. w.

Ein sonderbares Schauspiel bot mittlerweile ein anderer Winkel Europas dar. Ein König schreibt plötzlich und ohne Nöthigung einen offnen Brief, der die Hälfte seiner Staaten in die gewaltigste Aufregung bringt. Ganz Deutschland nimmt Partei für die in ihrer Zukunft und nationalen Unabhängigkeit bedrohten Landsleute. Die deutschen Regierungen, froh, einen Blitzableiter für öffentliche Aufmerksamkeit gefunden zu haben, geben der Presse carte blanche, und diese stürzt sich mit verhängten Zügeln in die Schlacht. Ehrwürdige Pro-

feſſoren bilden die geflügelte Avantgarde, namenbeſäte Adreſſen folgen im Centrum, die Zeitungsartillerie ſpeit ihre Bomben aus allen Schlünden mit einem Vorrath von Munition, als wäre die Schießbaumwolle bereits in jedem Hauſe heimiſch wie Brunnenwaſſer. Endlich ſieht ſich auch das Stabsquartier in Frankfurt a. M. genöthigt, ſeine Orakelſtimme zu erheben. Es ſpricht etwas dunkel, etwas halb, wie es der Beruf eines Orakels aus grauen Zeiten iſt. Aber es hat geſprochen. Der heilige Krieg iſt jetzt legaliſirt, das Petitionsrecht der Herzogthümer iſt geſichert und von dieſem Augenblicke an — geht Alles rückwärts. In Rottdorf zeigen ſich die Holſteiner „ſtammverwandt" mit uns, indem ſie beim Anblick der Polizei alſogleich in die reſpectvolle deutſche Haut ſich zurückziehen. Die däniſche Regierung verbietet gefälligſt das Hauptorgan der Schleswig-Holſteiner, die Hamburger neue Zeitung. Die ſtändiſchen Petitionen werden nicht angenommen und die holſteiniſche und ſpäter die ſchleswiger Ständeverſammlung begehen den ächt deutſchen Meiſterſtreich, ſich ſelbſt aufzulöſen, was die Dänen mit der größten Zuvorkommenheit ſich gefallen laſſen und hinterdrein legaliſiren. Die deutſchen Zeitungen, die früher mit allen Segeln geſchifft, ſind größtentheils ermattet und nur zwei ſüddeutſche Zeitungen unterhalten noch in gleicher Conſequenz das Gefecht.

Allerdings iſt der Schleswig-holſteiniſchen Frage ein Balken in die Quere gekommen: die Einverleibung Krakau's, die alle journaliſtiſchen Armeen von der Eider nach den Weichſelgegenden führte. Dieſer Staatsſtreich, oder richtiger Staatenſtreich, iſt eines der außerordentlichſten Ereigniſſe in der diplomatiſchen Geſchichte ſeit der Trennung Belgiens von Holland. Hat 1831 ein Volk die Diplomatie gezwungen, einen Theil der Wiener Beſchlüſſe zu annulliren, ſo hat 1846 die Diplomatie die Initiative ergriffen, einen Bruch in jene Tractate zu machen. Denn daß es eine neue Erſchütterung des 32jährigen europäiſchen Staatengrundriſſes iſt, wird man in Berlin wie in Wien nicht leugnen. Dreht ſich doch die ganze Polemik gegen England und Frankreich blos darum, ob ihnen ein Recht zum Mitdreinſprechen zuſtehe oder nicht. Daß die Wiener Congreßacte eine Erſchütterung in ihrer moraliſchen Autorität erhalten hat, kann das gewandteſte Plaidoyer nicht ableugnen. Wenn Frankreich und England dieſe Breſche nicht ausbeuten, ſo ſind die Gründe blos momentan; aber wenn eine dieſer beiden Mächte einſt die Friedensbande zu ſprengen Beruf fühlt, ſo wird die Krakauer Angelegenheit gewiß auf die Liſte geſtellt, um in der Abrechnung der gegenſeitigen Sünden den „nordiſchen" Mächten als eine große Paſſivſchuld angeſetzt zu werden. Dies iſt eine Saat von Drachenzähnen, welche das Jahr 1846 den ſpätern Jahren hingeſtreut hat und deren Aufgehen bei einer andern politiſchen Temperatur kaum ausbleibt. Wenn die öffentliche Meinung in Deutſchland diesmal mehr den drei Mächten zur Seite ſtand als in frühern Polenfragen, ſo war weit weniger die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, von dem Recht und der Klugheit dieſes Schrittes Schuld daran, als die zweideutigen Demonſtrationen des franzöſiſchen Cabinets. Die evidente Lüge coquetter Proteſtationen mit falſchen Zähnen hat dem offnen Handeln der drei Mächte eine unerwartete Folie gegeben und hat ihnen bei den Gradſinnigen zu einem relativ moraliſchen Eindruck verholfen.

In der Schweiz hat ſich diesmal das revolutionäre Queckſilber in Genf feſtgeſetzt. Indeſſen hat die Schweiz längſt aufgehört ein Thermometer für den

Wärmegrad der Demokratie in Deutſchland und Frankreich zu ſein, und ſo ſteht die Genfer Epiſode ziemlich zuſammenhanglos da mit dem übrigen Drama dieſes Jahres.

Drei Hochzeitskuchen kamen mit allerlei ſüßen und bittern Mandeln, an denen die Zukunft viel zu knacken haben wird. Franzöſiſcher Senf wurde mit ſpaniſchem Pfeffer vermiſcht, ruſſiſcher Caviar verpflanzte ſeinen ſalzigen Hautgout auf ſchwäbiſche Tiſche und die geſchwächte Legitimität der älteren Bourbonen ſuchte in den goldhaltigen Bädern von Lucca einige Erkräftigung. Für Deutſchland iſt die Errichtung eines moscowitiſchen Hoflagers im Herzen der ſchwäbiſchen Berge von tiefer Wichtigkeit. Der Mantel deutſcher Einheit kann durch die ruſſiſchen Nägel, die in Weimar, Darmſtadt, Naſſau und Würtemberg eingeſchlagen ſind, manchen Riß bekommen, wenn er ſich einſt nicht nach dem Winde hängen wird, der über die Newa herüberbläſt.

An Epiſoden aller Art hat es überhaupt nicht gefehlt. Eine der langweiligſten und fruchtloſeſten war der proteſtantiſche Kirchencongreß in Berlin, eine der ſpectaculöſeſten und für den Meßcatalog frucht- oder furchtbarſten war die Ausſchließung Rupp's aus der Berliner Guſtav-Adolf-Verſammlung. Viel wichtiger war die Auflöſung der badiſchen Kammer und ihre Wiederzuſammenſetzung im Sinne der Oppoſition. Auch Braunſchweig, Kurheſſen hatten ihre Kammerauflöſungen, ſo wie man überhaupt in Deutſchland mit Auflöſungen aller Art leichter bei der Hand iſt, als mit der Löſung des Räthſels, wie man gut regiert, ohne zu viel zu regieren. Davon lieferte namentlich Heſſen-Darmſtadt einen Beweis, das durch die von keiner Nothwendigkeit gebotene Einführung eines neuen Geſetzbuchs ſeinen rheiniſchen Gebietstheil in eine bedenkliche Aufregung brachte.

Im Ganzen iſt Deutſchland dieſes Jahr am ſchlechteſten weggekommen, England hat einen großen Treffer gezogen durch die Abſchaffung der volksfeindlichen und ſeine Induſtrie hemmenden Korngeſetze, Frankreich hat in Spanien ſich den Rücken gedeckt, Italien darf vom Vatican ſelbſt politiſche Reformationen erwarten und ſogar das jeſuitenbeherrſchte Sardinien regt einigermaßen die Flügel, Rußland hat durch die neue Coalition in der polniſchen Angelegenheit nicht nur direct durch die Beſeitigung revolutionären Zunders gewonnen, ſondern es hat auch Antecedentien geſchaffen für Eroberungspläne in den Donaugegenden; vor allem Anderen aber erwuchs ihm ein Gewinnſt durch die Betheiligung der beiden Mitmächte an ſeiner Unpopularität bei den Nachbarvölkern.

Die beſte Frucht, die dieſes Jahr in Deutſchland gewachſen, iſt die Einführung des mündlichen Verfahrens in Preußen, das ſo lange dagegen ſich geſträubt hat und — wie behauptet wird — manchen Nachbarſtaat bisher davon abhielt.

Charakteriſtiſch iſt es übrigens, daß ſeit langen Jahren nicht ſo viele Handelsverträge abgeſchloſſen wurden, als in dem einzigen Jahre 1846. Es iſt ein tragiſches Spiel des Zufalls, daß in dieſem Jahre einer der genialſten deutſchen Handelspolitiker Friedrich Liſt zu Grabe gegangen iſt. Doch liegt auch eine tiefe Tröſtung darin, daß grade dieſes Jahr, ſo reich an Zwietrachtsſaaten aller Art, die Verkehrsbrücken geſchlagen hat, auf welchen die Völker nur im Frieden gehen können.

J. K.

II.

Aus Wien.

1.

Der neue Rector. — Clerus und Unterrichtswesen. — Baron Feuchtersleben. — Philosophische Zollbeamte. — Die Gymnasialschüler und ihre Behandlung. — Der neue Studienplan. — Die deutsche allgem. Zeitung. — Graf Collowrat und die Jesuiten.

Die akademischen Rectors- und Decanatswahlen haben an der hiesigen Universität stattgefunden. Der bisherige Rector, Ritter von Heintl, der juridischen Facultät angehörig, hat seine Würde niedergelegt, und der neugewählte Rector, der Hof- und Burgpfarrer Dr. Ignaz Feigerle, der früher schon Rector Magnificus an der Ollmützer Universität gewesen, ist in Function getreten. Es ist ein wichtiges Moment, daß während man der Veröffentlichung des neuen Studienplans entgegensieht (Andere behaupten, er sei noch gar nicht vollendet), der Rector der ersten Staatsuniversität ein Geistlicher ist. Eine der wichtigsten Fragen unsers Unterrichtswesens ist unstreitig, wie weit der Einfluß der Geistlichkeit auf die wissenschaftliche Erziehung noch ferner zu dulden ist und welche Grenzen ihrer Censur und Bevormundung der weltlichen Wissenschaft zu setzen sind. Von der Beeinträchtigung, welche die philosophischen und geschichtlichen Vorlesungen durch das Veto unseres Clerus erleiden, können wir füglich schweigen. Er ist sprichwörtlich geworden. Hat sich doch das clericale Veto sogar in die medicinischen Wissenschaften gemischt und die Vorlesungen über thierischen Magnetismus lange Zeit als religionswidrig bezeichnet. In Tyrol werden Schiller und Lessing von den Jesuiten perhorrescirt. Die Wahl eines geistlichen Rectors ist allerdings diesmal blos ein Act der Billigkeit, da jede der vier Facultäten in der höchsten Würde der Universität abwechselnd einen Platz finden muß. Es sei auch hier nur auf den Einfluß hingewiesen, der dem Rector der Wiener Hochschule bei einem definitiven Beschluß in dem Studienplane zufallen würde. Auch unsere Decanatsstellen sind in drei Facultäten neu besetzt. Die vierte, die medicinische, hat den bisherigen Decan, Baron Feuchtersleben, durch seine bei Cotta erschienenen Gedichte und mehrere andere Schriften auch im übrigen Deutschland vortheilhaft bekannt, wieder erwählt. Eine spitze Ironie liegt darin, daß während die Mediciner einen Poeten zu ihrem Decan wählten (die Medicin ist die einzige Facultät, in der ein freies Gedankenleben in Oesterreich gestattet ist), die Philosophen den Director des Haupt-Zoll- und Gefällenamts zum Decan ernannten. Fichte und Hegel, Spinoza und Feuerbach können vielleicht unter diesem Decan einige Erleichterungen des Prohibitivsystems erlangen und gegen herabgesetzten Zoll, wie Zucker und Kaffee, Eingang erlangen. Es ist bezeichnend, daß unsere Bücherrevisionsämter in der Hauptmauth einer jeden Stadt placirt sind! Der neue Decan, Herr Dr. Karl Hock, ist übrigens ein Mann von Talent und namentlich als Handelsschriftsteller von nicht unerheblichem Verdienst; die besten Artikel im Journal des österreichischen Lloyds sind aus seiner Feder.

Da übrigens hier von unserm Studienwesen einmal die Rede ist, so erlauben Sie auch mir, bei dieser Gelegenheit noch ein Wort über den neulichen Tumult in einem unserer Lehrsäle zu sprechen. Man muß den trübseligen Pennalismus kennen, in

welchem der Gymnaſiaſt nach unſern Verhältniſſen durch ſechs Jahre gehalten iſt, er iſt an manchen Anſtalten, wie der Bube in der Normalſchule, den Püffen, Ohrfeigen und Haarziehen des „Profeſſors“ beimgegeben, wie man ihn behandelt, er darf nicht mucksen; er kann noch auf die Schandbank geſchickt, er kann auch vor der Tafel wie an einen Pranger geſtellt werden; und nun auf einmal, wie er in die ſogenannten philoſophiſchen Studien tritt — es iſt ein raſcher, jäher Sprung, wo nur die paar Wochen Ferien dazwiſchen liegen — ſollen ihn die Profeſſoren mit Achtung behandeln, dürfen ſeinen Namen nicht anders als mit dem Zuſatze „Herr“ nennen, er darf, wenn er in's Collegium geht, einen Stock tragen u. ſ. w. Man muß den Uebermuth kennen, den dieſe Knaben — denn mehr ſind ſie zum größten Theile nicht — haben, wenn ſie die philoſophiſchen Hörſäle betreten, und nur zu häufig geſchieht es, daß ſie dieſen Uebermuth in brutaler Ungezogenheit gegen die Profeſſoren wenden. Wie oft kommen die Fälle vor, daß ſie, wenn ſie merken, der Profeſſor wolle eine kleine Prüfung anſtellen, einen ſo heilloſen Lärm beginnen, pfeifen, ſchreien, ſcharren, klopfen, daß der Profeſſor gezwungen iſt, das Collegium zu verlaſſen, wo ſie ſich dann noch nicht ſelten ſo vor ihn drängen, daß ſein Rückzug durch die Thür ein ſehr unfreiwilliger wird. In frühern Jahren, wo man die Jugend noch nicht in ſo frühem Alter zu den Studien zuließ, war es freilich anders; aber es könnte auch jetzt, wo die Welt überhaupt ſchneller lebt und die Jugend früher in's Leben eingeführt wird, anders ſein, wenn — unſere Gymnaſien und ihre Einrichtung eine andere wäre. Weil unſere Gymnaſialjugend es weiß, daß ſie ſechs Jahre lang in die Schule geht, um in dem nächſten zu vergeſſen, was ſie in dem einen hätte lernen ſollen; weil ſie weiß, daß das, was vorgetragen wird und wie es vorgetragen wird, ihr wenig praktiſchen Nutzen für ſpätere Zeit gewähren wird, fehlt der Jugend der Ernſt zum Lernen, der Ernſt eines wahren Bildungstriebes. Der junge Menſch lernt bei dem jetzigen Gange der Studien nur für die Prüfung, was er für das Leben brauchen wird, das weiß er, wird er erſt in den ſogenannten Brodſtudien lernen. Deswegen kann auch nicht jenes freundliche Verhältniß zwiſchen Schülern und Lehrern eintreten, denn die Jugend ſieht im Profeſſor nur den unnützen Martergeiſt durch ſechs Jahre, der Profeſſor in den Schülern nur eine Horde Buben, welche nicht des Unterrichtes, ſondern nur der „Klaſſe“? wegen ihm zuhören. Daher die häufigen Krakels, welche ſich in faſt allen Jahrgängen auf den öſterreichiſchen Univerſitäten wiederholen.

Der neue Gymnaſial-Lehrplan, der mit dem Schuljahre 1848 in's Leben treten ſoll, enthält zwei höchſt wichtige, einflußreiche Reformen: das Aufnehmen einiger Fächer der Realwiſſenſchaften und der neuern Sprachen, während das Studium der alten Sprachen, welches ohnehin in Oeſterreich nie zu einer Blüthe gekommen iſt, etwas nachgelaſſen wird, und die Anſtellung eigner Lehrer für jedes einzelne Fach, ſtatt der jetzigen widerſinnigen Einrichtung, daß ein Profeſſor alle Gegenſtände in ſeiner Klaſſe vortragen muß. Wenn etwas das Inslebentreten dieſes Planes noch verzögern könnte, ſo wäre es die finanzielle Schwierigkeit; denn welche Menge von Gymnaſial-Profeſſoren müßte penſionirt werden, welche nach dem neuen Lehrplane zu Lehrern eigentlich untauglich ſind, da ſie in keinem Gegenſtande gründliches Wiſſen genug haben! Denn abgeſehen davon, daß nach

unſern bisherigen Einrichtungen ein Profeſſor, und zwar nicht blos ein Gymnaſial-Profeſſor, ſobald er ſein Anſtellungsdecret in der Taſche hat, nichts weiter lernen zu müſſen glaubt, „denn er hat ja ſeine lebenslängliche Anſtellung!“ ſo gibt es unter allen unſern Gymnaſial-Profeſſoren nur äußerſt wenige, welche von den vielen Fächern, die ſie vorzutragen haben, ſich ſo in Eins eingearbeitet, daß man ihn mit gutem Gewiſſen als Fachprofeſſor anſtellen könnte. — Alſo welche Menge neuer Anſtellungen! welche Laſt der Penſionen! Und doch würden die Koſten jährlich kaum mehr betragen, als ein Regiment Soldaten jährlich koſtet. Und Intelligenz und Jugenderziehung iſt doch auch eine ſchöne Waffe!

Im juridiſch-politiſchen Leſeverein, in der kaufmänniſchen Reſſource u. ſ. w. iſt die „Deutſche allgemeine Zeitung“ von Neujahr an wieder zu halten erlaubt, und wie es heißt ſollen dem Brockhauſiſchen Blatte in Zukunft noch größere Conceſſionen von der Cenſur-Hofſtelle gemacht werden, da es den oppoſitionellen Charakter, den es früher hatte, aufgegeben hat.

Großes Aufſehen macht hier die Nachricht, daß der Jeſuitenorden nun auch in Prag feſten Fuß erhält. Bisher hat Böhmen und namentlich die Hauptſtadt dieſem Orden entſchiedene Abneigung gezeigt; der dortige Clerus, der Fürſt-Erzbiſchof inbegriffen, iſt nichtsweniger als jeſuitenfreundlich, und in Berichten mancher Art iſt von dieſer Seite gegen die Einführung der Nachfolger Loyola's remonſtrirt worden. Um ſo mehr nimmt die plötzliche Anſiedlung einen tiefbedenklichen Charakter an und man fürchtet nun auch hier für die nähere Bekanntſchaft dieſer Herren, die der Einfluß des Grafen Collowrat bisher abzuhalten wußte. Viele wollen die neue Conceſſion, die den Jeſuiten gemacht wurde, mit den Gerüchten in Verbindung bringen, die vor einigen Wochen über den Rücktritt dieſes allgemein verehrten Miniſters laut wurden, da Graf Collowrat, in ſeiner beſondern Sympathie für Böhmen, der Anſiedlung in Prag gewiß ebenſo ſehr ſich entgegen geſetzt hat, als der Anſiedlung in Wien. Circulirt doch hier ſeit Jahren ein Ausſpruch dieſes Staatsmannes: „In dem Augenblicke, wo die Jeſuiten einen Fuß nach Wien ſetzen, trete ich aus dem Staatsdienſt.“ Ich bin zu wenig davon unterrichtet, was in dieſer Hinſicht in den betreffenden Regionen vorgeht; daß aber der neue Fortſchritt der jeſuitiſchen Intriguen nicht ohne langen Kampf durchgeſetzt wurde, darf ich Sie aus glaubwürdigem Munde verſichern. Mag auch in proteſtantiſchen Staaten die ewige Jeſuitenriecherei ihre Lächerlichkeit haben; mag auch die Macht des Ordens in Staaten der freien Preſſe und der öffentlichen Kammerverhandlungen keineswegs zur frühern Höhe gelangen können — im Staate der Heimlichkeit können die Jeſuiten noch ein ebenſo gefährliches Element werden wie in ihren üppigſten Zeiten, gefährlich nicht blos der Sache des Volkes und ſeines geiſtigen Fortſchrittes, ſondern der Regierung ſelbſt, die, ohne daß ſie es bemerkt, eine mächtige Nebenmacht ſich heranzieht, die ihr noch eines Tags Hinderniſſe der quäleriſchſten Art in den Weg legen wird.

C. C. C.

2.

Krakau und Prof. Hye. — Familienunglück des Fürſten Metternich. — Flotow und Meyerbeer.

Ich berichtete Ihnen neulich über einen Vorfall an der hieſigen Univerſität; intereſſanter wenn auch ohne äußere Folgen war vor wenigen Tagen die Disputation, welche der Sohn des Regierungsrathes Fellner zur Erlangung der juridiſchen Doctorwürde nach herkömmlicher Weiſe hielt. Sein Opponent, der durch ſeinen freimüthigen Charakter geachtete juridiſche Profeſſor Hye ſprach, wiewohl mit aller Verwahrung, vom ſtrengen Rechtsſtandpunkte aus gegen die Aufhebung und Einverleibung des Freiſtaates Krakau. Er that dies vor dem zahlreichen auch aus hohen Beamten beſtehenden Publicum mit ſo ſchlagenden und geiſtreichen Beweiſen, daß der zu creirende Doctor einigermaßen verblüfft nur ſehr matt pariren konnte und dem Opponenten auf dieſe negative Weiſe Recht zu geben ſchien. Das Auditorium hörte, wie ſelten bei ähnlicher Gelegenheit, mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zu; aber ſchon nach wenigen Stunden war eine Polizeiunterſuchung angeordnet, welcher der Profeſſor Hye zu antworten ſich nicht berufen fühlte, indem er nur der k. k. Hofſtudien-Commiſſion unmittelbar verantwortlich ſei. Dieſe forderte ihn auch auf, ſich ſchriftlich zu vertheidigen, und die Rechtfertigung, daß er „eben als Opponent ein nicht ganz Richtiges vertheidigen müſſe, daß er dies eben Eingangs ausdrücklich bemerkt habe," ſoll ihm vollkommen gelungen ſein. Dieſe Angelegenheit fand in allen Kreiſen der Reſidenz die lebhafteſte Beſprechung. Man ſprach von Suspendirung von der Lehrkanzel. Factiſch aber iſt die gelungene und auch ihrem ganzen Weſen nach von der Behörde angenommene Vertheidigung.

Das an jedem 1. Januar ſtattfindende diplomatiſche Levé beim Fürſten Metternich wurde diesmal abgeſagt und zwar in Folge eines unglücklichen Ereigniſſes, das die Fürſtin ſchmerzlich traf. Ihr Bruder, Graf Zichy-Ferari, k. k. Huſaren-Oberſt, fuhr bei Oedenburg in Ungarn über eine Brücke, vor deren Gebrechlichkeit er gewarnt wurde. Ueber dieſelbe hinfahrend (der Graf lenkte ſelbſt die Pferde), brach ſie wirklich ein, und als er durch einen Sprung aus dem Wagen ſich retten wollte, ging ihm ein Rad über den Kopf, ſo daß er lautlos und plötzlich zur Leiche wurde. Der Graf war 13 Jahre alt und eben beſtimmt, General zu werden.

Am Kärnthnerthor-Theater geht Flotow's bereits in Paris gegebene Oper: „Der Förſter" in Scene; er ſelbſt, der vielleicht zu anderer Zeit ſeiner Oper „Stradella" wegen, die hier überaus gefiel, gefeiert worden wäre, geht wie ein kleiner Stern in der Glanzatmoſphäre des Planeten Meyerbeer verloren.

***

III.

Aus Berlin.

Beklemmungen. — Die Honneurs der Polizei. — Das Borgſyſtem. — Theater.

Die Feſttage ſind nun vorüber, aber ſie konnten nicht mit der Freude genoſſen werden, die ſie ſonſt mit ſich zu bringen pflegen. Allgemein iſt die Klage

der Induſtriellen über ſchlechte Geſchäfte, ſtockende Zahlungen und Einſchränkungen in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft. So liegt denn eine düſtere Stimmung über unſeren Zuſtänden, die noch drückender wird durch das geheime Bewußtſein, welches wohl Keiner von uns erſticken kann, daß die Mehrzahl unſerer Brüder noch durch ein großes und reelles Leiden, den Hunger und die Kälte, unſäglich gefoltert wird. Unſere Polizei macht die Honneurs auf der Straße mit einer ſolchen Zuvorkommenheit gegen Bettler, nöthigt Vagabunden ſo ſchnell zum Sitzen, empfängt täglich ſo zahlreich im Arbeitshauſe, daß man, um die Armuth in Maſſe zu ſehen, vor das Hamburger Thor gehen muß, wenn man es nicht vorzieht, Abends einen beobachtenden Spaziergang durch einige Hauptſtraßen zu machen, wo verſteckte Jammergeſtalten, Mütter, verhungert wie ihre Kinder, verkrüppelte Bettler, zahlreich genug zum Vorſchein kommen. Wie viel überfirnißtes Elend, mit Sammt und ſeidenen Lappen verhängter Hunger, wie viel projectirte Banquerotte u. dgl. m. auf der Straße im Sonnenlichte einherſtolziren, das mag mit Nacht und Grauen bedeckt bleiben.

Es exiſtirt hier in Berlin, mehr als in jedem anderen Orte, ein Borgſyſtem, ich ſage abſichtlich nicht Creditſyſtem, denn von Credit, als einem freiwilligen Act, iſt dabei keine Rede, nein ein Borg-, lieber ein ungeheures Pumpſyſtem, ein coloſſales Gewebe, in dem der Aufzug: „Pumpen, und der Einſchlag: „Nicht Bezahlen" heißt. Vermittelſt dieſes Syſtems hat ſich eine Art Tauſchhandel etablirt, das viel Patriarchaliſches hat, um ſo mehr, als Manchem dabei ein Bart und zwar ein flächſerner gedreht wird. Der Schneider borgt z. B. dem Bäcker A. einen Rock, und dieſer zahlt ihm ſelbigen in mikroſkopiſchen Semmeln ab. Großartig aber wird das Gewebe, wenn ſich ein Kettenſyſtem entwickelt. Der Rentier wird vom Tuchfabrikanten beſchwatzt, ihm Geld zu borgen, der Fabrikant borgt das Tuch dem Händler, dieſer dem Schneider, der Schneider macht daraus einen geborgten Rock für den Bonvivant und dieſer borgt den Rock dem Pfandleiher. Fragen Sie mich nun, wer zuletzt bezahlt, ſo weiß ich nur darauf zu antworten: Alle dieſe Kettenglieder nicht, aber die Leute, welche dumm genug ſind ihre Kleider baar zu zahlen. Aehnliche Borgverhältniſſe könnte man durch alle Klaſſen der Geſellſchaft nachweiſen. Eine hochgeſtellte Perſon läßt ſchon ſeit Jahren alle einlaufenden Rechnungen mit hohem architektoniſchen Schönheitsſinne übereinander thürmen; am Neujahrstage wird dann eine mehrzöllige Schicht unten hervorgezogen und bezahlt, während die Oberen ſich in Geduld zu faſſen haben. Gebe der Himmel, daß dieſe anhaltende Geldcalamität, um dieſen ſtehenden Ausdruck zu brauchen, nicht noch länger dauert, ſonſt dürfte das angeführte Syſtem doch einmal zuſammenbrechen.

Morgen gibt man Laube's Karlsſchüler, über die ich ihnen in meinem nächſten Briefe berichten werde. Soviel ich bis jetzt erfahren habe, ſoll ſehr viel geſtrichen worden ſein. Die Rolle des Feldſcheer Schiller iſt Hendrichs übergeben, einem Schauſpieler, dem viel mehr daran liegt für einen ſchönen, als für einen denkenden Mann gehalten zu werden. Auch die Königsſtädtiſche Bühne bringt noch ein Originalluſtſpiel von Adami und Müller, zum Sylveſterabend: Grillen der Zeit.

K...t

IV.

Aus Galizien.

Adelige Zuſammenkünfte. — Die jungen Beamten. — Eine Staatsſchrift. — Krakauer Zuſtände. — Die Begnadigung.

Unſere Beamten ſind nicht ohne Sorge für den Winter, um ſo mehr, als der Adel jetzt ein neues Mittel gefunden, um ſich ſo viel als möglich der Aufſicht der Behörden zu entziehen. Denn während viele Adelige ſonſt nur zu beſtimmten Zuſammenkünften nach Lemberg kamen, und hier ihre Anweſenheit in den Gaſthäuſern immer auffiel, und alſo natürlich auch immer leichter beaufſichtigt werden konnte, haben ſie jetzt, ſowohl in Lemberg, als in den Kreisſtädten ſich eigene Häuſer gekauft, halten da unter dem Namen von Feſten ihre Zuſammenkünfte, und die Polizei iſt, bei der Vorſicht, mit welcher ſie ſich gegen jeden Fremden benehmen, wohl dann ſehr ſchwer im Stande, dieſe Zuſammenkünfte zu überwachen. Der Carneval wird in dieſer Hinſicht eine doppelt gefährliche Zeit werden, denn wer kann da einen Anſtand daran nehmen, wenn dieſer oder jener Adelige einen großen Ball gibt, wer kann dem Adel verbieten nach Neujahr, zumal gegen Ende Januar noch häufiger und in größerer Anzahl als jetzt in die Stadt zu kommen, da um dieſe Zeit die meiſten Adeligen ſich von ihren Güterdirectoren und Advocaten die Rechnungen vorlegen laſſen. Mancher, der bis dahin vielleicht in der ſtillen Einſamkeit ſeines Schloſſes auf dem Lande oder gar auf Reiſen gelebt, wird ſich dann in ſeiner Heimath einfinden.

Die neuen Verordnungen über die Robote, ſo wenig radikal ſie auch ſind und ſo ſehr auch, trotz aller Hoffungen auf Aenderung, die Adelsprivilegien auch in Zukunft geſchützt ſind, machen dennoch in den adeligen Kreiſen großes Geſchrei, indem mancher Gutsmann allerdings verlieren muß, da es ſich durch die hiſtoriſchen Belege über die Robotpflichtigkeit für jede einzelne Herrſchaft erſt ganz klar herausgeſtellt hat, wie viele Robot eigentlich vom Bauer unrechtmäßig geleiſtet wird, wie viele im Laufe der Zeit der Adel ſich eigenmächtig angemaßt. Wenn übrigens die Regierung ſich immer und ewig wegen der fremden Emiſſäre, welche Galizien durchziehen und es aufreizen, beklagt, ſo möge ſie nur nicht vergeſſen, daß ihre eignen Beamten, die jungen Kreiscommiſſäre, welche ſie jetzt von allen Seiten zuſammengerafft, nach Galizien geſchickt hat, nicht viel beſſer ſind als jene Emiſſäre, und der Regierung mit dem beſten Willen ihr zu nützen, unendlich ſchaden. Es iſt ein Mißgriff, junge Leute, von denen ein großer Theil weder dem Alter, noch der zurückgelegten Dienſtzeit nach, noch ſelbſt gemäß der Branche, worin er bisher verwendet wurde, eine klare Einſicht, Ruhe, Takt und Entſchiedenheit genug für dieſe verwickelten Verhältniſſe haben können, mit ſolchen Miſſionen zu betrauen. Weder Adel noch Bauer kann dem jungen Beamten jenes Zutrauen ſchenken, welches dem ältern Beamten ſchon halb entgegenkommt. Dazu ſind nicht Alle der polniſchen Sprache mächtig, und wer die mißtrauiſche Natur der Slaven überhaupt kennt, wird begreifen, wie der Bauer die Protokolle anſieht, die deutſchen Acten, in welchen man ſeine überſetzten Ausſagen niederlegt. Uebrigens erwartet man nächſtens eine vom öſterreichiſchen Cabinette ausgehende Staatsſchrift über die Einverleibung Krakaus, als deren Verfaſſer Herr Jarke genannt wird.

Was man aus Krakau Neues erfährt, gehört aber nicht zu dem Tröſtlichſten. Während der Handelsſtand zum großen Theil mit der neuen Veränderung der Lage unzufrieden iſt und von der Vereinigung mit Oeſterreich Vortheile hofft, iſt dieſes mit dem Bauer nicht der Fall. Letzterem ſoll vorzüglich die Conſcription im Kopfe ſpuken und die Hoffnung auf die neuen Steuern verurſachen ebenfalls viel ſaure Geſichter, um ſo mehr, als Oeſterreich begonnen hat, in Krakau die liebe Gefällenwache einzuführen. Von den übrigen Aemtern iſt in Krakau noch keines förmlich auf öſterreichiſchem Fuße organiſirt, denn merkwürdiger Weiſe findet man Schwierigkeiten, Beamte zu bewegen, nach Krakau zu gehen, und ſelbſt die Wenigen, welche von Prag aus hingegangen ſind, ſchreiben klägliche Berichte über ihre dortigen Verhältniſſe. Nicht allein, daß ſich die Polen förmlich von ihnen zurückziehen und es vermeiden, in nähere Berührung zu kommen, iſt auch die Unſicherheit ſo groß, daß mancher Beamte ſich nicht getraut, Abends allein auszugehen (?). Man mag nun die Sache, von welchem Standpunkte man immer will, anſehen, ſo iſt dieſes Betragen der Polen ein ſchwerlich zu entſchuldigender, ein ſehr unkluger.

Nimmt man einmal die Sache als ſchon geſchehen und unabänderlich an, ſo muß man auch geſtehen, daß Oeſterreich ziemlich ſchonend verfährt. So z. B. iſt das neuerrichtete Polizeiamt in Krakau faſt nur als Paßbüreau in Thätigkeit und an die Spitze dieſes Polizeiamts ward ein ebenſo vielſeitig gebildeter als humaner Mann geſtellt, der zudem auch hinlänglich Polniſch verſteht, um dem gemeinen Manne Zutrauen einflößend in ſeiner Landesſprache entgegenzukommen. Ob Oeſterreich gut gethan hat, einen großen Theil der Beamten der frühern Regierung in ihren Stellen zu laſſen, iſt eine andere Frage; denn, entweder ſie haben ſich der Revolution angeſchloſſen gehabt, ſo bieten ſie nun Oeſterreich keine Garantie, oder ſie waren Gegner derſelben, ſo muß der Haß des Volks ſie treffen, und man weiß es, wie gefährlich ſolcher Haß werden kann; wenn ſchon eine Reorganiſation aller Aemter vorgenommen werden mußte, dann ſollte es aber eine Organiſation auf ganz neuem Fuße ſein, es durfte nicht die Halbheit eintreten, welche hier wieder einmal recht charakteriſtiſch für Oeſterreich die Hand im Spiele hatte. Dadurch wurde gleich von Vornhinein das Vertrauen zur neuen Regierung untergraben; denn man muß auch den Polen kennen, um wie viel mehr ſein Mißtrauen ſteigt, wo er nicht gradezu blindes Vertrauen hat! — Die Unterſuchungen über die frühere galiziſche Militairverſchwörung ſind beendet, das wiſſen Sie, wahrſcheinlich aber doch nicht, daß noch im Inſtanzenzuge nicht weniger als 159 Individuen zum Tode verurtheilt waren; der Kaiſer hat ſie Alle begnadigt, nur zu längerer oder kürzerer Gefängnißſtrafe ſind ſie verurtheilt. ††

V.

Notizen.

Ruſſiſche Civiliſation. — Deutſche Auswanderer. — Meyerbeer und der Leibzoll.

— Das Ideal des beſonnenen Fortſchritts iſt nun gefunden. Es befindet ſich — und wo könnte es ſich auch beſſer befinden? — in Rußland! Die Eiſenbahn von Warſchau nach Czenſtochau wird dreimal in der Woche befahren werden!!

Tägliche Fahrten könnten zu viel Czenstochauer Bildung in das Land der Knute bringen. Man will den Fortschritt, aber besonnen! Diese Geschichte, so krampfhaft komisch sie auch klingt, ist nichts als nackte Wahrheit; sie wirft ein neues Licht auf die lügnerischen und übertünchten Civilisationsrenommistereien Rußlands. Eine goldene Kette von außen und ein zerrissenes Hemd von innen. Mausoleen, Malachitvasen, Diamantringe, Flotten, Tscherkessengarden, Triumphzüge durch Italien, aber Elend im Hause. Eisenbahnen zur Toilette, aber nicht um darauf zu fahren. Custine erzählt von russischen Privatbibliotheken, die nach dem Einband und der Klafter angekauft werden, um im Prunksaal dem Fremden zu imponiren. Bücher und Eisenbahnen sind dem moscovitischen Princip gleich verhaßt; aber um der Fremden willen muß man sie haben. Die Bücher werden, damit sie nicht verfaulen, alle halbe Jahre ausgestäubt, und die Schienen werden, damit sie nicht verrosten, alle zwei Tage ein Mal befahren.

— In der „Democratie pacifique" vom 20. December findet sich folgende Stelle: „Wir sprachen vor einigen Tagen einen Amerikaner, der uns von der kunstreichen Art, die Sümpfe auszutrocknen, erzählte, die in Neu-Orleans angewendet wird. — Diese Arbeiten, bemerkte einer der Gesellschaft, werden wohl von den Negern ausgeführt? — Nein, antwortete er, die Arbeiten bei der Trockenlegung sind sehr ungesund, zuweilen sogar tödtlich, man würde zu viel Sclaven dabei einbüßen, und Sclaven sind ein Capital; wir kommen besser zurecht, indem wir dabei deutsche und irländische Ansiedler verwenden, die für ein geringes Entgelt sich an die Arbeit machen"!! — Wenn man eine solche Notiz in einem deutschen Blatte findet, so hält man sie für übertrieben, in einem unbetheiligten französischen Journal gewinnt sie an gräßlicher Wahrheit.

— Man schreibt uns aus Wien: Meyerbeer ist jetzt der Löwe des Tages; Feste, Diners und Ehrenbezeugungen aller Art folgen einander, Fürst Metternich hat seinen Ordenscollegen pour le mérite mit ganz besonderer Auszeichnung empfangen, was wahrscheinlich auf das europäische Gleichgewicht von sehr harmonischen Folgen sein wird. Ein wahres Curiosum ist jedoch die eigenthümliche Ovation, welche die Wiener Polizei ihm brachte. Es gehört nämlich zu den Attributen dieser Dame, daß sie als eine theuere Reliquie aus schönen mittelalterlichen Tagen von allen Juden, die nach Wien kommen, eine Art Leibzoll alle 14 Tage sich bezahlen läßt, die für Banquiers auf 4 Fl. und für gemeine jüdische Erdensöhne auf 2 Fl. C.-M. festgesetzt ist. Dies gilt ebenso von allen k. k. jüdischen Unterthanen, die nicht in Wien ansässig sind, als auch von fremden. Nur die französischen Juden machen eine Ausnahme, da der französische Gesandte einmal die Erklärung abgegeben haben soll, daß Frankreich sich genöthigt sehen würde, Repressalien zu brauchen, und da die Constitution keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Glaubensbekenntnissen anerkenne, so würde man genöthigt sein, diese Repressalie auf alle nach Paris kommenden Oesterreicher auszudehnen. Meyerbeer, schon vor seinem Eintreffen in Wien, von dieser mittelalterlichen Steuer unterrichtet, wandte sich an ein ihm befreundetes Banquierhaus mit der Erklärung, daß er eher auf seinen Wiener Séjour verzichten, als sich dem erwähnten Paria-Zoll unterziehen würde; worauf die betreffende Behörde dem intervenirenden Banquier die Antwort gab, daß Herr Meyerbeer versichert sein dürfe, nicht als „Jude", sondern als „Cavalier" behandelt zu werden. Te Deum laudamus!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich André.

Vier Wochen im Kloſter.

Die geiſtlichen Uebungen des heiligen Ignatius Loyola.

Nach einem Tagebuche mitgetheilt.

1.

Der Riegel knarrt zur ungewohnten Stunde,
Ein Mann erſcheint im Kleid von ſchwarzer Farbe,
Verſchnitten iſt ſein Haupt zur Glatzesrunde,
Sein Mund faſt lippenlos wie eine Narbe.
Er ſpricht von Büßen und Bereu'n, Bekehren,
Von Demuth, die ſich höh'rer Weisheit ſchmiege,
Von Rückkehr zu der Gläub'gen frommen Heeren,
Vom Todesgraun, das einſt auch Starke biege.

Weiß ich doch nicht, wie es kam, aber unverſehens ſchwirrten mir die heimathlichen Verſe durch den Sinn, als ich das ehrwürdige Münſter von Amiens im Rücken hatte und gleich nach dem Verlaſſen der Stadt das Kreuz der Kirche des berühmten Jeſuiten-Noviziats St. Acheul ſich meinen Blicken darbot — es war das Ziel meiner Reiſe.

In ſtille Betrachtung verſunken, ging ich die von freundlicher Märzſonne beleuchtete Straße entlang. Hinter mir ertönte das ſonntägliche Geläute des erinnerungreichen Doms, als wollten ſeine Klänge die feierliche Stimmung, welche ſich meiner Seele bemächtigte, in vollſten Schwung wiegen — ich ſchaute ernſt, ſehr ernſt in mein Inneres. Hatte ich doch Urſache dazu! Denn war es nicht möglich, daß dieſer kurze Gang, den ich von den freundlichen Häuſern Amiens bis an das nahe St. Acheul that, mein letzter in dieſer Welt war, ich meine in der freien, heitern, lebensvollen Welt. Konnte ich ſagen, ob und wie ich zurückkehrte?

Ich kam von Paris her. Abſchied nehmend war ich vor den Pater Ravignan getreten.

— Und wohin wollen Sie?

— Vor der Hand in die weite Welt, nach London und weiter, ſpäter in die Heimath zurück.

— Zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?

— Herr! ich lebe der Wiſſenſchaft. Ich habe Ihnen ſelbſt geſagt, wie ich es mir zu einer Lebensaufgabe geſtellt, ein Inſtitut, das beiſpiellos in der Geſchichte daſteht, ſo weit meine Kräfte reichen, wahrheitgetreu darzuſtellen. Ich habe Ihnen den freien, offenen Vertrag angeboten, daß ich es kennen lernen und wenn ich es finde, wie Sie es mir ſchildern, ihm meine Dienſte widmen will, denn in meiner verketzerten Heimath iſt Gott ſei Dank noch die Sitte, daß einzelne Männer ſich ohne Rückſicht und Scheu ſelbſt der angefeindeten Wahrheit annehmen. Sie ſcheinen den Vertrag nicht eingehen zu wollen — ſo muß ich glauben, nehmen Sie mir das Wort nicht übel, daß Sie entweder mir nicht trauen oder fürchten, ich möchte Sie nicht ſo finden, als Sie der Welt ſcheinen wollen. Es war ein Verſuch und ſollte nicht ſein — leben Sie wohl.

— Warten Sie einen Augenblick, ſagte mir der gefeierte Redner, und ließ mich allein in ſeinem Zimmer.

Nach etwa zehn Minuten kehrte er zurück. Nach einer Stunde ſaß ich im Poſtwagen und fuhr dem geſchichtlich denkwürdigen Amiens zu.

Ich war einen eigenthümlichen Pact, nicht mit den Herren da im ſchwarzen Gewande, ſondern mit mir ſelbſt eingegangen. Von Mutterbruſt an Feind der Jeſuiten, Feind denſelben durch Lehren und Ueberlieferung von Perſonen, die nur im tiefſten Geheimniß mit mir davon ſprachen, zweifelte ich an der Wahrheit des allgemeinen Abſcheus und der allgemeinen Furcht. Ein Zufall hatte mich in dies Gebiet der kirchlich-politiſchen Geſchichte geworfen, und nach wenigem Suchen erkannte ich, wie unſäglich viel Vorurtheil und blinder Wahn hier herrſche. Ich ſuchte und ſuchte, ich verſchlang Bibliotheken und ſah mich täglich in tiefere Ungewißheit ſinken. Darum wendete ich mich an die rechte Schmiede und fragte an. Es gelang mir, Einlaß zu bekommen. Da ſtand es denn bei mir feſt: entweder iſt dem ſo, wie ſie ſelbſt behaupten, wohlan, ſo finden ſie einen rechtſchaffenen Freund an mir, der ſich um das Geſchrei fanatiſcher Wahnbefangener nicht ſchert, oder ſie ſind anders — dann eben ſo ehrlich und frei.

Doch muß ich geſtehen, daß dieſe plötzliche Aufforderung mich ſehr überraſchte, wenngleich ich es dem ſehr befeindeten Orden nicht verdenken konnte, daß er ſich vor jedem Zweifel ſicherte. Mir indeß blieb es ein jäher Sprung von ſteiler Höhe über eine gähnende Kluft und ich durfte wohl in der erſten

ruhigen Minute, die ich hatte, in mich gehen und fragen, ob ich denn auch die Kraft in Wirklichkeit beſäße, die ich mir zugetrauet.

Losgeriſſen war ich aus einem bunten, wechſelvollen Leben, deſſen Abenteuerlichkeit ich ſelbſt kaum faßte, losgeriſſen war ich von der Luſt, der Freude, die mich mit wärmſten Armen umfingen, und ging der ewigen Stille, dem Frieden, deſſen ſtehende Waſſerfläche keine kleinſte Welle bewegt, entgegen, um der Einſamſte unter den Einſamen zu werden und nach St. Ignatii hochgeprieſenen Regeln zur Uebung der Frömmigkeit und Umwandlung des Menſchen eine ernſte Selbſtſchau über mich ſelbſt zu halten, bevor ich mein Urtheil an Andere lege. Wohl hatte ich für mich dieſe Selbſtſchau nöthig, denn bei meinem Dahinleben im durſtigen Lernen war mir, als mich auf einmal der mannichfach bewegte Lebenshauch allein berührte, die Frage aufgeſtoßen, ob ich denn auch ſo ganz gewiß ſei und nicht hinter dem muthigen Sinne des Jünglings eine ernſtere Zeit folge, wo alles anders erſcheine und eine Reue ihre Geißel ſchwinge. Wahrlich, nicht Neugierde, nicht Bedürfniß nach aſcetiſchen Mitteln trieb mich der düſtern Kloſterpforte zu, ſondern einzig das Verlangen nach Wahrheit, ſo über Andere als über mich ſelbſt. Ungeſtört, von allen bisherigen Eindrücken mich losſagend, wollte ich die Macht des Glaubens prüfen, um zu erfahren, ob ich mein oder eines Andern ſei.

Ueber Nacht war heftiger Schnee und eiſiger Froſt in den beginnenden Frühling gefallen. Ich konnte mich, als meine Tritte über den harten Schnee dahinknirſchten, der Frage nicht erwehren: kann nicht auch in den Glaubensfrühling, den du jetzt gekommen wähnſt, ein Nachwinter verheerend fallen? Oder kann nicht die ewige Gleichförmigkeit, welche dorten deiner harrt, um dich gen Himmel zu heben, mit ihren dürren Knochenarmen in der allzu feſten Umſpannung deine Bruſt zerdrücken oder dich, wenn ſie dich am höchſten in raumloſe Lüfte hob, jählings fallen laſſen, daß du zerſchmettert auf die Erde zurückſinkſt?

Wahrlich, es war ein kein leichter Schritt, den ich thun wollte, und doch ein nothwendiger für meine Ruhe. Ich wollte den Schleier der verhüllten Göttin lüften und wußte nicht, ob ihr Anblick mich nicht verſteinere. Wie leicht konnte ich nicht meiner Kraft, meinem redlichen Willen zu viel zugetrauet haben.

Mein Pfad führte mich an der außerhalb des Kloſters gelegenen Kirche vorüber. Die Thür ſtand offen, am Hauptaltar hielt ein Prieſter das Hochamt. Nachdenklich trat ich ein, um mich zum Abſchiedsſchritte von der Welt zu ſammeln oder — ihn nicht zu thun. Noch einmal fragte ich mich, ob

die Aufgabe nicht zu groß, ob meine Kraft nicht zu klein; denn um keinen Preis wollte ich frevelu.

Mein Führer ſtand verwundert neben mir.

— Ich dachte, Sie wollten einen Beſuch in St. Acheul abſtatten, ſagte er, als die feierliche Handlung ein Ende genommen.

Dieſe Anrede brachte mich zu mir ſelbſt zurück.

Wohlan! rief ich mir zu — der Würfel liegt! ſei dem, wie ihm wolle, meine Abſicht iſt rein und Streben iſt des Menſchen höchſter Beruf. Lebet alſo wohl, meine Gedanken, lebet wohl, Wiſſen und Zweifel — wir ſehen uns nie wieder oder in andrer Geſtalt!

Raſch und entſchloſſen trat ich aus der Kirche zurück. Ein wehmüthiger Blick ſtreifte das buntfarbige Weltkleid, als ich es dem Wegweiſer an der Pforte abnahm.

— Soll ich warten, Herr? fragte er mich.

— Nein, entgegnete ich.

— Herr! verſetzte er bezüglich, ich habe ſchon manchen dahinein geleitet, doch wenige zurück. Geb' es der Himmel, daß es Ihnen gefalle.

Er ging. Faſt hätten ſeine Worte mich irre gemacht. Doch Muth! Muth! rief ich mir zu, und die Glocke des Kloſters ſchallte mit tiefem Klange durch die Stille, die mir hinter dem geſchloſſenen Thore heraus entgegenfeierte.

Einen Abſchiedsblick nach rückwärts, und ich ſetzte den Fuß über die Schwelle — hinter mir ſchlug die Pforte dröhnend zu. Aus der Durchgangshalle, in der ich mich befand, ſchauete mir das Kloſter mit ſeinen weitläufigen Gebäuden entgegen.

Der Pförtner ließ mir nicht lange Zeit zum Nachdenken. Schweigend überreichte ich dem Schweigenden, einem weißhauptigen Greiſe, einen Brief, an den **Révérend Père Rubillon, Supérieur** überſchrieben. Er öffnete mir das Sprachzimmer und ging.

Es war nicht zum erſten Male, daß ich ein Kloſter ſah; ich kannte die Weiſe von mehreren, und in jüngſter Zeit hatte ich den denkwürdigſten Beſuch in La Trappe abgeſtattet.

Mich überlief's fröſtelnd, als ich dieſes Beſuchs gedachte, und gedenken mußte ich ſeiner eben jetzt.

Bevor ich das Kloſtergebäude erreichte, ſah ich auf dem Felde ſchweigſame Geſtalten mühſelig ackern; die älteren bedeuteten ihre jüngeren Brüder durch Zeichen — es war ein Eindruck, als ob man lauter Taubſtumme ſähe, die einander nur beſchwerlich verſtanden. Tief ergriffen gelangte ich in's Klo-

ſter und gab dem wortkargen Pförtner mein Begehr kund. Auch er ließ mich im Sprachzimmer zwiſchen öden, nackten Wänden allein, und ich glaubte einen geſprächigen Superior erwarten zu dürfen — ſtatt deſſen erſchienen drei Greiſe in härenem Gewande, in den Händen das Pſalmbuch, und bei dem Eintritte warfen ſie ſich der Länge nach auf's Geſicht zur Erde nieder und blieben mehrere Minuten lang liegen. Dann erhoben ſie ſich, jedoch nicht, um mit mir zu reden, ſondern um in ſchauerlicher, langgedehnter Weiſe mit hohler Grabesſtimme einen Bußpſalm abzuleſen. Nach frommem Gruße erſt fragte mich der Eine um das Nähere meines Verlangens.

Sechs Tage lang blieb ich im Kloſter und lernte das ernſte Büßerleben kennen, von den harten Lagern der Ordensbrüder in härenem Gewande, auf dem ſie nach ſtrenger Tagesarbeit und ſchlechter Koſt ſchlummern, von ihren Beſchäftigungen und Berufspflichten an gerechnet bis zu den freiwilligen Entbehrungen, die ſie ſich in der Unerſättlichkeit ihrer Büßerluſt auferlegen. Von Schauer ergriffen wohnte ich der Abendandacht auf dem Chore der Kirche bei, die mit anbrechender Nacht in vollkommenem Dunkel abgehalten wird, und nach peinlichem Schlafe erhob ich mich eine Stunde nach Mitternacht wieder, um ihre Frühandacht kennen zu lernen, bis ich mich endlich wie ein Ausſätziger unter ihnen fühlte und davoneilte.

— Geh, mein Bruder und ſündige nicht! war des Superiors Abſchiedswort; ich aber zweifelte, ob ich die Mönche Verblendete oder Heilige nennen ſollte.

Freilich iſt La Trappe der ſtrengſte Orden; allein die Jeſuiten ſagen von ſich ſelber, daß ſie ein rauhes Leben führen. Alſo mußte ich erwarten.

Das Sprachzimmer, worin ich mich befand, hatte ein vergittertes kleines Fenſter oben in der Wand nach der Straße zu; an der gegenüberliegenden Seite war ein andres größeres Fenſter, welches in das Pförtnerzimmer ging. Der Pförtner iſt in der Regel zugleich Schneider des Kloſters und gehört mit ſeinen Gehilfen den Laienbrüdern des Ordens an. Heute war Sonntag, die Werkſtatt ruhete und ſtatt der Nadel ſah ich Roſenkränze zwiſchen den Fingern des in dem Zimmer befindlichen Bruders. Einige Heiligenbilder, eine Marienſtatue, eine Karte von Frankreich und Europa, einige Holzſtühle..., ſo iſt die Beſchreibung alles deſſen, was ſich innerhalb meiner weißgetünchten Wände befand, gegeben.

Wohl eine Viertelſtunde mußte ich warten; nach Ablauf dieſer Friſt kehrte der Pförtner allein zurück und lud mich ein, ihm zu dem meiner harrenden Superior zu folgen.

Superior iſt die allgemeine Bezeichnung für den Oberſten des Hauſes,

gleichviel, ob derſelbe es nur für kurze Zeit ſtellvertretend oder als in feſter Beſtallung oder ob er bei Beſuchen es vermöge ſeines höhern Ranges iſt. Der mich erwartende Superior war der Novizenmeiſter des berühmten Novizenhauſes und vormaligen Collegiums St. Acheul.

Ich folgte dem Pförtner über den langen Hofraum und durch verſchiedene Gänge; der Superior trat mir bereits an der Thüre des Zimmers entgegen.

— Sie wollen, fragte er mich, nachdem er mich umarmend begrüßt, die heilſamen Exercitien des heiligen Ignatius bei uns abhalten, und man hat Ihnen die volle Uebung derſelben geſtattet.

— Ja, verſetzte ich, obwohl nur nach unſäglichen Schwierigkeiten.

— Sie werden dies natürlich finden, wenn Sie dieſelben kennen gelernt haben. Iſt Ihnen ſchon etwas davon bekannt?

— Ich kenne dieſelben aus dem Corpus instituti und nach dem Commentar, den Diertins darüber geſchrieben hat.

— O, entgegnete er, da haben Sie ſich ja viel mit uns befaßt; Sie werden freilich ſehen, daß im Leben ſelbſt die Sachen ſich anders zeigen, als im Buchſtaben. Der kalte, grübelnde Verſtand urtheilt anders, als das empfindende Herz. Man verkennt uns ſehr und leider meiſtens gefliſſentlich. Wir ſind in dieſem Augenblicke ungemein heftig in Frankreich angefeindet, doch wird der liebe Gott uns ſchon forthelfen.

Da ich ſchwieg, richtete er weitere Fragen an mich und ſuchte auf unſcheinbaren Umwegen meine Anſichten über den Orden zu erforſchen. Ich ſagte ihm offen heraus, daß ich ſelbſt den Gegnern des Ordens angehört. Weil ich aber fand, daß ſo viel Falſches in den Anklagen gegen ihn vorhanden war, ſo geht, bemerkte ich, mein Beſtreben auf eine genauere Kenntniß des Ordens aus, wozu ich den Anfang mit den geiſtlichen Uebungen machen will. Denn, ſetzte ich lächelnd hinzu, wenn ich die Wahrheit wiſſen will, ſo werden Sie begreifen, daß ich niemandem auf's bloße Wort glaube.

Er neigte beiſtimmend ſein Haupt. In dem Augenblicke läutete eine Glocke.

— Verzeihen Sie, ſagte er aufſtehend, mich ruft meine Pflicht. Es ſchallt die Glocke, welche mich zum Gebet auffordert. Wollen Sie mir folgen, ſo weiſe ich Ihnen Ihr Zimmer an. Für Ihre Bedürfniſſe wird man bereits ſorgen.

Damit ging er voran, wieder durch eine Reihe Gänge und über den Hof nach einem Seitengebäude. Ich ſah ein freundliches Gemach mit der Ausſicht nach der Stadt und in den Garten ſich mir öffnen.

— Nachmittag, ſobald meine Zeit es erlaubt, hoffe ich Sie wieder zu ſehen, ſagte der Superior und ließ mich allein.

2.

Da ſtand ich in einer Stille, daß die Luft mir vor den Ohren ſummte. Ich trat an's Fenſter und ſchaute auf die hohe Spitze des unvergleichlichen Doms von Amiens; dann wieder wendete ich mich in's Zimmer zurück und mit einem Gefühle, das ich eben ſowohl Leere als Staunen nennen muß, ſah ich ringsum.

Wie geſagt, ich befand mich in einem freundlichen, nach franzöſiſcher Sitte eingerichteten Zimmer. Ein ſauberes Bett ſtand, von blendend ſauberen Vorhängen umgeben, an der Wand neben der Thüre; ihm zu Häupten ein Betſchemel, gegenüber eine Kommode und neben dem Ofen, in welchem ein luſtiges Feuer kniſterte, ein Tiſch mit Schreibgeräth, Papier und der Nachfolge Chriſti wie dem Neuen Teſtament in lateiniſcher Sprache. Auf dem Geſimſe des falſchen Kamins thronte eine Marienſtatue und ein Bild an der Wand feierte noch einmal die „dreimalige Retterin Frankreichs.“

Da biſt du nun, du muthiger Held! und deine ganze Faſſung liegt draußen vor dem verſchloſſenen Thore! rief ich mir zu; denn wirklich fühlte ich mich in dieſer abgeſchloſſenen Einſamkeit auf einmal ganz verlaſſen und ohnmächtig. Alle Schreckbilder, die man von dem Orden malt, lebten wieder auf; faſt unwillkürlich durchſpähete ich mein Zimmer. Ich war vollkommen überzeugt, daß dieſe groben Kunſtgriffe, welche man in der Regel den Jeſuiten aufbürdet, eine Erfindung armſeligen Argwohns ſind, und doch konnte dieſer anerzogene Argwohn ſich wenigſtens einer neugierigen Ueberzeugung nicht erwehren. Wo ſind die feinen Löcher in Wand und Decke, durch welche blitzende Späheraugen lauſchen? — Die eine Wand meines Zimmers ging auf den Hof, die andre bildete gleichfalls eine der Flur zugehende Mauer, die dritte trennte mich von dem Gange, die vierte — da jenſeits der vierten rührt ſich etwas! Es war ein Seminariſt von Cambrai, der ebenfalls die Exercitien anſtellen wollte. Nun ſo iſt es die Decke — über mir lag ein zu ähnlichem Zwecke beſtimmtes Zimmer, und der Kalk der Decke ſchimmerte in unverletzter Weiße.

Was du auch ein Narr biſt, mußte ich nach dieſer ängſtlichen Prüfung mir ſagen; werden Leute, welche ſich auf die Zuverläſſigkeit des innern Menſchen verlaſſen müſſen, ſo plumpe Mittel anwenden, um ihre Umgebung kennen zu lernen? und was können ſie von einem Einſamen erlauſchen?

Ich hatte mich hierüber ein wenig geſammelt und begann mich einzurichten, als der aufwartende Laienbruder erſchien und mich zu Tiſch abrief.

Es ging wieder in das Hauptgebäude zurück. In dem Fremdenzimmer fand ich einen wohlbeleibten Geiſtlichen vor, welcher, wie ich aus ſeinem Geſpräch erfuhr, die Abſicht hatte, in den Orden einzutreten. Er ſchien mir ein leidenſchaftlicher Trinker und größerer Diener des leiblichen als des geiſtigen Theils vom Menſchen zu ſein, denn an dem größern Theile meines Weins und dem ſeinigen hatte er nicht genug, ſondern ließ ſich noch ein drittes Fläſchchen kommen. In den Augenblicken, da wir allein waren, klagte er, daß es ihm hier zu ſtill ſei; nichts deſto weniger behielt er die Abſicht, in den Orden zu treten, woran ihn jedoch der nächſter Tage eintreffende Provinzial hinderte, welcher ihn als unbrauchbar zurückſchickte.

Man konnte den weitläufigen Gebäuden anſehen, daß hier vor nicht langer Zeit ein regeres Leben geherrſcht hatte. Das ältere, früher einem andern geiſtlichen Stifte angehörige Kloſter war von der Revolution entvölkert und die Jeſuiten hatten es nach ihrem Wiedererſcheinen in Frankreich angekauft. Bei der Ausdehnung ihrer Wirkſamkeit auf den Jugendunterricht hatten ſie als rechten Seitenflügel ein neues, langes Gebäude mit einem ebenſo beträchtlichen Quergebäude errichtet und zur linken freiſtehend ein mächtiges Haus von noch größerer Ausdehnung gebaut, daſſelbe, welches jetzt zur Fremdenwohnung diente. Bald reichten dieſe Räume nicht mehr hin; das Collegium bekam an 800 bis 1000 Schüler, ſo daß noch verſchiedene Gebäude theils im Kloſterhofe ſelbſt, welche ſpäter niedergeriſſen wurden, theils außerhalb deſſelben, welche jetzt als Fabrikgebäude dienen, nöthig wurden. Hinter dem Fremdenhauſe und dem alten Kloſter erſtreckt ſich ein großer, ſchöner, im franzöſiſchen Geſchmacke eingerichteter Garten, diesſeits dagegen ein großer Hofraum, welcher links vor dem Fremdenhauſe in einen freien, mit Bäumen bepflanzten Platz ausläuft, der zum Spielplatze für die Zöglinge gedient hatte.

Mitten in die volle Blüthe der Jeſuiten-Inſtitute war der Wetterſtrahl des Jahres 1828 gefahren und mit den zerſtreuten Zöglingen verſchwanden auch die weitläufigen Gebäude, bis auf einige, von denen nur wenige Räume nothdürftig gebraucht wurden, indeß die geſammten übrigen einer allmäligen Verwetterung preisgegeben blieben und im voraus ein Bild der nahen Zukunft des Ordens darboten, dem das Volk allen Orts entgegenkämpfte und einen baldigen Sturz bereitete. –

Durch eine Reihe von künſtlich gezogenen Gebüſchen hindurch ſah ich

eine Schaar junger Leute auf und abgehen. Es waren die Novizen, welche ihre Recreation, die pflichtgemäße Erholung nach dem Essen, der alten Gesundheitsregel gemäß: post coenam stabis aut mille passus meabis, hielten. Sie sprachen heiter und scherzten ziemlich laut. Da ich eine Annäherung nicht wagen durfte, denn es ist verboten, mit den Novizen auch nur in die entfernteste Berührung zu treten, so begab ich mich auf mein Zimmer zurück.

Hier fand ich bereits jemand auf mich harren.

Es war ein Novize, ein bekannter russischer Diplomat und Fürst, dessen Uebertritt zur katholischen Kirche seiner Zeit ein großes Aufsehen erregte, welches noch mehr gesteigert wurde, als sich das Gerücht verbreitete, er sei zu den Jesuiten übergegangen. In der That hielt er hier sein Noviziat ab.

Der Superior hatte ihn zu mir gesendet, weil er mir wahrscheinlich einen Dienst zu erweisen gedachte, wenn er mir den in meiner deutschen Heimath wohlbewanderten Mann in meine Einsamkeit schicke. Ich fand einen gesprächigen Menschen an ihm, der sehr bald die Unterredung auf die religiösen Zustände Deutschlands lenkte und mir seine eigne Bekehrungsgeschichte mittheilte. Ich will auf dieselbe weiter nicht eingehen, da sie mit allen Bekehrungsgeschichten das gemein hat, daß sie ein Staunen vor den mysteriösen Lehren der römischen Kirche und eine Berauschung in der Größe und Majestät derselben einschließt. Doch konnte ich mich zweier Gedanken nicht erwehren, nämlich zuerst, daß es für Gagarin ein Glück sei, in den Jesuitenorden aufgenommen zu sein, um sich in einer fortwährenden Berauschung in der eignen Größe zu erhalten; und ferner, daß ich in ihm, dem Novizen, ein so ausgeprägtes Ordensmitglied sah, als ich es nur immer in älteren Personen der Gesellschaft gefunden hatte. Bei vollständiger Hingebung an die Regeln und den Willen der Obern, sprach sich in ihm das Gefühl, daß in seiner Unscheinbarkeit die größte Bedeutung liege, zu sehr aus, um nicht die Annahme zu erregen, er habe die Politik seiner bisherigen weltlichen Thätigkeit nur gegen eine andre, zwar nicht so glänzende, aber desto gewichtigere vertauscht. Mit scharfem, richtigem Verstande, der sich jedoch im Glaubenspunkte mit willenloser Unterwürfigkeit der Kirche und den Ordensregeln unterordnete, beurtheilte er seine Gesellschaft, ohne aufzuhören, den Lobredner derselben zu machen.

Wir kamen auf die Ordensregeln zu sprechen, wo er mir sagte:

— Es gibt in unseren Regeln nur eine Schwierigkeit, die des unbedingten Gehorsams. Man muß wissen, was es heißt, unbedingt gehorchen, so wird man begreifen, wie alles dagegen verschwindet. Die Keuschheit und Ordensarmuth — von einer solchen kann nur die Rede sein — sind bei

unſrer Lebensweiſe keiner beſondern Gefahr ausgeſetzt, ſobald man ſich einmal ein Jahr hindurch in den Gang des Kloſterlebens eingelebt hat.

Der Mann hatte Recht. Wohl nur wenige haben von der Ueberwindung einen Begriff, welche der unbedingte Gehorſam erfordert. Man mag über dieſen Gehorſam ſelbſt denken, wie man will, ſo kann man doch nicht umhin, zuzugeſtehen, daß die höchſte Aufgabe, welche der Menſch vollbringen kann, eine vollſtändige Entäußerung ſeines Selbſt iſt, und es iſt mir lediglich durch dieſe Erwägung klar geworden, weshalb der Jeſuitenorden ſo groß und, man möchte ſagen, allmächtig dageſtanden hat und noch daſteht. Während die Kräfte der ihm entgegenſtrebenden Welt ſich durch zu viele ſelbſtſüchtige Rückſichten und Parteiungen zerſplittern, eint ſich bei ihm jener Wille zu dem allgemeinen Ganzen in unverbrüchlicher Vollſtändigkeit, ſo daß man mit Fug ſagen kann, die fünftehalbtauſend Menſchen, welche etwa der gegenwärtige Orden umſchließt, athmen Eine Seele, Einen Gedanken. Deshalb ſind denn auch alle Ordensregeln vorzugsweiſe erläuternde Vorſchriften der Lehre vom Gehorſam.

Nach einer Stunde verließ mich Gagarin, um ſeinen Noviziatpflichten nachzugehen. Da es Sonntag war, ſo glaubte er noch einmal wiederkommen zu dürfen, denn für gewöhnlich darf nur die nach dem Mittags- und Abendtiſch folgende Zeit der Erholung zu einem ſolchen Beſuche verwandt werden, wobei der Novizenmeiſter jedesmal beſtimmt, welcher Novize den Fremden beſuchen ſoll.

Mir ſchien es, als brächte mir Gagarin durch die Beraubung der einzigen Erholungszeit, wo er ſich mit ſeinen Genoſſen unterhalten durfte, ein großes Opfer, und ich bat ihn, ſich nicht ſo unausgeſetzt ſeinen Mitnovizen zu entziehen.

— Ich habe, entgegnete er mir, darin weder einen Willen, noch darf ich eine Neigung hegen. Mein Vorgeſetzter hat mir den Auftrag gegeben, ihm gehorche ich, das Vergnügen wie den Schmerz in gleicher Weiſe unterdrückend.

Mit dem Schlage der Glocke entfernte er ſich, niemals verweilte er auch nur eine Minute darüber.

Am Nachmittage kam der Pater Miniſter zu mir, welcher in der Regel die geiſtlichen Uebungen zu leiten hat. Auch ſein Geſpräch ging hauptſächlich darauf hinaus, meine eigentlichen Anſichten zu erforſchen. Nach dem Standpunkte, welchen ich eingenommen hatte, konnte ich ohne die mindeſte Zurückhaltung mich unverholen ausſprechen, und der Pater Miniſter war der Meinung, daß die geiſtlichen Uebungen einen weſentlichen Einfluß auf mich üben würden.

— Die geiſtlichen Uebungen, ſprach er, ſind von einer merkwürdigen Wirkung auf die verſchiedenen Gemüther. Dem Einen verleihen ſie wunderſüßen Troſt, den Andern ſchlagen ſie darnieder, ja, Viele können dieſelben gar nicht einmal aushalten und ich habe Fälle gehabt, daß Einige wie wahnſinnig wurden und ſich aus dem Fenſter ſtürzen wollten. Ich weiß nicht, ob ich es dem Einfluſſe eines anhaltenden Nachdenkens in tiefer Einſamkeit, oder dem Rückblick auf das frühere Leben zuſchreiben ſoll.

Ich für meine Perſon finde dies ſehr natürlich, wenn man die beiden Urſachen zuſammennimmt und den ſeltſamen Gang der Uebungen dazu rechnet. Wir werden gleich aus dem lebendigen Bilde dieſe Wirkung zu beurtheilen Gelegenheit haben.

— Für unſere Geſellſchaft, fuhr der Pater Miniſter fort, ſind die geiſtlichen Uebungen, abgeſehen von der Nothwendigkeit nach innen zu, wo ſie einen den Ordensregeln gleichmäßigen Geiſt, den Geiſt unſers Stifters, erzeugen, von erheblichem Nutzen, da ſie uns gewiſſermaßen zum Prüfſtein dienen, ob jemand ſich für die Geſellſchaft eigne oder nicht. Wir haben desbalb auch namentlich in neueſter Zeit, wo wir ſo ungemein vorſichtig ſein müſſen, die Vorſchrift, daß der Novize in ſeinem erſten Jahre die geiſtlichen Uebungen anſtellen und ſpäter alljährlich wiederholen müſſe, dahin umgeändert, daß wir ſie vor Aufnahme in das Noviziat halten laſſen, um ſogleich den Sinn des Aufzunehmenden zu beurtheilen. Es hat uns dies vor manchen unnützen Prüfungen im Noviziat ſelbſt bewahrt, denn hier zeigt es ſich ſogleich, ob jemand Hang für ein beſchauliches, unterwürfiges Leben habe oder nicht.

Man ſieht, der Miniſter beurtheilte die geiſtlichen Uebungen rein vom Standpunkte des Ordens aus, als heilſames Mittel, einen beſtimmten, frommen Sinn zu erzeugen und das Gemüth in eine gewiſſe Stimmung zu verſetzen. Mir ſollte eine andre Auffaſſung in kurzer Zeit werden, denn beim Abſchiede ſagte mir der Pater Miniſter, daß heute noch ein Seminariſt eintreffen würde, worauf wir gemeinſchaftlich die Uebungen anſtellen könnten.

Wie ich vom Superior erfuhr, ſollte ſich noch ein Vierter dazu geſellen, ein junger Mann, deſſen Bruder bereits im Noviziate war und der durch die Vorſtellungen deſſelben ſich gleichfalls für den Eintritt in die große Geſellſchaft erklärt hatte. Die Eltern wollten es nicht zugeben, weshalb der Aſpirant mehrere Monate, bis zu erreichter Mündigkeit, im Kloſter blieb. Dieſer Zeitpunkt trat in einigen Tagen ein, weshalb man ihn vorläufig zu den Uebungen ließ. Gagarin belehrte mich, daß wir unſerer vier ſein würden; der erwartete Seminariſt und mein Zimmernachbar, welche beide vom

Biſchofe von Cambrai hergeſendet waren, um zu verſuchen, ob ſie Neigung für den Orden fühlten oder nicht.

Am Abende ſpät traf der Erwartete ein und bekam gleichfalls ein Zimmer in dem Flügel, wo ich wohnte.

Ich lernte Beide nächſten Mittag von Angeſicht kennen, denn reden konnten wir nicht, weil, wie ſchon bemerkt, ein Novize über Tiſche uns aus dem Leben des Franciscus von Aſſiſi vorlas. Es waren Beide ein Paar junge Leute von vielleicht achtzehn Jahren, welche wahrſcheinlich, wie die Mehrzahl der aus den Seminarien in die Geſellſchaft kommenden Perſonen, durch die ſchlechte Ausſicht, welche der Weltgeiſtliche in Frankreich hat, beſtimmt waren, einen Verſuch mit dem Orden zu machen.

Am nächſten Tage verſah mich Gagarin mit den Tafeln, welche die zu beobachtende Ordnung für die Uebungen angeben. Er hatte mit Entſetzen bemerkt, daß ich ganz und gar ohne geiſtliche Schutzmittel in der Welt herumgelaufen war, und bat mich, einen Roſenkranz, ſowie eine ſogenannte Pariſer Wundermedaille anzunehmen. Dieſe Medaille ſteht im Geruche der wunderthätigſten Wirkung. Ihr Urſprung iſt aus der neueſten Zeit und beruht auf einer Viſion, die eine ſchwererkrankte Dame gehabt haben ſoll, in welcher ihr die Sancta Maria mit Strahlen ſpendenden Fingern erſchien, wie ſie auf der Medaille abgebildet iſt. Die Dame ließ eine ſolche Medaille anfertigen, welche, weil ſie ſich wunderthätig geäußert haben ſoll, zu hunderttauſenden vertheilt wurde. Ich konnte in der Verfaſſung, worin ich mich befand, nichts gegen die Annahme dieſer Theile haben.

Um dem Leſer vor Beginn der Uebungen, welcher auf den nächſten Tag angeſetzt war, zu einer möglichſt genauen Kenntniß zu verhelfen, will ich ein Paar Worte über dieſelben vorausſchicken.

3.

Die geiſtlichen Uebungen haben den Ruf, welchen ſie genießen, hauptſächlich dem Stifter des Ordens der Geſellſchaft Jeſu zu danken. Obwohl ſchon früher gängig, ſo erlangten ſie die ſyſtematiſche Ausbildung doch erſt durch Loyola, welcher ſie während ſeiner Zurückgezogenheit in der Höhle von Maureza anwendete, um ſich mit Reue und Zerknirſchung über ſein früheres Leben und mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung für den künftigen Madonnendienſt zu erfüllen. Schon von ihm wird geſagt, daß er während der Ausübung dieſer Betrachtungen in Verzückung gerieth und allerhand Geſichte hatte; es macht dies den Ausſpruch des Pater Miniſter gegen mich über die Wirkung der Uebungen begreiflicher.

In Wahrheit gibt es kein andres Mittel, das ſo geeignet wäre, einen höchſten Grad von Schwärmerei und fieberhaftem Hinſchwelgen in dumpfer Träumerei zu erzeugen, als die geiſtlichen Uebungen. Sie ſind eine Reihenfolge von Betrachtungen über bibliſche Stoffe, welche ſo zuſammen geleſen ſind, daß ſie ein gewiſſes Syſtem, eine Art bibliſcher Philoſophie bilden, die jedoch alles ausſchließt, was nicht dem einſeitigen Zwecke zerknirſchter Buße und willenloſer Ergebung entſpricht. Wie der nächſte Zweck, den Ignatius bei Aufzeichnung des von ihm genommenen Ganges hatte, die Begeiſterung ſeiner Gefährten zu dem Apoſtelleben wider die auftauchenden neuen Lehren war, ſo iſt derſelbe für den Orden ſtets unverändert dieſer geblieben, die Mitglieder mit glühendem Eifer zu willenloſer Ergebenheit gegen die Kirche und deren Heiſchungen zu beſeelen und einen Abſcheu wider alles über den engſten Kreis ihres Worts hinaus Fallende zu erzeugen. Dieſer letzte Theil iſt für den Orden ſelbſt die Hauptſache; der erſtere Theil dagegen muß vorzugsweiſe gegen die dem Orden nicht Angehörenden ausgeſprochen werden. Deshalb knüpft der Orden ſeine etwaigen Hoffnungen an die Haltung der geiſtlichen Uebungen und gibt diejenigen alsbald auf, bei denen ſie nicht anſchlagen. Gar manche „Bekehrung“ iſt durch dieſelben gemacht.

— Sie werden ſelbſt ſehen, hatte mir Gagarin geſagt, wie ganz anders einem die Dinge erſcheinen, wenn die Seele durch die Exercitia spiritualia geläutert iſt. Mir ſchloſſen ſie eine ganz andre Welt auf. Ich kannte ſie nicht weiter als dem Namen nach — aber welch eine Gottesgewalt ſtürzte auf mich nieder, als ich ſie abhielt, und ich muß bekennen, daß von dem Augenblicke an mich nur noch weltliche Rückſichten, die ich ſehr bald zu beſeitigen ſtrebte, abhielten, augenblicklich in den Orden einzutreten. Die Erkenntniß, der Drang dazu war zu groß.

Und ſo iſt's. Ich will nicht ſagen, daß die Erkenntniß ſo groß wäre, aber der Drang iſt's in der That; denn es wird einem jedes freie Erkennen genommen und der Menſch mit einer einzwängenden Nothwendigkeit umzogen, daß ihm bei der ſcheinbaren Wahl, welche die Uebungen ihm an die Hand geben, keine Wahl bleibt.

Doch ſehen wir uns dies im Gange der Uebungen ſelbſt an.

Meine aufgehängte Tafel beſtimmte auf die letzte Minute die Lebensordnung, welche ich von nun an zu beobachten hatte. Der Tag zerfällt in vier Betrachtungen, die jedesmal eine Stunde dauern. Eine Viertelſtunde Vorbereitung und ebenſo viel Zeit nachher zur Sammlung der Ergebniſſe reihen ſich an jede an. Die einzelnen Zwiſchenbeſchäftigungen, Meſſehören,

Beſuche des Altarsſacraments, Gewiſſenserforſchungen, Roſenkranzbeten und dergl. vertheilen den Tag ſo, daß nur ſehr kurze Friſten bleiben, welche jedoch nicht der Zerſtreuung gewidmet werden dürfen, ſondern mit Leſen von angezeichneten Stellen aus der Nachfolge Chriſti und dem neuen Teſtamente, ſo wie den aſcetiſchen Betrachtungen des Rodriguez ausgefüllt werden müſſen, denn es iſt ein vorzügliches Augenmerk, daß man ſich auch nicht einem entfremdenden Gedanken hingebe, weshalb beſondere Anweiſungen der Zeittabelle beigefügt ſind. Stillſchweigen iſt die Hauptpflicht; Stillſchweigen überall und gegen jedermann, am meiſten aber gegen ſich ſelber; denn von ihm hängt der gute oder ſchlechte Erfolg der Uebungen ab.

Es iſt dies auf den erſten Blick unſcheinbar, und dennoch ſo bedeutſam, daß die dringende Anempfehlung ſich vollkommen rechtfertigt. Es kann eine einzige Zerſtreuung eine mächtige Folge haben, denn die geiſtlichen Uebungen ſind einem Traume, einem Opiumrauſche vergleichbar, aus dem ein Geräuſch aufſcheucht, daß man erſchreckt in die Höhe fährt und wach wird, ohne den Rückweg in das entſchwundene Träumen wieder finden zu können.

Dies iſt denn auch der Grund, weshalb die in den Uebungen Befangenen möglichſt abgeſondert gehalten werden, und ſo lange ſie in den erſteren Abtheilungen ſind, dem Zimmer jeden Eindrang des Lichts entziehen. Ja diejenigen, welche die großen Uebungen halten, werden angewieſen, durch allerlei künſtliche Mittel die Stimmung vorzubereiten, den Eindruck zu erhöhen. Nicht blos eine vollſtändige Verhüllung der Fenſter, ſondern Erweckung möglichſten Schauders durch geeignete Gegenſtände ſind für die erſte Woche vorgeſchrieben, welche bei der Dunkelheit für die zweite Woche beruhen bleiben; in der dritten wird etwas Licht zugelaſſen und in der vierten Woche das Zimmer mit Blumen u. dgl. geſchmückt.

Es ſind dieſe Maßregeln dem Gange der Betrachtungen ſelbſt ſo ganz entſprechend und überhaupt durchaus dem Ziele der römiſchen Kirche gemäß, durch die Sinne zu gewinnen und das Geiſtige in ſinnliche Eindrücke umzugeſtalten, wie man denn die geiſtlichen Uebungen Loyola's in ſolchem Betracht die eigentliche Philoſophie der römiſchen Kirche, und den Orden deſſelben als den vollkommenſten Ausdruck der Kirche ſelbſt betrachten kann.

In Folge dieſer bis in's Kleinſte ausgedehnten Vorkehrungen kann ſich denn der Orden im Allgemeinen auf die Wirkung der geiſtlichen Uebungen verlaſſen. Bei wem ſie nicht anſchlagen, der paßt nimmer für ihre Zwecke; an ſeinem kalten oder leichtſinnigen Gemüthe wird der glühende Odem der Schwärmerei und Ergebenheit ſtets vorüberziehen. Es iſt nicht einmal gut eine Täuſchung darin möglich; denn der Einfluß ließe

ſich nur von einem Kenner erheucheln. Die geiſtlichen Uebungen ſind für denjenigen, der ſich ihnen gänzlich hingibt, ohne ſie vorher zu kennen, von vernichtender Wirkung in dem erſten Viertel, weil er in dieſen Betrachtungen nur den Menſchen in ſeiner ſündigen Schwäche, nicht in ſeiner freien Würde erblickt; der Menſch iſt in denſelben ein abhängiger Sklave, der keinen eignen Willen, kein eignes Verdienſt hat, ſondern lediglich von der Gnade, dem guten Willen abhängt, und der Gott darin iſt ein zürnender Richter, der nur ſich ſelbſt und die ihm durch die Sünde angethane Empörung im Auge hat. Dies Mißverhältniß zwiſchen dem Richter Gott, und dem Sklaven Menſch wird alsdann durch die Vermittlung Chriſti in eine verſöhnende Lage gebracht, ohne jedoch das Grundverhältniß zu ändern. Vielmehr wird dem Menſchen einzig und allein die Frage vorgeworfen: wähle, wähle zwiſchen dem treuen, zitternden Sklavendienſte und der ewigen Rache. Dem willigen Sklaven nahen ſich dann im dritten Theile die „Freuden des Himmels“ d. h. bibliſche Bilder, in denen er ſinnlich ſchwärmen muß, bis er im vierten Theile ſich genug gewürdigt fühlt, um in preiſende Lobklänge auszubrechen und den Triumph Gottes über die Sünde zu verkünden.

Dies iſt der Hauptgang, deſſen Einzelheiten wir jetzt in perſönlichem Erlebniſſe vor unſern Blick treten laſſen wollen.

4.

Abends gegen acht Uhr ging ich zum Pater Miniſter; denn die geiſtlichen Uebungen beginnen mit einer Abendvorbereitung.

Meine Genoſſen waren bereits daſelbſt verſammelt.

Der Pater Miniſter hielt eine erbauliche Einleitung über die Uebungen im allgemeinen und machte uns darauf aufmerkſam, daß wir uns innerlich wie äußerlich gänzlich einſam zurückziehen müßten und den Gegenſtänden, welche die Betrachtung vorſchriebe, nur anſchauend nachdenken müßten. Es ſei nicht der Zweck, ſich des Gegenſtandes zu bemeiſtern und über denſelben prüfend nachzudenken — dies ſei der rechte Weg zum Ketzerthume und führe jedesmal auf Irrwege — ſondern das Gegebene müſſe als nothwendige Wahrheit betrachtet werden, die man unter den angezeigten ſinnlichen Bildern in ſich aufzunehmen und ſeine Sinne ganz damit anzufüllen habe, um in ein mildes Träumen zu gerathen.

Damit gab er jedem ein Blatt, welches wir vor dem Schlafengehen durchleſen, aber nicht durchdenken ſollten.

Zum Durchdenken blieb nun freilich auch nicht viel Zeit, da mit dem

Schlage der neunten Stunde ſämmtliche Lichter des Hauſes verlöſcht werden mußten.

Wir begaben uns auf unſere Zimmer.

Gewiſſenhaft las ich mein Blatt durch.

Beim erſten Blicke auf daſſelbe erfaßte mich ein Gefühl des Staunens, der Verwirrung und Vernichtung, welches ich unmöglich beſchreiben kann. Ich habe ſchon erwähnt, daß ich die geiſtlichen Uebungen und ihre Commentare kannte, allein was iſt das gedruckte Wort in einem Studienbuche gegen den einzigen Buchſtaben, der im warmen Leben vor uns hingeſtellt wird? Kalt gehen wir über Bedeutſames, ja unendlich Gewaltiges hinweg, wenn wir es leſen, weil wir uns entweder nicht in der rechten Stimmung befinden oder vom Vorurtheile einer andern Anſchauungsweiſe erfaßt ſind. Ich befand mich aber auf keinem dieſer Standpunkte mehr; ich hatte jede andre Ueberzeugung ſammt allen Zweifeln aufgegeben und meine ganze Seele für den Glauben aufgethan; darum traf es mich, deſſen Gedanken durch den mehrtägigen Aufenthalt in der Stille, welche mit ſchärfſtem Gegenſatze über mich hereinbrach, in hohem Grade einſiedleriſch geworden waren, wie mit vernichtender Donnergewalt, als ich auf meinem Blatte als leitenden Gedanken die kurzen Worte las:

„Geſchaffen iſt der Menſch zu dem Ende, daß er Gott ſeinen Herrn preiſe und verehre, und indem er ihm dient, ſeine Seele rette.“

Aus der kalten Höhe, worin ich mich nach der ſelbſtentäußernden Aufgebung meiner früheren Richtung noch immer gehalten hatte, weil ich nichts an die Stelle zu ſetzen hatte, ſchmetterte mich dies Donnerwort in ein namenloſes Nichts. Kaum hatte ich Kraft genug, die Erläuterungen zu leſen, in welcher Weiſe ich die Betrachtung anzuſtellen hatte; betäubt, vernichtet löſchte ich die Kerze aus und ſank auf's Bett.

Eine furchtbare Aufregung tobte in mir. Ruhelos wälzte ich mich auf dem Lager. Was kann es Entſetzlicheres geben, als auf einmal jeden Stolz, jedes Bewußtſein eigner Kraft, eignen Werthes entriſſen zu ſehen und ſich in der erbärmlichſten Schwäche, als entartetes, undankbares Geſchöpf, als ungetreuen Diener, als empörten Sklaven zu erblicken! Meine Menſchheit war ein Hirngeſpinnſt geweſen; es gab nichts Edles, nichts Wahres auf Erden, als allein ein ewig ſcheues Gebet zu dem argwöhniſch wachenden Richter, damit er nicht in Zorn gerathe, und ich hatte bis dahin grade in mich ſelber den höchſten Werth, die alleinige Bedeutung und Bedingung meines Werthes geſetzt. — Aus dem Himmel geſchleudert . . . ruhelos in die peinigendſte Hölle geworfen . . . es ſiedete mit Fieberhitze in mir; erſt gegen

Mitternacht entſchlummerte ich und kaum hatte die Pein des Wachens mich verlaſſen, ſo ſtiegen ſchreckliche Traumbilder in mir auf. Ueber mir ſchwebte der zürnende Richter, der den Stab über mich brach, weil ich nicht ihm, ſondern mir gelebt hatte, der finſtren Groll, ewiges Verderben über mich ausrief, weil ich den Gott in mir ſelber verherrlichen und nicht blos knechtiſch ihm dienen gewollt. Tauſend Teufel umtobten mich und jagten die geängſtete Seele in dichter Finſterniß umher; da zuckte ein Strahl . . . ein erſchütternder Schlag berührte mich . . . entſetzt fuhr ich auf — vor meinem Bette ſtand der Wecker und lud mich zur erſten Betrachtung ein.

Von kaltem Schweiße triefend und vor Erſchütterung faſt mich fürchtend, ſtand ich auf, um bei mattem Kerzenſcheine den erſten Schritt in das große Werk der geiſtlichen Uebungen zu thun. —

Alſo ſchreibt es die Regel unverbrüchlich vor:

Bevor man die Betrachtung beginnt, leſe man noch einmal flüchtig den gegebenen Stoff durch, ſammle ſeine Gedanken über die einleitenden Vorſpiele, die gedeuteten Punkte und die jedesmal den Schluß bildenden Gefühlsbewegungen, und wenn der Glockenſchlag ertönt, trete man einige Schritte von dem Betpulte hin, denke ſich Gott und ſeine Heiligen perſönlich gegenwärtig und werfe ſich zur Erde nieder, um dieſelbe zu küſſen. Jetzt tritt man zum Betſchemel, kniee andächtig nieder und ſetzt die Vorſpiele in Bewegung.

Die unter dieſem Namen begriffene Einleitung erfordert eine lebendige, ſinnliche Vorſpiegelung des Orts, der Perſonen nebſt ihren Eigenthümlichkeiten, ſowie der Scenen u. ſ. w. oder eine ſinnliche Vergegenwärtigung der etwaigen abſtracten Vorſtellungen durch ein entſprechendes Bild. Hat man die nöthige Zurüſtung beiſammen, ſo betet man um Erlangung des nothwendigen Geiſtes, um vorſchriftmäßig zu verfahren, worauf man die eigentliche Betrachtung beginnt. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſe gleichfalls ſinnlich gehalten werden muß, zu welchem Ende die Vorſchrift gegeben iſt, nie die ehrerbietig knieende Haltung in ſeinen Gedanken zu verlaſſen, ſondern ſtets demüthig unterwürfig zu Gott oder dem Gegenſtande der Betrachtung empor zu blicken. Die Auffaſſung mit dem Verſtande iſt eine Sünde wider die Regeln der Uebungen. Das Gemüth, das Herz ſoll beſchäftigt werden, ſich an den Bildern zu banger Zerknirſchung füllen, um ſodann die Phantaſie am Schluſſe auch noch herbei zu rufen, daß ſie in die ſorgfältig zuſammengebaueten Anſchauungen mit dem bunten Fittig ſchwebe, ohne jedoch die Grenze zu berühren oder darüber hinaus zu ſchweben. Dies geſchieht, um durch die glühendere Auffaſſung eine möglichſt lebendige Gefühlsthä-

tigkeit zu entwickeln, welche zuletzt fähig wird, das Eingebildete als wirkliche Wahrheit zu behandeln. Man fühlt das Feuer des hölliſchen Abgrundes, man ſchmeckt die Süßigkeit des Paradieſes, die Galle der Reue, man ſieht marternde Teufel oder beſeligende Engel, hält Zwiegeſpräche mit Gott, den Heiligen u. ſ. w. in Rede und Antwort, alles mit Anwendung der entſprechenden körperlichen Sinne, und es müßte wirklich wunderbar zugehen, wenn man bei dieſem Verfahren, ſich ein Eingebildetes als Wirklichkeit zu denken, nicht leicht dahin gelangte, wohin Sanct Ignatius und nach ihm tauſend Andere gekommen ſind, daß ſie Engel zu ſich niederſchweben oder Teufel den hölliſchen Schlünden entſteigen ſahen.

Was mich nun angeht, ſo kam ich auf's getreulichſte jeder Obliegenheit nach.

„Geſchaffen iſt der Menſch zu dem Ende, daß er Gott ſeinen Herrn preiſe und verehre, und indem er ihm diene, ſeine Seele rette.“

Mit düſtrer Schwere blickten mir dieſe Worte noch einmal zu Anfang entgegen und der Anweiſung gemäß ſtellte ich mir die Welt vor und darüber thronend den herrſchenden Richter Gott, der alles verdammt, was nicht unmittelbar zum Dienſte ſeiner ſelbſt abgeſehen iſt. Er hat den Menſchen zu dieſem Zwecke auf die Erde geſetzt und „weil er keine Sklaven haben darf,“ ihm die Freiheit gegeben, durch Beobachtung der Befehle ſich die Seligkeit zu verdienen oder ewig verdammt zu ſein.

Wenn dies wahr wäre, welch entſetzliches Leben, welche entſetzliche Freiheit! Nicht als ob ich den Gedanken der Göttlichkeit im Wandel nicht darin erkenne; es wäre zu traurig einen blos ſelbſtſüchtigen Gott anzunehmen: aber iſt es nicht faſt ebenſo traurig, iſt es nicht ein bloßes Mißverſtändniß der erhabenen Lehre, welche der Grundcharakter aller Religion iſt, dieſer nämlich, daß der Menſch durch Befolgung der Vorſchriften zur Vollkommenheit, zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt, der Welt und Gottes gelange: wenn man dies düſtre Bild vom Richter Gott annimmt, der nicht die Veredlung, Verherrlichung ſeiner Geſchöpfe und durch ſie ſeiner ſelbſt will, ſondern den Sklaven anherrſcht: entweder blinden Gehorſam ohne Frage warum, oder ewige Strafe? Iſt das eine Freiheit, wo ſolche Gegenſätze hingeſtellt werden? Die Freiheit brauche ich nicht erſt einem gütigen Gotte zu verdanken, die kann ich aus eignem Trotze haben. Dem Sklaven ſteht wenigſtens der Wille unbedingt zu Gebot, nach der Laune eines Andern handelnd ſich eine beſſere Behandlung zu verdienen oder nach eigner Laune handelnd den fremden Zorn über ſich ergehen zu laſſen, und der allgütig, allweiſe, allmächtig genannte Gott ſollte im Menſchen keinen andern Zweck geſucht haben, als Sklaventrotz oder Sklavenwilligkeit zu erproben?

Aber das iſt ja eben das Unſelige in den geiſtlichen Uebungen, daß ſie ſolche Gedanken verbieten. Wie der Satz hingeſtellt iſt, ſoll man ihn nehmen und ſich zuerſt mit Furcht, Entſetzen, Zagen, dann mit zerknirſchtem Flehen und endlich mit dienſtbarer Erwartung vollträumen. Auf dieſem erſten Satze ruhen die ganzen geiſtlichen Uebungen des Loyola und auf den geiſtlichen Uebungen das ganze Gebäude, die ganze Lehre des Jeſuitenordens. Darum paßt es ſo wenig in die Welt, und am allerwenigſten in die Welt, die ihm um drei Jahrhunderte in Wiſſenſchaft und Leben voraus geeilt iſt. — — —

5.

Seufzend wehrte ich die Gedanken von mir ab. Ich wollte nicht denken, ſondern über mich ergehen laſſen. Treu der Vorſchrift ging ich von Betrachtung zu Betrachtung.

Nach dem Bilde des zürnenden Gottes, welches in Abwechſelungen durch mehrere Betrachtungen lief, kam ich zu dem Zwecke der Dinge. Die Folgerung war eine natürliche: Alles gehört Gott unmittelbar an und muß zu ſeinem Dienſte verwendet werden. Zwar ſagt es die Bibel — allein der Menſch iſt nicht Herr der Schöpfung, ſondern nur ein Diener, der im Schweiße des Angeſichts arbeitet, um Opfer für ſeinen anbetungsdürſtigen Herrn zu ſammeln, damit derſelbe ſich gemüthlich in dem Weihrauche berauſche. Jede ſelbſtkräftige Regung, jede freie Entwicklung, jedes höhere Streben ſchwindet aus dem Leben, denn der Menſch iſt ja nichts als ein in dumpfem Starrſinn hinbetender Diener, der ſich quält und plagt, um dem einzigen Beſtehenden, dem einzigen Herrn, und ſeinen Verwaltern, der Kirche und ihren Dienern, eine andre als eine zürnende Miene abzugewinnen.

O wie wahr zeigt uns die Geſchichte die Folgen einer ſolchen Lehre in der ganzen Entartung, deren ſie fähig iſt! Es gibt nur Eine Gewalt, die iſt die Kirche, es gibt nur Eine Berechtigung, die Kirche, nur Eine Herrſchaft, die Kirche; ſie ſtand über Welt und Fürſten, und weil die Reformation eine ſolche Philoſophie unmoraliſch nannte, taufte ſie das Kindlein mit Blutſtrömen, damit es erſticke. Und wie ſie das im Großen verſuchte, ſo thut ſie es noch heute im Einzelnen — in den geiſtlichen Uebungen. Man nehme den aufgeſtellten Grundſatz in der hartherzigen Folgerung als wahr an, ſo kommt man leicht, ſehr leicht auf den Standpunkt jenes wilden Fanatismus, welcher bei Bekehrungen unter den Heiden Wunder gethan hat und unter den Chriſten Verfolgung, Unfriede, Haß ſäete. Oder wäre es etwa anders zu erklären, daß ein ſo feindſeliger Geiſt in der Kirche der Liebe weht? Die

Unbedingtheit iſt eine Loſung, die nothwendig den Wahn beſchwören muß. Sie thut es denn auch in dem Gange der Uebungen. —

Ich hatte nach dem erſten Tage meine Anweiſungen allein bekommen und außer dem leitenden Pater Miniſter die ganze Woche lang niemand geſehen. Meine Kräfte waren erſchöpft, kaum vermochte ich noch zu denken, mich zu bewegen. Der Pater Miniſter hatte ſich einmal erkundigt, welche Eindrücke die Betrachtungen auf mich machten; ich entgegnete ihm, daß ich mich in fieberhafter Aufregung befände. — Das iſt gut, entgegnete er, nur ſehen Sie zu, daß Sie Ihre Kräfte nicht übermäßig angreifen.

Und bald darauf ſchickte er mir Gagarin zu einem Erholungsgange im Garten.

Von demſelben erfuhr ich, daß die beiden Seminariſten wieder abreiſen würden; der Eine habe die Uebungen nicht zu Ende bringen können, der Andere werde ſie zwar beenden, jedoch alsbald wieder in ſein Seminar zurückkehren. — Und Sie? fragte er.

Und ich? wußte ich denn ſelbſt, wie es um mich ſtand? Ich hatte Beruhigung gewollt und Aufregung gefunden; ich hatte es mit dem Glauben verſuchen wollen und einſtweilen nur Träume gefunden — wie konnte ich mich entſcheiden!

Der Miniſter holte mich ab und übergab mir die nächſte Betrachtung, welche die Scheide zwiſchen den finſteren Schrecken der erſten und der Weihe der zweiten Woche bildet; ſie heißt „die Wahl"!

Man ſtelle ſich zwei feindliche Heere vor, die wider einander ſtehen: an der Spitze des einen ſteht das Lämmlein mit der Kreuzfahne, an der Spitze des andern der Satan mit ſeinen Teufeln — man wähle! Tagelang hat man von dem zürnenden Gott, dem allein berechtigten Gott, dem zermalmenden Gott geträumt, der gebietet und den Ungehorſamen verdammt — man wähle! Hier die Welt, die verfluchte, der ihre Schätze und Freuden nicht gehören, dort die Kirche, die Verwalterin des Alleinbeſitzers, welcher alles gebührt — man wähle!

Alle Wahlfragen laufen auf das geiſtliche Leben hinaus. Der vorgeſchriebene Gang, über den man nicht hinaus darf, führt natürlich zum unbedingten Gehorſam — was kann man wählen, wo es keine Wahl gibt!

Tauſende haben an dieſer Stelle geſtanden, Tauſende haben ſich von der Schreckensmoral erſchüttert gefühlt und gewählt — ſie wurden Jeſuiten! Ob aber die Betäubung nicht einmal gebrochen, ob die Wahl und die Gelübde nicht ſpäter verflucht ſind, das wiſſen wir nicht, denn darüber breitet ſich der unbedingte Gehorſam, der Kloſterzwang und — der Leichenſtein.

Wohl habe ich manches Antlitz geſehen, in deſſen bleichen, kaltgelegten Zügen etwas wie Anzeichen eines höhern, unwilligen Geiſtes ſchlummerte, aber klagen, fluchen habe ich keinen gehört ... die Ordensregel verbietet es und heiſcht eine Selbſtanklage, wenn auch der Andre ſchwiege — die Armen können nur ſeufzen!

Aber daß auf dieſe Weiſe Unzählige dem Orden gewonnen werden, das iſt gewiß; und wenn wir blos vom politiſchen Standpunkte aus die Sache betrachten, ſo müſſen wir geſtehen, daß es die größte Klugheit Loyola's war, die Wahl des künftigen Lebens unmittelbar hinter die Zerknirſchung und Angeſichts der alleinherrſchenden Kirche zu verlegen. Ein Ungläubiger macht ſelten die geiſtlichen Uebungen und ein Gläubiger ſtürzt ſich nicht in den offnen Höllenſchlund. Ob aber ihm die Schuld beizumeſſen iſt, wenn er in einen geträumten Himmel gejagt ward, um dort ſeinen Glauben zu verlieren? wenn er Gelübde bricht, die ihm eine betäubende Sophiſtik ablockte? — Die Kirche nennt einen Solchen meineidig — denn ſie erkennt keine Gründe an, als die, welche ſie ſelbſt aufſtellt, und die paſſen auf's Leben gar oftmals nicht.

Doch was ich wählte?

Wie wär' es, wenn ich gar nichts wählte? Ich habe geſagt, warum ich gekommen war; ich wollte verſuchen, wie es mit dem unbedingten Glauben ſei und wie ich mich zu ihm verhalten könnte. Nicht ohne ein Ergebniß konnte ich zurücktreten. So viel ſah ich ein, daß die nächſten Zeiträume der geiſtlichen Uebungen nicht dazu ausreichen würden, mich zu einem gewünſchten Ende zu bringen. Zwar folgen hinter der Wahl noch Betrachtungen von düſtrer Farbe, über die Verworfenheit der Menſchen, über Sünde, jüngſtes Gericht und Tod. Das ſind Vorbereitungen zu der Generalbeichte, die man dem Superior abzulegen hat. Allein dann geht es in freudigere, das heißt ſüßere Bilder gewährende Betrachtungen über, worin man ſich an Vorſtellungen von der Erlöſung und endlich dem triumphirenden Chriſtus weidet. Man wird durch dieſelben in einen wonnigen Rauſch eingewiegt, der, wenn keine Störung folgt, immer ein halbes Jahr nachhalten mag, und bei der Weiſe, daß häufig kürzere Auffriſchungen geſchehen, genügt die Vorſchrift, daß jedes Ordensmitglied wenigſtens einmal jährlich die Uebungen halte, um ſich den nöthigen Geiſt wieder zu gewinnen, vollkommen. Man erlangt ja in allen Dingen eine gewiſſe Fertigkeit, ſo auch in den geiſtlichen Uebungen und dem vorſchriftsmäßigen Ordensgeiſte.

Ich will den Leſer nicht mit der Ausmalung von Heiligenbildern, die er allen Orts beſſer lieſt, behelligen. Doch die Frage, was ich wählte? darf

ich wohl nicht überhören. Gleichwohl gehört dies, dem wirklichen Erfolge nach, einem andern Theile des hier zu entwerfenden Gemäldes an — ich theile die Antwort daher nächſtens in einem zweiten Abſchnitte „Ein Noviziat“ mit. So viel darf ich ihm einſtweilen vertrauen, daß ich nach dem Tage jener Betrachtung zum Superior des Hauſes ging und wichtige Dinge mit ihm beſprach.

Derſelbe umarmte mich nach Beendigung unſrer Unterredung liebreich, ſagte: „Gut!“ und verhieß mir, daß der Provinzial in einiger Zeit ankommen würde, bis dahin möge ich's zu Ende bringen mit den letzten Theilen der Uebungen und geduldig warten. Bruder Gagarin drückte mir freundlich die Hand, denn der Superior hatte ihm alles mitgetheilt, und ſagte: „Sie müſſen fleißig beten; merken Sie, daß die Wundermedaille hilft?“

Ich aber faßte an mein Herz, das ſich mächtig ſehnte, denn mittlerweile war draußen der Frühling gekommen und die Vöglein zwitſcherten bereits luſtig in dem hellen, jungen Grün.

Wann wird der Tag anbrechen, wo auch in dieſem beklommenen Herzen das erſte Reis eines neuen, kräftigen Seins ſprießt und wird es ein grünes oder ein dürres ſein?! Geduld, Muth! iſt das Loſungswort der geiſtlichen Uebungen — wohlan, ich habe Geduld und Muth!

Süddeutschland und Preußen.

Während einiger Jahre uns in allen größern süddeutschen Staaten längere oder kürzere Zeit aufhaltend, haben wir vielfache Gelegenheit gefunden, mit den verschiedensten Klassen ihrer urtheilsfähigen Bewohner in nähern Verkehr zu treten. Wir haben uns auf alle Weise hierbei bemüht, dies zur Erweiterung unserer Kenntnisse aller äußern wie innern Verhältnisse und besonders auch der Ansichten der verschiedenen Parteien und Stände zu benutzen und hoffen hierin einen nicht ungünstigen Erfolg erreicht zu haben. Was uns als Norddeutschen dabei hauptsächlich in hohem Grade mit aufgefallen, ist — gelinde ausgedrückt, eine Art Reizbarkeit, die wir, einzelne geringe Kreise ungerechnet, fast überall gegen Preußen gefunden haben. Wir können nicht leugnen, es hat uns dies oft unangenehm berührt, es hat uns geschmerzt, daß noch eine so große Kluft zwischen den einzelnen Staaten Deutschlands bestehe und daß sie, statt von Jahr zu Jahr unmerklicher zu werden, sich leider in neuerer Zeit wieder vergrößert. Es ist dies ein unbestreitbares Factum, das Niemand, der einigermaßen Süddeutschland kennt, wegzuleugnen vermag. Beklagen können und müssen wir es, aber verheimlichen darf man sich's nicht, denn wenn wir es thun, ist keine Heilung möglich. Hier aber nach Kräften mit das Unserige zum Guten beizutragen, sei nicht allein unser Bemühen, es muß es auch jedes sein Vaterland redlich liebenden Deutschen sein.

Nur blinder Parteihaß oder völlige Ignoranz vermag es zu leugnen, daß ganz Deutschland dem Preußen von 1813 unendlich viel verdankt. Es verdankt ihm hauptsächlich seine Erlösung vom fremden Joche; redlich hat auch das übrige Deutschland mitgekämpft und seiner Söhne Blut auf den Schlachtfeldern des Befreiungskrieges vergossen, aber Preußen hat den ersten Impuls hierzu gegeben, preußisches Blut ist am meisten geflossen. Auch nach Beendigung des Freiheitskrieges, dieser Zeit, wo der preußische Staat den höchsten Punkt seiner Größe erstiegen hat, ist von Seiten desselben Vieles geschehen,

was volle Anerkennung im übrigen Deutſchland verdient und auch gefunden hat. Wir rechnen dazu vor Allem die volksthümlichere Umgeſtaltung des Heeres, die Errichtung der Landwehr, die in ihrer Art leider noch keine vollſtändige Nachahmung in irgend einem der übrigen deutſchen Staaten gefunden hat. Freilich hat man, gleichſam als fürchte man, zu weit gegangen zu ſein, als bereue man es, dem Geiſte des Volkes eine allzugroße Conceſſion gemacht zu haben, die Spielerei der Garden damit verbunden, die auch nirgends in Deutſchland, Kurheſſen vielleicht ausgenommen, in der Art, wie in Preußen, ausgebildet iſt; freilich macht ſich, beſonders in den letzten Jahren, eine Abſonderung des Offizierſtandes von den übrigen Gliedern des Volkes bemerklich, was allen übrigen ſüddeutſchen Staaten ziemlich fremd iſt.

Ein zweites ganz unleugbares Verdienſt hat die preußiſche Regierung ſich auch durch die Errichtung des Zollvereins erworben, der zum großen Theil ihr Werk mit iſt und zu deſſen Zuſtandebringen ſie namhafte Opfer nicht geſcheuet. Nur wirft man ihr häufig in Süddeutſchland vor, ſie ſuche ſich für dieſe anfänglich gebrachten Opfer jetzt auf indirecte Weiſe bezahlt zu machen, ſie bemühe ſich jetzt, den ganzen Verein nach ihrem Willen zu beherrſchen, die kleinern Staaten bei Seite zu ſchieben. Ob dieſer Vorwurf mit Recht oder mit Unrecht geſchieht, wollen wir nicht entſcheiden; die Thatſache nur müſſen wir hier bezeichnen.

Ein ſchönes Verdienſt hat Preußen ferner durch die Einführung eines gleichmäßigen Münzſyſtems ſich erworben und ein nicht geringeres durch die Einführung eines zwar theuren, aber bis vor dem Aufſchwung der Eiſenbahnen höchſt anerkennungswerthen Poſtweſens, welches das übrige Deutſchland ihm erſt nachahmte. Wenn dies nun unleugbare Verdienſte ſind, die dieſer Staat ſich um die übrigen deutſchen Länder erworben, ſo kann man billiger Weiſe fragen, wie kommt es denn, daß er ſo außerordentlich geringe Sympathie, beſonders in Süddeutſchland, findet? Wir glauben mehrere Gründe zur Beantwortung dieſer Frage angeben zu können und wollen dies, ſoweit es uns hier geſtattet iſt, zu thun verſuchen.

Das Erſte und gewiß Wichtigſte iſt: man hat in ganz Deutſchland von Preußen viel mehr erwartet, als es vielleicht ſelbſt jemals erfüllen wollte und erfüllt hat.

Nach dem Aufſchwung der Jahre 1813—1815 glaubte man allgemein, Preußen werde in der ſeit dem Jahre 1808 ſo glücklich begonnenen innern Reform fortfahren und das vollenden, wozu es einen ſo ſchönen Anfang gemacht hatte. Man hoffte zugleich, dieſer Staat werde ſich an die Spitze des conſtitutionellen Syſtems in ganz Deutſchland ſtellen, und dieſes ſeine

Hauptſtütze an ihm finden. Dieſe Hoffnung ward getäuſcht und der Staat, den man als Hauptbeförderer freier Verfaſſung angeſehen, ward allmälig ein Gegner deſſelben. Bis 1820—1821 hatte man dieſe Hoffnung immer noch. Als man jedoch den Antheil kennen lernte, den Preußen an den Karlsbader Beſchlüſſen genommen, ſchlug die öffentliche Meinung deſto entſchiedener um, und dies war ein gar harter Schlag für alle Anhänger des conſtitutionellen Syſtems oder, was daſſelbe ſagen will, für 9 bis 10 Millionen der gebildeten Bewohner Süddeutſchlands. Man hatte das Vertrauen zu Preußen verloren, und iſt dies einmal geſchehen, ſo kann nachher wirklich viel Gutes geleiſtet werden, ſtets wird Mißtrauen und Argwohn ihm begegnen. Die deutſchen Staaten zweiten Ranges erhielten, mehr oder weniger gut ausgearbeitet, allmälig alle eine repräſentative Verfaſſung; die preußiſche Regierung aber, von der man die freiſinnigſte und früheſte erwartete, blieb ſie ihrem Volke noch immer ſchuldig. So ward die Kluft zwiſchen dieſem Staate und den ſüddeutſchen Ländern, die ſich immer mehr und mehr in ihr conſtitutionelles Syſtem hineinlebten, ja allmälig ſich einen andern Zuſtand gar nicht mehr denken konnten, immer breiter und nahm ſogar mit jedem Jahre zu. Immer mehr gewöhnte man ſich in dem preußiſchen Gouvernement einen Feind der Repräſentativ-Verfaſſung zu ſehen und glaubte, oft gewiß mit Unrecht, daß jeder Verſuch zur Beeinträchtigung derſelben, wie ihn hier und da ein herrſchſüchtiger, ehrgeiziger Miniſter in einem oder dem andern Lande unternahm, von demſelben mit ausgehe oder ſichern Rückhalt an ihm fände. Mochte nun in den Jahren 1820 bis 1840 Preußen noch ſo viel gemeinnützige Einrichtungen in ganz Deutſchland einzuführen ſuchen, noch ſo ſehr nach dem Beifall der Völker ſtreben — mit argwöhniſchen Blicken betrachtete man daſſelbe ſtets, und nahm faſt mit Widerwillen von ihm an, was man ſonſt mit Freuden begrüßt hätte. So iſt z. B. der Zollverein, der erſt nach langen Kämpfen in Süddeutſchland durchdringen konnte, ſelten mit Freude, aber deſto häufiger mit Mißgunſt aufgenommen worden, hauptſächlich mit aus dem Grunde, weil er von Preußen gefördert wurde, indem man wohl einſah, daß daſſelbe ein großes Uebergewicht erhalten würde. Die Haltung Preußens in dem Jahre 1831—32 gegen Polen wie gegen die liberalen Bewegungen in einzelnen ſüddeutſchen Ländern, trug bedeutend dazu bei, dieſe ungünſtige Stimmung zu verſtärken, eine Stimmung, die fortwucherte bis zum Jahre 1840, wo eine neue Aera für Preußen aufzutauchen ſchien und die Hoffnung wieder auflebte, es wolle da fortfahren, wo es im Jahre 1815 ſtehen geblieben war. Allgemein war der Jubel darüber, die lange Periode von 1815—1840 war vergeſſen, die Ab-

neigung Süddeutſchlands hatte beinahe aufgehört, und was noch aus andern Gründen davon beſtand, ſchwand faſt mit jedem Tage. Wir Deutſchen ſind ein der Hoffnung ergebenes Volk, und ſind wir auch ſchon oft getäuſcht worden, gern kehren wir wieder zu ihr zurück, ſobald ein Schimmer von Erfüllung ſichtbar wird. Und ein Schimmer, und zwar ein freudiger, glänzender, erquickte das Jahr 1840; doch als der Umſchwung auf dem Gebiet der Preß- und Verfaſſungsfragen abermals ausblieb, da kehrte denn, wo möglich in noch verſtärktem Grade, die alte Mißſtimmung zurück. Wenn auch jetzt einen um den andern Tag Zeitungscorreſpondenten aller Art aus Berlin verkünden, die preußiſche Verfaſſung ſei nun endlich fertig und ſolle in nächſter Zeit proclamirt werden: man glaubt nicht mehr daran, die allgemeine Meinung hat ſich wieder feſtgeſetzt, daß preußiſcher Einfluß auf alle Art einzuwirken ſuche, um die conſtitutionelle Entwickelung der übrigen Staaten zu hemmen oder zu beſchränken. Man thut hierin gewiß bisweilen Unrecht, und ſchreibt manche reactionaire Handlung einzelner Regierungen preußiſchen Einflüſterungen zu, die entſchieden nicht dabei ſtattgefunden haben. Aber vorhanden iſt dieſer Glaube in Süddeutſchland nun einmal allgemein. Dazu hat das preußiſche Gouvernement in letzter Zeit einige ſpecielle Handlungen begangen, die grade nicht die Zuneigung für ſie in Süddeutſchland vermehrt haben. Namentlich gehören hierher die ſo häufig vorgekommenen Ausweiſungen einzelner nicht beliebter Männer aus Berlin, und beſonders die der badiſchen Deputirten v. Itzſtein und Hecker; dieſes Letztere hat mehr böſes Blut erzeugt, als man in Preußen vielleicht denkt. Ein guter Theil der badiſchen Kammer gehört wahrhaftig nicht zu den Freunden dieſer beiden Männer, ſondern kann ihr Gegner, theilweiſe ſogar ihr bitterer Feind genannt werden; aber als dieſe Frage verhandelt wurde, war auch kein einziger Deputirter, ganz abgeſehen von ſeiner ſonſtigen Farbe, der nicht in hohem Grade entrüſtet darüber geweſen wäre. Und nicht allein Baden theilt dies Gefühl, ſondern auch alle übrigen ſüd- wie norddeutſchen Staaten.

Zählt man die preußiſche Regierung für einen Gegner der conſtitutionellen Entwicklung, ſo hält man ſie dagegen für einen Beförderer der büreaukratiſchen. Der preußiſche Beamtenſtand iſt der intelligenteſte, fleißigſte und beſtgeordnetſte, aber auch wieder ſich am meiſten überſchätzende, ſich als beſondern Stand betrachtende in ganz Deutſchland. Preußen adminiſtrirt am beſten, aber auch am meiſten, es geht dort Alles am geregeltſten, aber oft auch am kleinlichſten zu; es werden unſtreitig viele zweckmäßige Reſultate dadurch erreicht und viel Tüchtiges bewirkt, aber das Volk wird auch oft viel geplagt und manches ganz Unnöthige, ja ſelbſt Zweckwidrige hervorgerufen. Der

preußiſche Beamte bleibt überdies auch perſönlich immer Beamte, wie auf dem Büreau, ſo im Clubb, beim Spaziergang, ja ſelbſt im Kreiſe ſeiner Familie. Dies iſt nun in Süddeutſchland lange nicht in demſelben Grade der Fall. Gewiß gibt es da viele, leider ſehr viele, ſich und ihre Stellung überſchätzende Beamte; aber dieſe Ueberſchätzung macht ſich nur auf dem Büreau und im ordentlichen Wirkungskreiſe bemerkbar, im gewöhnlichen Leben ſchwindet ſie faſt ganz. Wir glauben, daß unter dem preußiſchen Beamtenſtande viel ſeltner Beiſpiele von Ungerechtigkeit, Beſtechlichkeit und Rohheit gegen die untern Stände vorkommen, wie ſie in manchen ſüddeutſchen Staaten, und namentlich in Baiern und Baden, bei den mit dem Bauernſtande verkehrenden Beamten, den Landrichtern, Amtmännern oder was für Titel ſie ſonſt haben mögen, gefunden werden, ja wir wollen gern zugeben, daß die Beamten dort im Allgemeinen auf einer viel höhern Stufe der geiſtigen Ausbildung ſtehen, wie es hier bei dieſen kleinen Despoten der Dörfer der Fall iſt. Aber im außeramtlichen Verkehr des Lebens wird man ſelten viel davon merken, und wenn der ſüddeutſche Beamte ſeinen Uniformsrock ausgezogen hat, wird er ſich nicht viel mehr dünken, wie jeder andere Bürger. Wenn ſich dies Verhältniß in mehreren Staaten in neuerer Zeit zu ändern anfängt, wenn auch hier ſchon der altpreußiſche Beamtenſtyl unter den jüngern Angeſtellten einzureißen droht, ſo ſchreibt man dies vorurtheilsvoll abermals dem Beiſpiele Preußens zu.

Ein dritter Grund iſt die allzugroße Hinneigung zu Rußland, die man der preußiſchen Regierung zuſchreibt. Wie man allgemein in Deutſchland von Rußland denkt; welche, bis in das tiefſte Mark des Volkes eingehende Gefühle man überall und ohne Ausnahme gegen daſſelbe hegt — dies hier noch auszuſprechen, wäre unnöthige Mühe. Hierin iſt die deutſche Nation wirklich einig. Nun aber hat das vielbekannte Manövre in Kaliſch, was wohl in jeder Hinſicht ſeinen Zweck verfehlte, die Wiederaufnahme des Cartels, die Auslieferung der polniſchen Gefangnen u. ſ. w. in Süddeutſchland keine ſehr günſtige Beurtheilung erfahren und dem preußiſchen Anſehen vielfach geſchadet.

Ein Hauptgrund endlich der vielfachen Verkennung und Unterſchätzung Preußens liegt auch in dem ſo oft unliebenswürdigen Benehmen ſeiner einzelnen Repräſentanten, und zwar nicht allein der officiellen, ſondern auch vieler ſeiner unofficiellen Söhne, welche Süddeutſchland aus irgend einer Abſicht mit ihrer Gegenwart beglücken. Beſonders die Märker und unter ihnen gar die Berliner oder Solche, welche die dortige Luft ſchon zur Lebensluft gemacht haben. Es iſt in der That erſtaunenswerth, was für ein wirklich eigenthümliches Talent ſehr viele dieſer Herren — denn daß es Ausnahmen

in Menge davon gibt, bedarf wohl kaum erst der Erwähnung — haben, sich in möglichst kurzer Zeit bei ihrer süddeutschen Umgebung unbeliebt zu machen. Der Süddeutsche im Allgemeinen ist gemüthlicher, bescheidener, obgleich es ihm gewiß nicht an geistigen Fähigkeiten aller Art, wie an thatkräftigem Handeln fehlt; er liebt dies ewige Kritteln und Tadeln und Witzeln nun einmal nicht. Hätten die Berliner den Tact, der ihnen bei ihrer sonstigen Gewandtheit und geistigen Ausbildung so oft in höchstem Grade fehlt, diese Eigenschaften, die nur in Berlin selbst vielleicht Anerkennung finden, bei ihren Reisen in Süddeutschland zu Hause zu lassen, so wäre die Sache recht gut und sie selbst würden ebenso gefallen, wie das frohe, unbefangene, Gemüth und Verstand so glücklich vereinigende gesellige Leben in Süddeutschland jedem Unbefangenen aus Norddeutschland ansprechen wird. Aber nein! es ist als plagte sie förmlich ein böser Dämon, diese Eigenschaften in der Fremde noch mehr wie daheim hervorzusuchen, jeden Zustand, von der Gegend bis zur Verwaltung, vom Theater bis zum Exerciren der Soldaten, mit dem preußischen verglichen und dabei das Süddeutsche herabzusetzen. Was nicht Berlinisch ist, das ist unvollkommen, und Nicolai ist noch immer ein Typus dieser Berliner Reisenden. Das erbittert den offenen, aber weniger gewandten Süddeutschen um so mehr, als er nicht geübt ist, in gleichem Style zu repliciren, und da er besonders in besuchten Gegenden häufig solche Begegnungen findet, so trägt sich am Ende der Widerwille gegen die einzelne Persönlichkeit auch auf das ganze Volk über. Es ist dies wirklich ein Unglück für Preußen, das es durch vorsichtigeres Benehmen seiner Söhne gar leicht vermeiden könnte.

Sind dies nun Ursachen, warum Preußen so viel Sprödigkeit in Süddeutschland findet, die wir selbst nicht ganz verwerfen können, so wollen wir zum Schluß noch zwei andere anführen, bei denen dies nicht der Fall ist. Die eine, die zwar nur in einem engen, aber nicht ganz einflußlosen Theile der bairischen Bevölkerung Geltung hat, ist der Meinung, das preußische Gouvernement sei ein Feind des Katholicismus. Dies entstand durch die bekannten Vorgänge mit dem Erzbischof von Cöln und ward von der ultramontanen Partei Baierns und ihren unbedingten Organen auf alle mögliche Weise vergrößert, fälschlich ausgelegt und zur Aufreizung benutzt. Es war ein unwürdiges Spiel, was hier getrieben wurde, unwürdig namentlich dadurch, daß unter dem Deckmantel der christlichen Liebe Unduldsamkeit und Zwietracht gepredigt wurde. In neuerer Zeit hat dies zwar merklich aufgehört und wenn bisweilen noch ein alter Ton durchschlägt, so geschieht dies nur von einem Neuling oder unzurechnungsfähigen

Mitgliede dieſer Partei und wird auch ſogleich von den Führern möglichſt wieder gut zu machen geſucht.

Eine zweite, unſerer Anſicht nach oft ungerechte, vielfache Anklage, die man in Süddeutſchland gegen Preußen erhebt, ſteht mit dem Tarif des Zollvereins in Verbindung. Man beſchuldigt bekanntlich dieſen Staat, er ſorge zu gering für den Schutz der nationalen Induſtrie. Wir möchten aber allen Angreifern des preußiſchen Gouvernements in dieſer Beziehung wohl zu bedenken geben, daß dieſer nicht allein einen bloßen Fabrikſtaat regiert, ſondern, daß ſehr verſchiedene Intereſſen nothwendig ſich bei ihm geltend machen müſſen; daß es nicht vorherrſchend die Induſtrie, ſondern auch in eben ſo hohem Grade Handel und Ackerbau zu ſchützen hat. Die Anſicht, welche die „Börſen-Nachrichten der Oſtſee", das Organ des ganzen nördlichen Theils des preußiſchen Staats, vertreten, verdient ebenſo viel Berückſichtigung als die des Zollvereinsblattes oder theilweiſe auch der „Allgemeinen Zeitung". Grade hier thut man unſerer Anſicht nach Preußen oft bitteres Unrecht. Man vergißt, daß die Städte, deren Handel Preußen berückſichtigt, nicht blos preußiſche ſondern deutſche Städte ſind.

Dies ſind unſere Anſichten über das Verhältniß Preußens zu Süddeutſchland, dem wir aus vollem Herzen ein innigeres Einverſtändniß wünſchten. Daß unſere Worte vielfaches Mißfallen erregen werden, glauben wir ſelbſt vorher; ſollten wir aber wahr ſein, konnten wir dies nicht ändern.

W . . . . .

Die Wiener Advokaten.

Das von Schuhmacher redigirte Wiener Blatt „die Gegenwart" brachte in Nr. 292 von 1846 einen Artikel des Herrn Dr. von Wildner, welcher eine Widerlegung eines Correspondenzartikels der Grenzboten in Nr. 43 über das österreichische, namentlich Wiener Advokatenwesen sein soll. — Das Beste ist, daß man in Wien selbst diesen Aufsatz der „Gegenwart" gelesen und achselzuckend fragte, was denn Dr. Wildner eigentlich widerlegt oder gesagt haben wolle? — Dieser Wildner'sche Aufsatz hatte sich einer doppelten Mittheilung zu erfreuen, denn erstlich circulirte derselbe im Manuscripte schon früher unter den Juristen Wiens, und nun erschien er gedruckt. Warum jenes der Fall war, kann man nur vermuthen, nämlich man wollte sich die Stimme der Wiener Advokaten und Facultätsmitglieder erringen, da Dr. Wildner als Competent für das Decanat der Juristen-Facultät aufgetreten war. Allein dieser Versuch ad captandam benevolentiam schlug fehl, indem manche Facultätsmitglieder damals erklärten, sie würden dem Dr. Wildner ihre Stimme zum Decanat geben, wenn er jenen Aufsatz nicht geschrieben hätte.

Die Behauptungen des Dr. Wildner zu widerlegen, wäre überflüssig, seine Logik zu beleuchten, unfruchtbar; sondern es soll hier nur der oben bezogene Artikel der Grenzboten, welcher einen andern Einsender als der gegenwärtige zum Schreiber hat, hier vermehrt und ergänzt werden. Man will hier keine Persönlichkeiten verpuffen, sondern nur die Morschheit des Zustandes selbst andeuten.

Der Wiener Advokat ist ein zünftiger, monopolisirender Gewerbsmann; er ist Gewerbsmann im vollen Sinne des Wortes, denn er betreibt eine bestimmte Handthierung in der Absicht, um durch dieselbe Gewinn zu erzielen; er fabricirt rechtliche Urkunden, wobei das Schreiben oder Abschreiben die Hauptsache ist, gradeso wie der Apotheker seine Pillen und Salben. Was diesem

das Dispenſatorium, das Recept, das iſt jenem das Geſetz, die Information der Partei. Der Advokat fabricirt Geſuche und gerichtliche Eingaben, wie der Schuſter die Stiefeln, was erſterem das Prius, der Schimmel, das Formularhandbuch, das iſt dieſem — der Leiſten. Wer mit dem praktiſchen Geſchäftsgange des ſchriftlichen gemeinen Proceſſes bekannt iſt, der hat zugleich eine Vorſtellung des Proceßverfahrens, wie es von unſeren Advokaten gehandhabt wird, wobei die Grundſätze vom dominus litis, die Verhandlungsmethode in der Form der Entartung, Verſchleppung und Vertheuerung auch in den einfachſten Rechtsſtreiten an der Tagesordnung ſind. — Die Advokatur iſt ein unfreies, zünftiges Gewerbe *), denn der Bewerber muß zur Betreibung der Beſchäftigung eine obrigkeitliche Bewilligung erwirken, der Zunft ſich einverleiben laſſen und die Gewerbeſteuer entrichten. Um die obrigkeitliche Bewilligung zu erhalten, hat der Candidat ſeine Fachbildung nachzuweiſen, nämlich

1) eine Lernzeit von drei Jahren, §. 111 der Ger.-Ordnung und 1781 **). Dieſe kann er nur dann antreten, wenn er die Schulen beſucht, nämlich die juriſtiſchen Studien abſolvirt und den Doctorgrad erlangt hat. Geſetz vom 6. Septbr. 1800. Bei Gewerben erhält der Lehrling Koſt und Unterſtand, bei Advokaten manchmal ein Aequivalent von 25 bis 30 Fl. monatlich, welche Summe gewöhnlich auch ein Hausknecht als Monatslohn bezieht. Doch werden, ſo wie bei Handwerkern und Kaufleuten, auch bei Advokaten die unentgeldlichen Practikanten immer häufiger. Nach zurückgelegter Lernzeit wird der Juris Doctor befähigt

2) zum Geſellen und gegen Erlag der Taxen und der jährlichen Auflagen in die Zunft (Facultät) aufgenommen. Geſetz vom 21. October 1817;

3) hat er das Meiſterſtück abzulegen, nämlich eine theoretiſche und praktiſche Prüfung, welche letztere in der Verfertigung von Proceßſchriften beſteht, doch nicht vor den Zunftvorſtehern, ſondern vor den Gerichten. Es iſt dies die ſogenannte Advokatenprüfung. Geſetz vom 16. April 1830.

Da die Advokaten eine Zunft bilden, ſo iſt natürlich ihre Anzahl beſchränkt und nur ihnen die Parteienvertretung, das eigentliche Geſchäft der Advokaten, geſtattet. Jede von einem Nichtadvokaten vorgenommene Vertretung iſt ein Winkelgeſchäft, eine Gewerbsſtörung, und daher als ſolche zu behandeln und zu beſtrafen.

---

*) Allenthalben. D. Red.

**) Die einſchlägigen Geſetze ſind in der Compilation des Profeſſors Weſſely: Handbuch der Joſeph. Gerichts-Ordnung von 1781 enthalten.

Die Durchführung des Zunftwesens finden wir auch in der Geschäftsführung des Advokaten. Er eröffnet seine Werkstätte, vulgo Kanzlei, nimmt Gesellen (Concipisten und Schreiber), auch Lehrlinge auf, hält sich einen Commissionair, Laufburschen (Sollicitator) und wenn das Geschäft gut geht, einen Buchführer (eine Hauptperson). Wer es vornehm treiben will, läßt sich von einem Livrée-Diener die Acten zu Gericht nachtragen. Der Advokat ist der Meister, nimmt die Bestellungen der Parteien an, behandelt den Preis, vertheilt die Arbeiten an seine Gesellen, indem er selbst nichts arbeitet, sondern blos revidirt u. s. w. Nichts fehlt noch, als daß die Frau Doctorswitwe die Advokatenbefugniß des verstorbenen Herrn Gemahls fortführen und zur Fortführung sich eines bewährten Altgesellen bedienen sollte. — Daß es unter Wiens Advokaten gediegene, wissenschaftlich gebildete und streng rechtliche Männer gibt, welche sich der allgemeinen Achtung erfreuen, welche das Treiben ihrer Collegen mißbilligen und — vielleicht — keinen Anstand nehmen würden, diesen Artikel als einverstanden zu unterschreiben, kann hier versichert, könnte sogar durch Anführung von Namen und Thatsachen bewiesen werden. Diese suchen sich wohl gegen das Gewerbsmäßige zu stemmen, vermögen aber nicht, als Vereinzelte, gegen die Masse durchzudringen.

Die Staatsverwaltung, und namentlich die höhern Justizbehörden, erkennen, wie herabgekommen der Advokatenstand sei, ja gaben verschiedene Anläße, welche dieser zu seiner Hebung hätte benutzen sollen. Allein der Advokatenstand — der Masse nach — ist von so einseitigen Gewerbsrücksichten befangen, daß er gar keine Abänderung wünscht und keine andere Klage kennt als die: über schlechtes Einkommen und dessen Beeinträchtigung durch Winkelschreiberei, welche hier so großartig betrieben wird, wie in Oesterreich überhaupt der Schmuggel, trotz aller Prohibition. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine etwaige Einführung von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens grade an der Mehrzahl der Advokaten die größten Widersacher fände, weil diese durch eine solche Reform genöthigt würden, ihre Kanzleien zu schließen und ihre Expensarbücher (wahre Danaïdenfässer) mit Schaden hintanzugeben. — Der Advokatenstand selbst wurde vor beiläufig einem Jahre von Seite der Behörden aufgefordert, Mittel zur Abhülfe der Mißbräuche und zur Hebung des Standes selbst vorzuschlagen. Der Bericht wurde erstattet und — ruht. Der Inhalt desselben läßt sich errathen. Die Wiener Advokaten sind der Ansicht, daß eine Beseitigung der Winkelschreiberei und eine Sicherung ihrer monopolistischen Stellung am zweckmäßigsten durch eine strenge Controlle der Personen — freilich nur eine papierne — erhalten werde. So führten sie in neuester Zeit eine förmliche

Conſcription über alle in ihren Dienſten befindlichen Concipiſten (meiſt Drs. juris), Schreiber und Kanzleidiener ein, und ſo oft ſich eine Perſonaländerung in einer Advokatenkanzlei ergibt, iſt die Anzeige an die Zunft (hier Gremium genannt) zu erſtatten, grade ſo, wie der neu eintretende Dienſtbote ſich bei der Polizeibehörde behufs der Vormerkung im Dienſtboten-Protokolle zu melden hat. Nur einige der ältern und tüchtigſten Concipiſten verweigerten, ſich ſo, wie man es von ihnen verlangte, abzukonterfeien. Es ſoll dieſe Einführung wahrſcheinlich eine Disciplinargewalt des Advokatenſtandes über ſeine Mitglieder begründen; allein eine ſolche erkennt man hier nicht an und die Disciplin wird von den Gerichten ſelbſt über die einzelnen Advokaten ausgeübt. Der Durchführung der ſoeben erwähnten Maßregel, als der Anmaßung einer polizeilichen Gewalt, widerſetzte ſich unter den Advokaten blos Dr. v. Wildner. Sonderbar, hier ein Mann von lobenswerther That, und dort, wie Eingangs erwähnt, der Urheber eines ſo unlobenswerthen Journalartikels. Dr. v. Wildner hat als Schriftſteller öſterreichiſcher Juriſtik das Seine geleiſtet, und ſelbſt ſeine heftigſten Gegner bedienen ſich gerne der Bücher, welche er geſchrieben. Aber nun iſt ſeine Feder ſtumpf, ſein Gedankenfluß iſt vertrocknet und die alte Streitluſt kämpft vergebens mit verroſtetem, achtzehnhundertjährigem Meſſer gegen die blanken Hieb- und Stichwaffen des neunzehnten Jahrhunderts. Fühlt er ſich aber noch thatkräftig, nun ſo mag er handeln, wirken, jedoch das Schreiben unterlaſſen.

†*†

Tagebuch.

I.

Aus Hamburg.

Zur Geschichte der „Neuen Zeitung."

Die „Hamburger Neue Zeitung" hört also mit dem 31. December selbstständig zu erscheinen auf. Damit ist eine Zeitung weniger in der Welt, die liberalen Tendenzen ihre Spalten öffnete. Hr. v. Hostrup, der Inhaber des Handelsblattes der „Börsenhalle" hat das Privilegium an sich gekauft. In wie weit Jener dasselbe ausbeuten oder benutzen wird, darüber verlautet noch nichts Gewisses. Die „Hamburger Neue Zeitung" befriedigte auch einen Theil der Handelswelt, war also theilweise Concurrent der „Börsenhalle" des Hrn. v. Hostrup, so daß dieser einen Theil seiner Auslagen für das angekaufte Privilegium wohl einbringt. Auch soll der Ankäufer sich schon darum beworben haben, die amtlichen Bekanntmachungen, namentlich aus Schleswig-Holstein, für seine Zeitung zu bekommen, wie sie die „Neue Zeitung" vor ihrem Verbot daselbst besessen. Was nun aber die „Hamburger Neue Zeitung" speciell betrifft, so hatte der bisherige Eigenthümer, Hr. Dr. Carl Fischer, ein Enkel des einst berühmten Banquierhauses „Vedder Carsten", schon seit längerer Zeit die Absicht, die Zeitung zu verkaufen oder an einen Liebhaber abzugeben; aus welchen Gründen und Verhältnissen, gehört nicht weiter vor die Oeffentlichkeit. Genug, Hr. Dr. Carl Fischer benutzte diese Gelegenheit, seinen frühern Wunsch auszuführen, es fand sich ein Käufer, die Umstände dienten, die Schleswig-Holsteinischen Ereignisse, welche in diesem Jahre die Abonnentenzahl vergrößert, scheinen nicht ferner den Zeitungen günstig zu sein, die Zeitung konnte sogar die Miene und Position annehmen, als sei der Verleger in Folge des königl. dänischen Verbots gezwungen, sein Werk aufzugeben. Eine Privatspeculation wurde sie besonders seit 1830. Bis zu einem Alter von 78 Jahren oder Jahrgängen hatte diese Zeitung mannichfaltige Schicksale, sie hat das Unglück gehabt, zwei Mal und jetzt zum dritten Mal mit einer andern Zeitung combinirt zu werden — wie sie sich denn auch „Hamburger Neue Zeitung und Adreß-Comptoir-Nachrichten" nannte — aber der Unternehmer war nie selbstständig auftretender Vorkämpfer und wortführender

Mitarbeiter, wie es doch hätte ſein müſſen, wenn die Zeitung ihrer äußern und innern Stellung nach höhere Pläne hätte verfolgen wollen. Das Einzige war, daß ſie 1830 das Organ liberaler Correſpondenten wurde, die ſich, aus Schleswig-Holſtein, Mecklenburg, Preußen, frei über ihre Landesangelegenheiten ausſprachen, über Hamburg ſelbſt hatte die „Hamburger Neue Zeitung" jedoch ſelten oder nie ein wirklich freiſinniges, eingreifendes Wort, vielmehr nahm ſie, in ihren verſchiedenen Stadien, für den Intelligenten nichts weniger als unbemerkbar, Partei nach Umſtänden, und diente dem Heimiſchen, um gegen Auswärtiges vielleicht einmal etwas mehr Recht zu gewinnen. Das war die verwundbarſte Stelle, allein es iſt ihr dieſe Blöße wenig nachgerechnet worden, in Rückſicht ihrer auswärtigen Correſpondenten. Was noch die liberale Tendenz der Zeitung an ſich anbetrifft, ſo war dieſe ſeit 1830, wo die Zeitung überhaupt Privat-Speculation wurde, nämlich die des ehemaligen Banquiers William Fiſcher, auch nur eine zufällige. Der Dr. Knauth, welcher damals und einige Jahre ſpäter noch die „Franzöſiſchen Artikel" bearbeitete, ergriff darin die Partei der Volksvertreter und ſprach gelegentlich gegen die Cenſur. Das war der ganze damalige Liberalismus der Zeitung. Die deutſchen Artikel wurden ausgeſchrieben oder nachgedruckt. Seit 1836 ungefähr fanden ſich dann gute holſteiniſche Correſpondenten ein, namentlich der unlängſt verſtorbene Hanſen in Eckernförde, dann Mecklenburgiſche und Preußiſche, aus Königsberg, Berlin, Magdeburg. Die beſten, gleichſam leitenden Artikel, waren fortan die des Dr. Rutenberg aus Berlin, auch die von Wilhelm Lüders zeichneten ſich durch ihre Energie aus. Der letzte Inhaber, Hr. Dr. Carl Fiſcher, hat bei der Zeitung eigentlich nie mehr gethan, als in den andern Zeitungen angeſtrichen und die Correſpondenzen zur Druckerei beſorgt, wie ſie waren, in aller Länge und Breite. Die Zeitung war in dieſem Stadium oft ſehr charakterlos, beſonders auch dann, wenn ſie ſich zur Hof-Zeitung erniedrigte und die Reiſen „Hoher Herrſchaften" treu und gewiſſenhaft verfolgte. Ihr beſtes, würdigſtes Stadium hatte die Zeitung 1838 unter Ludolph Wienbarg, in Gemeinſchaft mit Fr. Wille, der dann allein noch ein paar Jahre bei der Zeitung blieb, jedoch unglücklicher Verhältniſſe des damaligen Unternehmers halber nicht den erforderlichen Rückhalt erhielt, um ſich ſelbſtſtändiger auszubreiten. Die Zeitung könnte ihre „Memoiren" herausgeben; ſie wären nicht unintereſſant.

II.

Aus Berlin.

1.

Laube's „Karlsſchüler".

Geſtern ſind Laube's Karlsſchüler hier zum erſten Male aufgeführt und mit enthuſiaſtiſchem Beifalle aufgenommen worden.

Der Inhalt des Stückes iſt bereits in Ihrem Blatte erzählt worden. Man hat demſelben hin und her den Vorwurf gemacht, es ſei ein Tendenzſtück. Iſt

dies wirklich ein Tadel? Ein Tendenzſtück darf man tadelnd nur eine Dichtung nennen, in der die Perſonen gewaltſam, ohne eigenes inneres Intereſſe zu bieten, zu Trägern einer bedeutenden Idee gemacht werden. Es ſind dies jene Marionetten-Figuren, die heute mit dieſen, morgen mit jenen Geiſtestoiletten aufgeſtutzt werden, und für die der Dirigent das Thema abſpricht, das er ſie abſprechen laſſen will. Wählt aber ein Dichter zu den Helden ſeiner Schöpfung wirkliche Figuren aus der Geſchichte der Menſchheitsentwickelung, Menſchen, welche groß waren im geiſtigen Gebiete, ſo muß dieſen Geſtalten der Geiſt und das Ideal einwohnen, das ſie im Leben vertraten. Schiller oder Goethe, dargeſtellt in irgend einer flüchtigen Jugendliebe, Hecken und Zäune überkletternd, und Väter und Vormünder betrügend, würden als uns bekannte und hochgeliebte Geſtalten, immer noch mehr Anklang finden „als Voltaire's Jugendſtreiche;“ und es würde, allerdings auch frei von Tendenz, uns ergötzen in den uns bekannten Erſcheinungen der deutſchen Dichter ſo harmlos ſpielende Jünglinge zu ſehen, aber das wäre Alles recht wenig.

Will der Bühnendichter das Bild Schiller's heraufbeſchwören aus der Vergangenheit, ſo muß er ihn darſtellen als Vorkämpfer des Ideals, und ihn zeigen in ſeinem Zuſammenhange mit der Gegenwart.

Das deutſche Volk iſt zu einer höhern Stufe der Entwickelung gekommen und will, da es ernſtere Intereſſen hat, nicht mehr unterhalten ſein durch kleinliche Intriguen für kleinliche Liebeleien. Es iſt des ebenſo ſatt, als der rührenden Moralwinſeleien bei ganz unbedeutenden Anläſſen, der unwahren Romantik, der Ritter, welche im hochherzigen Kampfe Lanzen brechen und wehrloſe Bürger todtſchlagen.

Geht man auf die Technik des Laube'ſchen Dramas ein, ſo iſt das Stück von Anfang bis zu Ende ſpannend und das Intereſſe daran wächſt von Act zu Act. Der Herzog iſt ein vollendetes Charakterbild. Döring hat ihn meiſterhaft dargeſtellt! Schiller, in ſeiner jugendlichen Begeiſterung, in ſeiner Liebe zu der ganzen Menſchheit und ſeinem Mißtrauen gegen den Einzelnen, in ſeinem poetiſchen Aufſchwung und in ſeinem troſtloſen Zuſammenbrechen vor den ſich thürmenden äußern Drangſalen, (das jedoch nie zu Feigheit ausartet) iſt ein ſchönes Bild des Dichters von Gottesgnaden, dem Fürſten gegenüber. Döring und Hendrichs löſten dieſe Aufgaben vortrefflich. Auch die Frauen, hier die ahnungsvollen Vertreterinnen von dem künftigen Ruhme des Dichters, ſind gut angelegt und wurden gut dargeſtellt. Nur der Charakter Kochs iſt verzeichnet, weil deſſen Keckheit oft zu einer vorlauten Naſeweisheit ausartet, wie ſie dem Fürſten gegenüber, bei der Disciplin der Karlsſchule, unmöglich iſt. Dazu kam noch, daß Schneider den freimüthigen Tyroler Koch wie einen luſtigen Kellner ſpielte und ſchon durch ſeine Erſcheinung lächerlich ward. Auch des Commandanten Riegers Charakter iſt zu grell gezeichnet in ſeinem ſtarren Pietismus; dafür aber iſt die Schilderung des, durch Tyrannei zum Tyrannen gewordenen Sergeanten Bleiſtift vortrefflich und ſehr ergreifend. Schade, daß die Darſteller beider Rollen, Herr Franz und Herr Gere, ſich von dem Aberglauben nicht losmachen konnten, der nebſt vielen Andern auf der Berliner Bühne herrſcht, daß übertreiben und karrikiren gleichbedeutend ſei mit individualiſiren und charakteriſiren.

So ſehr ſolche Mißgriffe ſtören, ſo wurde das Stück doch gut gegeben, und Laube hat in dem ſtürmiſchen Hervorrufen des Publicums den Dank deſſelben erhalten. Für eine dramatiſche Dichtung iſt aber das ſicherſte Kriterium, ſicherer als die zerſetzende Kritik aller ſchreibenden Beurtheiler, der begeiſternde Eindruck, den es auf die Zuſchauer hervorbringt.

A. M.

2.

Daſſelbe Thema.

Nun ſind endlich Laube's Karlsſchüler gegeben und von der hieſigen Kritik mit entſchiedenem Tadel aufgenommen worden. Man beſtreitet vornehmlich von vorn herein die äſthetiſche Competenz des Verfaſſers, einen Dichter, in deſſen Werken wir den Gang ſeiner Entwickelung ſchwarz auf weiß vor uns haben, auf der Bühne ſich vor unſern Augen bilden zu laſſen. Man wirft dem Dichter ferner vor, uns einen verweichlichten Schiller ſtatt des hiſtoriſch Kräftigen vorgeführt zu haben und kann ihm vor allen Dingen nicht verzeihen, daß er ſein Drama mit der Phraſe ſchließt: „Der Erfolg iſt Gottes Gericht!“ und ſo gleichſam plötzlich aus der ſich öffnenden Gruppe der Mitſpielenden, an das Publicum appellirend, ſelbſt hervortritt. Dieſen Hauptpunkten ſubordiniren ſich eine Menge Einwände, die man ferner gegen den Mechanismus des Dramas, ſeine Theatertechnik vorbringt, und die im Allgemeinen ſo triftig begründet ſind, daß man der Kritik nur beiſtimmen kann. Es darf indeſſen nicht geleugnet werden, daß der Erfolg des Stückes ein bedeutender genannt werden muß, daß bei gefülltem Hauſe bereits die vierte Vorſtellung in einer Woche anberaumt iſt und daß des Publicums Wohlwollen ſich entſchieden für das neue Werk erklärte. Der Grund dürfte darin zu ſuchen ſein, daß der Verfaſſer ſich befliſſen hat, ein Charakterbild der damaligen Epoche aufzuſtellen, die noch immer ſo viel Aehnlichkeit mit der unſerigen beſitzt, daß der für Erkenntniß einer Zeitphyſiognomie weniger geübte Blick der Menge ſich genau der temporären Stimmung Entſprechendes herausſpäht, um damit eine, wenn nicht poetiſche, ſo doch politiſche Anregung zu erfahren. Reminiscenzen an Selbſterlebtes, Selbſterleſenes, ja Selbſterdichtetes ſind es, die das Gros des Berliner Publicums in dieſen Taumel des Enthuſiasmus verſetzt haben, den die kalte unerbittliche Kritik nicht theilen kann und darf. Die Wahrheit ſcheint in der Mitte zu liegen, denn wenn jener Enthuſiasmus zur Genüge von der Kritik abgeſtraft worden iſt und wir nun Alles vernichtet glauben, indem wir dem Dichter das Recht abſprechen, unſern Schiller zum Mittelpunkt eines auf Handlung angewieſenen Dramas zu wählen, ſo bleibt uns noch immer die Frage, wollte denn aber Laube nur den gereiften Schiller in's Auge faſſen, wollte er nicht überhaupt uns den Kampf eines noch unreifen dichteriſchen Menſchen gegen die jämmerlichſte Kamaſchenknechtſchaft, gegen Schererei der Theaterintendanturen, gegen Weiberlaunen, gegen den die Entfaltung des dichteriſchen Genies hemmenden abſoluten Willen des Herzogs Karl vorführen und ſo ein Menſchenbild, abgeſehen von allen zündenden politiſchen Stichwörtern, ſchaffen. Noch iſt ihm Schiller gar nicht der anerkannte Dichter, er iſt

wirklich anfangs noch der neugebackene Feldscheer, der entlassene Karlsschüler, der an sich beim Hauch einer Weibergrille verzagt, der bei dreiundzwanzig Jahren seinen Dichterberuf verkennen will, wenn man ihn nicht *liebt*; aber Laube entwickelt ihn uns durch eine Liebe, die in der Charakterisirung ihres Gegenstandes zwar vom Dichter nicht historisch festgehalten sein mag (Laura soll eine Wäscherin von nichts weniger als hochpoetischer Stimmung gewesen sein), aber doch nicht allein in den ersten überschwenglichen Dichtungen Schiller's eine Begründung enthält, sondern auch in der Consequenz des Dramas dem jungen Schiller eine Stufe in seiner psychischen Entfaltung weiter hilft und ihm Muth verleiht, dem Herzog gegenüber die Theses seiner Weltansicht zu verfechten. Hier liegen die Elemente, deren Bearbeitung und Popularisirung in unsern Augen des Verfassers größtes Verdienst sind, wir sagen hier nicht des Dichters, denn er hat die Tendenz zu sehr vor Augen gehabt, um den höhern ästhetischen Standpunkt festzuhalten, aber des Menschen, der mit großer Wärme Ideen, die, wie wir annehmen dürfen, durch eine reiche Lebenserfahrung eine sattsame Correctur und Weltreife erhalten haben, aus den Werken des deutschen Volksdichters, aus eigner Leidensfülle heraufruft und nicht ohne Glück in harter aber für das Kriterium eines begeisterten jugendlichen Gemüths siegreicher Reibung an starren entgegengesetzten Principien sich glätten und glänzend machen läßt. Wir müssen hier in unserm Versuche, uns vermittelnd zwischen den blinden Jubel und die rhadamanthische Kritik zu stellen, auf einen ganz außer Acht gelassenen Punkt hindeuten: daß die vorgeworfene Abschwächung der Schiller'schen Gestalt aus der bei gegenwärtigen Bühnen- und Verfassungsverhältnissen nothwendigen Hinweglassung der kräftigsten Stellen entsprungen ist und somit, da der Schauspieler *Hendrichs* sich in dem beliebten theatralischen Rührei behaglicher schaukeln mochte, als in kräftiger Gestaltung, eine breitere Sentimentalität ungebindert sich geltend machte! Laube schildert die dichterische Natur, indem er sie verschiedene Phasen durchmachen läßt. Nachdem er den Frauenliebling, den Lyriker, in die scharfen Conflicte stürzt, die sein erstes Drama, die „Räuber" ihm bereitet haben, entläßt er ihn aus dem engen Kreise des Hofzirkels, aus den Armen der Geliebten, indem er in eine noch verhüllte Ferne deutend uns und den Gegnern und Freunden des Dichters auf dem Theater, durch seine kräftige Entsagung den Gedanken nahe legt, daß von jetzt an Umfang und Recht des Dramas aufhöre und daß der Dichter nun, indem er sein Werk siegend aufgeführt sieht und für immer von der Geliebten scheidet, die Bühne der Wirklichkeit mündig gesprochen betritt. Dieser jugendliche Schiller, als Figur eines Familiengemäldes, war eine *mögliche* dramatische Gestalt und wir wollen dem hartzugerichteten Dichter nicht die Anerkennung seines dramatischen Tactes versagen, mit dem er beim Schluß seines Drama's, oder dramatisirten Romanes, die innere erreichte Mannesreife Schiller's mit seiner Flucht aus den engen Zuständen zusammenfallen läßt. Wenn das Publicum dieser Reihe von Gemüthsstimmungen seines Nationallieblings mit Spannung folgte und sich begeistert zeigte, so hat es das nämliche Recht so zu sein, als die Kritik, wenn sie dem Drama vorwirft, daß erst spät und nicht mit gehörigem Nachdruck des Dichters Charakterschilderung beginne. Der Erfolg ist Gottes Gericht! Erwarten wir, ob dieser Erfolg ein momentaner, oder anhaltender

ſein werde. Wir aber möchten im Einklange mit dieſen Gedanken das Drama fortan nennen: Der Karlsſchüler, denn als Schüler beginnt Schiller im Drama, aber als angehender Lehrer des Volkes, als Dichter der Nation verläßt er daſſelbe.

E. K....k.

III.

Aus Wien.

Die Polizei und die öffentliche Sicherheit — Zwei Criminalgeſchichten. — Polizeibudget. — Die Stadt und ihre Schlupfwinkel. — Die Adamiten in Ottakring. — Die Ruſſen bei Krakau. — Chancen eines ruſſiſchen Kriegs. — Die Krakauer Handelsfrage.

Die vor einigen Jahren durch die ſogenannten „Kappelbuben" hervorgerufene Unſicherheit unſerer Stadt hat in dieſem Winter ſich wiederholt und das Gerücht, das immer bereit iſt, die Sachen zu vergrößern, ſpricht von mehreren Mordanfällen, welche ſich Abends gegen die zehnte Stunde auf dem Glacis ereignet haben ſollen. Da unſere Localblätter auch über ſolche Dinge nicht berichten dürfen, ſo weiß man nie, woran man iſt und ſchimpft auf die Polizei oft mit Unrecht. In Berlin, München, Dresden — von Städten mit völlig freier Preſſe zu ſchweigen — werden die wirklich ſtattgefundenen Diebſtähle, Raubverſuche und Mordthaten ſogleich von den Zeitungen gemeldet und dies hat nicht nur häufig zur Entdeckung des Miſſethäters geführt, es iſt auch ein nützliches Aviſo für die Bewohner jener Diebſtähle, in welchen die Diebſtähle ꝛc. ſich wiederholen, mehr auf ihre Sicherheit bedacht zu ſein. Der allergrößte Vortheil aber iſt, daß nicht wahnſinnige und bis in's Maßloſe vergrößerte Gerüchte die Bewohner in unnöthige Schrecken ſetzen und das Vertrauen zu der Wachſamkeit der Sicherheitsbehörde verſcheuchen; ſobald das Ereigniß nicht Tags darauf im Journal ſteht, weiß der Berliner, Münchner u. ſ. w., daß das Gerücht eine Lüge iſt. Bei uns in Wien nehmen ſolche Gerüchte kein Ende. Es iſt dies eine Seite unſeres Cenſurweſens, wo die Polizei in ihrem eignen Intereſſe auf Erweiterung der Preſſe antragen müßte, denn alle dieſe nicht widerſprochenen Gerüchte werden immer zu Klagen gegen ſie. Der frühere Polizeichef, Hofrath Amberg, iſt rein in Folge dieſes Mangels an Oeffentlichkeit dieſer Stelle enthoben worden; ſeinem jetzigen Nachfolger wird Niemand Fleiß und Strenge abſprechen können, und doch erneuern ſich dieſelben Geſchichten. Zwei der pikanteſten ſind folgende. In einer der beſuchteſten Straßen fuhr in der Mittagszeit, wo Magazine und Niederlagen gewöhnlich für zwei Stunden geſchloſſen werden, ein Wagen bei einem Verkaufsgewölbe vor; zwei junge, anſtändig gekleidete Männer öffneten, halfen den Wagen beladen, ſchloſſen das Magazin wieder ab und fuhren davon. Der Eigenthümer, als er um zwei Uhr öffnete, fand ſeinen Laden ausgeplündert. Tragiſcher iſt die zweite Geſchichte. Eine Wittwe in der Vorſtadt wurde von dem Geliebten ihres Stubenmädchens erſtochen und beraubt und wenn es wahr iſt, was das Gerücht hinzuſetzt, daß dieſer Mord in dem Momente geſchah, wo die Wittwe ſich den Umarmungen des Verbrechers hingab — ein Verhältniß, welches das Stubenmädchen, mit deren Hülfe der Raub vollzogen wurde, förderte — ſo wirft dies ein hinlängliches Licht auf die Sittenzuſtände unſerer Stadt, gegen die allerdings

die Polizei keine Vorkehrungsmittel hat, ſie müßte ſich denn zur Keuſchheits-Vehme umgeſtalten, wie zu den Zeiten weiland der Kaiſerin Maria Thereſia. Doch hört man allgemein die Klage, daß die Polizei, welche in den Münchner „fliegenden Blättern" als ein Schatten dargeſtellt wurde, welcher die politiſch unſchuldigen Herren Eiſele und Beiſele auf ihren Wanderungen durch Wien begleitet, viel zu wenig Mannſchaft übrig hat, um die Herren Räuberle und Diebele in allen ihren Höhlen zu verfolgen. Wenn man bedenkt, daß ſeit zwanzig Jahren die Bevölkerung Wiens um 100,000 Einwohner geſtiegen iſt, die Polizeimannſchaft aber ſo ziemlich dieſelbe geblieben iſt (?); wenn die Klage laut wird, daß von dem bedeutenden Polizei-Budget die untergeordneten Beamten nur ſehr karg bemeſſen werden, ſo iſt eine Abhülfe um ſo nothwendiger, als die öffentliche Sicherheit, alle Uebertreibungen bei Seite, in der That mehr geſtört iſt, als es den Verhältniſſen zukommt. Allerdings iſt Wien durch ſeine Lage den beutelluſtigen Feinden des Eigenthums Anderer ſehr günſtig; der Praterwald mit ſeinen mannichfaltigen Partien, die Ausdehnung der Vorſtädte, der breite Gürtel des Glacis, des Stadtgrabens und der Baſteien, die vielen Holzſtätten, die ungeheure Zahl der Wirthshäuſer und Kneipen und endlich die zahlreichen, dicht vor der Linie liegenden Ortſchaften bieten Tauſende von Schlupfwinkeln, welche Wien faſt ebenſo ſchwer bewachen laſſen, wie das viel größere Paris. Deshalb aber iſt es grade nothwendig, daß die Polizei viele ihrer unnöthigen Nebengeſchäfte beſeitigt und ſich mehr als Sicherheitsbehörde concentrirt. In Paris iſt die Paßpolizei wenigſtens zehnfach gelinder, der Fremde, der an der Grenze Frankreichs ſeinen Paß gegen einen Sicherheitsſchein ausgetauſcht hat, iſt weiter keinen Schwierigkeiten unterworfen und der ganze Ballaſt von Nahrungsnachweiſungen u. ſ. w. iſt in den Hauptſtädten Frankreichs, Englands, Hollands, Belgiens, ja ſogar in den meiſten deutſchen Städten über Bord geworfen. Wir glauben, daß wenn man in Wien in dieſer Beziehung einem modernen Princip huldigen wollte, würde eine ſchöne Summe übrig bleiben, die man zur Erweiterung der Sicherheitswache verwenden könnte. Es iſt anerkennenswerth, daß jetzt die Ortſchaften der Banlieu endlich mit in den Bewachungsbezirk von Wien gezogen werden; die Organiſation dieſes Cordons hat bereits begonnen und es haben ſich bei näherm Blicke auf die Zuſtände dieſer Ortſchaften Thatſachen der allercurioſeſten Art herausgeſtellt. Unter Andern fand man in Ottakring eine Unzahl von wilden Ehen zwiſchen leiblichen Geſchwiſtern; die Kirchenbücher, die vor einigen Jahren durch Brand zerſtört wurden, können um Aufſchlüſſe nicht befragt werden und ſo finden ſich in der Mitte des ſo ſtreng katholiſchen Oeſterreichs, unter den Augen eines zahlreichen Clerus, Zuſtände, die an die Secte der ehemaligen böhmiſchen Adamiten erinnern. Sie ſehen, Wien hat trotz ſeiner vielverſchrieenen Eiſele- und Beiſele-Schatten ſeine Myſterien, wenn es auch keine Eugen Sue's hat, um ſie zu ſchildern.

Die halbeingeſchlafene Krakauer Frage, die weder die eingetroffene Proteſtation des Königs von Schweden, noch die halbkomiſche Boutade der Pforte wieder beleben konnte, hat in den letzten Tagen hier durch eine mährchenhafte Nachricht neue Nahrung erhalten. Es heißt nämlich, Rußland mache Rüſtungen gegen Oeſterreich und habe bereits ein ſtarkes Truppencorps an die Krakauer Grenze geſchickt. Die Gerüchte hierüber ſind zu confus, als daß ich ſie ohne Zurück-

haltung Ihnen melden könnte. Ein Krieg zwiſchen Rußland und Oeſterreich und obendrein in dieſem Augenblicke, gehört zu ſehr in den Bereich des Fabelhaften, um auch den gemeinſten Kannengießern Stoff zu geben. Aber das Mißtrauen gegen die Perfidie der moskowitiſchen Politik, und der Haß gegen dieſelbe iſt ſo groß, daß auch der kleinſte und unwahrſcheinlichſte Funke zündbare Herzen findet. Thatſache iſt's, daß kein Krieg in ganz Oeſterreich begeiſtertere Streiter fände, als ein Krieg gegen Rußland und daß, wie groß auch das Unglück iſt, welches im Gefolge eines jeden Kriegs heranzieht, einen Kampf gegen Rußland Oeſterreich moraliſch und politiſch erſtarken würde, indem die mannichfaltigen Sonderintereſſen ſeiner einzelnen Länder ſich ſchnell in dem einen gemeinſamen Intereſſe gegen den wahren Erbfeind concentriren und dem Kaiſerſtaate einen geiſtigen Schwung geben würden, deſſen Abweſenheit jetzt ſeine ſchwächſte Seite bildet. Durch einen Kampf gegen Rußland ſtände Oeſterreich (hoffentlich im Verein mit Preußen) wieder an der Spitze der nationalſten deutſchen Intereſſen und unſere Iſolirung von den verbrüderten deutſchen Ländern würde plötzlich aufhören. Oeſterreich müßte und könnte ſein allzuſtarres Conſervativprincip aufgeben, und dies wäre wahrlich nicht ſein Schade. Die italieniſchen Provinzen ſind die einzigen, deren Beſitz in Kriegeszeiten vielleicht zweifelhaft würden — vielleicht! Denn hier kommt Alles auf die Allianz an, welche Oeſterreich ſchließt. Daß die beiden deutſchen Mächte in einem europäiſchen Kriege nicht allein ſtänden, iſt leicht voraus zu ſehen und es fragt ſich nur, ob England oder Frankreich der Alliirte Rußlands wird. — —

Doch da falle ich ſelbſt in Kannengießereien, die in dieſem Augenblicke nicht an ihrem Platze ſind, denn ſie gäben der obenerwähnten ruſſiſchen Truppenbewegung eine Bedeutung, an welche kein ruhiger Politiker glauben kann. Vielleicht wird bis zu meinem nächſten Briefe die Sache näher aufgeklärt ſein und einige begründete Reflexionen erlauben. Was Krakau ſelbſt betrifft, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß die Einverleibung in die öſterreichiſche Zollinie ſtattfinden wird, obſchon der Zeitpunkt derſelben noch um einige Wochen ſich hinausſchieben kann, weniger weil die Negociationen mit Preußen auf gerechte Anſprüche des letztern Staates geſtoßen ſind, als weil man aus Achtung vor demſelben nicht brüsk auftreten mag und den guten Willen ihm gerne beweiſen möchte — aber damit iſt Preußen allerdings nicht gedient, da dem bisherigen ſchleſiſchen Handel nur dann gedient iſt, wenn Oeſterreich ſein Intereſſe vollſtändig opfert und Alles beim Alten läßt. Dies aber kann und darf Oeſterreich nicht thun, wenn es ſeinen eigenen Handelsſtand nicht allarmiren will. Es bleibt ihm blos die Wahl, ob es aus Gefälligkeit gegen den Nachbar ſeine eigene Induſtriellen zu Gunſten der preußiſchen opfern will, oder ob es von dem unzweifelhaften Rechte, das ihm zuſteht, Gebrauch machen will, um dem Schmuggel ernſtlich zu begegnen; wir Oeſterreicher kennen hier kein Mittelding, obgleich es uns ſchmerzt, daß preußiſche und öſterreichiſche Intereſſen hier ſo ſtark collidiren.

— **Rainer.** —

V.

Notizen.

Aus Böhmen. — Wie ein Schnupftuch einen Propheten erlöst. — Die Mediceer der Zukunft.

— Der als slavischer Schriftsteller nicht unbekannte katholische Dechant Ziegler in Chredim starb vor einigen Monaten. Der Bischof der Diöceſe sandte einen jungen Caplan dahin, um bis zur neuen Besetzung des Dechanats die Geschäfte zu versehen. Dieser bat die Wirthschafterin des Hauses, über deren intimeres Verhältniß zum Dechant viel gesprochen wurde und die in der Freistadt Haus und Reichthümer besaß, noch einige Tage, während des Kirchweihfestes, im Hause zu verweilen, um die sich bei diesem Anlasse einfindenden Gäste zu bewirthen. Am Morgen des Festes kam der Knecht zum Caplan und berichtete ihm, die Wirthschafterin sei ermordet worden und läge blutend in ihrer Stube. Der Caplan eilte dahin und sandte den Knecht sogleich um gerichtlichen Beistand. Das Fenster in der Stube der Gemordeten war aufgerissen; ein erbrochener Kasten war seines, wie man wußte reichen Inhaltes beraubt. Nachdem vom Kreisarzte das Parere aufgenommen und die Obduction in Gegenwart des Criminalrichters vollbracht war, forderte dieser alle Hausgenossen auf, von der Todten, wie dies Sitte sei, Abschied zu nehmen und ein Kreuz über sie zu schlagen. Es kam der Caplan, der die deutlichsten Spuren eines ihn plötzlich ergriffenen Wahnsinns zeigte; die Magd that, wie der Criminalrichter angeordnet hatte, so auch die übrigen Hausgenossen; nur der Knecht schlug kein Kreuz und um die Ursache befragt, sagte er: „Ein Mensch, der so schlecht ist, sich selbst umzubringen, mag vom Teufel geholt werden.“ Dieser Umstand, so wie der frühere Lebenswandel des Knechtes machten ihn verdächtig; er war eigentlich seit vielen Jahren der Herr im Hause, er ordnete Visitationen an, er verdächtigte oder förderte durch seine Protection; er war die Geißel jener Pfarreien, wo man nicht nach seinem Geschmacke kochte, wo er nicht bedeutende Geldgeschenke erhielt; nicht selten vermißte man nach den geistlichen Visitationen des Dechants silbernes Geräthe und da und dort passirte auf eine unbegreifliche Weise Kirchenraub. Die Abhängigkeit des Dechants vom Knechte war unbegreiflicher als die von der Wirthschafterin. Vielfache Klagen gegen das freche Benehmen des Knechts wurden völlig unberücksichtigt gelassen. Ein neben der Gemordeten liegendes Messer wurde als das Küchenmesser, dessen sich die Magd des Hauses bediente, erkannt und diese, wie der Knecht, seines seltsamen Benehmens wegen, bei der Leiche in Gewahrsam genommen. Zwei Männer, die mit Düngen des Gartens der Dechantei vor einiger Zeit beschäftigt waren, erinnerten sich und erzählten jetzt, wie sie den Knecht beim Zuwerfen einer Grube, die sie früher nie bemerkt, beschaftigt gesehen hätten und wie er, als er sie erblickte, verlegen drein gesehen habe. Man grub sogleich an der bezeichneten Stelle nach und fand eine große Anzahl silberner Löffel, Gabeln, Messer von den verschiedensten Formen und Sorten, silberne Kirchengeräthe und eine bedeutende Summe Geldes in Dukaten und Thalern; die Magd gestand, daß sie das Messer, aber ohne zu wissen, zu welchem Zwecke, ihm habe schleifen müssen, später verwirrte sie sich in ihren Aussagen, bis sie bekannte, um den Mord, nachdem er geschehen war, vom Knechte unterrichtet, zu wissen. Dieser suchte nun durch Enthüllung einer ganzen Reihe von Verbrechen, unter denen auch Kindermord gewesen sein soll, sich vor dem Strange zu retten, indem er, seine eigne That noch immer leugnend, anzunehmen schien, man werde aus Schonung für die

Geiſtlichkeit ein Oeffentliches vermeiden. In dieſen Erwartungen vielleicht getäuſcht, vielleicht verzweifelnd, oder aus Furcht vor der Schmach des Stranges, erwürgte er ſich ſelbſt im Kerker. Im Publicum verbreitete ſich die offenbar übertriebene Meinung, man habe das begünſtigt, um das ungeheure Aufſehen, welches das ganze Ereigniß machte, nicht noch durch eine öffentliche Hinrichtung zu ſteigern. Dieſe ganze Begebenheit, die ich Ihnen den Hauptſachen nach verbürgen kann, erzähle ich Ihnen hier ſo, wie ſie im Munde des Publicums lebt; die einzelnen Details mitzutheilen oder zu garantiren, wäre freilich nur durch Einſicht der Criminalacten möglich. Wann werden wir endlich ein öffentliches Gerichtsverfahren in Oeſterreich erhalten? Das öſterreichiſche Criminalgeſetzbuch, ſeinen Principien nach das anerkannt beſte in Europa, würde erſt dann ſeine Kraft und Milde entwickeln, wenn die Gerichtsordnung eine andere würde und vor Allem der unglückſelige Umſtand beſeitigt wäre, daß Richter und Vertheidiger in Einer Perſon, in der des Criminal-Rathes vereinigt ſind. Uebrigens iſt ſelbſt den juridiſchen Zeitſchriften die Mittheilung von Criminalfällen durch alle mögliche Hinderniſſe verleidet. — Des Ihnen hier mitgetheilten gräßlichen Criminalfalles bemächtigte ſich diesmal die öffentliche Stimme in eigenthümlicher Weiſe, indem derſelbe von einem unbekannten ſlaviſchen Poeten aus dem Volke beſungen und in vielen Tauſenden von Exemplaren, von denen man noch nicht weiß, wo ſie gedruckt worden ſind, durch ganz Böhmen verbreitet worden iſt. Eingangs dieſes ächten Volksliedes wird die ganze Chriſtenheit zur Anhörung einer grauenvollen Begebenheit aufgefordert und nach Erzählung derſelben zu Religion und Moral in begeiſterter Weiſe ermuntert. — Schließlich muß ich noch berichten, daß der Caplan, den das Entſetzen wahnſinnig machte, in tiefſte, ſtumme Melancholie verſunken ſich gegenwärtig bei ſeinen Aeltern aufhält, die in der Nähe der Kreisſtadt einen Bauernhof beſitzen.

— Die Schnupftücher ſpielen ſeit alten Zeiten in Romanen und Comödien eine große Rolle. Ein vergeſſenes, ein gefundenes, ein überſchicktes, ein aufbewahrtes Taſchentuch, wie oft hat es dazu dienen müſſen, wenn der Dichter um die Kataſtrophe und ihre Entwickelung verlegen war, ihm den Schweiß von der Stirne zu wiſchen. Wir haben eine ganze Literatur von Schnupftüchern ex machina und doch iſt das Thema noch nicht erſchöpft, denn die Geſchichte vom Schnupftuch, welches einen Propheten erlöſt, gehört der neueſten Zeit an. Es begab ſich nämlich in dem ſtrengen Winter des Jahres 1846, daß bei der Aufführung der Oper: „Robert Bruie" in Paris, die Kehle der Sängerin Jungfer Stolz zuſammengefroren war, was die Zuhörer eiſig durchrann und ſchneidende Ziſchlaute hervorlockte. Sothane Jungfer Stolz zerriß, einer tragiſchen Wuth ſich überlaſſend, Angeſichts des Volkes ihr battiſtnes Schnupftüchlein und kanzelte dabei das Volk der Barricaden in einer wenig conſtitutionellen Rede ab. Seit dieſem denkwürdigen Abend ſind der „Robert Bruie" und die Jungfer Stolz von den Bretern der großen Oper verſchwunden. Nun aber war beſagte Sängerin, in deren Netzen der Dictator der Oper Meiſter Leon Pillet zappelte, das Haupthinderniß aller Engagements und Vorſtellungen von Opern, in denen die Jungfer Stolz nicht dominirte. In der Schreibſtube eines Pariſer Notars ſchmachtete mittlerweile unter ſieben Siegeln ein Prophet, den die Geſchichte nicht umſonſt Johannes von Leiden nennt, und den der Berliner Meiſter Joachim Meyerbeer, auch Giacomo genannt, componirt hat. Friedrich der Weiſe aus Sachſen und Giacomo Meyerbeer aus Preußen ließen ihre Propheten aus gleich zarter Beſorgniß für ihr Wohl einſperren; die Opernpäpſtin Johanna Stolz hätte näm-

lich den componirten Propheten ebenso sicher hingerichtet, wie das Schicksal des Wartburger gewesen wäre, wenn er vor der Zeit in die unrechten Hände fiel. Jenes zerrissene Schnupftuch ändert nun die ganze welthistorische Lage und statt gebeugten Hauptes auf einen hölzernen Rell-Stab gestützt durch das enge „Feldlager von Schlesien" zu wandern, wird nun Meister Joachim an der Hand seines Propheten seinen Einzug in das große Hauptquartier der Opernmusik halten und *) von da aus sämmtliche Theaterdirectoren der Welt mit seinen neuen Thesen in Aufregung bringen.

— Wie könnte es auch in Berlin ein Fest geben, wo hinterdrein nicht gleich Zank und Streit als Nachzügler kommen. So hat auch das Fest, das zu Ehren des greisen Bildhauers Rauch stattfand, einen Toast von Dr. Häring (Willibald Alexis) auf die deutschen Mediceer, einen ganzen Schweif von Hin- und Herredereien mit sich geführt, denen endlich Häring dadurch ein Ende machte, daß er seinen Toast in der Voßischen Zeitung veröffentlichte. Die vorzüglichste Stelle lautet folgendermaßen: „Ob die Kunst der Mäcene bedarf, ist zweifelhaft; Mäcene nämlich sind nach meinem Lexicon solche Individuen, welche den Künstlern Ideen geben oder zu geben vermeinen. Dagegen ist es unzweifelhaft, daß die Kunst, die nach dem Höchsten strebt, zur Zeit noch, weil kein Markt für sie da ist, der Mediceer bedarf. Mediceer aber sind nach diesem Lexicon solche, welche kaufen, bestellen und bezahlen! Mein Toast soll den Mediceern gelten, aber den Mediceern, welche ich von der Zukunft der Kunst wünsche. Ich wünsche nicht viel. Nicht gehe ich in die ferne Vergangenheit zurück, zu jenen Großen Italiens, die ihre Paläste mit den Werken unsterblicher Meister schmückten, während sie selbst mit ihren Familien demüthig vor der Kunst, welche die Schwellen des Hauses, seine Hallen und Vordersäle weihete, in die niedrigen und kleinen Seitenzimmer zurückwichen. Noch gedenke ich jener alten Lichtensteiner und Esterhazy's, die ihre herrlichen Schlösser in Wien zu Kunsttempeln scheinen erbaut zu haben und nicht meinten, daß sie darum schlechter wären. Diese Zeiten, weiß ich, sind unwiederbringlich in unserer industriellen untergegangen. Ich wünsche nur, daß die Vornehmen, Reichen, Großen unserer Zeit, die Hunderte, Tausende, Zehntausende für Hetzjagden, Tafelaufsätze, für wüsten Rococo-Apparat oder höchstens für gothische Portale zu Branntweinbrennereien ohne Zaudern hergeben, daß diese Reichen, Großen, Vornehmen, die so gern jetzt wieder des Glanzes und der Bedeutung ihrer Vorfahren sich erinnern, auch daran sich erinnern, was der Adel ehedem für Beruf hatte.... Die Zeiten, wo die Gewaltigen ihre Häuser mit Bildern aus der Poesie des Volks schmückten, nennen wir barbarische. Was sehen wir heute an den nackten Wänden unserer Herrenhäuser? Schildereien, Lithographien, Schleichhändler, Kirchengängerinnen, Räuberbräute, Asien und Afrika mit geschminkten Wangen, hohe Herrschaften das Stück zu fünf Silbergroschen, auch mit den Goldleisten. Damit finden wir die Kunst ab. Ein Dichter, selbst ein Aristokrat, hat jüngst die Aufgabe des Adels dahin gesetzt: daß er sich der Industrie bemächtigend, ihr voranschreite, um sich mit der Zeit zu versöhnen. Möge diese Forderung auf sich beruhen; ich wünsche dem Stande, der edler sein will als die andern, eine ihm näher liegende, passendere Aufgabe, eine die ihn auf seinen verlassenen historischen Bildungsweg wieder zurückführe."

*) NB.: Wenn der Prophet gläubige Ohren findet!!!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Beilage zu den Grenzboten.

Heft 2.

Inhalt

1. Die Robotablöſung in Oeſterreich.
2. Zur Beantwortung des in den Grenzboten Nr. 40. v. Jahrg. enthaltenen Artikels: „Herren und Bauern in Böhmen.“

I.

Die Robotablöſung in Oeſterreich.

Es iſt vor Kurzem in öffentlichen Blättern die Phraſe gebraucht worden, Galizien ſei gegenwärtig wie ein neu erobertes Land und als ſolches auch zu behandeln. Wir wollen nicht auf den Werth dieſes Ausſpruchs detaillirt eingehen. Praktiſch iſt jedenfalls nicht viel damit geſagt, denn jedes Land, ſei es auch erobert, muß behandelt und regiert werden nach ſeiner Weiſe und in Rückſicht, daß es ein Glied zu ſein beſtimmt iſt der großen Völkerfamilie, die Oeſterreich heißt und die viele ſlaviſche Geſchwiſter zählt. Leicht iſt's geſagt, die Frohnen ſeien aufzuheben und frei ſoll der Bauer hinfort ausgehen, Herr ſeiner Scholle, und allerdings iſt das Frohnweſen vom humaniſtiſchen Standpunkte aus zu verabſcheuen, doch hat es das hiſtoriſche, das formelle Recht für ſich und materielle Rechte Dritter ſind dabei betheiligt. Schwer ſtrafte ſich bei uns das leidige Syſtem des Zögerns und Gehenlaſſens, ſo lange man Friede hat oder zu haben glaubt. Was vordem mit Gemächlichkeit, alle Theile befriedigend, hätte allmälig gelöſt werden können, muß jetzt, in der Stunde der Noth, entwirrt werden, und beide Theile leiden. Man hat in Galizien bereits begonnen, die Robotverhältniſſe, in die ſich zahlloſe Mißbräuche eingeſchlichen haben, zu ordnen, und die allgemeine Stimme bezeichnet jene von dem dortigen Gubernium veröffentlichten Decrete als Anfänge zu weitern Regulirungen. Wir wiſſen nicht, ob dieſe mit dem unlängſt durch die Grenzboten bekannt gewordenen Plan im Zuſammenhang ſtehen werden. Jener Plan, die galiziſche Frohnpflicht in eine Rente umzuwandeln (jedoch mit höchſt willkürlicher [?] Veranſchlagung weit unter dem wahren Werthe), käme im Grunde voll-

ſtändiger Aufhebung gleich (?); dieſe iſt nur im Ausdruck umgangen, denn was am Werthe entfällt, iſt ohnehin für alle Zeit verloren — und die Rente als Aequivalent des kleinen Reſtes wird der Pflichtige niemals zahlen, die Eintreibung der Rückſtände verewigt den Krieg zwiſchen Bauer und Herr.

Ein anderer Vorſchlag ſcheint auf den erſten Blick befriedigender, durchgreifender, wäre ſeine Ausführung durch Geſammtverhältniſſe nicht erſchwert.

Man bringt in Antrag, zunächſt in Galizien, ſpäter in den übrigen Provinzen, den wirklichen Geldwerth der Frohndienſte gewiſſenhaft zu erheben und dabei zu berückſichtigen, welche Dienſte der Grundherr zur Bebauung ſeines Beſitzes bisher wirklich unentbehrlich brauchte, während die überflüſſigen, heute durch Einzelverkäufe der Grundſtücke außer Verbrauchbarkeit gelangten, gänzlich wegzufallen hätten, und auf dieſem Wege das Entſchädigungs-Capital zu ermitteln. Für dieſes Capital ſtellte der Staat mit Vier vom Hundert verzinsliche Schuldbriefe aus, mit welchen er die Grundherren betheilt und abfindet. Dagegen zahlt der Bauer jährlich fortan Sechs vom Hundert des auf ihn fallenden Antheiles an den Staat, welche als Annuität die Zinſen und zugleich allmälig das Capital ſelber tilgen, ſo daß der Bauer durch Zahlung dieſer Annuität, welche mit der Grundſteuer eingetrieben wird, vom Staate, nicht von dem verhaßten Grundherrn, ſich in einigen Jahren ſeine Freiheit erwirbt und erkauft, die er der That nach ſogleich genießt, während er durch bloße Umwandlung der Frohne in Renten ewig zahlpflichtig bleibt, ohne Ausſicht, des laſtenden Halsringes frei zu werden.

Durchaus willkommen wäre daher Freikauf unter des Staates Vermittlung zu heißen, beſorgte dieſer nicht, auf ſolche Weiſe eine Maſſe Staatspapiere in den Markt zu bringen und ſich dieſen zu verderben für den Fall, wenn der Staat, in ſeinem Haushalt ſtets bedürftig, ſeine Zuflucht zum Borgen nimmt.

Und dennoch glauben wir die letzterwähnte Methode unbedingt vorzuziehen, denn in ihr liegt Wahrheit, wirkliche Entſchädigung der Berechtigten wie ihrer Gläubiger und wirkliche Befreiung des Bauers, wogegen der bloße Rentenvorſchlag die Sache nur zum Schein abthut und weder Entſchädigung noch Freiheit gewährt.

Die Annuitäts-Rente, als Preis der Freiheit, wird der Bauer willig zahlen, er zahlt ſie dem Staate, und mit jedem Jahre iſt ein Stückchen Freiheit mehr errungen — welch' ein Sporn zur Sparſamkeit, zum Fleiße liegt darin! iſt doch Freiheit des Menſchen höchſtes Gut! — Die Rente dagegen, die er als Geld-Aequivalent der Frohne zahlen ſoll in alle Zeit, wird ihm drückend, ihm ungerecht ſcheinen, er wird nur bedacht ſein, ſie zu umgehen, er wird verſchwenden, um die verhaßte Sclavenrente dem verhaßten Herrn nicht zahlen zu können.

Die übrigen Slaven Oeſterreichs ſind allenthalben ruhig; wird ihnen kund, wie den galiziſchen Brüdern der Freiheitskauf gewährt worden, wird es auch möglich werden, ähnliche Kaufverträge ohne Dazwiſchenkunft des Staates, nach feſtgeregelten Grundſätzen zwiſchen ihnen und den Grundherren unmittelbar zu Stande zu bringen, was in Galizien, dem aufgeregten, aufgewühlten, heute unmöglich wäre, und ſo wird der Nachtheil vermieden, jene befürchtete Maſſe von Schuldbriefen in den Verkehr werfen zu müſſen.

Wäre es doch jedem human Geſinnten gewährt, ſeine Anſichten, ſeine Wünſche wie der Bauer zum freien Menſchen umzuſchaffen ſei, auszuſprechen ohne Hehl — manch' geſunde Anſicht käme vielleicht zu Tage! leider glaubt man, nur der ergraute Beamte habe das Recht und die Gabe zu beurtheilen und zu beantragen.

— X —

2.

Zur Beantwortung
des in den Grenzboten Nr. 40 II. enthaltenen Artikels
„Herren und Bauern in Böhmen".

Der Einsender des erwähnten Artikels in den „Grenzboten" verräth seine Leidenschaftlichkeit schon dadurch, daß er sich gegen mich Ausfälle erlaubt, die sich ein wohlunterrichteter Mann von ruhiger Beurtheilung, ein Literat von Charakter, nicht würde zu Schulden kommen lassen. So behauptet er: ein verweigerndes Votum, „wo es sich um Erleichterung des armen Bauers handle, sei inhuman und unklug."

Wo es sich um Wohlthaten handelt, pflichte ich dem Opponenten ganz bei, allein wo es sich um Recht und Billigkeit handelt, muß man alle andern Rücksichten bei Seite setzen und so votiren, wie man es am besten vor Jenen zu verantworten vermag, an deren Stelle man votirt.

Herr Opponent muß Bote von sehr entfernter Grenze sein, und scheint die Verhältnisse Böhmens nur ungenau zu kennen, sonst würde er wissen, daß die sogenannte Dominical-Steuer nicht allein von dem Gutsherrn, sondern auch vom Emphyteuten getragen wird, deren es Hierlandes sehr viele gibt; wie kommen diese dazu, 28 Procent Steuer mehr zu zahlen, weil man den reichern Bauern 10 Procent nachlassen will?

Wenn es erwiesen und richtig wäre, daß die Gründe der Obrigkeiten und Emphyteuten geringer besteuert seien, als jene der Rusticalbesitzer, so wäre Referent auch der Meinung, es sei billig, diese Ungleichheit zu beheben, obwohl diese Ungleichheit durch die seit 1792 stattgefundenen Besitzveränderungen längst ausgeglichen ist. Nun aber besteht diese Ungleichheit der Besteuerung nur scheinbar, nicht wirklich, daher von einer Ungerechtigkeit keine Rede sein kann.

Wollten aber die Stände eine Wohlthat üben, so war es dermalen nicht an der Zeit, selbe dem Bauer zukommen zu lassen, da man wirklich verlegen ist, zu sagen, aus welchem Grunde diese Summe von 350,000 Fl. C.-M. dem Bauer

---

*) Wir müssen dem geehrten Herrn Einsender bemerklich machen, daß der in Rede stehende Herr Verfasser des Aufsatzes „Herren und Bauern" kein „Literat", am allerwenigsten aber ein Literat von Profession ist, obschon wir volle Ursache haben, ihn für einen allerdings wohl unterrichteten Mann zu halten, trotz mancher streitigen Punkte.
D. Red.

geſchenkt werde. Wenn übrigens die Stände einen Ueberfluß haben (was nur bei Wenigen der Fall iſt), ſo wären andere Klaſſen des Volks, nämlich jene der Proletarier, weit bedürftiger, denen man Wohlthaten und Erleichterungen könnte zukommen laſſen, indem man einen Theil dieſer Summe zur öffentlichen Wohlfahrt, z. B. Errichtung von Wohnhäuſern für Tagelöhner, ärmere Handwerker, Errichtung von Arbeitsnachweiſungs-Anſtalten, für Individuen, welche theils aus Trägheit, theils aus Mangel an Arbeit der bürgerlichen Geſellſchaft zur Laſt fallen; Errichtung von Seminarien für Schullehrer, Anlegung ſogenannter Armencolonien zur Urbarmachung öden Landes u. ſ. w. verwenden und damit weit mehr Gutes ſtiften könnte, als das Geld dem Bauer zuzuwenden, welcher dieſe Wohlthat kaum ſpürt.

Es war daher das verweigernde Votum im Landtage vom 25. Mai 1846 weder inhuman noch unklug, wie ſich Opponent auszudrücken beliebte. Ferner behauptet er, daß gar kein Geſchäftsordnungs-Reglement für die ſtändiſchen Verhandlungen Hierlandes beſtehe, und Referent ſich hinter angebliche Formen des Hauſes verſchanzt; darauf muß erwidert werden, daß Opponent, wie es ſcheint, nicht weiß, daß ſowohl die von Kaiſer Ferdinand III. herausgegebene Landesordnung, als das von Kaiſer Leopold II. erlaſſene Hofdecret vom Jahre 1791 die Abhaltung der Landtage genau beſtimmt.

Opponent erklärt die Landtage und die ganze Verfaſſung der böhmiſchen Stände für eine bloße Form, ein Kabinetsſtück aus der Rococo-Zeit, ſagt auch, ſie repräſentire die Stände von ehemals, nicht von jetzt. Weder dem Opponenten noch Referenten ſteht es zu, an den beſtehenden Ordnungen etwas zu ändern. Wenn man auch wünſchen kann, daß der Bürgerſtand in den Landtagen mehr vertreten würde, ſo hängt das nicht von den Ständen ab. Allein man kann nicht leugnen, daß die Stände Böhmens jetzt weit mehr wirken, als vor Zeiten, wenn man auch den Wunſch nicht bergen kann, daß dieſelben ſich noch mehr mit dem Wohl des Landes beſchäftigten, ſtatt die alten Formen zu vertheidigen, was man jedoch nur Wenigen vorwerfen kann.

Uebrigens kann man gewiß nicht behaupten, daß die Stände Böhmens etwas beſchließen, was dem Lande — wohl aber, was ihrem eigenen Beutel nachtheilig iſt. Nur im Landtage vom 25. Mai 1846 haben die Stände einen Beſchluß gefaßt, der auch Vielen vom Bürgerſtande nachtheilig iſt, und haben in der Form weſentlich gefehlt, indem bei jeder parlamentariſchen Verfaſſung die Vorträge genau inſtruirt und bedacht werden ſollen, ehe man darüber beſtimmt. Dieſe Form iſt nicht rococo, ſondern jederzeit und überall nothwendig. Se. k. k. Majeſtät haben den Beſchluß vom 25. Mai für das Jahr 1847 allerdings geneh-

migt, allein der vom Opponenten angeführte Beiſatz: da man die gleichmäßige Steuer-Repartition ohnehin habe anbefehlen wollen, iſt offenbar eine Unwahrheit, indem dieſer Gegenſtand im Jahre 1825 zur Sprache kam, und die Stände damals erwieſen haben, daß keine Ungleichheit in der Steuervertheilung beſtehe, daher haben Se. Majeſtät Kaiſer Franz I. befohlen, dieſen Gegenſtand bis zur neuen Steuerregulirung auf ſich beruhen zu laſſen. Nun iſt erſternähnte Repartitions-Art blos für 1817 beſtätigt worden, inſolange man nichts Anderes verfügen werde.

Opponent ſagt: daß Referent falſch angegeben, die Dominical- und Ruſtical-Steuer wäre urſprünglich gleich vertheilt geweſen.

Von einer Urzeit kann hier die Rede nicht ſein, hier iſt die Rede von Einführung der Steuer-Regulirung unter Joſeph II. und da waren die Steuerprocente vom Dominicale wie vom Ruſticale ganz gleich, unter Kaiſer Leopold II. haben die Stände unter ſich beſchloſſen, nicht 19 Procent, wie Opponent irrig angibt, ſondern 19 Kreuzer vom Gulden, alſo faſt 28 Procent von der Grundſteuer ab- und auf die Steuer von Nebennutzungen zuzuſchlagen, alſo dieſelbe Steuer nur unter verſchiedener Geſtalt zu bezahlen, welches die Regierung genehmigte und dagegen jene Steuer, welche die Ruſticalbeſitzer unter dem Namen Fictitium von ihren Nebennutzungen zahlten, mit circa 3 Kreuzer vom Gulden von der Ruſtical-Steuer abzuſchlagen.

Daher zahlen vom ganzen Steuer-Gulden:

Der Dominical-Grundbeſitzer Grundſteuer 41 Kr., Adminiculare 19 Kr., Sma. 60 Kr.
„ Ruſticalbeſitzer aber — — — 57 Kr., Fictitium 3 Kr., — 60 Kr.

Wie kann der Herr Opponent ferner behaupten, daß Referent in ſeiner Erwiderung (Nr. 37) geſagt habe: die Proletarier ſeien bei der Steuerbemeſſung gedrückt? Entweder kann oder will Hr. Opponent nicht leſen und verſtehen! Es wurde blos geſagt, daß bei Uebernahme eines Theils der Ruſtical-Steuer auf das Dominicale — welches ein Act der Großmuth iſt — dem Bauer eine geringe Erleichterung zukomme und ſich die Stände die Geldmittel benehmen, um etwas Weſentlicheres zum Wohl des Landes und zur Erleichterung der ärmern Klaſſe zu thun, da es dieſe mehr braucht, als der Bauer. Wenn Referent auch kein Doctor der Staatswirthſchaft iſt, ſo verſteht er doch, was er lieſt, welches leider bei Opponenten der Fall nicht zu ſein ſcheint, außer er wollte abſichtlich die Sätze verdrehen! In Anſehung der „Bauernproſperität" endlich, welche ſich, beiläufig erwähnt, durch Nachlaß einiger Steuer-Gulden nicht heben wird, auch vom Referenten nicht behauptet worden, ſo muß dieſer auf die (abermals von

entfernter Grenze her, die mit unvollständiger Sachkenntniß) weiter vorgebrachten Bemerkungen im Allgemeinen folgendes entgegnen:

Was die von dem Herrn Opponenten angegebenen weitern Leistungen bezüglich der Rusticalgründe betrifft, als Rekrutirungspflichtigkeit, Vorspänne, Transporte, Zehnte, Roboten ꝛc., so sind diese in der Verfassung gegründet, die zu ändern den Ständen nicht eingeräumt ist, und den Obrigkeiten, wenn sie derlei Rusticalgründe besitzen, ebenso obliegen, daß aber auch verfassungsmäßig die Obrigkeiten keine geringen Lasten treffen, als z. B. die Bestellung und Bezahlung eigener gesetzlich geprüfter Beamten zur Verwaltung der politischen und judiciellen Gerichtsbarkeit, die Führung des adeligen Richteramtes, die Verwaltung des Steuerwesens, des Waisen-Depositen-Kirchenvermögens und aller andern öffentlichen Fonde, was den Obrigkeiten oft sehr fühlbare Haftungen auferlegt. Ebenso tragen die Obrigkeiten kostspielige Patronatslasten, für Kirchen, Pfarreien und Schulen, sind selbst nach den Gesetzen zur Unterstützung und Vertretung ihrer Unterthanen verpflichtet. Daß in letzterer Beziehung die böhmischen Obrigkeiten oft mit Großherzigkeit vorgehen, wird gewiß Niemand in Abrede stellen, dem die Verläumdung nicht höher als die Wahrheit gilt, und der die Unterstützungen der Stände selbst in der letzten Zeit, z. B. nach den vorjährigen Ueberschwemmungen Hierlandes im Auge hielt.

Was die den Obrigkeiten von den Rusticalgründen zu leistenden Roboten und Zinsungen betrifft, so sind diese wie allenthalben, wo derlei besteht, in alten Verträgen gegründet, da diese Gründe den Unterthanen hierfür ursprünglich von den Obrigkeiten in das Eigenthum gegeben wurden, welche Leistungen daher keineswegs einen Steuergegenstand, sondern eigentlich eine Art Erbzins bilden und als solcher angerechnet werden können. Wenn übrigens Herr Opponent von der Armuth der Bauern spricht, so liegt die Ursache nicht in der Höhe der Steuern, oder in der Last der Robot, sondern meist darinnen, daß viele Bauern Privat-Schulden haben, welche theils von schlechter Wirthschaft, meist aber daher kommen, daß viele Erbtheile auf den Wirthschaften versichert sind; wo diese Fälle nicht bestehen, sind die Bauern nicht arm.

Zum Schlusse sei nur noch hinsichtlich der stimmfähigen Geistlichkeit, welche Opponent ebenfalls angreift, bemerkt:

Wenn es sich um Uebernahme einer Steuer für die Zukunft handelt, so verliert jede Besitzung an Capitals-Werth, denn wie 100 Fr. Steuer mehr bezahlt werden, beträgt es im 4% Capital 2500 Fr., wenn daher ein Nutznießer (und diese sind die Besitzer geistlicher Stiftsgüter) freiwillig die Lasten vermehrt, ist er dafür seinen Nachfolgern verantwortlich; das kann doch Jeder einse-

hen, dem es nicht darum zu thun iſt mit ſeichten Witzeleien glänzen zu wollen, ſondern der Wahrheit ſucht und annehmen will.

Hiermit erklärt Referent, daß er, nachdem ſämmtliche Satzſchriften gewechſelt ſind, dem ſachkundigen Publicum das Urtheil überläßt, und dem Opponenten nicht mehr antworten wird, dem es vielleicht ohnehin nur um das letzte Wort zu thun war.

Prag, 1846.

Von einem Mitgliede der böhmiſchen Stände.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Ein Ausflug nach Bethlehem.

Vom Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen“.

Nachdem ich einen Tag der regelmäßigen Folge aller Stationen der strada dolorosa, vom Hauſe des Pilatus bis zum Calvarienberge gewidmet, die wohl Niemand ohne Rührung und tiefe Ehrfurcht für das Andenken des größten Märtyrers der Menſchheit — unbekümmert ob hiſtoriſch die Identität jedes Platzes und jeder einzelnen Begebenheit erwieſen iſt, — betreten kann, benutzte ich das ſchöne Wetter am nächſten Morgen zu einer Excurſion nach Bethlehem. Graf Tattenbach, der liebenswürdige preußiſche Conſul aus Giaffa, der noch immer bei mir aushielt, und der Kavaß waren diesmal meine einzigen Begleiter.

Zuerſt hielten wir auf dem Erbſenfelde an, wo nach der hieſigen Legende Maria einſt vorbeigehend fragte: was es ſei, das die Leute da ernteten? und auf die rauhe Antwort: Steine! nicht eben allzuchriſtlich die Erbſen wirklich in Steine verwandelte. Das Mährchen kommt daher, daß in der That dieſer Anger ganz von kleinen erbſenähnlichen Steinchen bedeckt iſt, gleich den Bohnen bei den Pyramiden von Dſchiſch. Auf halbem Wege ſieht man auf einem Hügel ein Kloſter des Propheten Elias liegen, nach dem wir ſogleich unſere Pferde lenkten. Es wird nur einen Theil des Jahres von vier Mönchen bewohnt, die uns ſehr bereitwillig in ihrem ärmlichen Beſitzthume umherführten. Unter viel affreuſen Bildern zeigte man uns in der Kirche auch das des heiligen Georg, aus deſſen Mitte eine eiſerne Kette herabhing, an welcher ein ebenfalls eiſernes Halsband befeſtigt war. Auf unſere Frage, wozu dies diene, erwiderte der Guardian, daß ſich häufig Kranke dort anfeſſeln ließen und zuweilen acht Tage lang ſo bei Waſſer und Brot verweilten, wodurch ſchon mehrmals die wunderbarſten Heilungen gelungen ſeien. Ich zweifle daran nicht, Diät und Glauben ſind ſchon jedes für ſich allein große Wunderthäter.

Ehe wir nach Bethlehem, das in hoher Lage mit ſeinem burgartigen Kloſter und von mehrern Olivenbäumen umgeben, einen etwas freundlichern Anblick als Jeruſalem gewährt, hinanſtiegen, beſuchten wir noch vorher das etwa hundert Schritt vom Wege abliegende Grab der Rahel, jetzt eine kleine türkiſche Kapelle mit Kuppel. Ich muß geſtehen, daß ich nicht recht wußte, welche Bewandtniß es mit dieſer Rahel hat, dachte aber dabei an meine berühmte Freundin Rahel in Berlin, deren hoher und kindlicher Geiſt gewiß eines frommen Andenkens ſo werth iſt, als irgend eine Rahel der Bibel.

Die Baiern haben ein wunderliches Sprüchwort: Bethlehem iſt nicht weit von Jeruſalem, und Jeruſalem nicht weit von Bethlehem. Die Wahrheit deſſelben iſt wenigſtens nicht zu beſtreiten, denn im bloßen Schritt unſerer Pferde hatten wir ſchon in einer Stunde ohne Mühe das Kloſter erreicht. Ohne Zweifel hat das Sprüchwort aber noch einen andern geiſtreichern Sinn, den ich jedoch nicht aufzufinden vermag. So weit das Auge von der Berghöhe reicht, erſcheint wiederum das ganze Land nur wie ein unermeßliches Steinfeld, doch hier mit mehr Abwechſelung von Berg und Thal. Dieſe Berge ſind aber ohne alle maleriſche Formen bis auf den einzigen monte dei Francesi, der ein eingeſtürzter Vulkan zu ſein ſcheint. Der Boden zwiſchen den Spalten des Steinmeeres iſt beſſer als in der Nähe Jeruſalems und wo Cultur ſtattfindet, wächſt der Oelbaum und auch Gartengemüſe gut und üppig. Mit Freuden ſahen wir ſelbſt eine Maſſe Anemonen und andere Blumen aus dem grauen Sandſtein hervorſproſſen. Bethlehem iſt größtentheils von Chriſten bewohnt, doch Chriſten und Türken widmen ſich nur ein und derſelben Induſtrie, der Anfertigung aller Arten von Arbeiten in Perlmutter, auf denen man Chriſtliches und Türkiſches oft wunderbar gemengt findet. Kleine zierliche Tiſche, Spiegelrahmen, Kiſten jeder Größe, Schachſpiele, Heiligenbilder, Schreibzeuge, Doſen, Roſenkränze, Badeſtelzen, wie ſie in den türkiſchen Bädern gebräuchlich ſind, u. ſ. w. wurden mir ſogleich in großer Auswahl nach dem Kloſter gebracht, und auch eine halbe Wagenladung davon durch mich angekauft. Alles war reich verziert und geſchnitzt, wenn auch nicht eben kunſtreich, doch ſehr artig gearbeitet, ja es konnte bewunderungswürdig genannt werden, wenn man den unvollſtändigen Unterricht dieſer Leute, die Mangelhaftigkeit ihrer Werkzeuge, und die unglaubliche Wohlfeilheit der Preiſe berückſichtigt. Unter dieſen Sachen befanden ſich auch Taſſen, Kannen und Vaſen aus einer eigenthümlichen Steinkohle, die man nur im Berge Nebo bricht, auf deſſen Gipfel Moſes ſtarb, und ebenſo gut zum Brennen als zur Verfertigung von Gefäßen benutzt wird. Dieſe, haschar musa (Moſesſtein) genannt, ſind von

einem ſammetartigen Schwarz und werden mit rothen Arabesken verziert, was ihnen einige Aehnlichkeit mit etruskiſchen Vaſen gibt.

Sobald ich mich mit den Mönchen bewillkommt und den obligaten Kaffee u. ſ. w. eingenommen, war natürlich mein erſter Gang zu der Geburtsſtelle des Erlöſers. Nachdem wir auf engen und ſteilen Steintreppen in die unterirdiſche Grotte hinabgeſtiegen waren, zeigte man uns zuvörderſt mehrere Gräber von Heiligen mit ihren Altären, darunter auch das Grab und das Oratorium des großen Hieronymus, der ſein liebes Bethlehem ſo häufig in den Briefen nach Rom anrühmt. Dann erſt gelangten wir zu dem Allerheiligſten, wo Tag und Nacht, wie einſt im Tempel der Veſta, ewige Lampen brennen. Die Pracht iſt, verglichen mit ſo vielem andern kirchlichen Luxus, eben nicht groß, doch ſind die Wände der Grotte mit Marmor belegt, von dem hier und da goldene und ſilberne Zierrathen herabglänzen. Die Marmorplatten des Fußbodens ſind meiſtens zerbrochen, aber mit großen ſilbernen Nägeln wieder befeſtigt, was ſeltſam ausſieht. Man zeigte uns Alles im größten Detail und deplacirte unbedenklich jeden Gegenſtand, wenn wir ihn näher betrachten wollten, denn es iſt eine ſehr lobenswerthe Toleranz der katholiſchen wie auch der griechiſchen Prieſter, daß nach verrichteter Andacht ſie dem Beſucher es gern erlauben, auch das Heiligſte in ihrem Sinn gleich profanen Merkwürdigkeiten beſchauend zu unterſuchen, wozu ſie denn auch jede Auskunft und Erklärung immer mit der Bereitwilligkeit des eifrigſten Cicerone ertheilen. Herr von Chateaubriand, der in einigen der hieſigen unterirdiſchen Altarblätter den Geiſt Murillo's erkennen will, meint, es wäre doch ſeltſam genug, wenn an der Krippe Jeſu noch irgend ein verlorenes Meiſterwerk unſerer großen Maler unbekannt vorhanden wäre. Dies iſt eine hübſche Phantaſie, aber leider ohne Hoffnung der Realiſation, wenigſtens was ich hier ſah, war durchaus erbärmlich und ohne den geringſten Kunſtwerth. In den Zeiten der Chriſtenverfolgung unter den römiſchen Kaiſern mögen ſich indeß momentan wirkliche Kunſtwerke hier befunden haben, denn damals beteten die Heiden auf Chriſti Krippe eine Statue des Adonis, wie auf dem Calvarienberg ein Bild der Venus an, bis unter Conſtantin die chriſtliche Kirche definitiv und für immer den Sieg über die heidniſchen Götter gewann. Man zeigte uns dann noch einige Kapellen unter der Erde, unter andern die der unſchuldigen Kinder, wo man durch ein Gitter in den Blutkeller hinabſieht, auf deſſen Grunde angeblich ein großer Theil der von Herodes gemordeten Säuglinge aufbewahrt ſein ſoll, worauf wir, ungefähr nach einer Stunde, auf einer andern, bequemern Treppe hinaufſteigend, wieder in der katholiſchen Kapelle neben der griechiſchen Kirche an's Tages-

licht zurückkehrten. Dieſe Kirche, ein ſchöner byzantiniſcher Tempel, ward von der Kaiſerin Helene erbaut, der man aber auch außerdem hier beinahe jedes alte Gebäude zuſchreibt. Leider befindet ſich der prachtvolle Bau in ſehr verheertem Zuſtande. So wird das jetzt von den Armeniern in Anſpruch genommene und auch factiſch behauptete Schiff der Kirche, welches 48 Marmorſäulen tragen, die auf jeder Seite zwei Gallerien bilden, durch eine plumpe vorgezogene Mauer von dem Hochaltar getrennt, den die Griechen noch beſitzen. Der Marmorboden iſt ſchon früher von den Türken zur Bekleidung einer Moſchee herausgeriſſen worden, ohne daß man ihn durch etwas Anderes erſetzt hätte, und von den berühmten Moſaiken auf Goldgrund, welche früher alle Wände deckten, ſind nur noch wenige koſtbare Ueberreſte vorhanden. Unrath liegt in allen Winkeln, und an Feſttagen geſtatten Griechen wie Armenier ſogar einen Bazar in dieſem abgetrennten Theil der Kirche zu halten. Das große Eingangsportal iſt gleichfalls zerſtört, die Oeffnung zugemauert und nur ein kleines niedriges Pförtchen gelaſſen, durch das man tief gebückt von der Straße aus hereinkriechen muß.

Die erwähnte Kaiſerin Helene hat ſich mehr als Jemand verdient um die heiligen Orte gemacht, denn auf ihrer Autorität, oder ihrem Befehl, beruht hauptſächlich ihre heutige Glaubwürdigkeit, und wenn man bedenkt, wie ſelbſt von Dem, was ſo zu ſagen unter unſern Augen vorgegangen iſt, z. B. die Revolutionen und die Kriege der letzten fünfzig Jahre, ſchon jetzt die verſchiedenſten Traditionen exiſtiren und die widerſprechendſten Angaben mit gleicher Gewißheit behauptet werden — ſo mag es nach vier verfloſſenen Jahrhunderten der Kaiſerin Helene keine geringen Schwierigkeiten verurſacht haben, die genaue Topographie des Lebens und Leidens Jeſu zweifellos wiederherzuſtellen. So viel iſt indeß gewiß, daß wenigſtens ſeitdem die hiſtoriſchen Beweiſe für die Identität der Orte, welche Conſtantin's Mutter aufgefunden oder decretirt, in unbeſtreitbarer Folge da ſind, und man kann daher wohl ohne zu große Leichtgläubigkeit annehmen, daß die begeiſterte Chriſtin und Kaiſerin, der alle Mittel der Erforſchung zu Gebote ſtanden, ſich nur ſelten geirrt haben wird und daher der größte Theil der jetzt ſtattfindenden Angaben ziemlich richtig ſein mag. Viele dieſer Orte im heiligen Lande ſind überdies durch eine ſtets unverändert gebliebene Naturlocalität, wie z. B. der Oelberg, der Garten von Gethſemane u. ſ. w. ſo ſicher bezeichnet, daß der gläubige Pilger ſich ſeiner religiöſen Andacht auf ihnen mit eben der Zuverſicht hingeben kann, als der Enthuſiaſt für griechiſche Kunſt im Parthenon der Atheniſchen Akropolis, oder der Verehrer der geheimnißvollen Vorwelt in den Ruinen des hundertthorigen Thebens. Wohl

Dem übrigens, der reich genug begabt iſt, um zu jedem der drei Genüſſe die vollſte Empfänglichkeit mitzubringen.

Das mir angewieſene Gaſtzimmer im hieſigen Kloſter war, obgleich geräumig, doch noch feuchter und kellerartiger, als meine Wohnung in Jeruſalem und gab mir in Folge deſſen eine ſo heftige Migräne, daß ich erſt am folgenden Tage mir eine fernere Beſichtigung der Umgegend erlauben durfte. Das Februarwetter war indeß herrlich, warm, gleich einem unſerer ſchönſten Sommertage, und ſchon duftend und blumig im erwachenden Frühling. Wir folgten wohlgemuth auf ſchwierigen Steinwegen Salomo's noch immer gangbarer Waſſerleitung, bis zu den drei prachtvollen offenen Ciſternen, die ebenfalls dem weiſen König par excellence zugeſchrieben werden, und wenn ſie auch nicht von ihm herrühren ſollten, doch gewiß ein uralter Bau und dabei von rieſiger Größe ſind. In drei Etagen übereinander angelegt, ruhen ſie amphitheatraliſch auf einem hohen Berge. Die unterſte und umfangreichſte dieſer Ciſternen iſt 50 Fuß tief, 660 lang und 200 breit, gewiß ein koloſſales künſtliches Waſſerbecken, die zwei obern geben der dritten im Umfang nicht viel nach, ſind aber wegen des geringern Falles des Waſſers weniger tief. Eine geraume Strecke höher noch befinden ſich die Quellen, durch welche die Ciſternen, außer dem Waſſer des Himmels, allein geſpeiſt werden, und noch heute Bethlehem mit einem Theile ſeines Bedarfs verſehen, ſonſt aber durch unterirdiſche Kanäle ihr klares Kryſtall bis in Salomon's Tempel zu Jeruſalem führten. In einem ſchmalen, halbverfallenen Gange kriecht man mühſam bis zu einem gewölbten Saale von circa 40 Fuß Länge und 20 Fuß Breite nieder, wo die Quellen entſpringen. Man hält dies für daſſelbe Local, welches Salomo irgendwo die verſiegelte Quelle nennt und mit ſeiner Braut vergleicht, beiläufig geſagt, ein ächt orientaliſcher Vergleich!

Ibrahim Paſcha hat, ſeit er in Syrien herrſcht, bedeutende Reparaturen an den ſehr ſchadhaften Ciſternen vornehmen und die Wände derſelben größtentheils mit neuem Cement bewerfen laſſen, was man auch allgemein ſehr dankbar anerkennt. Ein altes, dicht neben dem oberſten Behälter ſtehendes Fort iſt gleichfalls reſtaurirt worden und dient einem Cavallerie-Poſten zur Behauſung. Auf der einen Hälfte der obern Ciſterne, die jetzt ohne Waſſer und mit üppigem Graſe bedeckt war, ſahen wir die Pferde der Garniſon geſattelt weiden, auf der andern Seite des Bergs blickte man in ein fruchtbares Thal nieder, in welchem ein mit Feigenbäumen und Wein ſpärlich bewachſener Ort comme de raison wieder als Salomo's Garten figuriren muß, und eine Ruine daneben gibt man für die Reſte ſeiner Villa aus. Wenn die ſich weithin erſtreckenden Thalwände mit Waldbäumen bepflanzt würden, ſtatt

daß man ſie wohl ſeit Jahrhunderten kahl und öde gelaſſen, ſo könnte dieſe Gegend ein ſehr romantiſches Anſehn gewinnen; jetzt iſt der Anblick mehr peinlich als erfreulich, denn die wenigen Oelbäume, welche die Landſchaft noch darbot, ließ Ibrahim nach der großen Rebellion der Napluſer, zur Strafe, daß die hieſige Bevölkerung daran Theil genommen, ſämmtlich raſiren. Man möchte dies barbariſch nennen, wenn wir Europäer es in Algier und im Kaukaſus nicht ebenſo machten, vielleicht machen müſſen — denn gewaltſame Zuſtände erfordern gewaltſame Mittel, und der heiße, leidenſchaftliche, ſinnliche Orient kann nirgends ſo regiert werden, wie unſer kaltes, bedächtiges, entfärbtes Nordland. Es ging übrigens dem Prinzen Ibrahim damals im Jahre 1834 ſchlimm genug und der Beſieger aller Armeen des Padiſchahs war nahe daran, durch ein Heer bewaffneter Bauern ſeinen Untergang zu finden. Von jeher haben ſich die Einwohner dieſer Berge ebenſo durch Inſubordination und Empörungsſucht, als auch durch Tapferkeit ausgezeichnet. Ibrahim verlor in den Schluchten des Betudſchalla ein ganzes Bataillon regulärer Truppen gegen ſie, weil er ſich zu unvorſichtig vorgewagt, und er ſelbſt rettete ſich bei dieſer Gelegenheit nur mit Mühe und mit dem nachträglichen Verluſt eines großen Theils ſeiner Reiterei nach dem Berg Zion, wobei einer ſeiner Lieblinge dicht neben ihm ſchwer verwundet ward. Hier blieb der Paſcha lange Zeit in faſt verzweiflungsvoller Lage, von mehr als 30,000 der Rebellen blockirt, und in der Unmöglichkeit, ſich durchzuſchlagen, da ihm alle, hier durch ſo viel ſchwierige Defiléen führende Straßen abgeſchnitten waren. Glücklicherweiſe ließen die Anführer der Inſurgenten ſich in Unterhandlungen ein. Er verſprach mit den heiligſten Eiden Alles, was ſie verlangten und erhielt freien Abzug nach Jaffa. Dort fand er ſeinen Vater, der auf die erhaltene Hiobspoſt ihm mit 10,000 Mann Truppen in Perſon zu Hülfe geeilt war. Dieſer, der den Inſurgenten nichts verſprochen, wußte bald Mittel und Wege zu finden, die Sachen wieder auf den alten Fuß zu bringen. Die ſchon nicht mehr vereinten Rebellen wurden nach und nach im Detail durch Eiſen oder Gold bezwungen, die Haupträdelsführer, wo man ſich ihrer bemächtigen konnte, hingerichtet und endlich das ganze Land entwaffnet, ſo daß ſeitdem die ſo gründlich hergeſtellte Ordnung hier nicht wieder geſtört worden iſt.

Unter der Erzählung dieſer kriegeriſchen Scenen gelangten wir an die friedliche Grotte Mariens, wo dieſe auf der Flucht nach Aegypten ſich einige Tage mit dem Jeſuskinde verborgen haben ſoll, waren dann noch einmal die Gäſte an der magern Mittagstafel der guten Kloſterbrüder und kehrten erſt ſpät Abends in einer balſamiſchen Nacht nach Jeruſalem zurück.

Zehn Wochen in Rheinbaiern.

Wahrlich ein ſchönes, blühendes Land dies Rheinbaiern, ſo von der Natur mit Allem geſegnet, wie nur ein Gau unſeres gemeinſamen Vaterlandes. Der Wittelsbacher Scepter beherrſcht manch herrliches Stück unſeres deutſchen Bodens, es iſt gar lieblich und freundlich an den ſonnigen Ufern des mäandriſch ſich krümmenden Mains, gar erhaben auf den Höhen der Berchtesgadner Alpen, heimiſch und traulich unter den rieſigen Buchen des grünenden Speſſart, oder in den Thälern des Fichtelgebirges, gar prächtig in den Palaſtreihen der Ludwigsſtraße oder den von Marmor und Gold ſtarrenden Sälen des Königsbaues in München; aber von allen dieſen Herrlichkeiten der Natur und Kunſt hat mir doch in ſeiner Geſammtheit Rheinbaiern am beſten gefallen. Es hat nicht die Firnen der Alpen, die rieſigen Bäume des Speſſart, die Paläſte Münchens, aber es hat von Allem etwas, und was bei mir die Hauptſache iſt, es wird von einem Volke bewohnt, das in ſeiner Rührigkeit, geiſtigen Lebendigkeit, Geſittung und Unverdorbenheit und Rechtlichkeit ſeines Gleichen in ganz Deutſchland ſucht. Man muß einige Zeit unter dieſen Männern zugebracht, ihre Feſte und Arbeiten geſehen, ihre Familienkreiſe und Gerichtsſäle beſucht haben, um ſie ſo recht lieb zu gewinnen, dieſe warmblütigen Rheinbaiern oder, wie ſie ſich ſelbſt lieber nennen hören, Pfälzer. Welche Lebensluſt und rege Thätigkeit, welche Freiheitsliebe, verbunden mit entſchiedener Achtung vor Geſetz und Obrigkeit, herrſcht nicht dort, und wie iſt nicht alles dies in das Blut und zwar ſelbſt der unterſten Volksklaſſen eingedrungen.

Außer den glücklichen Naturanlagen des Volkes ſelbſt iſt dieſe Geſittung aus der freiern Baſis aller bürgerlichen Inſtitutionen, welcher Rheinbaiern ſich ſchon länger als die meiſten übrigen Theile Deutſchlands zu erfreuen hat, hervorgegangen. Der Sturm der franzöſiſchen Revolution hatte es in ſeinen Bereich gezogen, und wenn auch die vielen neuen Ruinen einſt ſtolzer

Schlösser, welche man so häufig sieht, Zeugniß geben, daß manches Opfer dabei gefallen, manch bitterer Verlust erlitten wurde, so ward dadurch doch auch wieder so viel Stickluft aller Art verdrängt, so frischer, freier Lebensathem dem Volke gegeben, daß die Gesammtheit nur unendlichen Vortheil davon gehabt hat. Die Wunden sind vernarbt, die verbrannten Schlösser eines stolzen Feudaladels durch Tausende von wohnsamen, ja selbst prächtigen Häusern eines betriebsamen Bürgerstandes ersetzt und der Verlust reichlich ausgeglichen, aber die frische Luft ist geblieben und kräftigt noch jetzt das ganze Volk der Pfalz. Zehnden und Frohnden und ähnliche Abgaben aller Art gehören daselbst zu den unbekannten Dingen, ein freier Besitz mit ganz gleichen Rechten ist dem Reichen wie dem Aermsten verliehen, die völlige Theilbarkeit der Güter macht es der zahlreichen Bevölkerung möglich, sich zu ernähren und hat eine so sorgfältige, bis in das Kleinste eingehende Cultur verbreitet, wie man sie selten sonst finden wird; das öffentlich-mündliche Gerichtsverfahren, mit aus der Mitte des Volks hervorgehenden Geschwornengerichten, hat aber einen Rechtssinn, eine Achtung vor dem Gesetz angeregt, wie ich sie allen Völkern nur wünschen kann. Bei einer Bevölkerung von mehr als 500,000 Seelen, deren einer Theil in Folge des gänzlich mißrathenen Weines im Herbst 1845 drückende Noth litt, waren in einem ganzen Quartal, von Johannis bis Michaelis 1846, nur vier Verbrechen vorgekommen, die sich für die Assisen eigneten. Von diesen wurden zwei Angeklagte, nämlich eine Magd wegen Kindesabtreibung und ein Mann wegen Meineid freigesprochen, und nur zwei, ein Müller, der seine Frau in der Trunkenheit erschlagen hatte, und ein Meineidiger verurtheilt. Es war also kein einziges bedeutendes Verbrechen gegen das persönliche Eigenthum vorgekommen, und mit Recht darf man fragen, wo ist ein Land in Deutschland, das sich eines Gleichen zu rühmen hat? Aber auch in kleinern Sachen herrscht eine ungemeine große Achtung vor Gesetz und Ordnung und wiederholt habe ich von langgedienten Gensdarmen mir erzählen lassen, wie von allen Provinzen des Königreichs Baiern ihr Dienst am leichtesten in Rheinbaiern zu handhaben sei. Dasselbe wird jeder andere Beamte, sobald er sich nur in den Grenzen seines Amtes erhält und keine Uebergriffe sich erlaubt, zugestehen müssen. Freilich eine Uebermacht der Büreaukratie, ein Eingreifen in seine freien Bürgerrechte, freilich jene Aufgeblasenheit eines Beamten, der da glaubt, nur um seinetwillen wäre das Volk vorhanden, duldet der Rheinbaier in keinem Fall. Kommen Beamte aus den andern Kreisen des Königreichs dort hinüber, die nach gewohnter Weise sich auch hier ein Gleiches erlauben wollen, so finden sie so vielen Widerstand, wer-

den ſo verſpottet, ſo im geſelligen Leben von Allen gemieden, daß ſie mit allen Kräften danach ſtreben, wieder in die alte Heimath, wo das Volk ſich ſolches noch geduldig von ihnen gefallen läßt, — zurückzukommen.

Es war mir ſtets intereſſant, den öffentlichen Gerichtsſitzungen in Rheinbaiern beizuwohnen, namentlich auch den Friedensgerichten in den Cantons-Hauptſtädten. Kommen hier auch nur kleinere Feld-, Forſt- und Wildfrevel oder Klagen wegen Polizeiverletzung oder gegenſeitigem Zank und Verleumdung vor, wie das tägliche Leben eines lebhaften, dicht aneinander wohnenden Volkes ſie natürlich, ja vielfältig herbeiführt, ſo hat man auch grade dadurch Gelegenheit, den Charakter des Volks ſelbſt am beſten kennen zu lernen und wichtige Blicke in das Innere deſſelben zu thun. Stets habe ich aber verhältnißmäßig ſehr viel Geſittung, Anſtändigkeit und namentlich reges Ehrgefühl ſelbſt bei den allerunterſten Individuen daſelbſt gefunden; der allerniedrigſte Rheinbaier duldet keine entehrende Beſchimpfung, vielweniger einen Schlag, ſelbſt von dem vornehmſten Manne des Landes; er weiß, daß er kräftigen und raſchen Schutz bei ſeinen Gerichten dagegen findet und daß dieſer ganz unparteiiſch gewährt wird, da die vollkommene Oeffentlichkeit die ſtrengſte und allein richtige Controlle dabei ausübt. Was aber in ſolchen Gerichtsſitzungen auch einen höchſt angenehmen Eindruck gewährt, iſt das freimüthige, ungezwungene und dabei anſtändige Benehmen der vielen Zeugen aller Stände. Die Antworten derſelben zeugen faſt immer von Verſtand und Urtheilsfähigkeit und der Gabe, auf klare, oft ziemlich gewandte Weiſe, ſich auszuſprechen, was man leider ſo außerordentlich ſelten bei den unteren Ständen mehrerer deutſchen Länder findet. Ganz entſchieden hat das nun ſchon ſeit 50 Jahren in Rheinbaiern beſtehende öffentliche Gerichtsverfahren, dem ſtets von einer großen Menge von Perſonen aus allen Ständen beigewohnt wird, unendlich viel hierzu mit beigetragen, und man kann es als fortgeſetzte Schule für die Erwachſenen, die Kenntniß der Geſetze, Ausbildung des Denkens und Fähigkeit des Sprechens dadurch erlangen, betrachten.

Aber mit welcher unendlichen Vorliebe hängt auch der Rheinbaier an dieſem koſtbaren Schatze, wie bewacht er deſſen Unverletzbarkeit mit eiferſüchtigen Blicken, und ſchon der kleinſte Verſuch, auch nur eine unbedeutende Beſchränkung der Oeffentlichkeit vorzunehmen, reichte im vorigen Jahre hin, die Gemüther der ganzen Provinz in Aufregung zu bringen. Gewiß, des Rheinbaiers Herz iſt ſo gut deutſch wie das des beſten Bewohners unſeres Vaterlandes, er hängt feſt und mit inniger Liebe an Deutſchland, er ehrt und achtet ſeine Fürſten wie nur der treueſte Unterthan es vermag, aber

wollte man ihm ſeine Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsweſen rauben, das ganze Volk würde in vollem Aufruhr ſtehen. Glücklicherweiſe iſt Baierns Regent weit davon entfernt; ja daß bei Ausarbeitung des neuen Geſetzbuchs für die übrigen Provinzen des Königreichs größtentheils das Princip der Oeffentlichkeit zu Grunde gelegt wird, iſt mit das Verdienſt Rheinbaierns, deſſen Abgeordneten bei den Landtagen mit ſo kräftigen, aus dem Feuer der innerſten Ueberzeugung hervorgehenden Worten, deſſen Vorzüge prieſen, daß ſie unerläßlich einen Widerhall nicht allein in den Sälen der Ständeverſammlung, ſondern in allen Gauen des Baiernlandes erwecken mußten.

Außer dem öffentlichen Gerichtsweſen trägt auch der durchgängig gut organiſirte Schulunterricht aller Stände unendlich viel zur Bildung des Volkes bei. Die Mehrzahl der Gemeinden widmet dieſem wichtigen, leider aber ſo häufig vernachläſſigten Gegenſtande die anerkennenswertheſte Sorgfalt; die Zahl der Schullehrer iſt zureichend, ſie werden ſo bezahlt, daß ſie ohne Nahrungsſorgen einen einfachen aber anſtändigen Haushalt führen können, und wenn ſie in ihrem angeſtrengten Beruf ihre Kräfte zugeſetzt haben, dann auch freigebig und zur rechten Zeit penſionirt werden, um rüſtigern Arbeitern Platz zu machen. Kann man Gleiches aber wohl von vielen andern Ländern Deutſchlands nachſagen? Wir müſſen es leider verneinen. Dieſem faſt durchgängig guten Volksunterricht, den ich faſt in allen von mir beſuchten Gegenden Rheinbaierns gefunden habe, hat das Land auch hauptſächlich mit zu verdanken, daß eine ſo große religiöſe Toleranz dort herrſcht und trotz der gemiſchten Bevölkerung die kirchlichen Wirren, die leider in neuerer Zeit ſo manchen Frieden in engen wie weitern Kreiſen vernichteten, dort faſt gar keinen Boden gefunden haben. Man hat es von gewiſſen Seiten wahrlich nicht fehlen laſſen, den Samen der confeſſionellen Zwietracht dort auszuſäen, und hat gar viele künſtliche Mittel dabei angewandt; aber Dank ſei es dem geſunden Sinn und der vorgeſchrittenen Bildung des rheinbairiſchen Volkes, bis jetzt hat dies nicht geglückt und wird auch hoffentlich in nächſter Zeit nicht gelingen. Katholik wie Proteſtant leben ohne die mindeſte Störung bunt durcheinander, und man merkt es im gewöhnlichen Leben nicht im mindeſten, welcher Confeſſion ein Jeder angehört. Oft hat es mich, namentlich in Dürckheim, gefreut, wie der proteſtantiſche, katholiſche und iſraelitiſche Lehrer auf freundliche unbefangene Weiſe miteinander umgingen, ja ſich ſelbſt über religiöſe Gegenſtände unterhielten. Wie ganz anders ſieht es dagegen in manchen andern Theilen des übrigen Königreichs Baiern aus! Um ſich dieſen religiöſen Frieden auch fernerhin ungeſchmälert zu erhalten,

hat ſich auch ganz Rheinbaiern mit allen Kräften und namentlich auch auf dem letzten Landtag gegen die Einführung von Klöſtern, womit man es, nach den in München herrſchenden Anſichten, beglücken wollte, gewehrt. Aus allen Theilen des Landes liefen freimüthige Adreſſen an den König wie an die Ständekammer, ein, worin man auf das dringendſte bat, dieſe Provinz doch mit dem Geſchenk von Klöſtern, die ſich nun einmal nicht mit dem dort herrſchenden Geiſte vertrügen, zu verſchonen. Ob dies etwas helfen wird, muß die Zukunft lehren; bisweilen kann ich mich aber der Furcht nicht erwehren, daß dies nicht der Fall iſt. Bis jetzt iſt erſt ein Kloſter in Rheinbaiern und zwar zu Oggersheim, eine Stunde von Mannheim gelegen. Möchte doch dieſe Zahl nicht vermehrt, ſondern dies auch aufgehoben werden. Die Freude der ganzen Provinz würde nicht gering darüber ſein.

Im Charakter des Rheinbaiern iſt Verſtand und ein gewiſſer praktiſcher Sinn, verbunden mit Lebendigkeit, leichter Erregbarkeit und Sinn für heitern Lebensgenuß vorherrſchend; dabei fehlt es ihm aber keineswegs an Gemüth, obgleich daſſelbe nicht ſo hervortritt und ſich bei jeder oft gar nicht paſſenden Gelegenheit geltend zu machen ſucht, wie es bei manchen andern Volksſtämmen der Fall iſt. Dazu iſt man zu verſtändig, nimmt das Leben zu ſehr von der wirklichen und nicht von der idealen Seite, als daß man dem Gemüthe ein zu großes Uebergewicht einräumen ſollte. Deshalb glaube ich, daß in keinem Lande ſo wenig Anlage zur Schwärmerei, möge ſie nun einen Gegenſtand betreffen, welchen ſie wolle, angetroffen wird, als wie grade hier. Im hohen Grade erregt, ja ſelbſt hingeriſſen von einer Sache, wird man gar leicht und ſucht ſich dann auch in raſchen Worten und Thaten Luft zu machen, langes und namentlich tief verborgenes im Innern fortglühendes Schwärmen ſcheint man aber nicht ſehr zu lieben. Ueberhaupt konnte ich wenig Sinn für Poeſie im rheinbairiſchen Volkscharakter finden, ja es ſcheint, als ob man dieſe als für das wirkliche Leben „unpraktiſch“ und hinderlich betrachte. Der Mangel an poetiſcher Anſchauung, ja nur des Verſtehens derſelben bei einem Andern, offenbart ſich in tauſend Kleinigkeiten, und irre ich nicht, hat Rheinbaiern auch von jeher nur wenig hervorragende poetiſche Talente unter ſeinen ſonſtigen namhaften Männern aufzuweiſen. So traf ich trotz der vorgeſchrittenen Bildung der höhern Stände verhältnißmäßig nur wenig Kenntniß neuerer Dichter, deren Werke auch nicht allzuhäufig in den ſonſt gut ausgeſtatteten Bibliotheken zu finden ſind. Auch bei den untern Ständen hört man nur wenige Volkslieder und trifft namentlich noch weniger Volksſagen im Munde derſelben an. Damit iſt es in Altbaiern, namentlich in den gebirgigen Theilen, ganz anders beſtellt.

In geiſtiger Hinſicht ſtehen dort die untern Stände kaum auf der Hälfte der Ausbildung, die ſie in Rheinbaiern ſchon erreicht haben; aber poetiſches Gefühl trifft man daſelbſt in weit höherm Grade. Hierin, wie in manchen andern Dingen, hat der hieſige Volkscharakter ſchon viel Aehnlichkeit mit dem des Franzoſen, dem trotz der ſchönen chansons von Beranger, der wahre poetiſche Sinn im Durchſchnitte fehlt.

Eine andere Aehnlichkeit mit Frankreich iſt demnächſt auch die unverhältnißmäßig ſteigende Macht des Geldes und ihres allzu überwiegenden Einfluſſes. Rheinbaiern hat keine Geburtsariſtokratie, denn der ſehr geringe niedere Adel, der ſeit der franzöſiſchen Revolution dort wohnt, iſt in jeder Weiſe für nichtig zu rechnen; aber es beginnt, beſonders in den reichen Weinorten des Hardtgebirges, ſich eine Geldariſtokratie zu bilden, die große Schattenſeiten hat*). Wie der alte Adel früher bei Verheirathung ſeiner Erben auf Gleichheit der Stammbäume ſah, ſo der rheinbairiſche Geldariſtokrat auf Gleichheit der Geldſäcke, da bei der Theilbarkeit der Güter auch die Töchter gleiches Erbe erhalten. Es ſind mir mehrere Beiſpiele bekannt, wo nur des Geldes wegen Heirathen geſtiftet, wo bei ſeinem Mangel langjährige Verlobungen durch immerwährendes Andringen der Verwandten auf empörende Weiſe wieder zurückgegangen waren. Man ſucht wo möglich immer wieder in dieſelben Familien zu heirathen und ſich recht zu durchkreuzen, damit ja das Vermögen ſtets beiſammen bleibe. Der Weinbau, ein ſo ſchönes Gewerbe er ſonſt auch iſt und ſo reichen Segen er bringt, hat die große Schattenſeite, daß er nur Reiche und Arme, ſelten aber einen Mittelſtand aufkommen läßt. Es iſt ſo viel Gewagtes dabei, der Ertrag oft mehrerer Jahre hindurch zu gering, die Koſten der Beſtellung aber fortwährend zu bedeutend, die wirkliche Verwerthung der Waare zum höchſten Preiſe tritt zu ſpät ein, als daß nicht der geringere Winzer allmälig zu Grunde gehen und ganz in die Hände des Wohlhabenden, der ihm in ſchlechten Jahren, die ſich oft wiederholen, Vorſchüſſe gibt, fallen müßte. Dann fehlen ihm im Herbſte ſelbſt die nöthigen Geräthſchaften zum Keltern oder die Räume zum Lagern des Moſtes, und er muß daher ſein Product gleich jährlings an Speculanten zu niedrigen Preiſen verkaufen, während der reichere Weinbergsbeſitzer, der in jeder Weiſe lange mit dem Verkauf warten kann, oft die doppelten Preiſe erhält, und ein gutes Jahr, wie z. B. das jetzige, ihm dann reichlich vier bis fünf minder gute wieder erſetzt. Dies

*) Iſt dies dem geehrten Herrn Verfaſſer blos in Rheinbaiern aufgefallen?
D. Red.

Verhältniß, das in faſt allen Weinlanden herrſcht, findet nun auch in Rheinbaiern in hohem Grade ſtatt. Grade in dem ſchönen, ſo reich von der Natur geſegneten Theile längſt des Hardtgebirges, wo die ganze Gegend einem weiten Parke gleicht, iſt ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen Armuth und Reichthum. Neben den palaſtähnlichen Wohngebäuden der reichen Gutsbeſitzer, die oft in günſtigen Jahren an 20 bis 40,000 Gulden aus ihren Weinbergen ziehen, ſind die kleinen, höchſt dürftig, aber doch immer reinlich ausſehenden Hüttchen armer Winzer und die glänzenden, mit muthigen Roſſen beſpannten Karoſſen Erſterer müſſen ſich oft durch Haufen halbnackter Kinder und Weiber, die, gierig um einen Kreuzer zur Stillung des Hungers betteln, Platz machen. Nirgends, muß ich bekennen, iſt mir die furchtbare Kluft zwiſchen Armuth und Reichthum ſchroffer aufgefallen, wie grade in Rheinbaiern, obgleich ich mich oft in viel ärmern Gegenden aufgehalten habe; aber grade wo ſonſt völlige Gleichheit in allen ſtaatlichen Beziehungen herrſcht, fühlt man ſo recht, wie die Macht des Geldes alle dieſe Wohlthaten faſt gänzlich wieder vernichtet und faſt eben ſolche Bedrückungen und Unterſchiede hervorruft, wie man ſie nur in deſpotiſchen Ländern finden kann. Der Arme, der täglich in Sorge nur für den nothdürftigſten Unterhalt ſein muß, den eine Kette von Entbehrungen aller Art von der Wiege bis zum Grabe begleitet, hat gar wenig von der Freiheit, die der Staat ihm gewährt; er iſt und bleibt ein Sklave des Geldes, dieſes größten Tyrannen unſerer Zeit. Und dabei findet man auch unter den ärmſten Individuen hier verhältnißmäßig ſo viel Bildung und Geſittung, ſie ſind ihrer äußern Erſcheinung nach ſo reinlich, daß das Mitleid mit ihnen doppelt geſteigert wird, als wie in manchen andern Ländern, wo ſie kaum auch im Aeußern etwas Menſchenähnliches haben. Die Kleidung der Frauen und Kinder iſt oft wie eine Harlekinjacke trauriger Art, aus kleinen Läppchen und Stücken der verſchiedenſten Stoffe und Farben zuſammengeſetzt, aber ſelten wird man Löcher oder gar zu grobe Schmutzflecken in derſelben finden; die Buben, welche mit kleinen Tragkörben an den Landſtraßen bereit ſtehen und ſich im Wettſtreit auf den kleinſten Miſttheil, den ein Pferd oder Rind hat fallen laſſen, hinſtürzen, um ihn aufzuſammeln, ſehen trotz dieſes, die Reinlichkeit grade nicht übermäßig fördernden Geſchäfts dennoch minder ſchmutzig, wie Tauſende ihrer Brüder in ganz Europa aus, und die kleinen, oft an den Bergen klebenden Hüttchen ſind ſtets auch nach Kräften vor dem Verfall geſchützt. Wo aber nur ein Flecklein Land iſt, dem man auf irgend eine Weiſe einen Ertrag abzugewinnen vermöchte, da iſt es ſicher mit allem Fleiß benutzt, mag es auch noch ſo ſteil am Berge ſein und kaum einige Quadrat-

fuß enthalten. Man sieht, das Volk wehrt sich mit allen Kräften gegen die Armuth, es fehlt nicht an seinem Fleiße und seiner Anstelligkeit, wenn es derselben anheimfällt, und doch geschieht dies so häufig und muß daher für jeden Menschenfreund doppelt schmerzlich sein.

Der in jeder Hinsicht fruchtbarste und auch an Naturschönheiten aller Art reichste Theil Rheinbaierns ist entschieden der längst des Hardtgebirges in einer Länge von 16 bis 18 und einer Breite von 6 bis 8 Stunden. Der Schöpfer scheint wirklich sein Füllhorn in überreichem Maße über diesen Strich Landes ausgeschüttet zu haben, so doppelt begabt ist er zugleich mit Schönheit und Ueppigkeit der Natur; die nicht sehr hohen, aber ungemein malerisch geformten Kuppen des Hardtgebirges sind fast durchgängig bis zum Gipfel mit reichen Nadel- und Laubholzwaldungen bedeckt; edele Kastanien wie auch der kleinere Mandelbaum, stehen theils einzeln, theils in größern Gruppen vereinigt, an den südlichen Abhängen schon bis zur ziemlichen Höhe, so mild und günstig ist hier das Klima. Am Fuße der Berge und stundenweit noch in die Ebene hinein, erstrecken sich die Weinfelder „Wingerte" hier genannt, in grünend, dem Auge wohlthuender Fläche. Stock an Stock, Reihe an Reihe, sind hier die köstlichen Reben, die den allen Weinkennern so wohl bekannten rheinbairischen Wein liefern, der theilweise unter die edelsten Sorten des ganzen Rheinlandes gerechnet wird. Ungstein, der Feuerberg von Dürckheim, Wachenheim, Forst, wo das Stückfaß schon mit 800 Gulden bezahlt wurde, Deidesheim, Ruppertsberg, alle einen ehrenvollen Platz auf jeglicher deutschen Weinkarte einnehmend, sie alle liegen hier in einem Umkreise von zwei Stunden bei einander, dazwischen blumige Wiesen oder gelbe Kornfelder, mit einzelnen Obstbäumen besetzt, wohlthätig die Einförmigkeit der Weinberge unterbrechend. Zahlreiche kleine wie größere Ortschaften, denn es wohnen hier über 5000 Menschen auf der Quadratmeile, weiß glänzende Landhäuser reicher Gutsbesitzer, liegen in dieser lachenden Ebene und an den grünen Bergen umher und verkünden die Belebtheit der ganzen Gegend. Von den Gipfeln mancher Höhen aber schauen ernst die Trümmer großer Burgruinen oder mächtiger Klöster in die blühenden Thäler und verkünden, daß die Vergangenheit des Landes ebenso reich an historischen Erinnerungen ist, wie seine Gegenwart von kräftigem, regsamem Leben durchathmet wird. Wenn man an einem schönen Sommerabend, wo die Strahlen der Sonne noch alles dies mit ihrem rothglühenden Scheine vergolden, auf einem dieser Berge, etwa auf der Heidenmauer bei Dürckheim, der Coopers bekannter gleichnamige Roman seine Entstehung verdankt, oder dem oft genannten „Hambacher Schloß", jetzt in „Maxburg" verwandelt,

ſteht und läßt den trunkenen Blick weit über die Berge und die grüne Ebene ſchweifen bis zu dem einem Silberfaden gleichen Rhein, wo dann die Bergſtraße und der Odenwald in blaue Dämmerung ſich verlierend, den Horizont begrenzen, wie wird Einem dann ſo wohl und freudig um's Herz, und unwillkürlich muß man ausrufen: „Ja, wunderſchön iſt Gottes Erde!“

Dürckheim, eine Cantonshauptſtadt von circa 4000 Seelen, liegt ſo ziemlich in der Mitte dieſes Landſtriches, und wird deshalb von allen Fremden, welche Rheinbaiern zum Vergnügen bereiſen wollen, zum Hauptquartier erwählt, wozu es ſich auch in jeder Weiſe trefflich eignet. Auch die Rheinbaiern ſelbſt aus allen Theilen des Landes beſuchen daſſelbe ſehr häufig, und feiern größere gemeinſchaftliche Feſte daſelbſt, wie z. B. in dieſem Jahr ein großes Feſteſſen für alle rheinbairiſchen Deputirten, denen ſich auch noch eine Zahl derſelben aus dem benachbarten Baden angeſchloſſen hatte, dort ſtattfand. Man hat deshalb gerade vorzugsweiſe daſelbſt Gelegenheit mit den bedeutenderen Männern der Provinz in Bekanntſchaft zu kommen, und die Eigenthümlichkeit des vorderen Theiles der Pfalz, in jeder Weiſe genau kennen zu lernen. In dieſem Herbſte waren auch zum Genuß der Traubenkur, wozu Dürckheim beſonders zu empfehlen, über 150 Fremden aus allen Nationen, Engländer, Schweden, Ruſſen und mehrere Notabilitäten aus der deutſchen Gelehrtenwelt, daſelbſt verſammelt und es herrſchte in dem „weit und breit berühmten Gaſthauſe zu den vier Jahreszeiten“ ein reges bewegtes Leben und gar verſchiedene Mundarten wurden hörbar. Mehr aber noch als das Gaſthaus ſelbſt iſt die Wirthin deſſelben, unter dem Namen der „ſchönen Anna“ bekannt und von Frankfurt bis Karlsruhe, von Zweibrücken bis Heidelberg, dürfte ſo leicht kein Reiſender gefunden werden, der nicht von derſelben gehört. Freilich die Reize der Schönheit ſind gar leicht vergänglich und die Benennung „ſchöne Anna“ könnte jetzt vielleicht paſſender in „dicke Anna“ verwandelt werden, aber den weit verbreiteten Ruhm als vollendete Wirthin verdient ſie in der That. Nie im ganzen Leben iſt mir eine Frau vorgekommen, welche ſo von der Natur für den nicht leichten Beruf einer Gaſtwirthin geſchaffen iſt wie dieſe. Ob hundert Fremde oder zehn, ob engliſche Lord oder Heidelberger Studios, die gern Kneipfahrten hierher machen, ob liberale Deputirte oder ariſtokratiſche Miniſter, ob gern der Flaſche zuſprechende Weinreiſende oder nervöſe Damen, ſie beſuchen, gleichviel, die „Anna“ weiß Jeden nach ſeiner Eigenthümlichkeit zu behandeln, ihm mit vollendeter Artigkeit etwas Angenehmes zu ſagen, und ihm auf jegliche Weiſe den Aufenthalt angenehm zu machen. Es geht oft munter im Hauſe zu; beſonders wenn, wie in dieſem Jahre, der Wein ſo außerordentlich gera-

then, denn der Rheinbaier iſt gar ein fröhlicher Geſellſchafter, der gern ſeinen Schoppen und wären es ihrer auch einige mehr, im Gaſthauſe trinkt, und je munterer die Gäſte, je toller der Lärm, je zufriedener die „Anna", immer regſam, nie die Zunge nur eine Secunde feiern laſſend, ſtets auf jeden Scherz mit eingehend und doch dabei nie ihr großes Hausweſen im Mindeſten vernachläſſigend. Gewiß ſie verdient ihren weitverbreiteten Ruf wie nur irgend Jemand der Welt, und ſie geſehen zu haben, iſt gewiſſermaßen für den Beſucher der Pfalz eine Nothwendigkeit geworden, deshalb auch hier ihre Erwähnung. Dort in den freundlichſten Zimmern der „Jahreszeiten", von Freundeshand feſtlich geziert, weilte auch an 10 Wochen der Profeſſor Jordan aus Marburg, in der milden Luft und dem Genuß der ſchönſten Trauben, die alle Weinbergsbeſitzer der ganzen Gegend ihm mit ſorgſamer Auswahl zu ſenden ſtrebten, Geneſung für die wunde Bruſt zu ſuchen; hoffentlich hat er ſie gefunden, und Rheinbaierns auch geiſtig ihm zuſagende Luft hat der im langjährigen Kerker niedergedrückten Kraft des Körpers und Geiſtes die frühere Friſche wieder verliehen. Erſichtlich wenigſtens ſchien er ganz von Neuem aufzuleben und der Mann, der im Anfang kaum einige hundert Schritte mit Mühe zu gehen vermochte, ohne vom entſetzlichen, wirklich durch Mark und Bein des Zuhörers gehenden Krampfhuſten befallen zu werden, konnte am Ende ſeines Aufenthaltes doch ſchon unter gehöriger Vorſicht einen mäßig hohen Berg ohne Nachtheil erſteigen. Mag man nun die politiſchen Anſichten des Profeſſors Jordan theilen oder nicht, und unter den Traubenkurgäſten in Dürckheim waren gar Manche, die derſelben ſchroff gegenüber ſtehen, ja es für ihre Pflicht halten, ſie auf alle Weiſe zu bekämpfen, — das harte unverdiente Schickſal eines Mannes, der faſt 5 Jahre in ſchuldloſer Kerkerhaft geſeſſen, dem der unerbittliche Tod während jener Zeit drei erwachſene hoffnungsvolle Kinder geraubt und dem jetzt noch nach völliger Freiſprechung das Halten der Vorleſungen unterſagt, und der daher mit Frau und 3 Kindern von 600 Thalern Gehalt leben muß, wird Jeden, der ein menſchliches Herz im Buſen trägt, rühren, und ich habe Niemanden geſehen, der nicht auf das Innigſte davon bewegt wurde. Wenn die hohe Geſtalt, der man es anſah, wie ungern ſie gebückt ſich halte, mit dem regelmäßig geformten, von Kerkerluft gebleichten, von Kummer frühzeitig gefurchten Geſicht, mühſam und mit ſichtlicher Beſchwerde umherſchritt an der Hand ſeiner kleinen Töchterchen, an denen er mit wirklich rührender Liebe hing, wenn man den lebhaften Geiſt erſichtlich gegen die Schwäche des Körpers ankämpfen ſah, und nur mit äußerſter Unluſt derſelben ſich fügen, wenn er bisweilen von zu lebhaftem Redefluß hingeriſſen ward und die viel-

geprüfte Gattin ihn mit ängstlicher Sorgfalt bat, sich doch zu schonen, und dann oft dieser furchtbare Husten ihn bisweilen unterbrochen durch einige Minuten donnerndes Anhalten qualvoll strafte, dann blinkte eine Thräne des Mitleides in mehr als einem schönen Auge, und auch der festeste Mann ward von innigstem Mitgefühl ergriffen. Jordan selbst, in dessen Brust der Odem der Hoffnung nie versiegt und der sich den glücklichen Humor, diese unschätzbare Gabe seiner Landsleute (er ist bekanntlich ein Tyroler) auch bei allen Schlägen des Schicksals erhalten, vermochte oft selbst über seinen Zustand zu scherzen, während uns andere Alle das innige Mitgefühl verstummen ließ. Wie sehr derselbe sich übrigens in Rheinbaiern, wohin er als Ehrengast der ganzen Provinz geladen war, gefallen, beweist sein kürzlich in mehreren Zeitungen erschienenes öffentliches Danksagungsschreiben an dies Land. In der That, wenn etwas dazu geeignet war, den Charakter der Rheinbaiern in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, so war es ihr Benehmen bei dieser Gelegenheit gegen Jordan, da ja über 900 Gulden in wenigen Tagen zusammengekommen waren. Mit richtigem Takte vermied man alle öffentlichen Demonstrationen, die der Gesundheit des verehrten Gastes auch nur hätten Nachtheil bringen können, strebte aber mit unabläßiger Sorgfalt, der man es wirklich ansah, daß sie aus dem Herzen komme, ihm seinen Aufenthalt in jeder Weise so angenehm wie nur möglich zu machen. Die süßesten Trauben, die schönsten Blumen, die auserlesensten Früchte aller Art, wurden täglich in reicher Menge ihm gesandt, kleinere Familiengesellschaften, wie sein schlichter Sinn sie vorzüglich liebt, nahmen ihn fast jeden Tag auf, seinen Kindern wurde auf alle Weise angenehme und nützliche Unterhaltung bereitet; kurz man sah, wie ein Land einen verehrten Gast auf würdige und ansprechende Weise in seiner Mitte zu ehren suchte. Wahrlich sowohl Rheinbaiern wie Professor Jordan selbst, ehrten sich beide dadurch in gleich hohem Grade.

Eine der ansprechendsten Partien, die man von Dürckheim aus unternehmen kann, ist nach dem 4 Stunden davon entfernten „Hambacher-Schloß" unweit der Stadt Neustadt-Hardt. Ein angenehmer Weg führt längs des Gebirges durch die bekannten Weinorte Wachenheim, Forst, Deidesheim und Ruppertsberg, fast immer zwischen Weinbergen dahin, und an mehreren Punkten wird dem Wanderer wirklich eine überraschende Aussicht zu Theil. Von Neustadt aus erreicht man aber mit ¾ stündigem bequemen Steigen die Kuppe des Berges. Der ganze Garten Rheinbaierns, in der Ferne von den Vogesen, mit ihren scharfgezackten Höhen, und auf der anderen Seite von der Bergstraße, dem Odenwald und dem „Donnersberg", dem höchsten Berg

der Provinz, begrenzt, mit unzähligen größeren und kleinen Ortſchaften liegt wie ein rieſiges Panorama vor Einem, und macht es ſchwer ſich wieder von dem Anblick loszureißen. Seltenes Geſchick ward dem „Hambacher Schloß" zu Theil. Einſt die Burg eines alten ſtolzen Rittergeſchlechtes, blickte es gefürchtet im ganzen Land finſter von ſeiner Höhe herab, dann ſeine mächtigen Ruinen in unſerer jüngſten Zeit dem „Hambacher Feſte" leihend, wo manch edles Samenkorn geſäet, aber auch eine mächtige Reaction hervorgerufen ward. Jetzt hat das geſammte Rheinbaiern nicht ohne Abſicht dem Kronprinzen von Baiern den ganzen Berg bei ſeiner Vermählung zur Brautgabe verehrt. Hunderte von fleißigen Arbeitern ſind gegenwärtig beſchäftigt, die alten Ruinen mit neuem Bauwerk zu verbinden und ein modern-alterthümliches, großartiges Schloß, das der Beſitzer zur theilweiſen Sommerreſidenz benutzen will, zu errichten. Was mag im dunkeln Schooß der Zeit dem Berg und Schloſſe noch Alles vorbehalten ſein? O wer doch nur auf Augenblicke einen einzigen prophetiſchen Blick in der Zukunft Schickſale zu richten vermöchte!

W.

Schloſſer als Geſchichtſchreiber.

I.

Schloſſer's hiſtoriſche Weltanſchauung.

Es gehört zu den Eigenheiten des vortrefflichen Mannes, deſſen Name über dieſem Aufſatze ſteht, gern und oft in Vorreden und Einleitungen ſich über ſeine hiſtoriſche Weltanſchauung auszuſprechen. Dabei bemerken wir das durchgängig vorwaltende, faſt möchte man ſagen, ängſtliche Beſtreben, jeder Annäherung an irgend eine der in unſerer Zeit einander gegenüberſtehenden Parteien der geiſtigen Bewegung mit der Bemerkung auszuweichen, daß er nicht zu ihr gehöre, daß er weder zu dieſer noch zu jener Seite gezählt ſein wolle.

Es iſt nicht ohne Intereſſe, einmal die verſchiedenen Hauptſtellen im Zuſammenhange zu betrachten, in denen der Neſtor unſerer deutſchen Hiſtoriker ſeinen Leſern den Standpunkt deutlich zu machen ſucht, von welchem aus er ſelbſt den geſchichtlichen Weltlauf anſieht und von welchem aus er ſeine Darſtellung deſſelben beurtheilt wiſſen will.

Zunächſt begegnen wir in dieſen Vorreden und Zurechtweiſungen, wie man die Herzensergießungen des alten Herrn nennen könnte, einer entſchiedenen Abneigung gegen Alles, was Philoſophie und Philoſophiren heißt, und einer ebenſo entſchiedenen Beſorgniß, von ſeinen Leſern doch vielleicht für einen philoſophirenden Hiſtoriker gehalten zu werden. Könnte man nun auch die erſtere, die Abneigung gegen die Philoſophie, als Geſchmacksſache hingehen laſſen, ſo iſt doch die Beſorgniß offenbar ungegründet. In der That wüßte ich auch nicht, daß irgend ein Menſch unſern Hiſtoriker jemals zu den Philoſophen gerechnet oder ihm philoſophiſche Behandlung der Hiſtorie im Guten oder Böſen nachgeſagt hätte. So viel bekannt, iſt eher das Gegentheil laut geworden, und allerdings müßte Derjenige wunderbare Vorſtellungen von Philoſophie und philoſophiſcher Betrachtung der Weltbewegung haben, der dieſe Dinge in Schloſſer's hiſtoriſchen Werken finden wollte;

wenigſtens nicht minder wunderbare Vorſtellungen, als ſie unſer Hiſtoriker ſelbſt davon hat, nach deſſen Meinung Philoſophie und Halbheit, Philoſophiren und Hin- und Herdrehen ungefähr auf Ein und Daſſelbe hinauslaufen. Hören wir ihn ſelbſt. Am Schluſſe der Vorrede zum dritten Bande ſeiner Geſchichte des 18ten Jahrhunderts (III. Abtheil. 2. p. X) ſagt er ausdrücklich: „Das Philoſophiren, Hin- und Herdrehen, Wägen, Beſchränken, Verſüßen u. ſ. f. überläßt er (der „Verfaſſer" — Schloſſer redet bekanntlich immer von ſich in der dritten Perſon) den jüngern Leuten; er iſt am Ziele. An Philoſophie und Halbheit fehlt es ja außerdem in Deutſchland ſo wenig wie an gründlichen Gelehrten, die Alles beſſer wiſſen als andere Leute." Mit dieſer ſpöttiſchen Beſeitigung aller „Philoſophie" ſteht es denn auch ganz im Einklange, daß Schl. die Verſicherung nicht oft genug einſchärfen zu können meint, „daß er durchaus keinen Anſpruch auf Objectivität mache, wie ſeine gelehrten Landsleute das Ding nennen" (Vorrede zu III, 1. p. VII), „daß er auf alle Objectivität bekanntlich von vornherin verzichtet" (Vorrede zu Band V, pag. V), Verſicherungen, welche er mit wiederholtem ſpöttiſchen Seitenblicke auf „Objectivität" und objective Kunſtwerke noch öfters wiederholt (Vorrede zu Bd. V. der Geſch. des 18. Jahrhunderts p. VII, X u. a. a. O.). Seine Anſichten ſind ihm daher auch nur „Meinungen" oder „ſubjective Vorſtellungen," „auf die er," wie er offen bekennt, „auch nur wenig Gewicht legt," obſchon er es immerhin für „nützlich" erachtet, „lange geprüfte und gereifte Gedanken in einer Zeit mitzutheilen, wo ſo Vieles geſchrieben und gedruckt wird, ehe die Anſichten oder auch nur der Mann, der als Prophet redet, gereift ſind." (Vorrede zu Bd. III, Abth. 1. p. V.) Er „beharrt immer noch auf dem Satze, welchen er ſeit ſechsunddreißig Jahren immer wiederholt hat, daß er nur auf Thatſachen ganz allein Bedeutung legt," und glaubt daher auch, „daß von ſeinen eignen Meinungen Daſſelbe gelte, was von den Meinungen, Syſtemen und Doctrinen überhaupt im Verhältniß zu den Thatſachen gilt: Opinionum commenta delet dies, rerum veritatem confirmat." Bleiben wir bei dieſem Satze einen Augenblick ſtehen. Er iſt das Schiboleth aller Feinde der Philoſophie und philoſophiſchen Betrachtung. Aber ich fürchte ſehr, ſeine Anwendung iſt falſch und der alte Denker, dem dieſer Ausſpruch gehört, hat damit etwas ganz Anderes ausgeſagt, als Diejenigen glauben, welche ihn alltäglich im Munde führen. Was heißen die Worte eigentlich? Nichts Anderes als: „Die eiteln und leeren ſubjectiven Meinungen (opiniones fictas et vanas, wie Cicero ſelbſt ſeine Worte auslegt de Nat. Deor. II, 2. 5.) verwiſcht der Tag," d. h. die vorwärtsſchreitende Zeit, „während ſie die Wahrheit, das wahre Weſen der

Dinge, bekräftigt.“ Beiläufig iſt auch die Gegenüberſtellung von opiniones und res nicht einmal richtig, denn nicht rerum veritatem confirmat, ſondern naturae judicia confirmat heißt es in der Originalſtelle des alten römiſchen Philoſophen, den hier Schloſſer ſehr mit Unrecht für ſich citirt. Jener ſchließt mit dem Trumpfe dieſes Ausſpruchs nur die Bemerkung, daß eben die Anſichten der Menſchen ſich cultiviren, und daß z. B. zu ſeiner Zeit „kein altes Weib mehr an die wirkliche Exiſtenz eines Hippocentauren oder einer Chimäre, oder der Schreckniſſe der Unterwelt glaube,“ die doch alle ihrer Zeit ſo gut wie der chriſtliche Teufel und der redende Eſel Bileam's vollendete „Thatſachen“ waren. Alſo nicht die „Wahrheit der Thatſachen“ bekräftigt die Zeit, im Gegentheil, ſie negirt deren täglich, ſondern das wahre Weſen der Dinge, die naturae judicia, wird immer tiefer im Fortſchritte der Zeit erkannt. Dieſes Schloſſer'ſche „allein auf Thatſachen Bedeutung Legen“ beruht auf einer uncultivirten, d. h. unphiloſophiſchen Vorſtellung von dem Weſen und der Bedeutung des Thatſächlichen ſelbſt. Man muß vielmehr ſagen, die „Thatſachen“ haben nur „Bedeutung“ durch die Gedanken, deren Träger ſie ſind, und dieſe Gedanken können ſchwerlich anders als durch Denken, d. h. durch gebildetes Denken, erkannt werden. Schon die Thatſachen ſelbſt ſind von dem Hiſtoriker doch meiſt nur durch geiſtige Operationen herzuſtellen. Sie ſind nichts Materielles, Handgreifliches, ſondern ein Geiſtiges, Ideelles. Kritik und Combination ſind zu ihrer Ermittelung nothwendig. Nicht ſie ſelbſt ſind das Bedeutende, ſondern Das, was an ihnen geiſtig iſt, ihr Zuſammenhang mit andern Thatſachen, mit dem Ganzen eines Verlaufs, einer Periode, einer geiſtigen Weltentwickelung. Napoleon iſt in Corſika geboren, hat ſich vom Souslieutenant zum Kaiſerthrone emporgeſchwungen, zahlloſe Siege erfochten, iſt bei Leipzig und Waterloo geſchlagen, auf Helena geſtorben. Das ſind Thatſachen, freilich! Aber dieſe Thatſachen erhalten für uns erſt Bedeutung, wenn wir ihren Zuſammenhang, ihren Sinn, ihr Weſen, ihre Bedeutung im Ganzen begreifen, wenn wir eine Anſchauung von Dem gewinnen, was Napoleon geweſen, was er gewollt und welches die Bedingungen ſeiner Erſcheinung und ſeiner Thaten geweſen ſind. Das ſind freilich wieder Gedanken — Schloſſer mag ſie immerhin „opiniones,“ „Meinungen,“ „ſubjective Anſichten“ oder wie er ſonſt will, nennen — und bekennen, daß er ſelbſt auf die ſeinigen, die er doch „geprüfte und gereifte“ nennt und zu nennen ein Recht hat, keinen Werth lege. Er wird uns Andern dagegen erlauben, daß wir grade umgekehrt auf die „Anſichten,“ welche aus der Kenntniß der „Thatſachen“ gewonnen werden, den alleinigen Werth legen und daß wir, abgeſehen von ihnen, für die ganze

Hiſtorie keinen Strohhalm geben. Er wird uns ferner das Geſtändniß erlauben, daß nach unſerer Anſicht ein Menſch alle Thatſachen der Geſchichte im Gedächtniß haben kann, ohne darum etwas von Geſchichte zu wiſſen oder, wie es der Sprachgebrauch ſehr bedeutſam ausdrückt, Geſchichte zu verſtehen. Schloſſer's Anſicht, wie wir ſie ihn ſelbſt haben ausſprechen laſſen, iſt in Wahrheit baarer Materialismus, iſt Unphiloſophie, iſt die Hinwegleugnung jeder in der Geſchichte ausgeſprochenen, erkennbaren Wahrheit ſelbſt. „Subjectiv" wird freilich dieſe Wahrheit immer ſein, nämlich inſofern eben das Objective, die Wahrheit, nur vom Einzelnen, vom Subjecte, erkannt werden kann.

Zum Glück iſt indeſſen die praktiſche Durchführung einer ſolchen hiſtoriſchen Betrachtungsweiſe eine Unmöglichkeit. Die Beweiſe liefert Schloſſer ſelbſt auf faſt allen Blättern ſeiner Werke. Theoretiſch, in Vorreden, mag er wohl ſagen, daß er auf „ſeine Anſichten keinen Werth legt." Praktiſch aber verfährt er bekanntlich nicht ſäuberlich mit Denen, deren „Anſichten" von den ſeinigen verſchieden ſind. Und doch müßte die folgerechte Anwendung ſeines Princips zum alleroffenbarſten Quietismus, zur hiſtoriſchen Toleranz gegen alle und jede „hiſtoriſche Anſicht" führen. Denn wenn Schloſſer, wie er ſagt, „recht gut weiß, daß jedes Ding zwei Seiten hat," und daß er „oft in der erſten Ausgabe ſeiner Geſchichte des 18ten Jahrhunderts die eine, in der zweiten, weil er ſeinen Irrthum in 23 Jahren kennen gelernt, die andere ergriffen hat,"*) wer ſteht uns dafür, daß er nicht, lebte er noch (was wir herzlich wünſchen) 23 Jahre, wieder zu der erſten zurückkehrte? Mit dieſer „Zweiſeitigkeit" aller Dinge iſt es bekanntlich ein eigen Ding, und wenn Schloſſer die Philoſophie etwas weniger verachtet hätte, ſo würde er wiſſen, daß die wahre Betrachtung der Dinge nicht blos die zwei Seiten, ſondern auch — um im Bilde zu bleiben — Das, was zwiſchen den Seiten liegt, das dritte Ganze, das „Ding" ſelbſt, in's Auge zu faſſen und zu erkennen hat. Denn eben nur dadurch kann ſie zu dem Kerne der „Dinge" gelangen.

Es iſt verwunderlich zu ſehen, wie ſich der Hiſtoriker durch dieſe ſeine Theorie von den „zwei Seiten" jedes Dinges gegen alle Angriffe gedeckt zu haben glaubt. In der Vorrede zum neueſten Bande ſeiner Geſchichte des 18ten und 19ten Jahrhunderts ſagt er zum Schluſſe (pag. XVI), nichts ſei lächerlicher „als Kritteln und Schimpfen über einen hiſtoriſchen Schriftſteller, der nur eine gewiſſe Seite ſeines Gegenſtandes auffaßt. Man darf ja den

*) S. Vorrede zur Geſchichte des 18. Jahrh. Bd. III, 2. p. X. Bd. V, p. XII.

Gegenſtand nur von der entgegengeſetzten darſtellen, die Nation wird Richter ſein" u. ſ. f. Es iſt damit ebenſo beſchaffen, wie mit einer andern Verwahrung, der wir in ſeinen Vorreden zum öftern begegnen. Da es ihm nämlich denn doch begegnet, daß er als Hiſtoriker in den Fall kommt, hier und da allgemeine Sätze ausſprechen zu müſſen, ſo hält er es für nöthig, ſeine Leſer ausdrücklich zu verwarnen, „gelegentliche allgemeine Ausſprüche zu abſolut (!) zu nehmen" (Bd. III, p. V). „Man leſe (ſagt er ebendaſelbſt p. VIII) nur recht aufmerkſam oder zweimal, oder im ganzen Zuſammenhange, die Beſchränkung oder Beſtimmung findet man gewiß, und für Kinder, übelwollende oder zerſtreute Leſer iſt ſein Buch nicht." Er führt dabei auch ſeine Urtheile über Genz an, aber der „aufmerkſame Leſer" ſoll noch gefunden werden, der zu ſeinen verdammenden Urtheilen über dieſen Diplomaten die „Beſchränkung" findet. Bei Lichte betrachtet iſt auch jene Bemerkung nichts Anderes, als das Geſtändniß eines gutmüthigen ſanguiniſchen Polterers, der ſich bewußt iſt, daß der ſcheltende Ausdruck zuweilen mit ihm durchgeht. Hält er es doch ſogar für möglich, daß ein Hiſtoriker mit ſeiner Darſtellung „unbedingt Allen gefallen könne," wenn er nur „darnach ſchreiben" wolle.

Fragen wir nach dem Grunde dieſer hiſtoriſchen Weltanſchauung Schloſſer's, ſo werden wir denſelben in ſeiner religiöſen und theologiſchen Weltanſchauung finden. Schloſſer iſt, wie er ſelbſt ſagt, „vom Hauſe aus Theologe" und hat ſein Leben lang „eifrig Theologie ſtudirt" (Vorrede zum 5. Bande der Weltgeſchichte für das deutſche Volk p. VI). Was Wunder alſo, wenn ſein ganzer Standpunkt der theologiſche auch für die hiſtoriſche Betrachtung ſein wird? Zwar ſcheidet er Chriſtenthum und Hiſtorie ſo ſtreng von einander, daß er ſelbſt die „Geſchichte der chriſtlichen Lehre", die doch in einer für das „chriſtliche" deutſche Volk beſtimmten Geſchichte als ein unzweifelhaftes Erforderniß anzuſehen ſein dürfte, von derſelben ausgeſchloſſen hat, aus dem ſehr naiven Grunde, „weil das Urtheil über Dogmen nicht in die Weltgeſchichte gehört." Doch laſſen wir dieſes wunderliche quod erat demonstrandum bei Seite. Wichtiger iſt eine andere Stelle derſelben Vorrede für die Aufzeigung des Kerns der Weltanſchauung unſers Hiſtorikers. Er redet (p. XIII) von den Wohlthaten, welche das Chriſtenthum der Menſchheit des Mittelalters gebracht und geſteht, daß „dieſe Wohlthaten und die Poeſie, Künſte und Civiliſation des Mittelalters allerdings von der Europäiſchen Menſchheit während und durch die Kreuzzüge theuer erkauft wurden. Denn der eine Theil der Menſchheit ward aufgerieben, der andere gleich Thieren zum Werkzeuge des Adels und der Pfaffen gemacht; aber (fährt er fort) wann war das je anders? Wir Menſchen (ſchließt er) würden den

Weg nicht wählen dürfen, den die Vorsehung wählte. Wir seufzen, aber wir erkennen in Demuth, was auch gegenwärtig den Polen, Spanier und Italiener tröstet, daß des Menschen Wege nicht Gottes Wege sind, oder mit andern Worten, daß die Wege des Herrn wunderbar (d. h. mit aller menschlichen Vernunft im Widerspruche) und seine Rathschlüsse unerforschlich sind. Dies hindert aber nicht, daß sie Jeder, der Erfahrung hat, um so mehr im Glauben verehrt, je weiser er ist."

Hier haben wir den Mittelpunkt, von welchem alle die früher besprochenen Ansichten unseres Historikers wie die Radien aus ihrem Fokus ausgehen. Die Erde ist ein Jammerthal, ist es zu allen Zeiten gewesen und wird es auch für alle Zeiten bleiben! Dies ist der erste Trost, welchen ein so langjähriges Studium der Geschichte mit seinem „wenn war das je anders?" vor uns als Frucht seines Forschens und Mühens hinstellt. Der zweite ist der biblische, daß des Herrn Wege wunderbar und seine Rathschlüsse (in unserm Fall: die ganze Vernunft der Historie) unerforschlich sind. Von dieser Ueberzeugung aus ist es allerdings keine Kunst, auf Objectivität und objective Wahrheit zu verzichten. Aber wenn man jenen biblischen Ausspruch auch für die zukünftige Geschichte zugeben mag, sollte er denn in der That damit zugleich auch auf die vergangene anwendbar sein. Liegen nicht eben in dieser die „wunderbaren Wege und Rathschlüsse Gottes" vor uns offen? Und kann das gesammte Studium der Geschichte eine andere Bedeutung, einen andern Werth und eine andere Würde haben, als die, daß uns dasselbe diese wunderbaren Wege und Rathschlüsse Gottes, oder, um weniger biblisch zu reden, das Walten der ewigen Vernunft in dem Leben der Menschheit inmitten seiner tausend Zufälligkeiten, das Bleibende und sich Entwickelnde im Vergänglichen und Flüchtigen erkennen und begreifen lehrt? Schlosser sagt: Die Unerforschbarkeit der göttlichen Rathschlüsse hindere mit nichten, daß sie nicht Jeder um so mehr im Glauben verehre, je weiser er sei. Wie ist das zu reimen? Was absolut unerforschlich ist, kann eben nur geglaubt werden, was nützt da die Weisheit? Hängt aber diese Verehrung des Unerforschlichen von der „Weisheit", d. h. von der Einsicht ab, so kann das doch nur den Sinn haben, daß das „Unerforschliche" mehr oder minder begreiflich, erforschbar ist; ein Widerspruch, der freilich für den theologischen Standpunkt keiner ist, für den es bekanntlich auch ein hölzernes Eisen gibt.

Aber auch hier bleibt sich Schlosser bei seinem immer wieder durchbrechenden gesunden Sinne nicht consequent, denn kaum eine Seite weiter finden wir ganz unbefangen den Satz ausgesprochen, „daß der Gang der Ent-

wickelung des menſchlichen Geiſtes in der Literatur zugleich eine Offenbarung des göttlichen Geiſtes iſt.“ Was kann man mehr verlangen? Nichts als daß uns der Hiſtoriker geſtattet, ihm bemerklich zu machen, daß er mit dieſem Ausſpruche ſeinen erſten über den Haufen wirft. Dies iſt ſo klar, daß wir darüber kaum noch ein Wort zu verlieren brauchen, und wenn er ſich mit ſeiner Behauptung der Unbegreifbarkeit des in der Geſchichte ſich offenbarenden Geiſtes hinter den Bibelſpruch zurückzieht, ſo durfte er nicht vergeſſen, daß dieſelbe Bibel uns zugleich die Erkennbarkeit Gottes aus ſeinen Werken predigt, alſo „daß ſelbſt die Heiden keine Entſchuldigung haben.“

Wir möchten ungern zu Denen gezählt ſein, von welchen der Verfaſſer der Geſchichte des 18. und 19. Jahrhunderts ſagt, daß ſie ihm „ſein greiſes Haupt waſchen werden“, weil ſein Urtheil nicht mit dem ihrigen übereinſtimmt. Wir verehren in Schloſſer allerdings noch mehr als ſein Alter, auf welches er, — wie uns dünkt zu oft und allzuviel Gewicht legt. Das Alter iſt ehrwürdig, aber ein Hiſtoriker von 70 Jahren ſteht um der Jahre allein noch nicht über dem vierzigjährigen. Gott ſelbſt iſt nach der Bibel nicht als ſiebzigjähriger, ſondern als dreißigjähriger aufgetreten und ein Mann, der auch alt geworden iſt, und dieſer Mann war Goethe, — bekannte ſeinem Eckermann: „Es ſei nicht wahr, daß man nach dem vierzigſten Jahre noch beträchtlich klüger werde. Man habe vielmehr große Noth, ſich im Alter nur ſo klug zu erhalten, als man in der Jugend geweſen.“ —

Was aber die ſchwankende Stellung anlangt, in welche Schloſſer durch ſeine Weltanſchauung zu den Ereigniſſen und Bewegungen der Gegenwart geräth, ſo iſt ſie einerſeits, wie wir gezeigt zu haben glauben, eine nothwendige Folge jener theologiſchen Ablengnung der Erkennbarkeit aller objectiven Wahrheit überhaupt. Andererſeits aber hat dieſelbe auch noch einen andern ethiſchen Erklärungsgrund. Und dieſer liegt eben in dem durch das Alter ſelbſt und durch die Geneſis des ganzen Mannes bedingten Verhältniſſe zu den Dingen der Gegenwart. Schloſſer hat auch darüber ein Bewußtſein, und er ſpricht es einmal in rührend offener Weiſe aus. „In dem Alter, in welchem der Verfaſſer ſich befindet (ſagt er in der Vorrede zur erſten Abtheilung des dritten Bandes ſeiner Geſchichte des 18. und 19. Jahrhunderts) kann die Schriftſtellerei keinen andern Zweck mehr haben, als der Welt nach Kräften aus dem Cabinet zu nützen und ſich ſelbſt geiſtig zu beſchäftigen. Ruhm und jedes irdiſche Streben erſcheinen nahe am Ziele, wo die Kürze und Nichtigkeit des menſchlichen Lebens dem denkenden Manne täglich vor Augen ſchweben, in ihrer ganzen Leerheit. Die beiden genann-

ten Zwecke konnte der Verfaſſer aber, ohne irgend einen Anſtoß zu geben, durch die Behandlung der Geſchichte des 15. Jahrhunderts erreichen; bei der Geſchichte des 18. iſt dies unmöglich. Eine mächtige Reaction hat in politiſchen und religiöſen Dingen einen ſolchen Conflict hervorgebracht, daß nur Extreme allein mehr geltend gemacht werden können und nur Entſchiedenheit noch durchdringen kann. Ein alter Mann aber ſcheut alle Extreme." — Laſſen wir Jüngern uns dieſen Ausſpruch des würdigen und tapfern Greiſes eine Aufmunterung zur „Entſchiedenheit" ſein!

Adolf Stahr.

Die Kornfrage in Tyrol.

Es ist ungefähr ein Jahr her, daß die Augsburger allgemeine Zeitung einen Aufsatz „von der Donau“ brachte, der über die gegenwärtige Cerealkrise in Europa mit nächster Beziehung auf Oesterreich sich ausließ. Der halbamtliche Verfasser gab sich Mühe zu zeigen, nicht daß wir Theurung der Lebensmittel — wie er meinte auf 8 Monate — wirklich haben — dies gestand er als eine Thatsache zu; auch nicht daß Hilfe erwünscht und wohlthätig wäre, sondern daß die Staatsverwaltung sie nicht schaffen könne und nicht solle. Die Behauptung mochte dem Redner wohl selbst etwas sonderbar dünken; aber was muß man nicht Alles von Amtswegen thun. Er löste seine Aufgabe so gut es nur möglich gewesen, und seine erkünstelte Beruhigung steckte so an, daß unsere Staatsverwalter bisher auch ruhig waren. Zeigte der Mann doch, daß die Theurung oder Cerealkrise! nur „opinelle“ Gründe habe, wider welche ein Einwirken der Regierung nichts fruchten, sondern nur schaden könne, weil allgemeine, die naturgemäße Entwickelung des Verkehrs hemmende Maßregeln bedenklich, ja gefährlich seien; sagte er doch überzeugend „Erkünstelte Ursachen, welchen man eine „Verstärkung der Ungunst der Verhältnisse zuschreiben könnte, bestehen bei „uns keine; der Getreidehandel ist ein freies Gewerbe, jeder kann kaufen, „und verkaufen, wann und wo er will.“ Das ist allerdings eine treffliche Freiheit für solche, die Geld haben. Darauf aber und daß im November v. J. die Verzweigungen der großen europäischen Geldkrise, welche ebenfalls auf die Getreidepreise erhöhend wirkt und den Verkehr beschränkt, von unserm Staate möglichst ferne blieben, läßt sich doch kaum der Satz gründen, daß in dieser Richtung der Staatsverwaltung nichts mehr zu thun übrig sei. Grade in dem Punkte der weiter gesponnenen Behauptung jenes Artikels, daß der Getreideeinfuhrzoll höchst gering und dessen Aufhebung ohne Nutzen für den Unterthan und nur mit Einbuße für die Staatskasse verbunden wäre, liegt für uns in den jetzigen Umständen der Vorwurf zu einer

nähern Erwägung. Wir stehen hier in Tyrol freilich nicht auf derselben Stufe wie der Wiener Correspondent an der Donau; aber wir fühlen zunächst, wo uns der Schuh drückt, und da grade der Getreideeinfuhrzoll der Stein ist, auf den wir treten, so entfährt uns unwillkürlich ein Wehruf. Die Ausbeute der Ernte war heuer weniger befriedigend als im verflossenen Jahre. Nicht nur die Menge aller Körner zeigte sich niederer, auch die im Jahre 1845 noch sehr wirksame Aushilfe der Kartoffeln ist durch die Fäule größtentheils entzogen, zumeist in Vorarlberg und im Innthal. Dies wird nicht blos im Winter hart empfunden werden, sondern vorzüglich im Frühjahr, wenn der Acker wieder zu bestellen ist. Es fehlt an Nahrung und an Samen, wenn auch Getreide eingeführt wird. Jährlich bedarf Tyrol bei 600,000 Wiener Metzen, weil es auch in den besten Fruchtjahren wenigstens ein Fünftheil zu wenig für den eigenen Bedarf erzeugt und daher forthin vom kornreichen Ausland abhängig ist. Kaum dürfte zu hoffen sein, daß bei der allgemeinen Nachfrage um Getreide in ganz Europa die Einfuhr in unser Land steigen werde. An den dermaligen Preisen und an ihrem fortwährenden Wachsen bietet sich kein günstiges Prognosticum. Wir sehen vielmehr zahlreiche Getreidefuhren nach der Schweiz und Schwaben gehen; bei uns kauft die Gewinnsucht was vorräthig ist zusammen, und sendet es entweder auswärts oder hält es zur Preissteigerung zurück. Zwar hat eine so eben bekannt gewordene Regierungsverordnung die Ausfuhrzölle von Getreide, Hülsenfrüchten und Mehlerzeugnissen längs der tyrolisch-vorarlbergischen Grenze gegen die Schweiz erhöht, und wir sind dieser Verfügung froh, mag sie auch nicht uns zu lieb, sondern den unruhigen Schweizern zu leid ergangen sein. Aber ungeachtet Baiern und die andern deutschen Nachbarstaaten die Getreideausfuhr zu uns sperrten, so ist von unserer Seite die Zufuhr dorthin noch ferner offen, und die Fremden sind besser daran denn wir, weil sie keinen Einfuhrzoll zahlen, und doppelt besser, weil sie kein ständischer Getreideaufschlag bedrängt. Wir aber haben beide zu tragen. Der amtliche Wohlredner an der Donau belehrt uns zwar, daß der Nachlaß des Einfuhrzolls uns nicht fromme und nur der Staatskasse schade; gut, wir geben uns damit zufrieden. Aber der heimathliche Einfuhrzoll für den sogenannten Approvisionirungsfond zu 6 Kreuzer R. W. vom halben Metzen — warum wird er im Angesichte der steigenden Theurung noch fortbezogen? Wir wissen gar wohl, welchen guten Zweck man anfänglich mit diesem Fond im Auge hatte; er sollte Tyrol fortwährend gegen drückenden Mangel an Lebensmitteln sicher stellen — daher sein Namen. Schon im Jahre 1804 gab der Kaiser auf den Antrag der Stände die Be-

willigung zur Gründung, und genehmigte, daß je zwei Kreuzer vom Halbmetzen als Eingangsgebühr behoben und mit dem Ertrag ein ſtets in Bereitſchaft zu haltender Getreidevorrath von 140,000 Metzen angeſchafft werde. Im Jahre 1817 kam der Plan zur Ausführung, doch ohne die wirkliche Magazinirung; das Geld ſollte für den eintretenden Nothfall fruchtbringend ausgelegt werden. Die anſehnliche Menge deſſelben und weil die Vorſehung das Land auch ohne den Fond genug haben ließ, brachte die Stände auf allerlei anderweitige Ideen der Verwendung, nicht ohne Beifall und Nutzen für Viele. Vor einiger Zeit aber kam die Landſchaft ins Gedränge; in Wien wollte man dieſen Zwiſchenzoll mit den allgemeinen Grundſätzen nicht mehr für verträglich anſehen. Nur die Betrachtung, daß die Tyroler durch die Anlegung von Eiſenbahnen rings um ihre Berge mit dem Durchzugshandel ganz auf's Trockene kommen und ſchwierig werden müßten, bewirkte das gnädige Zugeſtändniß, den Zoll fürder erheben und zur Verbeſſerung ihrer Straßen aufwenden zu dürfen. Es war dies doch eine Beruhigung für die Stände und eine kluge Schonung der Finanzen des Staates, welche deſto ausgiebiger für die großartigen Eiſenbahnen in Verwendung kommen könnten, während die Tyroler die Straßen zur Rettung ihrer Exiſtenz bauten. Die Väter des Landes durften zur Beſchwichtigung ihrer Eiferſucht unter ſich eins werden, wie viel auf zehn Jahre im Süden und im Norden auf Straßen aus dem Getreidefond gewonnen werden ſoll. Die verglichenen Summen werden der Landesregierung zur Verfügung geſtellt, welche ſie mit Hülfe der eben nicht im hohen Anſehen ſtehenden Bautechnik und Oekonomie der Oberbaubehörde verausgabt. Dieſe Dinge ſind nicht neu im Lande; es weiß ſie ſo ziemlich Jedermann, und man hat bei uns der zähen Geduld ſo viel und ſo nachhaltig, daß dagegen keine Stimme laut wird. Doch nun — in nächſter Nähe großer Theurung aller Lebensmittel, bei der wenigen Gelegenheit zum Erwerb, beſonders in einigen entlegenern Gegenden — fangen hier und da die Augen klarer zu ſehen an und die Fragen machen ſich vernehmlich: ob es nicht an der Zeit wäre, den Getreideaufſchlag einſtweilen aufzulaſſen, da der Arme, den er zunächſt trifft, am Korn mehr als genug zu zahlen habe; ob die vorräthigen Summen nicht zur Unterſtützung der dürftigſten Gemeinden hergenommen werden ſollten; ob man nicht auf Bereithaltung von Samenvorräthen für das Frühjahr bedacht ſein ſollte? Uns ſcheinen ſolche Fragen nicht unbeſcheiden und nicht ohne guten Grund zu ſein. Sie dürften ſich ungefähr in die Klaſſe jener ſpeciellen Verfügungen reihen, von welchen der Cerealkritiker an der Donau am Schluſſe ſeiner Darſtellung ſpricht. Wir glauben mit ihm an die Einſicht, den Willen

und die Macht unſerer Staatsverwaltung und zwar um ſo lieber, als ſie ihre Einnahmsquellen nach ſeinem Gutachten nicht irgend einer unrichtig berechneten Maßregel zur Hebung der Theuerung bis jetzt aufgeopfert hat, und daß ſie in Tyrol helfen kann, ohne aus den öffentlichen Kaſſen zu nehmen. Wir bewerben uns nur um die Gunſt, die Gelder des Getreidefonds, den wir ſelbſt ſchufen und füllten, nach der urſprünglichen von dem höchſtſeligen Kaiſer Franz gebilligten Beſtimmung aufwenden zu dürfen; auch wünſchen wir wenigſtens die zeitliche Einſtellung des ſtändiſchen Getreideaufſchlages.*)

⊙

*) Wir müſſen bemerken, daß dieſer Artikel uns auf einem Umweg zukam und daher etwas verſpätet erſcheint. D. Red.

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

1.

Jeremiaden eines Lebemanns.

Ueber neue Theaterstücke und dergleichen wird Ihnen bereits geschrieben und sonst weiß man nichts Neues. Die Stadt ist noch so unbehaglich wie sie war. Eis und Schnee bleiben noch wie sonst den ganzen Winter in den Straßen liegen, und wenn man aus der Hausthür tretend einen Augenblick die Polizei vergißt, so ist man in Gefahr. Denn es ist noch immer ein Verbrechen, eine Cigarre in freier Luft zu rauchen. Dies ist wirklich eins der Symptome von der tiefen Unbehaglichkeit, welche Einen hier peinigt. Etwas so Unwichtiges streng zu verbieten, heißt die ohnedies übergeschäftige Kritik herausfordern. Mit dieser lästigen Polizeimaßregel ist Berlin einzig in Europa. Im Oriente würde man sie gar nicht verstehen, in Paris und London würde man Mühe haben, solch eine zwecklose Beschränkung der persönlichen Freiheit zu begreifen, sogar in Wien läßt man Jedermann rauchen. Spotten Sie nicht, die Sache ist wichtiger als sie auf den ersten Anblick zu sein scheint, denn sie ist wirklich ein Symptom. In diesen Tagen besuchte ich einen steinreichen Millionair, den ich in Hamburg kennen gelernt und der sich hierher gewendet hatte, um sich hier häuslich niederzulassen. Ich fand ihn mit Einpacken beschäftigt, er hatte seinen Vorsatz geändert, er wollte wieder fort. Warum? „Man hat mich falsch berichtet", sagte er, „ich halt's hier nicht aus. Man hat mir zum Beispiel den Witz erzählt, es hätte sich neulich ein Gensdarm im Thiergarten erhenkt, weil er der gesetzwidrigen Raucher, die Legio geworden, nicht mehr Herr werden könne, und das Rauchen sei nun factisch zugestanden. Das ist nicht wahr, der Gensdarm hat sich nicht erhenkt, er hat mich seit acht Tagen jeden Tag fast zum Staatsverbrecher gemacht, weil ich gedankenlos immer bei meiner Promenade geraucht, er hat mich auf die Polizei citirt, als hätte ich gar nichts mehr zu thun, als hinüberzulaufen, mich verhören zu lassen und Strafe zu zahlen, Dinge, welche mir in meinem Leben

nicht vorgekommen sind und mir den Aufenthalt hier verleiden. Ich habe mich geirrt in meinem Kalkul, als ich mir unter den vaterländischen Hauptstädten diese hier zum Wohnorte erwählt. Die andern waren mir außer Wien zu klein und in den Mitteln der Unterhaltung und Anregung zu dürftig, und vor Wien fürchte ich mich wegen des steinalten Repertoirs im Burgtheater und wegen des absoluten Regierungssystems, das doch für einen verwöhnten Menschen heutiger Zeit unberechenbare Entbehrungen mit sich bringt. Berlin aber wurde mir immer als die Capitale der Intelligenz genannt. Ich finde die Capitale nicht, und die Intelligenz muß ich mir in Privatbekanntschaften suchen, was ich in der ganzen Welt thun kann. Die Zeitungen zum Beispiel sind hier weniger intelligent als im übrigen Deutschland und sind von einem Format oder einem Druckpapier, das ich nicht mit Bequemlichkeit gebrauchen und verwerthen kann. Die Politik in denselben ist für mich ungenügend und die Kritik unausstehlich. Vor allen Dingen so schlecht geschrieben, als ob wir noch zu Ramler's Zeiten lebten, ganz und gar bocksteif und ledern, herzlos und bis zur Lächerlichkeit anmaßend. Da ich nun also doch die Augsburger Allgemeine Zeitung wieder lesen muß, um nicht aus fruchtbarer Gegend des Geistes in eine Steppe versetzt zu bleiben, so will ich der Allgemeinen doch wenigstens näher sein. Und was hab' ich denn übrigens für eine Entschädigung, was gewährt mir denn die große Stadt? Den Tag über reite ich und fahre ich und gehe ich spazieren. Was ist das hier für ein Vergnügen? Vor dem einen Thore ein englisirtes Wäldchen und übrigens reizlose, sandige Gegend. Den Tag über bin ich doch also in Dresden, in Wien besser daran. Und Abends? Sie wissen, ich bin seit sechs Jahren national, ich will also in's deutsche Schauspiel gehen. Wenn dort etwas wirklich gefällt, was freilich selten genug vorkommt, so ist kein Billet zu haben, und für gewöhnlich ist mir ein Billet nichts werth. Geist und höheres Leben ist nicht zu spüren, Damen fehlen in dem Personale fast gänzlich, Invaliden bilden die Mehrzahl, die wenigen Talente sind für das Lustspiel, und an Lustspielen fehlt es der Literatur, weil die satyrische Benutzung der Gegenwart, die Seele des Lustspiels, nicht erlaubt wird, weil das Publicum verdorben und nur für grobe Dinge dankbar ist. So komme ich alle vier Wochen einmal in's Schauspielhaus, und wenn ich meinem Grundsatze untreu werde und in die französische Komödie gehe, so ärgere ich mich, daß solch eine französische Truppe zweiter oder gar dritter Klasse besser Komödie spielt und in einer Mlle. Rabut, selbst in einem Mr. Fechter größere und feinere Talente hat, als das erste Theater unserer „Capitale". Ich sage mir ärgerlich, daß wir diese Talente gewiß auch hätten, auch unter den jetzt vorhandenen, wenn eine geistige Leitung oben und ein geschultes Publicum unten vorhanden und nicht unser bester Schauspieler genöthigt wäre, im Handwerkstreiben zu erlahmen. Verirr' ich mich nun einmal in Oper und Ballet, so find' ich dies gerühmte Corps de Ballet, meist aus Hopfenstangen-Figuren bestehend, ungraziös und die meisten Sänger der Oper unter der Mittelmäßigkeit, so daß mir die Prätension des prächtigen Hauses ein prickelndes Mißbehagen erweckt. Fahre ich in die Königsstadt hinüber — deren deutsche Komödie gar nicht anzusehen ist — um die Italiener zu hören, so finde ich ein leeres Haus, und die etwas garstige aber recht brave Fodor, der junge Tenor und der etwas zu alte aber sehr

muntere Buffo erſcheinen mir wie in der Wüſte und das für dieſen artigen Klingklang nöthige Behagen ſtellt ſich nicht ein. Was ſoll ich alſo hier? Es fehlt das Enſemble einer großen Hauptſtadt. In öffentlicher Schrift, in politiſchen Dingen muß ich doch auch reſigniren, und das Ende vom Liede wird ſein, daß ich doch mit all meinem Patriotismus wieder nach Paris gejagt werde, weil uns eine gedeihlich concentrirende und mit großem Sinn Großes befördernde Centraliſation doch immer noch fehlt!"

Der Mann hat mich mit ſeinen Uebertreibungen doch ſo verſtimmt, daß ich meine Mittheilungen für ein anderes Mal aufſparen muß, um ſie nicht anſtecken zu laſſen.

F.

2.

Die Krakauer Zollſchranken. — Der Communiſtenproceß. — Bildungsſtufe der Handwerker. — Klein. — Herr von Küſtner und Graf Lucheſini.

Die Krakauer Angelegenheit, eine für den Handel ſo wichtige Sache, ſcheint ſich für die preußiſche Kaufmannſchaft nicht günſtig geſtalten zu wollen; vielmehr wird die Letztere vermuthlich die Folgen einer diplomatiſchen Negociation tragen müſſen, welche von vorzugsweiſe nur mit militairiſchen Operationen bekannten Pergeführt wurde. Nur ein ſtarrer Boruſſomane kann es dem öſterreichiſchen Cabinette verdenken, daß es nicht weſentliche Vortheile aufgeben will, um einen auf der andern Seite gemachten Fehler zu verbeſſern. Gewiß werde ich nicht das Abſperrungs-Syſtem billigen, das Oeſterreich dem geſammten Handel entgegenſtellt, allein hält es einmal an einem Syſtem feſt und will es daſſelbe nicht ändern, ſo darf man wenigſtens im Einzelnen, iſolirt nicht tadeln wollen, daß es dieſem Syſtem nicht ſelber ein Loch ſchlagen mag.

Von den „Communiſten", die hier durch die Polizei aufgehoben wurden, ſind die Meiſten, unter ihnen der Candidat Behrend, bereits wieder freigelaſſen. Einige werden indeß vermuthlich nicht ohne Strafe davonkommen, denn die Voruntерſuchungen, auf welche die Anklage des Staats-Anwalts vor der Gerichts-Deputation ſich ſtützen wird, ſollen ſehr gravirende Thatſachen ergeben, und mehrere der Verhafteten aus ihren entſchieden radikalen Geſinnungen gar kein Hehl machen. Merkwürdig iſt es, wie der Trieb nach geiſtiger Bildung, ja der Beſitz einer ſolchen tiefer und tiefer in die arbeitenden Klaſſen der Geſellſchaft dringt. Bei den Handwerkern, die hier und an anderen Orten (z. B. in Magdeburg) mit dem aufgehobenen Vereine in Verbindung ſtanden, fand man werthvolle Bibliotheken, und die Beſitzer derſelben leſen nicht nur, nein, Meiſter und Geſellen verſtehen die wiſſenſchaftlichen Schätze älterer und neuerer Zeit, urtheilen darüber mit Sicherheit und ſprechen die aufgenommenen Anſichten und Geſinnungen mit Klarheit und Ueberzeugung aus. Sie finden, nach zehn- und zwölfſtündiger täglicher Arbeit in ihrem Handwerk, Erholung bei den Büchern, bei ernſten, wiſſenſchaftlichen Büchern! Jetzt können es freilich im Allgemeinen nur noch unreife Unternehmungen ſein, die im Schooße dieſes Standes zu allgemeinen politiſchen oder ſocialiſirenden Zwecken entſtehen, denn die Maſſe, auf welche die Einzelnen rechnen, bildet ſich erſt langſam und allmälig. Auch mögen wohl die Ideale noch

ſelber meiſt Gährungen ſein, die ihre Klärung erſt erwarten. Aber in der Arbeits-Energie, der Bildungs-Freudigkeit, den reinen, ehrlichen Zwecken dieſes Standes liegen die Keime der Zukunft.

Klein iſt von Paris zurückgekehrt und wurde durch das Verbot ſeines Trauerſpiels „Zenobia“ nach einmaliger Aufführung und ſeines Luſtſpiels „die Herzogin“ vor jeglicher Aufführung nicht angenehm bewillkommnet.

Vor Kurzem hieß es, Herr v. Küſtner habe eine Cabinets-Ordre erhalten, welche ihn in ſeinem Amte für die Zukunft neu beſtätige. Allein dieſe letztere Behauptung ſoll ein Leſefehler geweſen ſein. Vielmehr lautete die Ordre dahin: Küſtner ſei (nicht: bleibe!) Intendant und daher für alles Vorkommende verantwortlich. Es ſteht jedenfalls feſt, daß ein Intendant geſucht wird. Gegenwärtig heißt es, man habe das Augenmerk auf den Grafen Lucheſini geworfen. Der Graf iſt ein feiner, gebildeter, liebenswürdiger Cavalier. Gleichzeitig heißt es, daß man Eduard Devrient von Dresden als techniſchen Director des Schauſpiels herberufen will.

Pf.

3.

Jeremiaden ernſter Natur.

Das ſchon vor ſeiner Vollendung verfolgte Buch: Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwickelung, von Friedrich Saß. (Leipzig. Julius Koffka 1846.) iſt erſchienen. Der Verfaſſer hat ſich zunächſt den ethiſchen Geſichtspunkt für ſein Werk gewählt und wo er auf politiſche Verhältniſſe kam, dieſelben nebenher behandelt. Er iſt uns zu lange als Publiciſt und als eifriger Beobachter des Lebens bekannt, als daß wir nicht mit geſpannten Erwartungen an ſeine über 21 Bogen ſtarke Schrift hätten gehen ſollen. Wenn er in der Vorrede ſagt: Jeder prüfe ſich, ob die Lectüre dieſer Schrift einen Totaleindruck hervorbringt, ſo können wir ihm antworten: Wir haben denſelben empfunden, aber einen trüben melancholiſchen Eindruck, wie ihn verweſende, ſich zerſetzende geſellſchaftliche Zuſtände hervorbringen. Wer wie Schreiber dieſes faſt ein Drittheil ſeines Lebens in Berlin zugebracht hat und ſich nicht allein in feſtgegründeten Familienverhältniſſen, ſondern auch in den verſchiedenartigſten Kreiſen bewegt, darf ſich einen competenten Richter des vorliegenden Buches nennen, er darf entſcheiden, ob wir es mit Trug oder Wahrheit zu thun haben und er muß leider eingeſtehen, er hat die Wahrheit gefunden. Und es iſt vielleicht nicht das geringſte Verdienſt des Verfaſſers, dieſelbe geſagt zu haben, wie es eine glückliche Naturgabe genannt werden muß, das Wahre ſo mit ſcharfem Blick geſehen zu haben! Wir müſſen mit Friedrich Saß übereinſtimmen, wenn nicht immer in Einzelnheiten und manchen Folgerungen, die Jeder nach ſeiner Subjectivität zieht; ſo doch in der kräftigen Auseinanderſetzung der Thatſachen, die ſchon lange die ſittlichen und finanziellen Zuſtände Berlins untergraben. Sieben große Abtheilungen machen den Inhalt aus. Wohnungen. Hier werden wir in die Situationen des Proletariats, mit ſeinen Familienhäuſern, ſeiner Schlafſtellenwirthſchaft, ſeinem Branntwein und der Proſtitution geführt. Demnächſt folgen die Charakteriſtiken der meublirten Stuben und der Familienwohnungen. Unter der Rubrik: Häuſerſchwindel

läßt uns der Verfaſſer einen Blick thun in die endloſen verwickelten Betrügereien einer zahlreichen Klaſſe des Berliner Mittelſtandes. Das Unweſen mit den gedruckten, namentlich den vom Juſtizcommiſſarius Furbach redigirten Miethscontracten (die übrigens ſchon in der Monatsſchrift für Recht und Gericht, dem Publiciſten und der Stafette ihre gebührende Würdigung erfahren haben) brandmarkt der Autor mit der nöthigen Schärfe, wenn ſchon wir hinzufügen müſſen, daß ſich in der Praxis Manches milder ſtellt, als in dieſer abſchreckenden Theorie, die Friedrich Saß ausſpricht: „Jedes Haus iſt im Belagerungszuſtand, der Hauseigenthümer kämpft gegen den Vermiether, der Vermiether gegen den Bewohner einer meublirten Stube und den Inlieger einer elenden Schlafſtelle. Die gegenſeitige Plünderung iſt hier ganz unverholen ausgeſprochen und zum Princip erhoben, die Conſequenzen unſeres geſellſchaftlichen Lebens treten hier ganz unverholen auf, und man kann ſich, wenn man Alles überlegt, nur noch darüber wundern, daß dieſe ſchreckliche Wirthſchaft noch immer zuſammenhält und daß das Bischen Glanz auf ihrer Höhe und Oberfläche ſich noch allzuoft einbildet, ſie beherrſchen und regeln zu können."

Unter der Rubrik: Conditoreien, ſchildert Saß nicht ohne Gewandtheit, zunächſt die verſchiedenen Locale, nebſt den ſich in ihnen verſammelnden Cotterien, dann aber verſchiedene literariſche Elemente, unter denen wir die Namen: Eduard Meyen, Ludwig Buhl, Werner der Einzige, Klein, Theodor Mügge, Rutenberg, Carl Beck nennen. Mit ſcharfen Streiflichtern werden die leeren Anmaßungen gewiſſer privilegirter Kaſten beleuchtet und die Conditoreien zuletzt nichts als ein Surrogat des freieren öffentlichen Lebens genannt: „Sie ſind eben die einzigen Orte, in denen das blaſirte Berlin den Schein eines öffentlichen Lebens zeigt und in denen ſich die verwickelten Knäuel der Geſellſchaft gruppiren."

Allgemeiner in die Intereſſen des Volkslebens greift der folgende Abſchnitt: Oeffentliche Locale. Hier läßt uns das Buch einen tiefen Blick in die Demoraliſation der unteren Volksklaſſen thun und führt den traurigen Beweis, daß wir gleich dem Mangel eines öffentlichen, auch den des Privatlebens zu beklagen haben. Unter dem Abſchnitt: Partei und Parteiungen wird uns der literariſch politiſche Theil des Buches geliefert, reichhaltig und in gedrängter Kürze. Beſonders wirkſam durch Thatſachen, wie denn das ganze Werk hindurch der Verfaſſer ſich das Räſonnement nur da geſtattet, wo es ſich aus den Combinationen des Stoffes darbietet. Möge Jeder dieſen Abſchnitt ſelber leſen. Bei: Theater, wird eine ſolche Menge des Neuen, noch Ungedruckten gegeben, daß wir dieſen Abſchnitt mit vieler Aufmerkſamkeit geleſen haben, wenn ſchon er für die Geſammtheit nicht der wichtigſte iſt. Triumph der Birchpfeifferei, feile Journaliſtik, Hr. v. Küſtner und ſeine Satelliten, damit beginnt das Kapitel. Dem Kritiker Rötſcher zieht Saß die Hegel'ſche Löwenhaut ab und findet, man ſollte wirklich etwas Anderes vermuthen, einen Thürnagel darunter. Möge dieſer Punkt doch wieder an geeigneter Stelle aufgenommen werden. Dem Profeſſor Gubitz thut der Verfaſſer Unrecht, wenn er ihm den geringſten Einfluß auf das Publicum zuſchreibt. Kein Menſch lieſt dieſe deutſch-arabiſch geſchriebenen Kritiken. Gubitz iſt Rococo. In der Muſikſphäre nennt ſich der Verfaſſer einen Laien und lehnt die Beſprechung von Verhältniſſen ab, die kläglich genug ſind, doch geht

er nicht an Rellſtab vorüber, ohne ihm ein Viaticum zu reichen. Wir bedauern, daß nächſtdem Saß die Berliner Malerei und Sculptur nicht herbeigezogen hat, ſeine ſcharfe und geiſtreiche Feder würde ihren Beitrag zur Vernichtung des Schlendrians geliefert haben. Vielleicht der wichtigſte mit ſichtlicher Vorliebe gearbeitete Theil iſt der ſechſte: Die Arbeit und ihr Lohn. Hier wird der bunte Vorhang von grenzenloſem Elend und den Schauern einer allmälig vor Elend und Hunger zu Grunde gehenden Bevölkerung gezogen. Der Verfaſſer läßt hier die Zahlen ſelber reden! Man wird S. 254 u. ſ. w. die intereſſanteſten Notizen über induſtrielle Punkte erhalten. Gründlich ſchlägt Saß die Klaſſe Derjenigen, welche den engliſchen und franzöſiſchen Arbeitern ein unglücklicheres Loos zuſchreiben, als unſeren Brüdern. Er vergleicht Berliner mit Pariſer Arbeitslohn und hat ſich von franzöſiſchen Induſtriellen, deren Namen er veröffentlicht, die laufenden Löhne mittheilen laſſen. S. 268—278. Nach Alexander Schneer, einem preußiſchen Beamten, der citirt wird, wuchert dieſes Elend aus der koſtbaren Verwaltung und der Militairmacht empor. Der ſechs und zwanzigſte Preuße ein Beamter. In 30 Friedensjahren 700 Millionen Thaler für Militair verausgabt. Der arme Mann gibt jährlich den zehnten Theil ſeines Einkommens an den Staat ab.

Wir werden zuletzt in die Geſellſchaft geführt. In die höchſte? wohl kaum, denn: „Wahrend der kleinſte Lieutenant auf die Hoffähigkeit Anſpruch hat (er iſt hoffähig!), iſt ſie von dem ganzen großen gelehrten Corpus der Berliner Univerſität immer nur dem jedesmaligen Rector bewilligt.“ Es wird uns die Verminderung der Ehen vorgerechnet, die aus den ariſtokratiſchen Sehnſüchteleien der Berlinerinnen, ihrer Erziehung und ihrem krampfhaften Kunſtſparren hergeleitet werden muß: „Das Viſiten- und Vorſtellungsweſen in Berlin geht leicht bis an die Carricaturen.“ Trefflich wird S. 330 der Berliner Banquier charakteriſirt. Von ihren Frauen und Töchtern heißt es: „Sie ſind in dieſen Sphären oft ſo unendlich geiſtreich, ſo unendlich gebildet, daß ſchon Mancher darüber in ſtille Verzweiflung gerathen.“ Sein Glaubensbekenntniß ſpricht am Ende Saß mit den Worten aus: „Ich werde niemals glauben, daß die meiſten Menſchen mit Sätteln auf dem Rücken und mit Gebiß im Maule geboren werden, andere wenige aber mit Stiefeln und Sporen, damit ſie auf Jenen reiten können.“ —

Geſtern eröffnete auch Dr. Prutz ſeine literar-hiſtoriſchen Vorleſungen im Saale des Hôtel de Ruſſie. Hinter dem Reiter ſitzt die ſchwarze Sorge, ſagt Horaz; hinter jedem bezahlten Billet ſitzt ein Freibillet, wird vielleicht Prutz ſagen. Man muß an ſeine Leiſtungen einen billigen Maßſtab legen, denn Prutz muß vor einem gemiſchten Publicum leſen. Er hat nicht nur Literaten, er hat Frauen, ja Lieutenants vor ſich. Wenn er da ankommt, wo Gervinus aufhört, werde ich über ihn zu ſchreiben anfangen.

E. Keſſak.

II.

Aus Prag.

1.

Die Eisenbahn und ihre nächsten Folgen. — Wien und Prag. — Josephinische Ideen. — Die Robotablösung und die Volksbildung. — Physiognomie böhmischer Städte. — Nothwendige Reform des Communalwesens. — Wohlthatigkeit und Pauperismus. — Die neue Situation.

Ich mag mit keinem banalen Neujahrswunsch diese Briefe eröffnen. Wie oft hat man im Januar alles erdenkliche Glück gewünscht und hat dann beim Rückblick im December ein Dutzend grauer und miserabler Monate hinter sich gehabt. Das verflossene Jahr war für Böhmen grade kein rosenrothes. Es war das erste Jahr, das seit der Verbindung Wiens mit Prag verflossen, und wie bei allen Verbindungen ähnlicher Art, wo eine große Centralstadt mit einer minder großen in raschen Straßenverkehr gesetzt wird, so ist das erste Stadium für die kleinere Stadt auch bei uns ein mehr verlust- als gewinnreiches gewesen. Die Verödung der bisherigen Landstraßen, deren Bau Millionen gekostet, die Verarmung zahlreicher Schiffer, Fuhrleute und Zwischenhändler ist überall die Folge neuer Eisenbahnzweige — darauf mußten wir um des allgemeinern Vortheils willen gefaßt sein; aber man hoffte für Prag und für eine oder die andere böhmische Stadt, die so glücklich gewesen, einen guten Platz an dem schwarzen Bahnstriche zu finden, ein günstiges Resultat gleich beim Anfange. Und doch brachten Prag und Pardubitz bisher keine andern Beweise eines Aufschwungs, als ein paar neue Wirthshausschilde. Wien ist der große Magnet, der, im Herzen der Monarchie liegend, Alles an sich zieht; dahin strömt Alles und von dorther kommt uns vor der Hand nichts, als die Rückschläge zahlreicher Bankerotte, das Beispiel der Schwindelei und des unsinnigsten Luxus, gegen den die czechischen Puritaner vergeblich schreien und kreuzpredigen. Allerdings wird die Aufgabe unserer Eisenbahn erst dann gelöst sein, wenn sie an die sächsische ihren Anschluß vollbracht haben und der Transport aus und nach den Zollvereinsstaaten seinen Zug durch Böhmen nehmen wird, aber bis dahin sind noch zwei Jahre zu überstehen und diese zwei Jahre werden manche böhmische Fabrik, manchen reichen Grundbesitzer und manches große Unternehmen nach der Residenz führen und unsern nicht allzugroßen Wohlstand bedeutend mindern. Ueberdies wird der Transport allein uns auch später nicht die mannichfachen Nachtheile aufwiegen, die mit der Eisenbahn verbunden sind. Soll diese uns dieselben Vortheile bringen, die, wie anderswo, die Nachtheile überwiegen, so darf sie nicht als ein isolirtes Rohr das Land durchschneiden. So wenig wie der Mensch durch die Thätigkeit einer einzigen Pulsader lebt, so wenig kann ein Land durch die Ausbildung einer einzigen Verkehrsader belebt werden, wenn nicht das ganze übrige Geäder in gleichem Maße und gleicher Kraft ausgebildet wird. Der Gegensatz zwischen einem so modernen Resultat der raffinirtesten Civilisation, wie die Eisenbahnen sind, und den mittelalterlichen, ja schlimmer noch als mittelalterlichen Zuständen unseres flachen Landes und unserer kleinen Städte ist zu groß, um jene Erfolge erwarten zu können, die allenthalben mit der Einführung dieses beschleunigten Verkehrs sich herausstellen. Die tiefe Erniedrigung des Bauern, die unbeschreibliche Abhängigkeit der

Gemeinden, die beengte und allenthalben eingeschnürte Thätigkeit unserer Städte, die Hindernisse, auf welche die Association überall stößt, der Mangel an jedem höhern Unterricht und anregenden Geistesaustausch, die Uebermacht und Mißbräuche der kleinen Büreaukratie, der erschwerte, weitläufige Geschäftsweg — alles dies muß erst reformirt, ausgestaubt und durch edlere Elemente ersetzt werden, bevor dem Lande, bevor der Gesammtmonarchie der Vortheil aus der Eisenbahn erwächst, den man von dem mit so großen Opfern erkauften Institut erwartet. Die Errichtung der Staatseisenbahnen ist ein Zug der Josephinischen Schule; hochherzig und edel in der Absicht, aber auch einseitig und unvorbereitet, wie manche Josephinische That. Glücklicherweise ist hier nachträglich die Harmonie herzustellen, wenn man den Grundgedanken festhält, wenn man das alte System nicht parallel neben dem neuen verlaufen und bei den Scheidewegen beide in kläglicher Verwirrung sich durchkreuzen läßt. Wenn es wahr ist, daß die nächsten Monate uns ein Robotablösungs-Patent bringen werden, so wollen wir diesen, von allen uneigennützigen und humanen Männern unseres Landes längst herbeigewünschten Schritt freudig begrüßen. Zwar wird bei der niedern Bildungsstufe des böhmischen Bauern und bei der eingewurzelten Autorität, den der Grundbesitzer, zumal der Adel, ausübt, die Ablösung viel langsamer von Statten gehen, als in andern Ländern, wo die Volksschulen und gesellige Aussprache auch dem Bauer das Gefühl, ein freier Mann zu sein, zum Bewußtsein bringt. Doch ist die Anregung gegeben und die Grundlinie gezeichnet, und die Regierung wenigstens hat einen Theil ihrer Pflichten zur Hebung des Landmanns gelöst. Aber zur Hebung der Städte, deren Aufblühen sich rascher bewerkstelligt und raschere Resultate für den allgemeinen Wohlstand bringt, ist eine Reform der Gesetzgebung nicht minder Bedürfniß, als für den Bauernstand. Was uns vor Allem Noth thut, ist die Verbesserung unseres Communalwesens. Man reise durch die böhmischen Städte und betrachte das verfallene Aussehen, die gedrückte Physiognomie derselben. Wer würde glauben, daß diese Städte im Besitze kolossalen Gemeindevermögens sind? daß viele derselben zwanzig, funfzig, hundert Dörfer als Eigenthum besitzen? Wo sind die Resultate dieser Einkünfte? Wo sind die schönen Kirchen und Bauten? Wo sind die Vicinalstraßen, die milden Stiftungen, die Stadtbibliotheken, die kleinen und großen Museen, welche deutsche Städte mit viel geringerm Communalvermögen zieren? Was geschieht mit den Ueberschüssen, die bei so geizigem Communalleben, wie es schon die Außenseite der Städte verräth, doch alljährlich sich ergeben müssen? — Ueberschüsse? Wir haben keine! werden zwanzig und funfzig Städte gleichzeitig antworten. Seit dreißig Jahren ist niemals ein Ueberschuß gewesen. Wir müssen so viele Beamte besolden und wir haben so wenig dreinzureden in die Angelegenheiten unserer Verwaltung, daß wir froh sind, wenn man uns zur Aushülfe für das Gemeindewesen nicht noch außerordentlich besteuert.

Doch — das ist ein Thema, welches nicht in wenigen Worten abzuthun ist. Ich behalte mir vor, später auf eine genaue Erörterung unserer Städteordnung zurückzukommen und die Beweise zu liefern, wie sehr die Regierung Ursache hat, im Interesse des Wohlstandes und des Staatshaushaltes, an die Reorganisation unserer Gemeindeordnung zu denken, und wie Reformen im Princip wie in der Praxis hier ebenso nothwendig sind, als eine Reform des Frohnwesens. Sicher-

lich würden bei einer andern Gebahrung mit dem Communalvermögen auch die milden Stiftungen eine zweckmäßigere Verwendung erhalten, und hier ist Abhülfe am allernöthigsten. Selbst die Flickpolitiker, d. h. jene, welche die Schäden nicht durch kräftige Kuren und andere Diät zu heilen den Muth und die Lust haben und nur durch das Aufkleben von Pflastern und wieder Pflastern sich zu helfen vermeinen — selbst Diese müssen gestehen, daß dem überwuchernden Pauperismus auf dem bisherigen Wege nicht zu steuern ist. Das Jahr 1846 war ein Mißjahr, und nachdem wir schon ein Jahr früher durch Kartoffelfäule und durch geringe Schüttung des Getreides nur auf einen Theil der gewohnten Ernten beschränkt wurden, gesellte sich diesmal noch die allgemeine Geldklemme hinzu und ließ auch Industrie und Handel in Verwirrung und Stockung gerathen. Wir wollen nicht unbillig sein und gerne zugestehen, daß alle Parteien, der Erzherzog Landeschef an der Spitze, redlich dahingestrebt haben, die Noth zu lindern durch Rath und That; daß es ferner den Anschein gewinnt, als wolle man einem gewissen schlechten Theile des Beamtenthums, der so viel dazu beiträgt, den deutschen Namen in Böhmen unpopulär zu machen, endlich zu Leibe gehen, so wie auch ein paar heilsame Exempel an besonders nichtswürdigen Leuten dieses Schlags statuirt worden sind. Auch haben die Landstände neben Vielem, was übereilt, halb und egoistisch war, ein Beispiel von Uneigennützigkeit gegeben, das sich die privilegirten Stände anderer Länder zum Muster nehmen könnten, indem sie die Abgabenlast der Bauern erleichterten.

Steht nun das Robotablösungspatent wirklich vor der Thür, so wollen wir das Jahr 1847 als einen der wichtigsten Abschnitte unserer Entwicklung begrüßen. Denn wie auch die einzelnen Paragraphen jenes Patentes ausfallen mögen, eine bedeutende Umgestaltung mancherlei Verhältnisse wird sich daran knüpfen. Die Parteien werden sich klarer herausstellen, und die egoistischen Bestrebungen, die bisjetzt unter dem Deckmantel des alten Gesetzes sich verkrochen und die Unpopularität ihres Thuns der Regierung und der verrosteten Legislation zuschoben, werden jetzt ohne Maske in ihrem eignen Namen auftreten und frei gestehen müssen, daß sie für ihren Beutel fechten. Dieser Kampf der aristokratischen Interessen gegen die übrigen (und unter Aristokraten verstehen wir in diesem Punkte nicht blos Adel, sondern auch ganze Stadtgemeinden) wird uns erst zur Orientirung dienen in vielen Fragen, die jetzt verworren durcheinander laufen.

H. v. W.

2.

Ein Criminalfall.

Ein Proceß, der durch seine Verwickelung selten seines Gleichen hatte, nimmt gegenwärtig die größte Theilnahme, auch der Nichtjuristen, in Anspruch, und die Möglichkeit, daß solche Verbrechen begangen und durch richterlichen Einfluß so lange der Strafe entzogen werden konnten, hat den Freunden des öffentlichen und mündlichen Verfahrens eine starke Zahl neuer Anhänger zugeführt.

G. J—ky, ein subalterner Beamter in der böhmischen Stadt Laun, hat zwei bejahrte Tanten, denen er und seine Frau — die Nichte der beiden Frauen —

Alles verdanken, sowie zwei Schwäger, offene und unerfahrene Soldaten, die zu betrügen keine Schwierigkeit war, da sie ihm unbedingt vertrauten, durch falsche Urkunden um ihr Vermögen zu bringen und zuletzt noch die beiden Tanten zu vergiften versucht. Dieses letztere Verbrechen wurde jedoch durch eine jener seltsamen Fügungen, welche beweisen, daß auch im Polizeistaate die göttliche Nemesis das Beste thut, entdeckt und der Thäter verrathen, nachdem das Attentat selbst nur unvollkommen gelungen war. J—ky war nämlich, als des Mordversuchs verdächtig, eingezogen worden und stellte sich krank, um Gelegenheit zu finden, mit einem ihm befreundeten Arzte zu sprechen. Der im Zimmer des Gefangenen wachthabende Ublan war seltsamerweise Student gewesen und verstand so viel Latein, um die von J—ky im Gespräch über seine Krankheit eingemischte Phrase: **nemini dicas, quod mihi nuper venenum dedisti, erimus ambo infelices,** zu verstehen. Nach seiner Ablösung verlangte er sogleich zu Protokoll genommen zu werden und enthüllte dadurch diese That des schauderhaftesten Undanks. Zugleich hatte J—ky in seiner an Wahnsinn grenzenden Habgier einen alten reichen Bürger, mit dem er sonst in keinerlei Beziehung stand, um eine bedeutende Summe mittelst seiner falschen Urkunde zu prellen versucht. Um sich zu retten, häufte er nun, da mittlerweile seine Haft durch ein reformirendes Erkenntniß aufgehoben worden war, Fälschung auf Fälschung, machte eine Anzahl Processe anhängig und verwickelte seine Angelegenheit dergestalt, daß er den armen durch ihn ganz herabgebrachten Tanten die Möglichkeit, ihm vor Gericht Widerpart zu halten, beinahe benommen hätte, wenn sich dieser nicht ein wackerer und uneigennütziger Mann als Anwalt angeboten hätte. Diesem tüchtigen Vertreter, dem es weder an Muth fehlte, die schwierige Aufgabe zu übernehmen, noch an Geschick, sie zu lösen, gelang es, das ganze Gewebe der Bosheit und beispiellosen Habsucht zu entwirren und die Schuldigen dem Gesetze, dem sie theilweise schon entzogen waren, wieder zu überantworten. J—ky ist wieder in Haft und die Untersuchung in vollem Gange; Alles ist auf die Entscheidung, die wir seiner Zeit ungesäumt mittheilen wollen, gespannt. Ein bedauerliches Resultat aber erhellt schon jetzt aus dem frühern Verlaufe des Processes, nämlich, daß so widersprechende Urtheile, wie sie hier erfolgten, möglich sind und daß der Proceß so viele Belege für den alten Spruch bietet: **melius est favor judicis, quam centum leges codicis.** —u.

III.

Aus Wien.

Die Truppenzusammenziehung. — Einverleibung Polens. — Die polnische Bank und der russische Terrorismus. — Preußen und seine Anforderungen. — Berun und Mislewetz. — Ein Wort zur Vermittelung.

Das Gerücht von Truppenversammlungen an der Krakauer Grenze, welches hier einige Tage circulirte und zu verschiedenen Commentaren Anlaß gab, stellt sich nun als ein vollständig unbegründetes heraus. Doch scheint es, daß Rußland im Innern des Königreichs Polen einige Truppencorps ihre Stellungen ändern ließ. Man deutet dieses als Vorsichtsmaßregel für die bevorstehende Um-

wandlung des bisherigen Königreichs Polen in ein ruſſiſches Gouvernement. Daß dieſer Gewaltſtreich ſtattfinden wird, unterliegt kaum einem Zweifel und der Umſtand, daß die polniſche Bank ihre Capitalien gekündigt hat, wird allgemein als Vorbote erklärt, daß dieſe Bank von Warſchau nach St. Petersburg verlegt werden ſoll. Die Kündigung dieſer Capitalien iſt eine jener tyranniſchen und grauſamen ruſſiſchen Maßregeln, die, um zum Ziele zu kommen, über das Glück, das Recht und das Leben von Millionen hinwegſchreitet. Es iſt die alte moskowitiſche Politik, als deren Symbol man den Brand von Moskau annehmen kann. So wie man in neueſter Zeit, um den Schmuggel zu verhindern, die ruſſiſche Grenze drei Meilen tief raſirte und alle Einwohner vertrieben wurden, unbekümmert darum, daß Hunderttauſende dem Bettelſtab und dem Hungertod heimfielen, ebenſo werden jetzt die polniſchen Grundbeſitzer, die auf ihre Güter hypothekariſche Gelder von der Warſchauer Bank aufgenommen haben, gezwungen, dieſe Capitalien innerhalb ſechs Monaten zurückzuzahlen, womit der Ruin einer ungeheuren Zahl polniſcher Edelleute verbunden iſt, die auf eine ſo unvorhergeſehene Rückzahlung nicht gefaßt ſein konnten. Ohne Zweifel iſt grade dieſe Vernichtung des polniſchen Adels der Regierung höchſt willkommen, die zwei Fliegen mit einer Klatſche ſchlägt und in dem Momente, wo ſie Polen den letzten Schein von Selbſtändigkeit abreißt, den Polen gleichzeitig das Vermögen und die Mittel entzieht, je dagegen anzukämpfen. Das iſt ruſſiſche Politik. Das iſt das Regierungsprincip jener Macht, deren Sprache die Edelleute in Galizien und Poſen jetzt mit ſo großem Eifer und Oſtentation erlernen, „daß in den Buchhandlungen plötzlich die ruſſiſchen Grammatiken vollſtändig aufgekauft ſind.“

Was nun das öſterreichiſche Verhältniß zu Preußen betrifft, welches wieder durch die Krakauer Zollangelegenheit eine kleine verdrießliche Störung erleidet, ſo darf man mit Beſtimmtheit vorausſetzen, daß die entente cordiale der beiden deutſchen Mächte durch die Thronrede Louis Philipp's nur noch enger geknüpft wurde, und daß man preußiſcher Seits ſich entſchließen werde, von der unbilligen Forderung hinſichtlich des Krakauer Freihandels abzuſtehen. Wir begreifen, daß die preußiſche Regierung eine Pflicht gegen ihre Induſtriellen erfüllen zu müſſen glaubt und ehren ihre Motive und ihre Sorgfalt für das Wohl ihres Handelsſtandes, allein es iſt ſicherlich auch billig, daß man unſere Lage berückſichtigt und unſere Induſtrie, die keineswegs die große Ausbildung und den Weltmarkt der preußiſchen hat; es iſt billig, daß Preußen von einer ſo nahe befreundeten Regierung nicht verlangt, es ſolle ſeinen ohnehin beengten Staatshaushalt nicht noch durch die vergrößerten Koſten eines doppelten Grenzwachen-Cordons beſchweren, der am Ende doch das verhüten würde, was Preußen als Zugeſtändniß erlangt hätte. Die „vier Millionen Thaler“, welche die Schleſier als ihren Exportwerth angaben, haben ſich bei näherer Beleuchtung ohnehin als eine um das Doppelte übertriebene Zahl herausgeſtellt; von dieſer Hälfte würde, auch wenn Krakau Freihandelsgebiet bliebe, die Grenzwache mehr als die Hälfte vom Einſchmuggeln abhalten und von dem Reſt wird, auch wenn Krakau kein Freihandelsgebiet bleibt, ein guter Theil auf legitimem und unlegitimem Weg Eingang finden. Wir ſehen in der That nicht ab, warum Preußen ſo entêtirt auf dieſe Freihandelsgebiet-Erklärung beſteht. Man behauptet, Herr von Kamptz ſoll „er-

klärt" haben: Preußen würde, im Fall das Krakauer Gebiet in die öſterreichiſche Zollinie käme, die beiden Grenzorte Berun und Mislowetz zu Freihandelsplätzen erheben. Wir ſagen abſichtlich: „erklärt" und nicht „gedroht", denn eine Drohung iſt dies wahrlich nicht für uns. Von den beiden genannten Orten hat der eine 1000, der andere 2000 Einwohner. Was würde uns dies ſchaden? Der Credit, den Krakau in der Handelswelt hat, datirt ſich nicht von heute oder geſtern, und ehe die beiden kleinen Orte zu einer Bedeutung ſich erheben, würde die Weichſel noch viele Wellen treiben. Und wer kann es Preußen überhaupt verwehren, irgend einen ſeiner Plätze zum Freihandelsplatz zu erheben? Findet es dabei ſeine Rechnung, ſo wird es dies gewiß nicht unterlaſſen. Ein Freihandelsgebiet innerhalb der preußiſchen Grenze würde den Schmuggel nach Preußen, der ſchon von Krakau aus nicht unbedeutend war, nur noch vermehren. Aber abgeſehen von dem Allen, was iſt Berun und Mislowetz im Verhältniß zu dem ganzen Krakauer Gebiet? Und iſt dies wirklich eine Drohung, zwei kleine Städtchen zu Freihandelsplätzen zu erklären, wenn man nicht die ganze ehemalige Republik in gleicher Lage ließe? Wir dürfen daher annehmen, daß das ganze Gerücht eben nur ein Gerücht iſt. Wir können nicht glauben, daß ein Staat wie Preußen, der auf Rechtsprincipien baſirt iſt, und der nicht wie Rußland zu jedem Mittel greift, wenn es nur hilft, uns ſagen wird, wenn Krakau nicht wie bisher dem Schleichhandel geöffnet bleibt, öffne ich an der Grenze zwei Luftlöcher für denſelben. Denn nur um Schleichhandel kann es ſich handeln. Alles, was auf rechtlichem Wege zur Erleichterung des bisherigen preußiſchen Handels geſchehen kann, iſt Oeſterreich bereit zu thun: freie Depots, ein Minimum von Tranſitzoll u. ſ. w. Die preußiſche Regierung kann gegenüber ihrem Handelsſtand ſich das gerechte Zeugniß geben, daß ſie Alles aufgeboten hat, was zu einer für ſie vortheilhaften Löſung dieſer Frage beitragen könne, aber ſie darf auch verlangen, daß der preußiſche Handelsſtand von ihr nicht Schritte fordere, die mit der Moralität und dem Rechtsgefühle nicht im Einklang ſtehen.

† †

IV.

Frankreich und die Krakauer Frage.

Durch die Eröffnung der franzöſiſchen Kammern iſt die polniſche Frage in ein neues Stadium getreten. Man hat allgemein angenommen, Guizot oder Louis Philipp ſei von der Einverleibung des ehemaligen Freiſtaats im Geheimen benachrichtigt geweſen. Die Thronrede und die von dem franzöſiſchen Miniſterium veröffentlichten Actenſtücke ſtellen es nun außer Zweifel, daß der Schritt der drei Mächte ohne alles Wiſſen Frankreichs ſtattgefunden hat. Der parlamentariſche Kampf, der ſich nun in der Kammer erheben wird, dürfte nun keineswegs in den Schranken bleiben, in denen er im Frühjahr des vorigen Jahres ſich bewegte, vielmehr wird er geſtützt auf die Initiative, die in der Thronrede ſelbſt liegt, kriegeriſcher als je gegen die drei Alliirten losbrechen. Die Fonds an der Pariſer Börſe ſind in Folge der Thronrede gewichen und wie wenig politiſche Conſequenzen ernſter Art daraus auch zu ziehen ſind, immerhin zeigt ſich darin das

Gewicht, welches man auf die aus dem Munde des greiſen Friedenkönigs unerwarteten energiſchen Worte legt und der Commentar, den das Miniſterium in ſeinen veröffentlichten Depeſchen dazu geliefert hat, iſt keineswegs der Art, um die Bedeutung zu vermindern. Es wird um Krakau's willen kein Krieg entbrennen — dies kann und darf ſich Jedermann ſagen. Allein alle Anzeigen deuten darauf hin, daß die Einverleibung Krakau's, die Einverleibung des Königreichs Polen in den ruſſiſchen Staat im Gefolge haben wird. Iſt nun gegen das Vorſpiel bereits feierlich proteſtirt worden, ſo würde bei dem Hauptſtück (und trotz aller factiſchen Einverleibung Polens wäre doch die nominelle ein folgenſchwerer Hauptſtreich) eine kriegeriſche That nicht ausbleiben können. Zudem: wer will der moskowitiſchen Politik und ihren griechiſch-jeſuitiſchen Geheimplänen trauen? Krieg — ſo ſehr ihn die übrigen Mächte ſcheuen — Rußland muß ihn wünſchen; ſeine ganze Entwickelung, ſeine ganze nach dem Weſten lechzende Gewalt iſt auf Krieg baſirt und in dem Augenblick, wo es ſich wie jetzt nach freiem Belieben ſeine Allianzen wählen kann, wer ſichert uns, daß es nicht dieſen Moment am geeignetſten hält, ſeine Eroberungszüge endlich zu eröffnen und durch die Einverleibung Polens abſichtlich die Kriegsfackel in die Welt zu ſchleudern? Wir haben bis vor kurzer Zeit ein überwiegendes Vertrauen zu der Mäßigung und der conſervativen Selbſtbeherrſchung der beiden deutſchen Großmächte gehabt; die Einverleibung Krakau's, die, gerecht oder nicht gerecht, die Baſis der conſervativen Lage, die Wiener Verträge in ihrer moraliſchen Gewalt erſchütterte und etwas bisher Unanzufechtendes, Geſchloſſenes, Ganzes, zu einem Streitpunkte verwandelte, hat das Vertrauen zu der Umſicht der betheiligten deutſchen Cabinette bei Manchem erſchüttert. Krakau — war der erſte aggreſſive Schritt, den die conſervativen Mächte thaten. Wie würde nun unſere Stellung ſich wenden, wenn Rußland ein perfides Spiel getrieben hätte? Das Organ des Grafen Molé die „Preſſe" predigt ſeit November, d. h. ſeit dem Krakauer Ereigniß, mit doppelter Lunge die ruſſiſche Allianz. Wie iſt es möglich, von einer ſolchen Allianz überhaupt zu ſprechen, ohne für wahnſinnig erklärt zu werden, wenn nicht geheime Fäden zwiſchen den Tuilerien und St. Petersburg fort und fort geſponnen würden? Und iſt die ruſſiſche Allianz für Frankreich wirklich eine Chimäre, iſt Frankreich wirklich iſolirt — um ſo drohender iſt die Gefahr, daß Rußland grade in dieſem Augenblicke von der Gier erfaßt wird, das Schwert endlich in die Schale zu werfen und ſeine beiden Alliirten mitzureißen auf die Wahlſtätten, auf denen es entweder die Zerſtörung der verhaßten conſtitutionellen Propaganda oder panſlaviſtiſche Eroberungen hoffen kann — Schwächung Frankreichs oder Schwächung Oeſterreichs, eins ihm ſo werth als das andere! Wir mögen es nicht leugnen, ſo eifrig wir jedes Stückchen deutſcher Erde vor den Eroberungsgelüſten Frankreichs gewahrt wiſſen möchten, ſo eifrig wünſchen wir auch, daß Frankreich ſtark und mächtig bleibe. Wir können uns eines Grauens vor unſerm moskowitiſchen Alliirten nicht erwehren, in deſſen Gefolge die Koſacken und Baſchkiren gehen und der die Neroniſche Begeiſterung hätte, im gegebenen Falle ein zweites Moskau anzuzünden, und läge dieſes Moskau auch im Herzen Deutſchlands. Gott behüte uns vor unſern Freunden, vor unſern Feinden werden wir uns ſchon ſelbſt zu ſchützen wiſſen!

+.

V.

Notizen.

Werkstätten neueſter Literatur. — Die deutſchen Oberregiſſeure.

— Der zweite Band von Humboldt's „Cosmos" wird in den nächſten Tagen ausgegeben werden. — Von dem bekannten Parlamentsmitgliede d'Iſraeli erſcheint ein neuer Roman: „Tancred". — Heinrich König arbeitet an einem deutſchen Roman aus der Revolutionszeit: „Die Clubbiſten in Mainz", aus dem die „Kölniſche Zeitung" ein intereſſantes Bruchſtück mittheilt. — Herwegh hat einen großen Theil eines ſatyriſchen Epos vollendet. — Vom Fürſten Pückler iſt der zweite Band der „Rückkehr" druckfertig; er enthält Syrien. — Von Guſtav Kühne erſcheinen eine Reihe von Reiſeſchilderungen (den nähern Titel kennen wir nicht), von denen die „Augsburger Allgemeine" und das „Europa" einige ſehr intereſſante Bruchſtücke bereits mitgetheilt haben. — Von der Gräfin Hahn, die jetzt wieder in Dresden, von dreifachen ariſtokratiſchen Mauern umgeben, lebt, erſcheinen „Reiſeſchilderungen aus England". — Von Theodor Mügge „Skizzen aus der Schweiz". — Berthold Auerbach arbeitet an einem Werke: „Die Auswanderer in Havre". — Die von den Zeitungen vielfach beſprochene Brochüre: „Papſt Pius IX. und ſeine Reformen" hat den auch auf andern Gebieten bewanderten Schriftſteller Halthaus zum Verfaſſer. — Halm's neueſtes Drama führt den Titel „Molina"; Bauernfeld's allerneueſtes Luſtſpiel hat den ſatyriſchen Namen „Unterthänig"; beide ſollen im März in Wien zur Aufführung kommen, haben jedoch noch nicht die Cenſur paſſirt. — Gutzkow's „Uriel Acoſta" hat in Leipzig, Hamburg und Breslau einen gleich glänzenden Erfolg errungen, wie in Dresden. — Hebbel, den die „Weſer-Zeitung" mit Recht den „genialſten" dramatiſchen Dichter der Gegenwart nennt, ſoll nicht die mindeſte Ausſicht haben, in Wien irgend eins ſeiner Stücke zur Aufführung zu bringen; das hochpoetiſche, obwohl zum Schluſſe etwas fratzenhafte Bruchſtück aus dem „Moloch", welches Kühne's „Europa" brachte, ſoll, wie wir hören, Bruchſtück bleiben.

— Das Regiment der deutſchen Oberregiſſeure ſcheint nun ein Ende zu nehmen; überall werden Dramaturgen angeſetzt, Gutzkow in Dresden, Prutz in Hamburg, Moſen in Oldenburg, Dingelſtedt in Stuttgart, Gottſchall in Königsberg, Feodor Wehl in Magdeburg. An der Wiener Hofbühne ſoll dem Vernehmen nach Herr Herzenskron die Stellung erhalten, die früher Schreivogel einnahm, während in Berlin, wo die Aufgabe des Dramaturgen hauptſächlich iſt, die Kaſſe in Scene zu ſetzen, Herr Henoch für dieſen Poſten auserſehen ſein ſoll. Neuern Nachrichten nach ſoll jedoch Herr A. B. C. Mayer u. Comp. noch mehr Ausſicht für dieſe Stelle haben.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Die Fürſtenthümer Wittgenſtein.

Im Süden des Herzogthums Weſtphalen erhebt ſich der höchſte Gebirgszug zwiſchen Weſer und Rhein, welcher in dem Aſtenberg eine Höhe von 2600 Fuß über dem Meeresſpiegel erreicht und faſt ganz Weſtphalen und einen großen Theil von Heſſen, Naſſau und den umliegenden Gegenden mit Bächen und Flüſſen verſorgt. Dieſer Gebirgszug ſchließt von zwei Seiten den Kreis Wittgenſtein von ſeiner Umgebung ab und iſt im Verein mit der politiſchen Geſchichte dieſes Kreiſes die Urſache, daß wir hier einen ganz eigenthümlichen Volkscharakter finden, und dieſes Ländchen als ein ſelbſtſtändiges Ganze betrachten können. Der Kreis zerfällt in zwei unter preußiſcher Oberhoheit ſtehende Standesherrſchaften, die einer in zwei Linien getheilten Familie angehören, den beiden fürſtlichen Häuſern Wittgenſtein, von denen das eine in Wittgenſtein, das andere in Berleburg reſidirt. Noch vor einigen Jahren war dieſes Land von allem Verkehr mit der Welt abgeſchnitten; keine Chauſſee, kein erträglicher Communalweg führte durch das Land zu einer Zeit, wo ſchon faſt in jeder preußiſchen Provinz Eiſenbahnen projectirt und gebaut wurden. Erſt in neueſter Zeit iſt eine Chauſſee mitten durch die beiden Grafſchaften hindurch gelegt worden, aber die Armuth und Verkehrsloſigkeit des Ländchens wird dadurch erſt recht bemerklich, und vor der Hand beſteht einer der Hauptvortheile dieſer neuen Chauſſee darin, daß die genannten Fürſten das Holz, den Reichthum des Landes, welches in ungeheuren meilenlangen Wäldern wächſt, nur um ſo leichter aus dem Lande hinausführen und dort zu allerdings höhern Preiſen verkaufen können.

Mit dieſem abgelegenen und durch Natur und Geſchichte vereinzelten Gebirgslande wollen wir uns etwas länger beſchäftigen, da hier wohl zum erſten Male dieſe vergeſſenen und traurigen Gegenden geſchildert werden. In dieſen beiden Grafſchaften findet man leider den Pauperismus in gleich abſchreckendem Maße bei den Bauern auf dem platten Lande, wie bei den Arbeitern in den Fabrikſtädten. Durchaus gebirgig, gewährt dieſes Land

dem Durchreiſenden wohl viele ſchöne pittoreske Ausſichten, aber dem Landmann keine vollen Scheunen; die mit Haidekraut bewachſenen Höhen geben den Bienen genug Süßigkeit zum Honig, aber den Menſchen die ganze Bitterkeit der Armuth. Der Boden, durchweg wenigſtens tauſend Fuß, ſelbſt in den Thälern, über dem Meeresſpiegel gelegen, ſichert dem Hafer nur in günſtigen Jahren, dem Roggen ſehr ſelten, dem Weizen aber nie ſeine Reife. Daher kommt es, daß die Grundſtücke in dieſem Ländchen ſehr wenig Werth haben. Wenn man die Laſten und Zehnten, welche gewöhnlich auf den Aeckern liegen, abzieht, bleibt oft ſo wenig Reinertrag übrig, daß man nicht begreifen kann, wie der Bauer ſich noch die Mühe gibt, das Land zu beſtellen. Schreiber dieſes war ſelbſt Zeuge, wie ein Bauer, um 50 Thaler aus einer öffentlichen Kaſſe leihen zu können, 19 verſchiedene Grundſtücke vorſchriftmäßig hypothekariſch verſichern mußte. Von manchem Acker blieben nach Abzug des Kanons und der Zehnten nur einige Silbergroſchen Reinertrag übrig.

Mehr aber, wie der unfruchtbare Boden und das ſchlechte Klima, iſt die Unterthänigkeit der Bauern unter die Fürſten Urſache des Pauperismus. Die Zinſen, Zehnten und andere Abgaben, welche aus dieſem Verhältniß entſpringen, betragen faſt das Doppelte der Staatsſteuern, welche die Bauern nebenher zu entrichten haben. Beeilen wir uns, zu ſagen, daß die preußiſche Regierung energiſcher und eifriger als die öſterreichiſche, dieſen mittelalterlichen Zuſtänden endlich ein Ende zu machen ſuchte, und daß alle dieſe fürſtlichen Regalien ſeit dem Jahre 1840 in eine feſte Rente umgewandelt ſind, welche die Fürſten aus der Staatskaſſe erhalten, während der Fiscus ſich jährlich von den Bauern die Ablöſungsſumme bezahlen läßt. Dieſe iſt ſo berechnet, daß das Capital, womit alle Laſten abgelöſt werden, in vierzig Jahren amortiſirt wird. Im Jahre 1880 alſo ſind die armen Bauern frei und haben nur Das zu zahlen, was die andern Unterthanen, welche nicht das Glück haben, einen Fürſten noch ſo nebenher zu beſitzen, auch zu zahlen verpflichtet ſind. Die Enkel der jetzt lebenden Generation werden ſich demnach endlich einmal ſatt eſſen können.

Die treffliche Abſicht dieſer Regierungsmaßregel, ſowie ihre wohlthätigen Folgen in der Zukunft, bedarf ſicherlich keiner Erläuterung. Die Bauern ſind ſchon jetzt freie Beſitzer ihrer Grundſtücke und brauchen nicht mehr, wie vor dem Jahre 1840, zu jeder Uebertragung, Veräußerung und Verpfändung derſelben die ſpecielle Genehmigung des Fürſten. Auch können ſie Holz auf ihrem eignen Boden wachſen laſſen, was früher nicht ſtatthaft war, da jeder Baum, er mochte wachſen wo er wollte, ein Eigenthum des Fürſten

wurde, ſobald er die Höhe eines Mannes erreicht hatte. Ferner wird die Abgabe an den Staat nicht mit derſelben Strenge beigetrieben, wie die an den Fürſten; ſie wird ganz wie die Grundſteuer behandelt, alſo auch in dem Falle gänzlichen Unvermögens niedergeſchlagen, während letztere ganz den Regeln einer Privatforderung folgte. Aber es iſt die Frage, ob der Staat nicht das Recht und die Pflicht hat, andere glücklichere und reichere Provinzen für die Rettung eines armen, verſchuldeten Landſtrichs mit in Anſpruch zu nehmen, und alſo aus ſeinen allgemeinen Einkünften jede Rente zu bezahlen, die jetzt der einzelne Kreis aufbringen muß. Für 15 Millionen Preußen würde die Laſt nicht ſchwer geworden ſein, welche jetzt einige Tauſend ganz zu Boden drückt. Darin beſteht ja grade der Vortheil, einem großen Staate anzugehören, daß jeder einzelne Gau, jede einzelne Provinz, nicht allein ſteht. Dieſe gegenſeitige Vertretung und Unterſtützung der einzelnen Landestheile unter einander iſt es ja grade, was den Staat aus einem zuſammengewürfelten Conglomerat verſchiedener Beſitzungen zu einem lebensvollen, organiſchen Ganzen formt. Wäre der Grundſatz „Alle für Einen und Einer für Alle“ auf die Verhältniſſe der Wittgenſteiner Bauern angewendet worden, ſo hätte man vielem unſäglichen Kummer und Elend vorgebeugt. Da nach dem Geſagten der Ackerbau, auf den die Bevölkerung zunächſt hingewieſen iſt, das Land nicht ernähren kann, ſo ſah man ſich genöthigt, die Induſtrie in Anſpruch zu nehmen. Eine ſelbſtſtändige Gewerbthätigkeit kann der Wittgenſteiner Kreis für ſich nicht in Anſpruch nehmen, da alle natürlichen Bedingungen derſelben fehlen. Webſtühle waren das Einzige, was man hierher verpflanzen konnte; Elberfelder Häuſer bekamen vom Staate bedeutende Zuſchüſſe, um dieſen Zweig der Induſtrie in dem armen Wittgenſteiner Lande heimiſch zu machen. Aber dieſe Zuſchüſſe haben leider nur die Fabrikanten reich, aber nicht die Arbeiter glücklich gemacht. Der Lohn für dieſe Arbeit iſt äußerſt gering; der Wollweber, der immer ein erwachſener, kräftiger Mann ſein und zu ſeiner Unterſtützung noch immer ein Kind als Spuler hinzuziehen muß, bekommt für das Stück im Durchſchnitt 1 Thlr. 27 Sgr. Wenn man nun bedenkt, daß er dieſes bei der angeſtrengteſten Arbeit nur in fünf Tagen fertig liefern kann und dabei noch für jede Zögerung und jeden Schaden Einbuße erleiden muß, ſo wird man gewiß den Grund der Armuth nicht, wie einige dortige Paſtoren predigen, in der Faulheit und Liederlichkeit der Leute finden.

Einer der hauptſächlichen Gründe der Armuth in dieſem Lande iſt ferner der Mangel an Holz, ohne welches bekanntlich kein Ackerbau und keine Bauerwirthſchaft beſtehen kann. Was — wird man mir erwidern — dieſes

Land mit ſeinen meilenlangen, prächtigen Buchen- und Eichenwäldern, ſoll an Holzmangel leiden? Allerdings! Die großen Holzungen, die den Reichthum des Landes ausmachen, ſie gehören Alle den Fürſten, und die Bauern müſſen jeden Baum von dieſen kaufen. Da die Siegen'ſchen Hüttenwerke in der Nähe nun, beſonders ſeit die neugebaute Chauſſee den Verkehr erleichtert hat, die Holzpreiſe bedeutend in die Höhe ſchrauben, ſo daß ſie in den letzten Jahren faſt um das Doppelte geſtiegen ſind, ſo kann man ſich erklären, mit welchen Opfern die Bauern ſich im kalten Winter vor dem Erfrieren ſchützen müſſen. Früher, als die Bauern Leibeigene waren, erhielten ſie als ſolche das nöthige Holz unentgeldlich; nach der Aufhebung der Leibeigenſchaft bekamen ſie es für einen mäßigen Preis, der durch jahrelanges Herkommen fixirt zu ſein ſchien. Die Bauern ſtützten ſich nun auf dieſes Gewohnheitsrecht und haben — faſt in allen Gemeinden — bei dem Oberlandesgericht zu Arnsberg proceſſirt; aber ſie konnten meiſtentheils das Recht, das Holz für einen ermäßigten Preis zu bekommen, in deſſen Beſitz ſie ſich Jahre lang befunden hatten, ſeinem Urſprunge nach nicht genau nachweiſen, und ſie mußten außer den erhöhten Holzpreiſen auch noch bedeutende Gerichtskoſten bezahlen.

Mit welcher Strenge nach den gewonnenen Proceſſen aber von den Fürſten und ihren Förſtern auf das Holz gewacht wird, iſt auffallend. Es war früher nie den Bauern beſtritten worden, Laub aus dem Walde zu holen und die abgehauenen Stämme auszuroden. Erſteres wurde verboten, und um letztern Gebrauch für die Kaſſe des Fürſten unſchädlich zu machen, ließ man die Bäume abſägen, anſtatt abzuhauen, weil man auf dieſe Weiſe beim Fällen weniger Holz verlor. Dieſe Procedur iſt aber für die Arbeiter ſehr gefährlich, weil der Baum plötzlich und unverſehens ſtürzen und denſelben zerſchmettern kann. So iſt noch vor einigen Jahren im Kirchſpiel Weidenhauſen ein Mann von einem abgeſägten Baume getödtet worden, man beklagte die Unvorſichtigkeit des Arbeiters und ließ vor wie nach die Bäume abſägen, damit die Bauern die abgehauenen Splitter nicht bekommen ſollten.

Daß in Folge dieſer Uebelſtände Holzdiebſtähle grade nichts Seltenes ſind, braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, trotzdem daß ſie ſo ſehr ſtreng beſtraft werden, und die von den Fürſten angeſtellten Pfarrer Sonntags in ſogenannten „Holzpredigten" das Volk vor dieſem Vergehen warnen müſſen. Die Bauern laſſen es ſich nicht ausreden, daß Holz und Wild Gemeingut ſei, weil es auf den freien Höhen, ohne Zuthun des Menſchen, entſtanden iſt, und daß jeder Menſch darauf, wie auf Luft und Waſſer, An-

ſpruch zu machen habe. Daher kommt es, daß im Bewußtſein des gemeinen Mannes Holzfrevel durchaus nicht für ein Vergehen gilt, und auf dieſe Volksmeinung hat auch wohl der Geſetzgeber geachtet, wenn er erſt den vierten Holzfrevel als Diebſtahl zu beſtrafen gebietet. Aber dieſer Milde des Geſetzes wird durch die Praxis des Lebens Hohn geſprochen. Es iſt nicht lange her, daß in der Nähe von Berleburg, bei dem Dorfe Röſpe, ein Fall vorkam, der wirklich ſtark an die Gerüchte erinnert, welche die Zeitungen aus den ſchleſiſchen Gebirgen über den Mord der dortigen Wilddiebe mittheilten, und die man für Myſtificationen zu halten ſo ſehr geneigt iſt. Drei Menſchen wurden beim Holzfrevel von den Förſtern des Fürſten zu Berleburg verwundet; Einer, von hinten durch den Rücken getroffen, ſtarb am andern Tage; ein Anderer, durch die Hand geſchoſſen, wurde arbeitsunfähig; Alle aber verheimlichten mit ihren Angehörigen dieſen Vorfall aus Furcht vor der Unterſuchung und den daraus erwachſenden Koſten. Den Todten begrub man als einen am hitzigen Fieber Geſtorbenen; kein Menſch kümmerte ſich weiter um die Geſchichte, da die Förſter auch wohlweislich reinen Mund hielten.

Die Fürſten von Wittgenſtein und Berleburg ſind ſehr verſchuldet und es ſcheint, als ſuchten ſie, insbeſondere der von Wittgenſtein, es immer mehr zu werden. Der Vater des letztgenannten Fürſten, da er nicht im Stande war, ſeine Vermögensverhältniſſe zu reguliren, ſtand unter der Vormundſchaft des Oberlandesgerichts zu Arnsberg, dadurch wurden die zerrütteten Finanzen der Grafſchaft wieder einigermaßen in Ordnung gebracht, und die Unterthanen konnten etwas freiere Luft ſchöpfen. Der jetzige Fürſt aber macht wieder einen mit ſeinen Einkünften im ſchreiendſten Widerſpruch ſtehenden Aufwand.

Die beiden Fürſten, deren Einkünfte nach Abzug aller Apanagen, der Zinſen für die Schulden und der bedeutenden Verwaltungskoſten, vielleicht geringer ſind, als die manches Fabrikherren oder Landedelmannes, vergeben ihrer fürſtlichen Würde nicht das Geringſte und die Hofetiquette wird mit einer Sorgſamkeit bewahrt, wie es nur in den goldenen Zeiten der Duodezhöfe im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert der Fall war. In Laasphe, der Hauptſtadt der Grafſchaft Wittgenſtein, und in Berleburg wimmelt es von Hofräthen und Hofſchneidern, Hofpredigern und Hofſchuhmachern, Hoflieferanten, Kammerräthen, Leibärzten, Stallmeiſtern, und ähnlichem Anhängſel „regierender" Perſonen. Es werden Hoffeſte gefeiert, die nicht, was die Langeweile, ſondern nur, was den Glanz und die Koſten anbetrifft, ſich von königlichen unterſcheiden. Auf die Courfähigkeit der einzuladenden Gäſte

wird mit anzuerkennender Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit gesehen, und es ist mir der Fall bekannt, daß in Berleburg ein Gerichtssecretair nicht als solcher, sondern als Landwehrlieutenant außer Diensten eingeladen wurde. Selbst die Bauern beobachten diese Etiquette, und sprechen von ihrem Fürsten nie anders, als von ihrem „allergnädigsten" Herrn. Freilich macht es einen komischen Anblick, wenn man, wie es dem Schreiber dieser Zeilen begegnet ist, von einem greisen Bauer Worte, wie folgende, aussprechen hört: „Unser allergnädigster Fürst will uns am Ende noch das Blut aussaugen."

Wenden wir unsern Blick weg von dem Trübsal solcher kleinen Höfe, wo man die verschwundene Kraft und Macht durch gesteigerte Anmaßung zu ersetzen sucht, wo sich Jedem, der noch etwas Gefühl für die Leiden der Menschheit hat, die Reflexion aufdrängen muß, wie glücklich dieses ganze Land sein könnte, wenn nicht jene beiden Familien auf ihm lasteten. Gehen wir lieber zur Betrachtung des Volkes über, um uns an dem Anblick seiner Kraft und Kernigkeit wieder zu erholen.

Eine tiefe, wahrhaft poetische Sinnigkeit ist ein Grundzug der ganzen Bevölkerung. Die Leute lassen sich, während ihr Körper an den Webstuhl gefesselt ist, von der Phantasie in weite, ferne Länder tragen, wo kein Elend ist, wo auch der Bauer als Mensch angesehen und geachtet wird. Man findet oft bei den Bauern Phantasiegebilde von fernen, glücklichen Ländern, die an Schwung und Großartigkeit an die utopistischen Schriften der ersten Socialisten erinnern. Die Sehnsucht nach solcher glücklichen Zukunft führt nun die Leute entweder zum Pietismus oder zur Auswanderung nach Amerika, je nachdem sie blos auf den Himmel, oder auch noch auf die Erde zu hoffen wagen. So wie sie daher mit einem fremden Menschen, dem sie die Kenntniß der Religion oder der Geographie zutrauen, in etwas bekannt sind, fangen sie gleich entweder religiöse Unterredungen an, oder sie fragen nach den Verhältnissen Amerika's. Dieses exaltirte Vertrauen auf die Zukunft verleitet sie denn auch häufig zur Auswanderung, und Viele unter ihnen, wenn sie nur die Kosten der Ueberschiffung bestreiten können, suchen in dem unbekannten Lande das Glück, welches ihnen die Heimath nicht gewähren will. Sogar Jungfrauen von fast noch kindlichem Alter ziehen ohne Familie, ohne Bräutigam, mit ihren Nachbarn in die neue Welt, die ihnen die Phantasie noch zehnmal entfernter erscheinen läßt, als sie wirklich ist. Man sieht oft ganze Häuser leer stehen, weil alle ihre Bewohner nach Amerika gezogen sind, und in der verlassenen Hütte Niemand wohnen mag. Man sollte glauben, daß, da seit einer Reihe von Jahren die Auswanderung eine Menge Menschen aus der Heimath entführt hat, die Uebriggebliebenen allmälig durch

die Briefe ihrer Landsleute richtige und angemeſſene Vorſtellungen über die amerikaniſchen Zuſtände erhalten würden. Aber dieſe Briefe ſind ſo phantaſtiſch abgefaßt und entbehren ſo ſehr alles objectiven Gehaltes, daß der Leſer wenig mehr daraus erfährt, als die perſönlichen Schickſale der Schreiber. Aus dem fremden Welttheile zurückgekommen iſt noch Niemand, weil dieſe Bauern, wenn es ihnen drüben ſchlecht geht, die Zurückfahrt nicht beſtreiten können, wenn ſie aber in einigermaßen glücklichen Verhältniſſen leben, nicht in das heimathliche Elend zurückkehren mögen. Ich will damit nicht ſagen, daß kein Heimweh die Ausgewanderten befiele; alle Briefe aus Amerika ſind voll von Seufzern und Wünſchen, die Heimath einmal wieder zu ſehen. Der Wittgenſteiner liebt ſein Vaterland, mehr wie irgend ein Anderer; ich habe greiſe Bauern, die wegen ihrer Proceſſe mit dem Fürſten eine Reiſe nach Arnsberg gemacht hatten, vor Freude weinen ſehen, wenn ſie, nur nach einigen Tagen der Abweſenheit, die erſten Berge ihres Kreiſes wieder erblickten. —

Die Leute, welche wegen ihren Familien- oder pekuniären Verhältniſſen nicht auswandern können, wenden ſich an die Religion, um durch ſie über das Elend, welches ſie in dieſem Leben erdulden müſſen, ſich tröſten zu laſſen. Man findet in dieſen Thälern keine Freigeiſter, keine Skeptiker; die Religion iſt den Leuten zu nöthig, als daß der Verſtand ein Recht über ſie gewinnen könnte. Aber Orthodoxie, ſelbſt der Pietismus tritt hier nicht ſtörend, widerlich und abſchreckend auf, da er nicht aus einem hierarchiſchen Streben und geiſtlichem Stolze entſprungen iſt, ſondern einer tiefen Gefühlsinnigkeit und einem harten Drucke des Lebens ſeinen Urſprung dankt. Es wohnt eine tiefe Wehmuth unter dieſem Volke; in dem Auge der Jungfrau, wie des Greiſes, findet man oft Thränen, deren nächſte Veranlaſſung man nicht finden kann, die aber den tiefen, düſtern Hintergrund der Seele verrathen. Selten hört man in dieſen Waldthälern fröhliche Lieder erſchallen; des Abends nach gethaner Arbeit ſtimmen Mädchen und Buben Choräle an, meiſtentheils vierſtimmig, die auf den, welcher an das fröhliche Leben und Treiben der Landleute in andern Ländern gewöhnt iſt, einen ſchmerzlichen Eindruck machen. Vergleicht man die kräftigen, graden Geſtalten, die hellen Augen, die ſtarken Glieder mit dieſen traurigen Melodien, ſo begreift man erſt recht einige Capitel in der Geſchichte des Bauernkrieges.

Bei dieſer großen Erregtheit des Gefühls und der Phantaſie, ſpielt natürlich die Geſchlechtsliebe eine bedeutende Rolle. Man braucht noch nicht lange in dieſen Gegenden gelebt zu haben, um Zeuge von rührenden Romanen geweſen zu ſein, in denen die größte Gluth und Leidenſchaftlichkeit herrſcht,

die aber auch freilich gewöhnlich mit dem Wochenbette endigen. Drei Viertel (?) der gebornen Kinder sind unehelich, welches Verhältniß nicht so sehr in einer Entsittlichung des Volkes, als vielmehr in der strotzenden Körperkraft einerseits und andrerseits in der drückenden Armuth dieser Leute seine Ursachen hat. Trotzdem daß die unehelichen Geburten die ehelichen so bedeutend übertreffen, trifft doch die unverehelichte Mutter so lange das ganze Gewicht der Schande und der Schmach, bis ihr Kind durch ihre Ehe mit dem Geliebten legitimirt worden ist. Diese Ehe wird auch in den meisten Fällen geschlossen, Vaterschaftsklagen kommen dagegen fast nie vor. Man trifft bei solchen Veranlassungen oft überraschende Beweise von einer heldenmüthigen Entsagung und Großmuth an. So sah der Schreiber dieser Zeilen ein ganz junges, bildschönes Mädchen auf dem Wochenbette liegen, das durch keine Bitten und Zureden zu bewegen war, den Vater ihres Kindes zu nennen. Dieser war nämlich mit einer wohlhabenden Bäuerin verlobt, und sie wollte dieses Bündniß nicht zerstören. Der junge Mann aber kam selbst hinzu und bekannte sich zur Vaterschaft, und brachte durch seine Ehrlichkeit die innige Liebe und seltene Großmuth der geschwächten und verachteten Wöchnerin an den Tag.

Diese Tiefe des Gemüthes ist bei diesen Bauern gewöhnlich auch mit einem gesunden Verstande verbunden. Die Leute pflegen viel nachzudenken, und es fehlen nur die Mittel der Bildung, zahlreichere Schulen, Bücher und Volksschriften, um die Naturgaben zur schönen Blüthe zu bringen. Man hat jeden Augenblick Gelegenheit, ihr gesundes, richtiges Urtheil über Gegenstände, die nicht so weit aus ihrem Gesichtskreise liegen, zu bewundern. Der Augenblick wird nicht ausbleiben, wo die politischen und humanistischen Bestrebungen unserer Zeit auch in diese abgelegenen Gegenden dringen, und sicherlich guten Boden finden, und hundertfache Früchte tragen werden; alle Bedingnisse dazu sind vorhanden: Kraft und Gesundheit, Gefühl und Verstand, Ehrlichkeit und Festigkeit, — sollte man aus solchen Faktoren nicht eine herrliche Zukunft herausrechnen können?

Das Schloß im Walde.

Graf Arthur an den Chevalier Duclos.

— den 6. Mai 18—.

Seit ich Sie nicht mehr um mich sehe, theurer Freund, seit Sie durch den strengen, doch unerschütterlichen Schluß der Vorsehung von meiner Seite gerissen sind, fehlt mir Alles, was sonst zum lichten Glanze meines einsamen Lebens diente, ist jeder Trostquell mir versiegt, jede Erhebung wie weggebannt. Warum mußten Sie aber auch Alles, was zur Verschönerung des Lebens diente, was meine Kraft erhob, mein Gemüth stählte, in mein Leben übertragen? warum wie ein schützender, segnender Genius an meiner Seite stehen und den goldnen Traum, der mich umfing, zur Wirklichkeit machen? Ehedem, da ich Sie noch nicht kannte, war mir die Erde oft leer und schal, ihre tausendfachen Schönheiten gingen ohne besondern Eindruck, spurlos fast an mir vorüber, und mein von Natur düsterer Sinn legte sogar oft noch Düsteres und Trübes in sie hinein. Da lernt' ich Sie kennen; Sie vergönnten mir einen Blick in die Tiefen Ihres Gemüthes, ich durfte nehmen und schöpfen aus dem reichen Schatze desselben, und nun erst gewann Alles um mich her Bedeutung, nun erst lernt' ich die Geheimnisse der Natur und die ernste Bedeutung des Lebens verstehen; das Trübe ward licht, das Drückende leicht, und mein Geist schwelgte oft in den unendlichen Reichthümern, die Sie, wie der Schatzgräber mit der Wünschelruthe, aus ihrer Verborgenheit hervorlockten. Sechs Monate mit Ihnen zusammen haben meinem ganzen Leben Schwungkraft und Energie für immer verliehen.

Ich kann mich unsers ersten Zusammentreffens noch so deutlich erinnern, als sei es erst heute geschehen. Es war auf den Höhen der Alpen, wohin mich der Arzt, meine kranke Brust wiederherzustellen, gesendet hatte. Mir war das Leben seit meinem zwölften Jahre, wo der ewiggeliebte Vater so plötzlich starb und ein sonderbares Testament den Onkel zum alleinigen Erben unserer Güter und zu meinem Vormunde ernannte, ganz gleichgültig

geworden. Da ſah ich Sie auf der Höhe des Bergs ſtehen; die Morgenſonne ſchien um Ihr Haupt einen Strahlennimbus gezogen und alle Züge Ihres edeln Antlitzes in Verklärungsduft getaucht zu haben; Sie hoben unwillkürlich die Arme nach dem Aufgange der Sonne zu, als wollten Sie zu ihr emporfliegen und ohne nur einen Laut von ſich zu geben, prägten ſich dennoch alle Gefühle und Empfindungen Ihres Innern zu lebhaft in Ihren Mienen aus, um nicht ein jedes derſelben augenblicklich erkennen zu können. Ich lernte Sie verſtehen, Sie neigten ſich mir zu, ließen mich in dem großen Buche der Natur ihre bisher ungekannte Runenſchrift leſen, und der Bund unſerer Freundſchaft war auf immer geſchloſſen. Von jetzt an nahm meine wankende Geſundheit ſichtlich zu, mein Herz ſtimmte ſich zur Freude um und mein voriger Trübſinn ſchwand wie ein Nebelhauch, von Sonnenlippen weggeküßt. Was bin ich Ihnen nicht Alles ſchuldig, theurer Chevalier! Mehr als das Leben — Lebensluſt, Kraft, Wirkſamkeit, Thatendrang, und wie alle die herrlichen Namen heißen. Nimmer vermag ich die große Schuld an Sie abzutragen!

Ich fand in J.. ein Schreiben meines Onkels vor, in welchem er mich nach einer Abweſenheit von beinahe nun fünf Jahren wieder zu ſich beruft. Es ſei nöthig, ſagt er darin, daß ich wieder um ihn ſei, um mich nach und nach an die Selbſtverwaltung der Güter zu gewöhnen, die nach ſeinem Tode mein eigen würden, da den einen Sohn — er ſtarb an einem Sturz vom Pferde — das Schickſal ſo früh ihm entriſſen, der andere, noch übrig gebliebene, leider! blödſinnigen Geiſtes ſei und niemals zu irgend einer Führung eines Geſchäftes tauglich ſein werde! Doch wie von jeher ein mir unerklärbares Gefühl mich von dieſem Manne zurückgeſcheucht hat, ſo iſt es auch noch jetzt, und ich möchte gern noch mehrere Jahre, Ihnen nach, in die immerfluthende Welt hinein. Doch ſein Wille — ſo lautet das Geſetz — iſt Befehl, und ſo muß ich denn wohl abreiſen!

Der einzige Troſt, der mir noch übrig bleibt, beruht auf Ihren brieflichen Mittheilungen, und um dieſe, o mein ewigtheurer Freund! bittet auf das Innigſte

Ihr

Arthur.

Der Chevalier Duclos an den Grafen Arthur.

Paris, den 30. Mai 18—.

Sie erhalten die Antwort auf Ihren mir ſo lieben Brief etwas ſpät, denn ſchon der Name des Ortes, an dem ich mich jetzt befinde, muß ſie von

der Wahrheit überzeugen, daß die Zahl meiner Geſchäfte ſehr groß iſt. Mein Geſchäftsträger war kurz vorher, ehe ich in der Metropole einfuhr, geſtorben, und ich fand daher Vieles, was ich als erledigt dachte, unvollendet, und deshalb mußt' ich nun ſelbſt Hand an das Werk legen. Mehrere Wochen werden vergehen, ehe ich mir nur ein wenig Licht in das Chaos zu verſchaffen im Stande bin. Verzeihung daher, wenn ich bis zur Erledigung der vorzüglichſten meiner Angelegenheiten nur kurz Ihnen von mir melde. Ich werde alles Verſäumte gewiß ſpäterhin nachholen!

Von den Merkwürdigkeiten dieſer Weltſtadt nicht das Geringſte, denn Alles darin, vom Alpha bis Omega, kennen Sie ja bereits; und das noch nicht von Ihnen Geſehene, das täglich wie neue Tropfen zur Urquelle hinzufluthet, ſah ich noch nicht. Nur von einigen hiſtoriſchen Perſonen, die ich zuerſt ſah und die als Ihre Landsleute Ihnen nicht unintereſſant ſein möchten, Folgendes. Ich ſah und ſprach unter Andern auch die liebenswürdige Herzogin von Orleans, eine geborene Mecklenburgerin, — und ihr Geiſt, wie die ächte, hohe Weiblichkeit, die ſich aus ihrer ganzen Haltung und Perſönlichkeit ausſprach, mußte für ſie gewinnen. Dann den Dichter Heine, der nahe dem Hauſe meiner Tante wohnt, höchſt ausgezeichnet durch ſein poetiſches Talent, wie durch die Feinheit, ſich wie ein Eingeborner ausdrücken zu können; doch frivol und ungebunden in ſeiner Lebensweiſe, ebenfalls wie ein Franzoſe.

Eine dritte Bekanntſchaft geht Sie an, beſter Arthur, und dürfte in dieſer Gallerie lebender Bilder vielleicht nicht die unintereſſanteſte für Sie ſein. Sie ſtaunen, Sie rathen bald auf Den, bald auf Jenen. Hören Sie! Da mein ſo ſehr geſchätzter Sachwalter, wie bereits geſagt, todt, mein Proceß aber eines geſchickten Anwaltes bedurfte, ſo wendete ich mich, auf Empfehlung mehrerer geachteter Freunde, an den berühmten Advokaten Garand.

Derſelbe bewohnte ein großes Haus in der rue de Richelieu, das ihm ſelbſt gehörte. Das ganze Haus war geſchmackvoll gebaut und eine herrliche Treppe, an den Seiten mit einzelnen Statuen beſetzt, führte in den obern Stock, den er bewohnte. Ein Bedienter in Livrée meldete mich dem Herrn, der mich ſogleich vor ſich ließ.

Das Zimmer, in das ich trat, war höchſt geſchmackvoll eingerichtet, die Wände mit Gobbelins-Tapeten, der Fußboden mit den feinſten Teppichen bedeckt. Eine auffallend widrige Erſcheinung aber war dieſer Garand ſelbſt.

Denken Sie ſich eine ſehr kleine, faſt zur Mumie ausgetrocknete Figur in einer eleganten Kleidung, mit einem gelben, lederartigen Geſicht, ſtruppigem (wiewohl friſirtem) Haar und zwei kleinen, ſtechenden Augen, die in

beſtändiger Bewegung, gleich einem Treibrade, bald da-, bald dorthin rollten.

Er lud mit dem freundlichſten Tone mich ein, mich neben ihm niederzulaſſen und fragte dann nach der Urſache meines Beſuchs. Bald waren wir im eifrigen Geſpräche, und ich geſtehe es, daß die geiſtreiche Art ſeiner Anſichten, ſo wie die Tiefe ſeiner Kenntniſſe mich überraſchten. In der Folge der Unterredung, die meine Reiſen in's Ausland betraf, entſchlüpfte mir auch Dein Name, mein Arthur.

Da ſtutzte der Mann, heftete einen durchbohrenden Blick auf mich, der mich erbeben machte, und fragte dann: Woher ich Dich kenne? Wie Deine Geſundheit beſchaffen ſei? Wo Du Dich aufhielteſt? u. a. m. Um das Befremdende dieſer gehäuften Fragen einigermaßen zu bemänteln, entdeckte er mir endlich, daß er ſeit langer Zeit der Anwalt des alten Grafen Gornau (Deines Onkels) ſei, daß er Dich von zarter Jugend an gekannt und wie er noch immer die mannichfachen Geſchäfte dieſes Hauſes führe. Er brach dann plötzlich ab und wir ſprachen dann von meiner Sache, die er auch zu übernehmen ſich erbot.

Mir ſagt es mein Herz, daß dieſer Garand in Eurem Hauſe keine kleine Rolle geſpielt hat und noch ſpielt; vielleicht, daß wir noch einmal ihn finden. Schreibe mir, wenn es angeht, recht bald, mein Arthur; Du weißt es, wie theuer und werth mir immerdar Deine Briefe ſind und wie große Freude mir dieſe machen. Schone Deine Geſundheit; ſei vorſichtig im Umgange mit dem Ohm und melde mir, was Dich betrifft. Gott mit Dir!

Dein

Henriquez.

Advokat Garand an den Grafen Gornau.

Paris, den 8. Juni 18—.

Ihren geehrten Auftrag, mein Herr Graf, habe ich richtig und, ich hoffe, zu Ihrer Zufriedenheit ausgeführt, und lege Ihnen desbalb die darauf bezüglichen Papiere hiermit vor. Sie haben dadurch in Ihren jährlichen Einnahmen eine Summe von mehreren tauſend Francs gewonnen. Den zweiten Ihrer Aufträge, Ihnen zur Ausſchmückung des neuerbauten Schloſſes in A... diejenigen Meubles zu beſorgen, von denen Sie mir eine Liſte zugeſendet, werde ich eben ſo genau zu erfüllen mich bemühen, ſobald einige meiner dringendſten Geſchäfte (deren, wie Sie wiſſen, mir ſo viele auf dem Nacken laſten) bei Seite geſchafft worden ſind. Die Sache iſt ja ohnedem, wie Sie

geſchrieben, nicht von zu großer Eile, und einmal daran gegangen, wird Alles dann ſchnell beendigt ſein.

Noch habe ich Ihnen, Herr Graf, etwas mitzutheilen, das vielleicht dazu dienen möchte, Ihre Aufmerkſamkeit zu ſchärfen und Sie zur Vorſicht zu mahnen. Es machte mir ohnlängſt ein Chevalier Duclos die Aufwartung, um mir einen Proceß zu übertragen, den ich auch angenommen. Dieſer theilte mir unter andern Gegenſtänden auch den mit, daß er der intimſte Freund Ihres Neffen, des jungen Grafen Arthur ſei, mit dem er viele Reiſen gemacht habe. Dieſer Chevalier ſcheint mir, wenn mich nicht Alles trügt, der ſchlaueſte und tiefſte aller Köpfe zu ſein, die mir je vorgekommen, ein Mann, der eine große Gewalt dadurch über die Herzen der Menſchen hat; und er iſt es zugleich, der — wie ich aus einzelnen ſeiner Mittheilungen ſchließen konnte — Ihren Neffen leitet und lenkt wie er will. Erforſchen Sie doch, ob Graf Arthur, der, wie Sie mir ſchon einmal geſchrieben, oft ſehr düſter ſein ſoll, am Ende Ahnungen von geheimen Dingen habe, die er nicht wiſſen darf. Laſſen Sie den jungen Mann nicht nach dem bewußten Schloſſe im Walde, denn Sie wiſſen, welches ſchreckliche Abenteuer ich dort erlebte — ich, der ich an nichts weniger als an Geiſter und ſogenannte höhere Mahnungen glaube! Am allerwenigſten, Herr Graf, laſſen Sie es zu, daß dieſer Chevalier (wie er mir deutlich es merken ließ) in Geſellſchaft des jungen Grafen das Schloß im Walde beſuche, denn dann würde ſein ſcharfer Blick den ſchwächern Ihres Neffen heben und Dinge herausbringen, die Ihnen und am Ende auch mir Gefahr bringen möchten.

Beobachten Sie und befolgen Sie dieſe meine wohlgemeinten Warnungen, die ſchon oft Ihnen von Nutzen geweſen ſind.

Schließlich erſuch' ich den Herrn Grafen, mir mit der nächſten Gelegenheit 20,000 Francs als Erledigung meiner bisher ſtattgefundenen Bemühungen zukommen zu laſſen, indem ich zur Zeit eine kleine Lücke in meiner Kaſſe verſpüre.

Empfehle mich zu fernern Gnaden ꝛc. Ew. Hochgeboren

unterthäniger Diener.

Graf Arthur an den Chevalier Duclos in Paris.

Schloß A., den 4. Juli 18—.

Sie und nur Sie, mein geliebter Chevalier, fehlen mir, um durch Ihren weiſen Rath mich zu leiten, durch Ihren Troſt mich aufzurichten und mir Muth und Kraft in die Seele zu hauchen. Sie werden aus der Auf-

ſchrift meines Briefes wahrnehmen, daß ich, dem Rufe meines Onkels diesmal gehorſam, die ſchönen Gefilde Helvetiens verlaſſen und nach den heimathlichen Fluren meinen Lauf gerichtet habe.

Dies iſt mir — ich geſtehe es Ihnen frei — diesmal ſehr ſchwer gefallen, denn erſtens vermißt' ich Sie an allen Orten, zweitens eilt' ich einer Gegend zu, in welcher ich für die Gegenwart wie für die Zukunft nicht eben goldene Tage hoffe.

Ehe ich noch den freien Boden verließ, beſuchte ich noch einmal alle die Stellen, die Ihre Gegenwart geweiht, die ich mit Ihnen betreten hatte. Ich beſtieg die Gipfel des Rigi, ich faßte den rauhen Pilatus feſt in's Auge, ſaß eine Zeit lang ſinnig im Schooße der Jungfrau. Dann pflückt' ich (und diesmal mit vieler Gefahr) einen Strauß von blauen Enzianen, die Ihnen ſo lieb waren, erklomm die Höhe einer Alp, betrat das Innere einer Sennhütte, ließ mir ein Glas Milch geben, die Sie ſo gern getrunken, und warf mich dann, in meiner Wohnung angelangt, in meinen Wagen, um der Gegend zuzueilen, in der meiner Jugend Blüthen in der Erinnerung mir entgegenlachten.

Ich fand meinen Oheim, als ich auf dem Schloſſe A... angekommen, nicht vorhanden. Man ſagte mir, daß er bei einem der benachbarten Gutsbeſitzer zu einer großen Jagd geladen ſei und nicht vor drei Tagen wieder erwartet werde. Doch den armen Alexis, den zwanzigjährigen, blödſinnigen Couſin, fand ich, der, als er von meiner Ankunft vernommen, diesmal viel behender, als es ſonſt der Fall war, auf mich los kam und mich nach ſeiner Weiſe willkommen hieß. Ich fand ihn weit bleicher als ſonſt, und eine unverkennbare Mattigkeit blickte aus den welken Gliedern hervor und verkündete die nahe Ankunft des Retters vom Looſe der Sterblichkeit.

Ich ſuchte nun — es war ja die Burg meiner Ahnen, die Wiege meiner Kindheit, wo ich jetzt weilte — alle Stellen wieder auf, die meine Jugend geſehen, den Schloßteich, in dem ich mit dem treuen Conrad, der meinem Vater bald nachfolgte, Krebſe und Fiſche fing; die lange, weitbezirkte Reitbahn, wo ich gelehrt ward, das erſte Roß kunſtgemäß zu beſteigen; den herrlichen Park, wo wir, wann die Couſins oder ſonſt andere Knaben der Nachbarſchaft zum Beſuch kamen, uns herumzutummeln pflegten. Die alten Diener fand ich leider! nicht mehr, denn die meiſten von denen, die meinem Vater gedient hatten, waren, aus mir unbegreiflichen Gründen, vom Onkel verabſchiedet worden.

Nach drei Tagen kam endlich mein Oheim wieder zurück. Als er mich erblickte und ich, ihn zu begrüßen, entgegeneilte, ſtarrte er mich an, und

ſchreckte, wie von einer jähen Erinnerung ergriffen, zuſammen, doch ermannte er ſich bald, und hieß mich im Schloſſe meiner Väter willkommen.

Sein Geſicht war auffallend blaß, ſeine Geſtalt gebeugt und verfallen, die Augen lagen hohl in den Höhlen. Er zeigte eine große Freude über meine Ankunft, und äußerte: es werde mir hier gewiß gefallen, die Forſten wimmelten von Wild, das nur auf meine Ankunft warte, um erlegt zu werden; die Teiche wären mit Fiſchen überfüllt, und der Nachbarn gäbe es manche in der Nähe und Ferne, die recht ſtattliche Herren, alle begierig wären, mich kennen zu lernen. „Auch kannſt Du, fügte er am Ende noch hinzu, das neue Schloß in —, das ich für Dich habe bauen laſſen, zuweilen beſuchen, um den noch nicht vollendeten Bau durch Deine Gegenwart zu beleben, und Einrichtungen noch zu treffen, die Du allein wünſchenswerth erachteſt. Ich habe deshalb, um das Schloß Dir recht angenehm zu machen, von Paris aus die dazu nothwendigen Meubles verſchrieben, und hoffe, Du werdeſt mir, da ich ſelbſt dieſe Vaterfreude entbehren muß, bald die Gemahlin zuführen, die Deinem Range und Stande angemeſſen iſt!"

Es war ſichtlich viel Güte in ſeinem ganzen Benehmen gegen mich, und ich ſchalt mich auch, als ich wieder allein war, über meines Herzens Härtigkeit ſelbſt aus, doch ich konnte nicht anders, denn jedesmal, wenn ich meinem Herzen deshalb Gewalt thun wollte, überkam mich jenes unheimliche Gefühl, und wie ſehr ich auch mich bemühte, es zu thun, und ihm meine Gefühle an den Tag zu legen, doch vermocht' ich es nicht.

Am andern Tage, als wir — es war der ſchönſte Sommertag, der je vom Himmel zur Erde niederſank — ich und er, nach aufgehobener Tafel, im Schloßgarten ſpazieren gingen, wandte ſich (ich weiß nicht wie?) das Geſpräch auf das Schloß im Walde, das ich mit dem geliebten Vater zuletzt bewohnt hatte, in dem er geſtorben war, und das ich ſeitdem nicht wieder geſehen hatte.

Ich äußerte den lebhafteſten Wunſch, es wieder zu ſehen, da es ſo viele Erinnerungen für mich in ſich enthalte. Doch mit einem ſichtbaren Erſchrecken, das ſelbſt mich bald ergriffen hätte, ſprang er zurück, ward todtenbleich, und mit einem zitternden Tone ſprach er: „Nein, nein! Bei Deiner erſt wieder hergeſtellten Geſundheit kann und darf ich es nimmermehr zugeben, daß Du Dich jenem Schloſſe nahſt! Ohnedem wird es nur von einem alten Förſter bewohnt, und bietet Dir nicht die geringſte Bequemlichkeit dar! Verſprich mir daher daſſelbe nicht zu beſuchen!"

Ohne zu wiſſen, warum, verſprach ich es ihm, und es ſchien, als ob ihn dies Verſprechen einigermaßen beruhige.

Da mich dies Verſprechen beunruhigt; da eine mir ſelbſt unerklärliche Sehnſucht mich unwiderſtehlich faſt nach dem Schloſſe hinzieht: ſo frag' ich bei Dir, mein Henriquez, hiermit ernſtlich an: Ob ich mein Verſprechen zu halten habe? oder ob ich dem Drange meines Herzens, der unerklärbaren Sehnſucht meines Herzens nachgebe und dennoch insgeheim jenes mir ſo liebe Schloß im Walde beſuche?

Antworte mir bald, o, Du mein ewigtheurer Freund, denn das kalte, einförmige Wort: „Sie" ſoll nicht mehr ceremoniös und hemmend zwiſchen uns treten, da unſere Herzen es nicht kennen, die lange ſchon verſchwiſtert waren.

Tragen alle gute Engel Dich auf ihren Händen!

Dein

ewigtreuer Arthur.

Der Chevalier Duclos an den Grafen Arthur.

Paris, den 20. Juli 18—.

Ich nehme gern Dein freundliches Du an, mein Bruder, und ſende Dir hiermit den Weihekuß der Liebe und der Treue zu, da Du wohl recht haſt, daß unſere Herzen längſt eins waren und eins ſein und bleiben werden in alle Ewigkeit.

Ich bin hier in ein Meer von Geſchäften und Aufträgen verſenkt, deren Anzahl mich zittern machen würde, ſchlüge nicht in meiner Bruſt ein muthiges Herz, ein kräftiges Vertrauen, und wüßt' ich nicht ſchon aus meinen frühern Verhältniſſen, daß Muth und Kraft, mit Vertrauen begabt, das Schwierigſte überwindet. Mein Proceß geht gut, meine gerechte Sache ſcheint den Sieg zu erlangen, und ſo bin ich getroſt und arbeite und wirke nach allen meinen Kräften.

Ich habe jetzt wieder einige höchſt intereſſante Bekanntſchaften theils gemacht, theils erneuert, die meinem Leben einen milden, ſanften Schimmer verleihen, und mich für Vieles, was ich ſonſt entbehren muß, ſattſam entſchädigen. Ich ward durch meinen Onkel, den Marquis Duvenil, dem Chef-Miniſter Guizot vorgeſtellt, und bin durch den Geiſt und die anſpruchsloſe, ſchlichte Weiſe dieſes Mannes, der Frankreich durch die Tiefe und die Kraft ſeiner Maximen beglückt, unwillkürlich zur Bewunderung hingeriſſen. So muß man ſein, wenn man groß genannt ſein will, mild, anſpruchslos, und doch ernſt, tief, voll Kraft und Licht. Ich werde ſeine Reunions, zu denen er mich ein für alle Mal eingeladen hat, nimmermehr verſäumen, werde von des Mannes Weisheit und Milde mit großer Freude annehmen.

Dann glückte es mir auch, von den regierenden Gliedern des Hauſes Orleans, dem ich zugethan bin und bleiben werde, in einem der erſten Cercles, die ich beſuchen mußte, der liebenswerthen Herzogin von Nemours (auch einer Landsmännin von Dir, mein Arthur!) vorgeſtellt zu werden. Wenn gleich nicht von der imponirenden Haltung, wie die Herzogin von Orleans ungeſucht behauptet, ſo prägt ſich dennoch in ihrem ganzen Weſen jene herzgewinnende Hoheit und Anmuth aus, die den Gliedern des Hauſes Coburg ſtets eigen zu ſein pflegt. Auch ſie hat Deinem unbedeutenden Freunde den Zutritt zu ihren Soiréen huldvoll geſtattet!

Und nun zu dem Wichtigern des Ganzen, zu Dem, um was Du mich befragſt! Scheint es doch, als ob Deine Sache mit Rieſenſchritten ihrem Endziele zueilte, und als ob das Schloß im Walde, zu dem man Dir den Zutritt ſo ängſtlich unterſagt hat, eine bedeutende Rolle in Deinem Leben ſpielen ſollte! Mein Rath iſt in Betreff Deiner Frage der: Du gehſt, gehſt recht bald nach dieſem Schloſſe, und erwarteſt ruhig und getroſt, was die Vorſehung auf dieſem Schauplatze zu entwickeln für gut befinden, und was ſie Dir von den verhüllten Geheimniſſen der Vergangenheit mitzutheilen für gut befinden wird. Dann handle als ein Mann, als der Sohn ſolch eines Vaters, wie Du mir ihn oft geſchildert haſt und wie ich ihn mir ſelbſt denke. Darf ich doch Deinem edlen, weichen Herzen nicht ſelbſt vorſchreiben, wie Du hierin handeln ſollſt!

Was den eleganten Advokaten, Herrn Garand, betrifft: ſo war ich ſeitdem zweimal in meiner Angelegenheit bei ihm, und kann nur meine früher über ihn gefällten Urtheile wiederholen und beſtätigen: daß er einer der ſchlaueſten und gewandteſten Menſchen iſt, mit denen ich jemals umgegangen, ein Mann von den ſeltenſten Kenntniſſen, die er ziemlich theuer verkauft, doch gewiß ein verderbter Menſch, der zu allem Schändlichen fähig iſt, wenn er nur Gold erblickt. Sonderbar war es, daß der Mann, nach mannichfachem Hin- und Herſchweifen, das ich aber bald als ſolches erkannte, wiederum auf Dich kam und mich wie obenhin nur fragte: Ob ich vielleicht meinen lieben Freund, den Grafen Arthur, auf den Gütern, die er bewohne, beſuchen würde?

Sein lauerndes Auge, das forſchend auf meinen Lippen ruhte, ſagte mir, was ich ihm hierauf zu antworten habe; und ſo erwiederte ich ihm: Wie es allerdings mein Entſchluß ſei, ſobald es nur meine Geſchäfte zuließen, ihm daſelbſt einen Beſuch zu machen. Er veränderte kaum eine Miene (ſo ſehr hatte er ſich in ſeiner Gewalt), doch das leiſe Zucken ſeiner Lippen verrieth mir, was in ihm arbeite!

Und nun lebe denn wohl, Du Theurer! Rüste die ewige Vorsehung Dich mit der Kraft aus, den kommenden Tagen ruhig entgegen zu gehen und getrost zu erwarten, was sie mit sich bringen möchten!

Dein

unwandelbarer Freund Henriquez.

Samuel Gohl an den Grafen Gornau.

X—u, den 29. Juli 18—.

Ich muß Ihrer Excellenz einen Vorfall berichten, der nicht ganz angenehm für Hochdieselben sein möchte, indem er in Hochdero Gemüthe eine Saite anklingen möchte, die nicht zu den sanftklingenden gerechnet werden kann. Ich muß dies thun, um mich vor Ihrer Excellenz zu rechtfertigen, weil ich das alte Schloß stante pede verlassen, und mich hier, von woher mein Schreiben datirt ist, vor der Hand angesiedelt habe!

Sie wissen es, Herr Graf, mit welcher Treue ich Ihnen jederzeit angehangen, wie ich Gefahren und Noth um Ihretwillen ertragen, mich in alle nur mögliche unheilvolle Lagen gestürzt, und sogar zuletzt es nicht geachtet habe, mich Verhältnissen unterzogen zu haben, die für meine Sicherheit drohend genug waren!

Ich that dies, weil ich meiner sechs unerzogenen Kinder wegen in Hochdero Generosität die Mittel fand, dieselben nicht nur gehörig unterzubringen, sondern sogar ihrer Erziehung zweckmäßig abhelfen zu können. Was thut man nicht seiner Kinder wegen, die man liebt, und wie gern unterzieht man sich Schwierigkeiten und Gefahren, nur um das Wohl derselben zu begründen! Ich übernahm also die Stelle eines Aufsehers in dem alten Schlosse, obwohl meine Jugend (ich war damals erst acht und zwanzig Jahre) und mein zum geselligen Leben aufgelegtes Temperament mir viele Schwierigkeiten entgegen warf, da ich mich von nun an in tiefe Einsamkeit vergraben und, fern von den Menschen, vielleicht mein ganzes Leben hindurch, der Hüter einer Steinmasse sein sollte. Doch Ihre Excellenz versorgten meine Kinder, ich brauchte nicht mehr für deren Existenz zu zittern, und so ging ich ab. —

Zwölf Jahre sind es grade (denn der junge Herr Graf Arthur, Hochdero Neffe, war damals eben zwölf Jahre alt geworden, als er mit Ihnen, nach seines Vaters Tode, das alte Schloß verließ), seitdem ich meinen mir zukommenden Pflichten, ich hoffe, treu und gewissenhaft nachgekommen bin und Niemanden zugelassen habe, der nicht von Ihnen dazu Erlaubniß hatte

und ich habe in dieſer Zeit ertragen, was möglich war. Denn — jetzt darf ich es Ihnen frei und offen bekennen! — alle Abende, die Gott werden ließ, ertönt aus dem untern Gemache, das linker Hand zu ebener Erde liegt, wann die Glocke zwölf ſchlägt und die Geiſterſtunde beginnt, ein Wimmern, das, wenn man es hört, Einem durch Mark und Bein dringt, Seufzer begleiten dies Wimmern, wie einer Perſon, auf deren Bruſt ein ſchwerer Stein liegt, unter deſſen Laſt er zu erliegen fürchtet. Das Ganze endet mit einem immer mehr und mehr erlöſchenden Stöhnen.

Anfangs hätte ich, wann es begann (und ich vernahm es, wohin ich mich auch nur begab), ſogleich meinen Wanderſtock ergreifen und in die weite Welt hinein laufen mögen, doch der Gedanke an meine ſechs Kinder, die von Ihrer Excellenz Gnade lebten und verſorgt wurden, hielt mich jedesmal davon zurück, doch nie habe ich mich, wie lange ich hier mich auch aufgehalten, ganz daran gewöhnen können.

Einmal in dieſen zwölf Jahren kam auch ein gewiſſer Herr Garand, ein Franzoſe, hier an, der von Seiner Excellenz eigenen Hand mir einen Brief überbrachte, der mich berechtigte, ihn im Schloſſe ungehindert ſchalten und walten zu laſſen, und auf alle nur mögliche Weiſe zu ſeiner Bewirthung beizutragen. Dieſer Mann wurde demnach von mir in das ſchönſte Zimmer, gleich über dem bewußten zu ebener Erde, einquartiert, nachdem ich ihn aus dem Schloßkeller mit mehrern Flaſchen vom beſten Weine verſehen hatte.

Ich war gegen zwölf Uhr Nachts kaum ein wenig eingenickt, da ich zuvor in das ferne Dorf gegangen war, um Vorrath an Lebensmitteln, die mir ausgegangen waren, wieder zu holen, als ich heftig an meine Thür pochen hörte und des Franzoſen Stimme vernahm, der, im kläglichſten Tone von der Welt, mich erſuchte, ihm die Thür zu öffnen. Ich that es, und, an allen Gliedern zitternd, gleich einem Espenlaube, blaß und ſchweißtriefend, ſtürzte er auf mich zu, und bat mich, ihm ſogleich ſein Pferd vorzuführen, indem er noch in der Nacht abreiſen wolle. Zugleich hörte ich das alltäglich gewöhnliche Wimmern und todtesmüde Geſchrei, das aus dem untern Gemache noch kläglicher und herzzerreißender, als ſonſt, hervordrang.

Ich that dies ſogleich, denn des Mannes Zuſtand dauerte mich, und ich lief dem Stalle zu, das Roß, auf dem er gekommen war, ihm vorzuführen; er wich mir nicht von den Ferſen. Schnell hatte ich mein Geſchäft beendet, führte das Pferd ihm vor, half ihm, der, nach wie vor, am ganzen Leibe bebte, hinauf, und öffnete das Schloßthor. Wie ein Pfeil von der Sehne war er hinaus und meinen Augen entſchlüpft. Ich habe nichts wieder von ihm vernommen.

Da der Tod nun (wie ich ſichere Kunde habe) drei meiner Kinder dem Erdenleiden entnommen und die andern drei glücklich verheirathet ſind, ſo drängt es mich, daß ich mich zu ihnen begeben und meine noch übrigen Tage in ihrem Kreiſe zubringen möchte. Ohnedem wird mir, trotz der Länge der Zeit, das Wimmern und Stöhnen immer grauſenerregender, und ſo lege ich denn mein bisheriges Amt, Führer und Aufſeher des alten Schloſſes geweſen zu ſein, jetzt in Ihre Hände nieder.

Meinen unterthänigen Dank für alle Gnade, die mir Ihro Excellenz in dieſer langen Zeit erzeigt haben, und Segen dafür auf Hochdero irdiſchen Wegen! Mein Wohnort iſt jetzt T—u, bei meinem Schwiegerſohne, dem Schulzen Jacob Bornemann daſelbſt.

Verharre in tiefſter Devotion Ew. Hochgebornen Gnaden

unterthäniger Knecht

Samuel Gohl, ehemal. Caſtellan.

Graf Gornau an den Caſtellan, Samuel Gohl.

Schloß A..., den 8. Aug. 18—.

Ich danke Ihnen für treugeleiſtete Dienſte, und ſende Ihnen, damit Sie in Ihren alten Tagen keinen Mangel leiden, beiliegend 2000 Francs als Anerkenntniß meiner Zufriedenheit mit Ihnen. Zugleich ſetze ich als jährliche Penſion für Sie 300 Francs feſt, die Sie nach Quittung von dem Rendanten meiner Güter, Herrn Moller in A., erheben können.

Dabei verpflichte ich Sie, gegen Jedermann, er ſei wer er ſei, über Das, was Sie in dem Schloſſe vernommen und gehört, das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten und keine Sylbe von irgend einem Vorgange daſelbſt über Ihre Lippen kommen zu laſſen.

Bei dieſem Ihren Verfahren haben Sie ſich meiner Gnade für die Zukunft ſtets zu erfreuen.

Ihr

wohlaffectionirter Graf v. Gornau.

Die brieflichen Mittheilungen, die unſerer Erzählung bisher zum Grunde lagen, nehmen hier ein Ende und wir folgen dem, was die Muſe der Geſchichte, zu welcher ſich die Novelle und Erzählung zählt, uns mündlich überliefert hat.

Graf Arthur's Entſchluß, die alte Burg im Walde zu beſuchen, war, wie wir bereits ſchon wiſſen, durch den Rath, den ſein theurer Henriquez

ihm ertheilt hatte, vollkommen beſtimmt, und er nahm es ſich vor, zumal da die Gründe des Oheims, das Schloß nicht zu beſuchen, höchſt unzureichend waren, recht bald, wenn ſich eine ſchickliche Gelegenheit, ohne Verdacht dahin abgehen zu können, darbieten würde, ſeinen Entſchluß auch in der That auszuführen.

Dazu fand ſich nach einiger Zeit endlich eine paſſende Gelegenheit. Der alte Graf hatte von Paris aus den Transport an Meubles, die zur Ausſchmückung des neuen Schloſſes beſtimmt waren, richtig erhalten; ſie waren von ihm wie von dem Neffen beſchaut und als ſchön und auserleſen befunden worden, und nun ward man einig, daß Arthur, nachdem dieſe Meubles vorausgeſendet wären, ſogleich nachfolgen, die ſchickliche Stätte dieſen anweiſen und, wie es ihm beliebte, ſtellen laſſen ſollte.

„Ich werde dann", entgegnete Arthur, „von dort aus den Rittmeiſter von B., dem ich es ſchuldig bin, meinen Beſuch machen, der mich ſchon lange zu einer Jagd in ſeinen Forſten eingeladen hat. Dies wird mich hoffentlich bei Ihnen, lieber Onkel, entſchuldigen, ſollte ich einige Tage länger, als dies gewöhnlich der Fall iſt, ausbleiben."

Der alte Graf fand dies ſehr natürlich und ſcherzte noch darüber, denn er meinte: auf der Burg des alten Rittmeiſters ſei ein Schatz befindlich, der vermuthlich magnetiſch das weiche Herz des Neffen an ſich ziehen und feſthalten werde, nämlich deſſen ſchöne Tochter Agneta.

Mit klopfendem Herzen ritt Arthur am andern Morgen in aller Frühe ab; doch anſtatt nach dem neuerbauten Schloſſe zu reiten, das ungefähr drei Meilen von dem Stammſchloſſe entfernt lag, nahm er, als er von da aus nicht mehr bemerkt werden konnte, ſeinen Weg nach dem alten Schloſſe im Walde zu, deſſen Entfernung von A. ſechs Meilen betrug.

Anfangs ritt er nur langſam, da ſein Herz von mannichfachen Empfindungen beſtürmt und ſein Geiſt von unbeſtimmten Plänen erfüllt war. Dann aber, als Alles in ihm eine größere Feſtigkeit gewonnen und ſein Entſchluß reif war, ſpornte er ſein Pferd und flog mit Blitzesſchnelligkeit durch die grünen, von der Sonne beglänzten Gefilde daher.

Er ließ ſein wackeres, tüchtiges Roß nur ein Mal ausruhen und eine kleine Raſt ihm zukommen. Dann aber, als er es wieder beſtiegen, ſtürmte er wie vorher in gewaltiger Eile ſeinem Ziele zu. Er kam gegen Mittag wohlbehalten und ohne daß ihm irgend die geringſte Fährlichkeit zugeſtoßen wäre, in der alten Burg ſeiner Väter an.

Wie lange hatte er dieſe Stätte nicht geſehen! Wie viele Zeit war verfloſſen, ſeitdem er an der Hand des ewigtheuern Vaters hier gewandelt!

Bis zu der Ecke des Waldes, den er jetzt erreichte, hatte er, wenn der Vater zu einer fernen Jagd zog oder eine Reiſe machte, denſelben in Begleitung eines alten Dieners jederzeit begleitet, dort hatte er ihm ſtets den letzten Kuß gegeben, der alte treue Diener hatte ihn dann auf ſeine Schultern ſteigen laſſen und ſo hatte er dem vorwärts Eilenden nachgeſehen, wie weit er nur konnte.

Da entdeckte er noch die alte Eiche, unter deren weit ſich ausdehnenden Zweigen er häufig mit dem alten Georg (dies war der Name des Dieners) niedergeſeſſen, wo dieſer ihn auf den Schooß genommen und ihm dann wunderbare Märchen und Sagen der Vorzeit erzählt, während er dem Alten aus ſeiner Jagdtaſche, die jener trug, allerlei Imbiß herauslangte, den er jenem reichte und womit er ſich ſelbſt erquickte.

Der Graben, der um das ganze Schloß ſich herumzog, war jetzt trocken und waſſerleer, ganz mit hohem, dickſtengeligem Rohr verwachſen. Niemand kam ihm, als er am Schloßthore ankam, entgegen, auch war daſſelbe feſt zu. Arthur war vom Pferde geſtiegen und pochte nun heftig an daſſelbe an. Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe daſſelbe von innen geöffnet ward, und als dies geſchah, erſchien ein ziemlich vierſchrötiger Menſch, der in nicht eben feinem Tone fragte: „Wer der Ankömmling ſei und was er wolle?“

Erſt nach vieler Mühe gelang es dem Grafen, ſich dem unbeholfenen Burſchen als den Beſitzer des Schloſſes erkennbar zu machen, und nun führte derſelbe etwas ehrerbietiger den Gebieter in die noch ziemlich erhaltenen Zimmer des obern Geſtocks und bemühte ſich, mit Hülfe einer alten, ſtocktauben Magd, der einzigen Perſon nach ihm im ganzen Schloſſe, dem Herrn ein Mittagsbrod zu bereiten und dem Pferde die gehörige Koſt zu verabreichen. Bald loderte auch, da der Tag ſehr kühl war, im Kamin ein helles Feuer, und der Graf ſuchte es ſich ſo bequem als möglich zu machen. Welch eine Maſſe von Erinnerungen drängte ſich jetzt auf ihn ein und verſetzten ihn in die Fernen der Vergangenheit zurück! Die Tapeten an den Wänden hingen halb vermodert herab; im Schloßhofe wucherte hohes Gras, einige Stufen der untern Steintreppe ſenkten ſich ſchon, und ein dicker Staub lag, wie eine freſſende Aſchendecke, über und auf allen Meubles und Geräthſchaften der Zimmer. Es war augenſcheinlich, daß man abſichtlich Schloß und Inhalt deſſelben der Gewalt der Zerſtörung preisgeben wollte. Als der junge Graf ſich durch einige Gläſer Wein wieder geſtärkt hatte, machte er noch einen Spaziergang durch den großen Garten des Schloſſes. Hier hatte die Hand der Zerſtörung am meiſten gewaltet; denn nicht nur daß in den Gängen viele Bäume, die des Sturmes Gewalt ungebrochen hatte, der Länge

nach dalagen, von Würmern und Inſekten zernagt, auch alle Beete, ſonſt mit den lieblichſten Blumen bedeckt, ſtanden wie überſäet von der Menge des Unkrautes und der Diſteln, und boten den traurigſten Anblick dar. Ein Seufzer entſchlüpfte unwillkürlich Arthur's Bruſt und langſam ſchritt er wieder den trüben Gemächern zu.

Lange ſtand er in dem Zimmer, das, wie er wußte, ſein Vater bewohnt hatte, vor dem lebensgroßen, wohlgetroffenen Bilde deſſelben. Ja, das waren die lieben milden Züge deſſelben, in die er ſo oft wie in eine Fülle von lieblichen Blumen geſchaut! Doch heute, dünkte es ihm, hatte ein trüber Schleier von Ernſt und Schwermuth ſie überzogen, und die Rechte, die den Griff eines goldenen Schwertes, das ihn umhing, gefaßt hielt, ſchien bedeutſam in dieſer Stellung ihn auf etwas noch zu Erwartendes hinzudeuten. Während dem war es dunkel geworden, und die Magd brachte auf zwei hohen ſilbernen Leuchtern zwei brennende Wachskerzen und ſtellte dieſe auf den Tiſch, den ſie vorher ſorgſam gereinigt hatte. Ein von ihr in Eile zubereitetes Abendbrod ward ebenfalls vor ihm niedergeſetzt. Der Graf fühlte eine beſondere Müdigkeit; war dies die Wirkung des ſcharfen Ritts oder der eingeathmeten dumpfen Stubenluft? Die Augen fielen unwillkürlich ihm zu, doch er raffte ſich mit Macht empor und ſchritt dem angrenzenden Schlafgemach zu, wo er ſich, ohne Hülfe des Dieners, der nach dem ſogenannten Verwalterhauſe, das er bewohnte, hinübergegangen war, auf das für ihn bereitete Lager warf und bald entſchlief. Es mochte ungefähr gegen zwölf Uhr der Mitternacht ſein, als Arthur ſich von einer eiskalten Hand berührt fand und augenblicklich erwachte. Die Kerzen brannten düſter, im Zimmer herrſchte tiefe Stille. Auf einmal erloſchen die Kerzen, ein tiefes Wimmern und Stöhnen, wie das eines Sterbenden, drang zu des Jünglings Ohren, das ſein Blut faſt erſtarren machte und ihm eine Minute lang Odem und Beſinnung raubte. Mehrere Minuten dauerte dies entſetzende Wimmern fort; Arthur war indeß vom Lager aufgeſprungen und ſtarrte nach der Gegend hin, von woher das Stöhnen erſcholl. Es war (das erkannte er nun) aus dem Zimmer unter ihm. In dieſem Momente fingen die Kerzen wieder von ſelbſt an zu brennen. Schnell ergriff er eine derſelben und eilte hinunter. Wie ward ihm, als er in das Zimmer eintrat! Das Wimmern hörte ſogleich bei ſeinem Eintritt auf; doch ein weißer Schatten, der nach und nach zur Lichtgeſtalt ward, erhob ſich aus der Tiefe und ſchwebte auf ihn zu. Es war die Geſtalt ſeines Vaters, doch... wer ſchildert ſein Entſetzen!... ohne den rechten Arm.

Da erklang, hohl, aber ihm völlig vernehmbar, die ihm ſo wohlbekannte

Stimme: „Sohn, mein geliebter Sohn! Zur Rache! Hier in diesem Zimmer griffen mich, da ich schon halb entkleidet war, Meuchelmörder, unter denen dein Ohm und Garand war, an. Ich vertheidigte mich; dein Ohm hieb mir die Rechte ab; dort in jenem Winkel liegt sie, dann mordete man mich! Zeig' ihm die Hand, dann wird Gott mich rächen. Segen dir; wir sehen uns einst wieder!"

Der Schatten versank und Arthur fand sich allein. Er suchte sogleich in der bezeichneten Ecke und fand zu seinem Entsetzen die zur Mumie gedörrte Rechte. Mit einer heißen Thräne, die auf dieselbe herabträufelte, drückte er sie an die brennenden Lippen und eilte dann nach seinem Zimmer empor, wo er sich halb entkleidet wieder auf sein Lager warf. Er konnte nicht eine Minute schlafen, unaufhörliche Pläne durchkreuzten sein Inneres, und noch früh am Tage weckte er den Diener und befahl ihm, sein Pferd zu satteln. Ohne nur einen Bissen genossen zu haben, sprengte er in geflügelter Eile dem Wohnorte zu, den er nur erst vor Kurzem verlassen.

Er kam grade zu der Zeit des Mittagsessens daselbst an. Ohne Rast sich zu gönnen, eilte er nach dem Speisesaal, den scharfen Degen an der Seite, den abgehauenen Stumpf des gemordeten Vaters verhüllt in der Hand haltend. Der alte Graf saß in seinem gewöhnlichen Lehnstuhl, neben ihm der Blödsinnige; im Saale waren zwei Diener beschäftigt, Speisen und Getränke hin und her zu tragen.

„Mörder! unseliger Brudermörder!" rief Arthur mit gewaltigem Ton ihm zu. „Nimm die gerechte Strafe deiner Missethat hin!" Somit hob er die Mumienhand nach dem Grafen empor, zog den Degen und drang auf den Oheim ein.

Doch kaum hatte dieser die abgehauene Rechte erblickt, als er mit einem unarticulirten Laut des Entsetzens in den Lehnstuhl, vom Schlag getroffen, todt zurücksank. Gott hatte ihn gerichtet.

Ohne sich hier länger aufzuhalten, reiste der junge Graf, nachdem er sich vorher hatte huldigen lassen und den blödsinnigen Jüngling einer sichern Obhut übergeben hatte, in rascher Eile nach Paris. Dort angelangt, begab er sich, von einem Wegweiser geleitet, nach dem Hause des Advokaten Garand, des wohlbekannten Rathgebers seines Oheims und Mörders seines Vaters. Dort ward ihm bedeutet, daß derselbe schon seit vier Tagen bereits im Grabe schlummere. Die Hand der Nemesis hatte auch ihn getroffen. Auf einer Spazierfahrt in den Wald von Boulogne waren die Pferde vor seinem Wagen scheu geworden, waren durchgegangen, hatten den Wagen an eine Ecke geschleudert und ihn dann umgeworfen. Mit zersplittertem Hirn-

ſchädel, faſt unkenntlich durch mehrere Wunden im Geſicht, trug man den Entſeelten nach Hauſe. Die Gottheit, die in allen ihren Wegen gerecht iſt, hatte auch hier dem Grafen die Rache ſelbſt abgenommen.

Jetzt ſuchte Arthur ſeinen geliebten Chevalier auf. Er fand ihn, eben mit einem Schreiben an ihn ſelbſt beſchäftigt, in dem er ihm den Hintritt Garand's meldete. Die Freunde hielten ſich lange ſprachlos und gerührt umfangen, bis Arthur ihm die Begebenheiten der letzten Wochen mittheilte. Er blieb mehrere Wochen bei dem geliebten Mann, der ihm die Verſicherung gab, den nächſten Sommer bei ihm zuzubringen.

Nach einem Jahre führte Arthur wirklich die ſchöne geiſtvolle Tochter jenes Rittmeiſters, die der Oheim im Scherz ihm bezeichnet hatte, als ſeine Gemahlin heim. Das Schloß im Walde, das ſo traurige Erinnerungen in ſich barg, ließ er in Trümmer zerfallen.

Karl Grumbach.

Die Ablösung der unterthänigen Leistungen.

Aus Prag.

Eine genaue vorläufige Mittheilung über die demnächst in's Leben tretende Ablösung der Robot und sonstigen bäuerlichen Leistungen sind wir besonders Ihrem Blatte schuldig, und sie dürfte für selbes um so mehr von Interesse sein, weil die Sache von tiefgreifendster Wichtigkeit für das Wohl der gesammten österreichischen Monarchie, alle bisher hierüber veröffentlichten Mittheilungen aber nur Vermuthungen und daher mitunter auch sehr wesentliche Unrichtigkeiten enthalten, wie dies namentlich auch bei jenen des bekannten Wiener △ Correspondenten in Nr. 10 der „Augsburger Allgemeinen" der Fall ist.

Die kaiserliche Entschließung — nicht Patent — über diese, alle Provinzen mit alleiniger Ausnahme Galiziens umfassende Angelegenheit, enthält in 14 Punkten die wesentlichsten Anordnungen über die Ablösung der den Unterthanen gegen die Obrigkeiten obliegenden, aus dem nexus subditalis herrührenden Leistungen, also nicht blos der Robot, sondern auch der Zehnten und dergl., durch beiderseitiges freiwilliges Uebereinkommen und mit Gestattung verschiedener Arten der Ablösung. Rücksichtlich der Pflichtigkeit hierzu geht auch die neue Anordnung in Beziehung auf den Rechtspunkt, von dem Principe des Robotpatents vom 13. August 1775 aus; wie dieses aber die Robot „als ein wahres, alt erworbenes Recht und Eigenthum der Grundobrigkeiten" anerkennt, so wird dagegen deren jetzige Ablösung gegen Entschädigung als ein allseitiges Bedürfniß bezeichnet.

Die Grundzüge der in dieser Hofentschließung bestimmten Ablösungsarten wären den mit unsern Verhältnissen weniger bekannten auswärtigen Lesern wohl nicht ganz verständlich ohne einige — wenn auch des beschränkten Raumes wegen nur kurze — Andeutung der Hauptmotive, die ich daher gehörigen Orts einflechten werde*). Da bei dem vorangeschickten Rechtsbe-

*) Einer unserer Correspondenten aus Wien hat uns bereits vor acht Tagen den Originaltext des betreffenden kaiserlichen Decrets eingesendet; leider war es zu spät, um demselben noch in unserem vorigen Hefte Platz zu geben und wir liefern es heute in einer Beilage. — D. Red. d. Grenzboten.

griffe über die unterthänigen Leiſtungen, die am meiſten verbreitete Pflichtigkeit derſelben, die Robot nämlich, nur gegen Entſchädigung abgelöſt werden kann, die möglichſt ſichere und ſchnelle Gewährung dieſer letztern an den Berechtigten aber ebenſo wünſchenswerth war, wie deren Erleichterung für den Ablöſenden, ſo mußte vor Allem eine Transaction geſucht werden, die nach beiden Richtungen die wenigſten Schwierigkeiten und Störungen in ſich faßte. Durch die angeordnete Vereinbarung über den Betrag der Ablöſung jener Leiſtungen und die Capitaliſirung derſelben nach einem bezeichneten billigen Maßſtabe, iſt die Veräußerung des bisherigen Rechtes an den Pflichtigen ermöglicht; um nun letzterem die hierzu noch nöthigen Tauſch- oder Ablöſungsmittel — welche jetzt nur die Wenigſten haben oder auf die gewöhnliche Weiſe zu erlangen vermögen — zu verſchaffen, gewährt das neue Geſetz mehrere Wege. Der erſte, ebenſo neu in der Conception wie einfach und leicht in der Ausführung und von Localverhältniſſen unabhängig, daher vorausſichtlich die am meiſten verbreitete Anwendung verheißend, beruht auf der Annahme: daß Robot, Zehnten u. ſ. w. Laſten ſind, die factiſch auf dem betreffenden Grund haften und bisher als von demſelben ungetrennt, daher allen anderweitigen darauf erwachſenden Belaſtungen durch Schuld- und andere Verträge vorangehend betrachtet werden. Die Priorität dieſer Forderung des Berechtigten war freilich bisher in den Hypothekenbüchern formell nicht erſichtlich, die materiellen Folgen waren aber in der Wirklichkeit dieſelben, denn bei jeder Bemeſſung des Werthes eines robot- oder zehntpflichtigen Bauerngrundes, ſei es nun für den Verkauf oder als Hypothek für Darleben, wurde nach einem gewiſſen Maßſtabe der Capitalswerth dieſer Laſt natürlich immer in Abſchlag gebracht, um deſſen vollen Betrag daher der Werth des Grundſtücks als geringer angenommen wurde, wobei freilich manche Willkür — faſt immer aber zum Nachtheile des Grundes und ſeines Beſitzers — nicht auszuſchließen war. Durch das neue Geſetz nun, welches den durch gemeinſchaftliche freiwillige Vereinbarung ausgemittelten Ablöſungswerth, und dazu ein für allemal in feſten Zahlen capitaliſirten Betrag, als einen allen übrigen Privatforderungen vorangehenden erſten Satz erklärt, braucht der Robotpflichtige über dieſen Capitalsbetrag blos eine einfache, ceſſions- und einverleibungsfähige, auf mäßige Verzinſung lautende Schuldurkunde auszuſtellen, um für immer ſeiner bisherigen Leiſtungspflicht quitt zu ſein. Durch die Detailbeſtimmungen des Geſetzes iſt geeignete Fürſorge getroffen, daß der Leiſtungspflichtige möglichſt geſchont werde, und der ausgemittelte Entſchädigungsbetrag ein mäßiger ſei, ſelbſt ſo aber wird er von den Berechtigten gern angenommen werden, da er, außer

den vielen Rückſichten, welche die Entäußerung des bisherigen Rechtes im allgemeinen Staatsintereſſe wünſchenswerth machen, überdies in einem Werthmittel geboten wird, das der Empfänger der Entſchädigung zur Anſchaffung der nöthigen anderweitigen Einrichtungen leicht weiter veräußern kann, indem es für jene im erſten Satze verſicherten Schuldurkunden an zahlreichen Baarcapitalien nicht fehlen wird. Gegen eine ſolche, für den Berechtigten, wie für den Verpflichteten gleich entſprechende und durch leichte Ausführung ſich empfehlende Transaction, können auch die allenfalls bereits vorhandenen Gläubiger nicht über Gefährdung oder Beeinträchtigung klagen, da, wie oben erwähnt, nach dem bisherigen factiſchen Zuſtande, ihre Hypothek grade ſo viel weniger werth war, als der Werth der darauf laſtenden Pflichtigkeit betrug, die aber durch die capitaliſirte Ablöſung gewiß in einem mäßigern Betrage normirt werden wird, abgeſehen davon, daß die von der bisherigen Leiſtungspflicht entfeſſelten Grundſtücke durch die gewiß bald eintretende beſſere Bewirthſchaftung ertragsreicher werden und die Hypothek einen im Verhältniß zur Verzinſung der neuentſtandenen erſten Satzpoſt ungleich höhern Werth als bisher erlangen wird. — Die Erlangung der Zuſtimmung der Gläubiger der dieſe Ablöſung ſowohl Gewährenden als auch jener des Beſitzſtandes der Empfangenden, für dieſe Transaction, ſowie der Agnaten der Fideicommiſſe u. ſ. w. iſt in dem neuen Geſetze durch geeignete, von dem bisherigen einſchlägigen Verfahren abweichende Anordnungen ungemein erleichtert, und es berechtigt daher Alles zu der Annahme, daß dieſe Art der Ablöſung gewiß auch am meiſten verwirklicht werden wird.

Ein anderer Weg der Ablöſung, nach welchem im Maßſtabe der ausgemittelten Entſchädigung ſelbe in Form einer Rente den Berechtigten zu Theil werden ſoll, wird von letztern wohl mit weniger Bereitwilligkeit angenommen werden, da das Geſetz für die, wenn nöthige, zwangsweiſe Beitreibung der Rente nicht das civilrechtliche, ſondern nur politiſche (d. h. adminiſtrative) Verfahren geſtattet, überdies dieſe Art der Ablöſung an ſich ſchon künftige Conflicte und Differenzen nicht ſo ein für allemal abſchneidet, wie es doch in mehrfachen Rückſichten ſo ſehr wünſchenswerth iſt.

Sehr ſachgemäß ſind dagegen die zum Wohle der Obrigkeiten und Unterthanen für eine Erleichterung des Zuſtandekommens freiwilliger Abfindungen zwiſchen den Grund- und Zehntherren und ihren Grund-Zehntholden über die Naturalfrohne und Naturalzehnten*) ebenfalls gewährten Ablöſungsarten, durch Ueberlaſſung von Grundſtücken einzelner Unterthanen an die

*) Worte des Geſetzes. A. d. E.

Obrigkeiten, wobei zur Erleichterung des Abkommens nicht ſo ängſtlich wie bisher die Zuſammenhaltung eines großen Ausmaßes der Bauernwirthſchaften feſtgehalten und daher ausnahmsweiſe die tauſchweiſe Entäußerung unterthäniger Grundſtücke für dieſen Zweck geſtattet wird, wenn auch nur die Hälfte des bisherigen geſetzlichen Ausmaßes zur ſichern Ernährung einer Bauernfamilie, nämlich 20 Metzen für die Wirthſchaft des Ablöſenden erhalten bleiben. Auch durch die Abtretung von Gemeindegründen und anderm Gemeindevermögen an die Obrigkeit, ſowie durch Aufbringung von Geldmitteln zur gemeinſchaftlichen Ablöſung, iſt für ganze Gemeinden die Befreiung von den bisherigen unterthänigen Leiſtungen gewährt und durch ſachgemäße Beſtimmungen Fürſorge getroffen, damit nicht einzelne von der bisherigen Leiſtungspflicht weniger betroffene Gemeindeglieder ein ſolches, der Mehrzahl wünſchenswerthes, Abkommen hindern können. Wie denn überhaupt das ganze Geſetz nicht nur im Grundprincipe, ſondern auch in den Einzelbeſtimmungen und allen hieran ſich knüpfenden Beziehungen als ein erfreulicher Fortſchritt betrachtet werden muß! Materiell iſt überall die Tendenz vorherrſchend, wo nur immer zuläſſig mehr die verpflichteten Unterthanen als die berechtigten Obrigkeiten zu begünſtigen; in formeller Hinſicht gewährt es eine große Erleichterung, daß den nach ihrer Beſtimmung und ganzen Organiſation immer auf Seite der Unterthanen ſtehenden Kreisämtern eine ſehr breite Baſis ihrer Wirkſamkeit bei Zuſtandebringung und definitiven Feſtſetzung der erwähnten Transactionen eingeräumt und befangenen oder einſeitigen Auslegungen auch möglichſt vorgebeugt iſt durch die klare und präciſe Redaction, wodurch überhaupt die Anordnungen der Hofkanzlei wie früher immer ſo auch diesmal ſich auszeichnen, im Gegenſatze zu den vor lauter Caſuiſtik unklaren, daher auch überall Schlingen und Fußangeln bergenden Erläſſen, die von der Hofkammer ausgehen, wie namentlich unſer zu trauriger Berühmtheit gelangtes Stempelpatent hierin unbeſtreitbar das Möglichſte leiſtete. —

Vorausſichtliche Andeutungen über die in ſo vielen politiſchen, induſtriellen, ſittlichen und volkswirthſchaftlichen Beziehungen tiefeingreifenden Wirkungen des neuen Geſetzes, dürfte für heute der beſchränkte Raum Ihres Blattes nicht zulaſſen, und werde ich dies, wenn Sie es wünſchen, nächſtens nachholen. Der Hofkanzler Baron Pillersdorf, dem der weſentlichſte Antheil an der liberalen Geſtaltung des Geſetzes mit allgemeinem Danke zugeſchrieben wird, hat hier abermals gezeigt, wie viel und Vieles er zu ſchaffen bereit, wenn er weniger mit ſo vielſeitigen Hinderniſſen umgeben wäre. —

Und nun noch eine Schlußnotiz für die treue Sympathie, die Sie —

trotz aller Berechtigung zu einem recht nachdrücklichen ingrata patria! — unſerem ſchönen und tüchtigen Böhmen auch in der Ferne immer bewahren. Es wird Sie gewiß nicht weniger als uns freuen, daß die leitenden Principien des neuen, ſo wichtigen und folgenreichen Geſetzes, gewiſſermaßen als ein geiſtiges Eigenthum unſeres Landes zu betrachten ſind. Der durch ſeine freiſinnige, eifrige ſtändiſche Wirkſamkeit und manche andere gemeinnützige Beſtrebungen bekannte Graf Friedrich Deym hatte nämlich bald nach den galiziſchen Ereigniſſen der Regierung einen, durch dritte Hand zufällig auch mir zu Geſichte gekommenen Plan zur Ablöſung der unterthänigen Leiſtungen übergeben, der mit wenigen, meiſt nur Nebenſachen betreffenden Ausnahmen angenommen und dem neuen Geſetze mit ſeinen verſchiedenen Ablöſungsarten zu Grunde gelegt wurde. Gerecht muß man auch gegen — die Ariſtokraten ſein*), ſelbſt wenn man wie Sie und ich die Ariſtokratie nicht mag! Ich habe dieſer Thatſache aber auch deswegen erwähnen zu müſſen geglaubt, weil es von allgemeinem Intereſſe iſt, theils die geheime Geſchichte der Entſtehung jenes Geſetzes, theils auch die Richtung der von verſchiedenen Seiten angefeindeten Fraction unſerer Stände, zu der Graf Deym gehört, kennen zu lernen.

.δ δ δ.

*) Das suum cuique! dürfte im vorliegenden Falle beſonders in Ihrem Sinne ſein, weil Ihr ſonſt wackerer Prager Correſpondent auf unſere Stände überhaupt, beſonders aber auf den genannten Grafen nicht gut zu ſprechen iſt, dem er auch neuerlichſt in Nr. 52, bei Erwähnung deſſen Projectes einer Hypothekenbank, Unrecht that, denn nicht, wie er glaubt, die Mängel des Entwurfes ſtehen der — übrigens keineswegs abgewieſenen — Hypothekenbank entgegen, ſondern wohl am meiſten die Beſorgniß der Finanzmänner: daß die Capitaliſten und Rentiers lieber ſolide Pfandbriefe der Hypothekenbank als andere, mehr dem Wechſel und den Erinnerungen an das Jahr 1811 unterworfene Papiere kaufen werden. — Glauben Sie mir — und Sie wiſſen, ich verſtehe mich auf derartige Dinge — Böhmen wird die Hypothekenbank bekommen, wird ſie bald bekommen, weil ſie eine Nothwendigkeit geworden iſt. Eine doppelte Wohlthat für Land und Volk wäre ſie aber, wenn jetzt ſchon vorhanden, wo ſie ein neues wirkſames Mittel zur Erleichterung und Beſchleunigung der ſanctionirten Ablöſung der unterthänigen Leiſtungen bieten würde; doch auch davon ein andermal. —

D. Einſ.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Die Cenſorſtellen. — Der „gemüthliche" Seidel. — Dichter und Beamte. — Deutſche Cenſurprincipien und öſterreichiſche. — Straube. — Wallenſtein's aufgefundene Privatkanzlei.

Die erledigten Cenſorſtellen, von denen in dieſen Blättern bereits Erwähnung geſchah, haben nun ihre Leute gefunden; drei davon ſind definitiv und eine iſt proviſoriſch beſetzt worden. Der namhafteſte unter den Neuerwählten iſt Johann Gabriel Seidel, der „gemüthliche" Lyriker, der ſchon ſeit mehreren Jahren proviſoriſch die Büchercenſur, namentlich über ausländiſche Werke verſieht. Die von ihm gefällten Urtheile in dieſer Beziehung verdienten geſammelt und einer Geſammtausgabe ſeiner Dichtungen beigegeben zu werden; ſie wären ein pikanter Beitrag zur Charakteriſtik ſeiner Phantaſie. Man hat Seidel vor einigen Jahren todt geſagt und Menzel hat ihm, wenn ich nicht irre, einen Nekrolog geſchrieben; ich glaube, jetzt wäre dieſer ganz an der Zeit. Ich weiß ſehr wohl, daß, wenn es nicht Seidel wäre, hätte ſich ein Anderer zu dem Amte gefunden. An einen Beamten, der in der Ausübung ſeiner geſetzlichen Pflicht ſeinen Beruf findet, würden wir keinen ſo ſtrengen Maßſtab legen. Die Cenſur beſteht nun einmal geſetzlich bei uns, wir dürfen und müſſen gegen das Princip proteſtiren, der Beamte ſelbſt aber, in ſo weit er nicht Böswilligkeit zeigt und über die ihm vorgeſchriebenen Regeln augendieneriſch ausgreift, iſt nicht Gegenſtand unſerer Attaque; irre ich nicht, ſo haben die Grenzboten immer dieſe Politik beobachtet. Wenn aber ein Dichter, ein Mann, der in der freien Selbſtbeſtimmung des Geiſtes ſeinen Beruf ſuchte, zu einem ſolchen Amte ſich drängt — zumal zur Handhabung unſerer Vorſchriften, welche die Nachahmung unſerer edelſten und größten Dichter, das Nachſtreben Schiller's, Goethe's, Herder's und Leſſing's, conſequenter Weiſe ausſchließen müſſen — wer ſollte nicht den Stab über ihn brechen? Von dem Dichter darf man verlangen, daß er gegen die Ausdehnung eines Cenſurge-

ſetzes, wie das unſrige, wenigſtens negativ proteſtire durch Nichtannahme eines Amtes, welches die edelſten Geiſter deutſcher Nation, die Männer, die unſern Stolz bilden, wenn ſie heute ſchrieben, nicht zulaſſen würde, und auch ihre bereits geſchriebenen Werke nur in Folge einer frühern, weniger kleinlichen und harten Zeit zuläßt, da ſie nun einmal Eigenthum der Nation geworden. Seidel aber hat ſich um dieſes Amt beworben; für 400 Fl. jährlich hat er es über ſich genommen, Dichter und Schriftſteller, die etwa Fauſt, Tell, den Aufruhr in den Cevennen, den Savonarola, oder Fichte, Schloſſer, Ranke ſich zum Muſter ihrer Werke vorgeſetzt, als unzuläſſig zu bezeichnen. Und Sie ſehen, ich habe die Muſter mit Vorſicht gewählt. Ich habe weder Rouſſeau noch Hegel, weder Lamennais noch Börne, weder Sheley noch Heine citirt.

Es iſt übrigens wunderbar, wie empfindlich die Herren unſerer Cenſurhofſtelle gegen jedes Wort über unſere Cenſurverhältniſſe ſind. Während man im übrigen Deutſchland, wo doch eben auch keine ſüßen Cenſurpaſteten gebacken werden, der ernſten und anſtändigen Polemik gegen dieſe, die Wiſſenſchaft, die Poeſie und den Aufſchwung eines kräftigen öffentlichen Lebens hemmende und andererſeits doch nicht ausreichende Preßpolizei, freien Lauf läßt, und ſelbſt die preußiſchen Zeitungen jeden Tag ihre Beſchwerden und Leiden dem Publicum vorlegen, iſt man hier, wo man doch noch ganz andere Klagelieder zu ſingen hat, von einer nervöſen Reizbarkeit gegen jeden Tadel, der in irgend einem ausländiſchen Blatte ſich findet, die eben nur den Beweis liefert, wie man die eigne Schwäche und unnöthige Uebertreibung ſelbſt fühlt.

Um nun auf das Eingangsthema zurückzukommen, ſo können Sie ſich die Phyſiognomien Derjenigen denken, die trotzdem, daß ſie bisher mit liberalen Floskeln um ſich geworfen, doch um die Cenſorſtellen eingeſchritten und — abgewieſen worden ſind; ihre unglückliche Zahl iſt dreizehn. Unter ihnen befindet ſich auch Herr Emanuel Straube, der mit dem verſtorbenen Wittbauer (der es allerdings ehrlich meinte) Duetten gegen die Cenſur lamentirte. Alles Das, was er an Romanen, Novellen, Kritiken, Gedichten, Charaden und Gebeten geliefert hat, läßt ſich prägnant durch den Vers von Chamiſſo charakteriſiren: „Der Zopf der hängt ihm hinten!“ Eines intereſſanten Fundes muß jedoch Erwähnung geſchehen, den Herr Straube, als Regiſtrant der Hofkanzlei, vor mehr als einem Jahre im Actenkeller daſelbſt gemacht hat. Als er nämlich bei der Uebernahme der ihm numeriſch anvertrauten Kiſten eine davon öffnen ließ, fand ſich in derſelben — Wallenſtein's Privatkanzlei, und in einer zweiten die Terzky's. In Folge der an die Staatskanzlei und unmittelbar an den Kaiſer gemachten Anzeigen wurde der Hofkanzlei der Auftrag, die Acten auszuheben, zu leſen und mit kurzer Inhaltsangabe zu begleiten. Nach halbjähriger Arbeit kam man damit zu Stande und legte ſie dem Fürſten Staatskanzler zur weitern Dispoſition vor. Doch iſt ſeit dieſer Zeit über dieſe merkwürdige hiſtoriſche Entdeckung nichts laut geworden.

— **Rainer.** —

2.

Die Krakauer Zollſchranken. — Der achte Paragraph. — Oeſterreich und Rußland. — „Karoline Neuber."

In dem Augenblicke, wo Sie dieſen Brief erhalten, iſt Krakau bereits den öſterreichiſchen Zollſchranken einverleibt; Herr von Kamptz iſt bereits abgereiſt. Die Geſchichte der diplomatiſchen Verhandlungen dieſer kurzen Epiſode würde von pikantem Intereſſe ſein, wenn ſie veröffentlicht würde. Doch würde man der deutſchen Politik einen ſchlechten Dienſt erweiſen, wenn man den hoffentlich bald wieder ausgeſöhnten Zwieſpalt zwiſchen den beiden deutſchen Großmächten zum Vortheil der Anekdotenliebhaber ausbeuten möchte. Krakau, innerhalb der öſterreichiſchen Zolllinie, iſt nicht nur wegen Abwehr des Schmuggels für Oeſterreich wichtig, ſondern auch in handelspolitiſcher Beziehung, da ein großer Theil der Colonialwaaren, die bisher von Hamburg die Elbe heraufgingen, um nach Polen verführt zu werden, jetzt zum Theil von Trieſt beſorgt werden dürften. Es war hier ein Intereſſenkrieg, wo jeder das Seinige zu wahren ſuchte. Vom Standpunkt der Moralität iſt weder Preußen noch Oeſterreich ein Vorwurf zu machen, und eine unparteiiſche Beurtheilung unſerer Handelslage wird Oeſterreich ſicherlich nicht tadeln, daß es auf ſeinen Vortheil beſtand; daß dieſes nicht rechthaberiſch und eigenſinnig geſchah, beweiſt der achte Paragraph in der „Kundmachung" des Grafen Deym; es wird darin nicht etwa ein Minimum auf den Tranſit als Zoll gelegt, ſondern der Tranſit iſt gänzlich zollfrei, und wie aufrichtig dieſe Begünſtigung gemeint iſt und wie man ſich dabei von vorn herein jeder Chikane begibt, zeigt der Paſſus, der auch jene Durchfuhrgüter als zollfrei erklärt, welche die Einlagerung in die zu Krakau befindlichen zollamtlichen Magazine in Anſpruch nahm. Vergleicht man damit die perfiden Chikanen, die uns Rußland bei unſerem Zollvertrage mit ihm an den Donaumündungen fortwährend bereitet, ſo wird man Oeſterreich die Anerkennung nicht verſagen können, daß es ſeinem preußiſchen Nachbar wenigſtens de bonne foi ſo viel zugeſtanden hat, als ihm in den gegebenen Verhältniſſen nur möglich war.

Wunderlich iſt's, daß keiner Ihrer Correſpondenten über das Drama „Karoline Neuber" von Ernſt Ritter ſich ausgeſprochen hat. Die meiſten hieſigen literariſchen Namen von Belang und ſämmtliche Schauſpieler, die in dem Stücke beſchäftigt ſind, ſprechen von demſelben in den höchſten Lobesausdrücken. Auch der ausgewähltere Theil des Publicums ſchließt ſich dieſer Meinung an, die Menge hat es indeß abgewieſen. Ich ſpreche nicht von der hieſigen Journalkritik; Sie wiſſen, daß ich ihr, bis auf ein paar Ausnahmen, nicht viel Befähigung und noch viel weniger Gewiſſenhaftigkeit zutraue. Woher kommt dieſe Erſcheinung bei einer wirklich ausgezeichneten Arbeit? Unſer Publicum ward ja ſonſt ſeines richtigen Gefühls wegen gerühmt — hat das Alles die Theaterwirthſchaft der letzten zehn Jahre auf den Kopf geſtellt, oder iſt die Zeit und ihre Anforderung auch für die Bühne eine ganz andere geworden? Dann wäre es aber eben das Amt der Kritik, die Endpunkte zuſammenzufaſſen und dem Talente ſeine rechte Stelle zu vindiciren. Eine unbedeutende Arbeit würde aber nie der Gegenſtand ſo lebhafter Controverſen ſein, als die dramatiſchen Arbeiten Ernſt Ritter's es hier in hohem Grade geworden ſind. ††

3.

Erzherzog Stephan und die Ungarn. — Die leere Stelle in Prag. — Graf Chotek. — Banknoten. — Tyssowsky's Reise. — Pauperismus.

Der Tod des greisen Palatins hat hier nur im ersten Augenblicke einige Unruhe und Besorgniß erregt. Während in Pesth schon zur Zeit der Krankheit des Palatins die feurige Jugend den Erzherzog Stephan als Palatin ausrief, empfing zugleich Graf Szechenyi Deputationen, welche ihn zu seiner Candidatur als Palatin beglückwünschten. Es waren also schon während der letzten Lebensmomente des Erzherzogs Joseph zwei Parteien, zwei Candidaten für seine Würde da, während die entschiedenen Liberalen ihren Candidaten noch in petto hielten. Da wirkte der entscheidende Moment des Todesfalles, der Moment einer wahrhaft tiefgefühlten Nationaltrauer, daß alle Spaltungen mit einem Male aufhörten. Es war ein bedeutsamer Moment, als Erzherzog Stephan, umgeben von den Erzherzögen Albrecht, Wilhelm und Leopold, von dem Leichenbegängnisse seines Vaters, zu dem wohl 80,000—90,000 Menschen zusammengeströmt waren, in das Schloß zurückkehrte und ein greiser Jazyge von der Deputation der Jazygen und Cumanen vor ihn hintrat und ihn im Namen der Jazygen und Cumanen zu ihrem Grafen ausrief. Ein tausendstimmiger Jubelruf erfüllte dabei die Luft, und noch am Abend desselben Tages verbreitete sich das Gerücht, daß Erzherzog Stephan vom Könige auch zum Statthalter Ungarns während des Intercalare ernannt sei. Bereits am andern Morgen erschien diese Nachricht in den beiden officiellen ungarischen Blättern, und am Abende desselben Tages bewegte sich ein ungeheurer Fackelzug, bei voller Illumination aller an den beiden Donauufern gelegenen Häuser, längs der Donau um die ganze Festung, wo sich das königliche Schloß befindet, herum. Was Ungarn von dem Prinzen erwartet, ist schwer zu sagen; was er von diesen Erwartungen erfüllen wird, ist ebenfalls nicht vorauszusehen; denn in Ungarn hat er als Palatin ein anderes Volk und andere Gesetze vor sich als in Böhmen, an Ungarn knüpfen ihn all' die Sympathien seiner Jugend, er sieht sich inmitten eines Gährungsprocesses versetzt, an dem jeder jugendliche Geist selbst so gern Theil nimmt. Es müßten sehr seltsame Dinge vorgehen, wenn nicht Erzherzog Stephan durch Acclamation zum Palatin gewählt würde.

Eine wichtige Frage bleibt noch übrig: Wird man wieder einen kaiserlichen Prinzen nach Prag schicken, und welchen, oder soll man mit dem Oberstburggrafenamte zugleich wieder die Statthalterschaft verbinden? Es taucht jetzt wieder das Gerücht auf, daß Graf Chotek neuerdings zum Oberstburggrafen ernannt werden solle, und in der That, wenn man den Mangel an tüchtigen administrativen Kräften bei uns, den Mangel an praktischen Staatsmännern betrachtet, wenn man bedenkt, daß Graf Chotek Böhmen durch und durch kennt, daß er in dieser vierjährigen Pause so manche Erfahrungen gemacht haben wird, welche ihn in gewissen Beziehungen würden anders auftreten lassen, so wäre Graf Chotek's neue Ernennung eine Wahl, die gute Motive hätte. Daß er aber auch jetzt noch, nachdem so mancher Schleier gefallen, im böhmischen Adel eine mächtige Opposition finden wird, ist kaum zu bezweifeln. Uebrigens muß diese Ungewißheit bald entschieden sein. Der Tod des Palatins wird auf diese Art für die beiden wichtigsten Provinzen der Monarchie von außerordentlichstem Einflusse, und

wenn auch ſcheinbar das Princip ſich nicht ändert, ſo beginnt doch ein neues Blut durch die alten Adern zu rollen, und der nächſte ungariſche Reichstag, ſo wie der nächſte böhmiſche Landtag werden äußerſt wichtige Fragen zur Sprache bringen.

In der letzten Zeit iſt man hier wieder mehrfachen Banknotenverfälſchungen auf die Spur gekommen, vorzüglich Noten von 10 Gulden, welche äußerſt täuſchend nachgemacht ſind und welche ſelbſt von der Bank nicht erſetzt werden, was um ſo mehr Unrecht iſt, als ſie eben ſo täuſchend ſind. Für das Jahr 1848 werden jetzt ſchon neue Banknoten fabricirt, welche zwar eine Ueberladung von Zeichnung haben, aber nichts deſto weniger nicht ſchwerer als die jetzigen nachgemacht werden können. Anfangs wollte man den Vorſchlag des bekannten Boor anwenden und zuſammengeleimtes Papier mit doppeltem Waſſerzeichen benutzen; man iſt aber der großen Koſten wegen davon abgegangen.

Am 16. d. langte mit dem Eiſenbahnzuge von Prag der bekannte Tyſſowski hier an, um am andern Morgen auf der Südbahn nach Trieſt weiter befördert zu werden. Er reiſte in der erſten Klaſſe der Eiſenbahn, in Begleitung eines Polizeicommiſſairs. Die hieſigen Behörden nahmen keine weitere Notiz von ihm.

Armuth und Elend nehmen hier in einem fürchterlichen Grade zu; der Fremde, der jetzt nach Wien kommt, wird dieſes nicht mehr das fröhliche Wien nennen, und der Faſching war nie ſo todt wie diesmal. Es hat ſich vorzüglich in den entfernten Vorſtädten eine Maſſe von Jammer aufgehäuft, wie man es in Wien nie vermuthet hätte, und die Anzahl der Bettler nimmt von Tag zu Tage zu. Dabei geſchieht nun hier viel, aber doch noch viel zu wenig gegen das Geſpenſt, das ſich immer wachſend in unſerer Mitte erhebt; denn leider ſcheint es, als ob grade der Mittelſtand der Gewerbtreibenden dieſer Verarmung immer mehr und mehr entgegengehe.

C. C. C.

4.

Neu erwartete Dramen. — Der cenſirte Cenſor. — Clara Schumann. — Abenteuer mit einer Somnambülen.

Unſer Hofburgtheater iſt ſo weit gekommen, eine ſchon vor zwei Jahren auf zwei Vorſtadt-Theatern Wiens gegebene Poſſe: „Die Einfalt vom Lande“ von Töpfer (ein Stück, das vielleicht ſchon zehn Jahre alt iſt), zum erſten Male zur Darſtellung zu bringen. Seit den beiden ungünſtig aufgenommenen Dramen von Ernſt Ritter: „Die Gauklerin“ und „Karoline Neuber“ ſahen wir außer der erwähnten alten Novität ſo ordinärer Art nichts Neues. Doch ſind uns jetzt ein Trauerſpiel von Franz von Hermannsthal: Der „Doge Ziani“, ein dramatiſches Gedicht von Halm: „Donna Maria de Molina“ (vier Acte und ein Nachſpiel), ein Luſtſpiel: „Erbgraf Auguſt der Dritte“ von Pannaſch, zwei Luſtſpiele von Bauernfeld: „Unterthänig“ (völlig unpolitiſchen Inhalts) und „Der Stegreif-Ritter“ verſprochen. Die meiſten Erwartungen hegt man von Laube's „Karlsſchüler“, die mit einigen Conceſſionen des Dichters zum Benefize der Regiſſeure gegeben werden ſollen. Unter Andern ſoll das Gedicht, „die Fürſtengruft“, welches den Mittelpunkt einer der beſten Scenen bildet, durch eine Stelle aus den Räubern

erſetzt werden. Von unſern hieſigen Theaterdichtern fürchten einige mehr noch die Cenſur des Grafen Dietrichſtein, als die eigentliche Cenſur, und es ſoll vorgekommen ſein, daß ein Autor, nachdem ihm der Graf bemerkte, dieſes Stück würde nothwendigerweiſe von der Cenſur geſtrichen werden, eine Copie des Stückes aus der Taſche zog, welche die volle Cenſurbewilligung auf dem Titelblatte aufzuweiſen hatte.

Zwiſchen Saphir und der Concordia-Geſellſchaft iſt eine Fehde ausgebrochen, deren unſchuldige Urſache Meyerbeer wurde. Letzterem iſt trotz aller Ovation, die er findet, wegen des zweifelhaften Schickſals ſeines Feldlagers, nicht ſehr behaglich zu Muthe. Die liebenswürdige Clara Schumann verläßt Wien recht unbefriedigt; außer einem Concert, in welchem die Lind geſungen, hat ſie wenig Succeß gehabt. Sie hat vor ihrem Abſchiede eine ſchöne matinée musicale gegeben, der ſämmtliche Kunſtnotabilitäten unſerer Stadt beiwohnten.

Seit längerer Zeit finden hier magnetiſche Kuren, namentlich durch den Doctor Ritter von Eiſenſtein in Wien ſtatt. Der Profeſſor der Phyſiologie Czermak wurde von ihm zu einer Somnambülen geladen, welche unter Andern ſtets vorausſagte, wenn ſie Blut brechen werde. So geſchah es auch. Der zweifelnde Phyſiologe brachte das in ſeiner Gegenwart gebrochene Blut unter die Lupe und erkannte es als das eines Huhnes. Er ermangelte nicht, ſchon im Jahre 1845 in der Verſammlung der Geſellſchaft der Aerzte den Fall mitzutheilen, worauf Herr von Eiſenſtein die Geſellſchaft bat, eine Commiſſion zu ernennen, welche nicht nur die eine, ſondern auch andere Somnambülen ſtreng beobachten und darüber referiren möchte. Das letzte Heft der Zeitſchrift der Geſellſchaft, vom Primar-Arzte Dr. Halle redigirt, enthält nun auf 198 Seiten alle diesfälligen Actenſtücke und beweiſt, daß die Aerzte, welche die Somnambülen behandelten, ſelbſt die Getäuſchten waren. Nichts deſto weniger orakelt jetzt ein ſomnambüles Mädchen in einer Vorſtadt Wiens, die unter vielen Beſuchen auch den zweier Damen erhielt, von denen die eine durch ihre Schönheit und ihren reichen Schmuck bei der Krönung der Königin Victoria Neid und Aufſehen erregte (Fürſtin Lori Sch.....g), und die andere die Frau des kühnſten ariſtokratiſchen Reiters (Gr. S....) iſt. Die Damen kamen in Begleitung ihres Arztes, die Somnambüle errieth wirklich die krankhaften Zuſtände der beiden Damen. Das Fatale bei der Sache war nur, daß ſie die Damen verwechſelte und die Krankheit der einen genau im Organismus der andern fand! Beim Abſchiede drückte die eine der Damen der in Extaſe Befindlichen eine Banknote in die Hand, die, aus der Rolle fallend, plötzlich ſagte: „I' küſſ' d' Hand Eu'r Gnaden!“

II.

Aus Berlin.

Rellſtab's Correſpondenzen. — Die Allgem. Zeitung und der Rhein. Beobachter. — Orden. — Marr, Heinzen u. ſ. w. — Krakau.

1.

Gevatter Rellſtab hat wieder eine jener Heldenthaten geübt, die eine Zeitung compromittiren könnten, wenn ſie auf ſeinen Degen allein ſich ſtützte. Der

Correſpondent mit dem großen Stern, welcher der Augsburger Allgemeinen zwei Tage hintereinander das Mährchen erzählte, die Conſtitution ſei bereits im tiefſten Geheimniß bei dem Hofbuchdrucker Decker im Druck, iſt kein anderer als Hr. Rellſtab, der große Kritiker, Romandichter, Weihnachtsbeſchreiber und Tauſendkünſtler par excellence. Die Feinde der Allgemeinen Zeitung, und ſie zählt hier aus begreiflichen und unbegreiflichen Urſachen, ein Schock und ein Säckel voll, lachen und ſpotten über das ihr aufgebundene Mährchen. Die Berliner Zeitungen, die mit Ausnahme der dürftigen leitenden Artikel nur mittelſt der Scheere und dem Dictionnäre ihren Inhalt herbeiſchaffen, können freilich nicht in die Verlegenheit kommen, von ihren Correſpondenten betrogen zu werden, denn ſie haben keine oder doch faſt ſo gut als keine. Wenn eine ferne Redaction jede Woche bald in dieſem oder jenem Blatte die Conſtitutionsgeſchichte auftauchen ſieht und ſtets betheuern hört, daß trotz aller Unwahrſcheinlichkeit die Sache doch wahr iſt und es kommt am Ende ein ſo nüchterner Mann wie Herr Rellſtab, und verſichert, es ſei wahr, er habe es ſelbſt nicht glauben wollen, er habe es aber aus einem Munde gehört, der ſo unfehlbar iſt, wie ſeine eigenen berühmten kritiſchen Ausſprüche — wie ſoll es den Augsburgern da träumen, daß Herr Rellſtab plötzlich unter die Romantiker gegangen iſt? Und doch iſt Alles Wind, was von der Publication des Verfaſſungsentwurfs gefabelt wird, und der Ehrenmann, der Rheiniſche Beobachter mit ſeiner zarten Holzſchuhpolemik hat Recht, wenn er ſich über die Leichtgläubigkeit dieſer Verfaſſungscorreſpondenzen moquirt. Die Frage iſt nur, wer Preußen ein größeres Compliment macht, die Augsburger Allgemeine, die den Glauben bewahrt, Preußen werde die Erfüllung eines vieleitirten Verſprechens und eine mit der Entwickelung und Bildungsſtufe des preußiſchen Volkes im Einklang ſtehende Umwandlung ſeiner ſtändiſchen Vertretung wirklich vornehmen, oder der Rheiniſche Beobachter, der über dieſen Glauben vor Lachen den Keuchhuſten bekommt?*)

In der Liſte von Ordensverleihungen, welche die Preußiſche Allgemeine geſtern veröffentlichte, figuriren zahlreiche Gelehrte und Künſtler; namentlich die dritte Claſſe des rothen Adlerordens ohne Schleife iſt faſt ganz dieſen geweiht.

---

*) Dieſer ehrenwerthe Rheiniſche Beobachter, der, ſo oft er die Grenzboten erwähnt, immer die Freundlichkeit hat, ſie mit einem Hagel von Schimpfwörtern zu begleiten (offenbar um den Nachtheil, den es uns in der Achtung des Publicums bringen könnte, daß er uns citirt, zu paralyſiren) füllt die jüngſte Nummer ſeines Feuilletons mit dem Nachdruck einer unſerer Correſpondenzen aus Mainz und leitet ſie mit folgenden Worten ein: „Die Grenzboten machen über Mainz und das Leben am Rhein folgende, gewiß ganz unrichtige Bemerkungen.“ Sind dieſe Bemerkungen wirklich unrichtig, warum druckt ſie Herr Bercht nach? Wir wiſſen zwar recht gut, warum. Die erwähnten Bemerkungen enthalten einen Tadel des am Rhein herrſchenden Gaſthauslebens, Bemerkungen, welche ſich unſer Correſpondent erlauben durfte, weil er zuvor die trefflichen Seiten des Rheinländers geſchildert hat. Herr Bercht aber, in deſſen Kram nur der Tadel, aber nicht das Lob paßt, läßt dieſes weg und citirt nur das Tadelnde, macht aber dabei eine ſcheinheilige Schafsmiene, indem er es „gewiß ganz unrichtige Bemerkungen“ nennt. Wenn man Tartuffe ſpielen will, muß man mehr Talent haben. Hr. Bercht iſt zu plump für einen Jeſuiten. D. Red.

Darunter ſind: der Aſtronom Mädler in Dorpat, Tſchudi in St. Gallen, Herrmann in Kiel, Zachariä in Göttingen, Dr. Brenner in Iſchl, Hiſtorienmaler Veit in Frankfurt a. M. Der merkwürdigſte iſt aber der Planetenentdecker Leverrier in Paris, den ſeine Landsleute unter die Sterne verſetzen wollen, indem der neue Planet ſeinen Namen tragen ſoll. Tholuck in Halle und Lachmann in Berlin haben dagegen die Orden mit der Schleife bekommen. Unter der vierten Claſſe figuriren diesmal Janus-Huber, Noa-Kopiſch und der Archäolog Panofka.

Da ich der Preußiſchen Allgemeinen erwähne, muß ich auch des famoſen Artikels Marr, Heinzen und Freiligraths gedenken, der das journaliſtiſche Ereigniß der vorigen Woche bildete. Wir können das Vertrauen nur loben, welches die Regierung durch die Vorlegung ſolcher extremen Aeußerungen zu dem geſunden Geiſte und dem geſetzlichen Bewußtſein der Nation an den Tag legt, indem ſie dieſe ſelbſt auffordert, über dieſe Partei (wenn man die Paar vereinzelte Verzweiflungsſchriftſteller eine Partei nennen kann) zu richten. Nur mußte man conſequent ſein. Einem Volke gegenüber, deſſen geſunden Geiſtes man ſo ſicher iſt (und mit Recht!), braucht man wahrlich nicht die minutiöſen Bevormundungsmittel anzuwenden, die wir allenthalben finden.

Die Krakauer Zollfrage iſt zu Ende und Preußen hat dabei nichts errungen, als zollfreien Tranſit. Man hört allgemein behaupten, daß dieſe Frage zur Evidenz bewieſen habe, wie nothwendig eine größere Betheiligung der Preſſe und der Volksvertretung zur Wahrung der nationalen Intereſſen ſei. — Nun! es wird ja, wie Herr Rellſtab verſichert, unſere Conſtitution bereits gedruckt!

F. —

2.

Der neue Concertſaal im Opernhauſe. — Esmeralda. — Omnibus und Droſchken. — Döhler und Prutz.

Wir ſind um einen neuen Concertſaal reicher. Gebe nur der Himmel, daß wir nicht auch um einige Concertſpieler reicher werden, ſo wollen wir es uns ſchon gefallen laſſen, daß dieſer neue Saal, nämlich der reſtaurirte im neu erbauten Opernhauſe ſeinem Vorgänger nicht das Waſſer reicht. Es fehlt nicht an Gold, an Weiß und Himmelblau, aber es fehlt an Geiſt in dieſer Architektur. Aus dem frühern Wechſel von Faunen, Satyrn und weiblichen Geſtalten unter den zweiundzwanzig Karyatiden, welche die Gallerie unterſtützen, ergaben ſich allerlei anmuthig ſchalkhafte Beziehungen, die durch die jetzt angebrachten nur weiblichen Figuren total verloren gegangen ſind. Sonnabend, der 16. Januar, war der große Tag, an dem das erſtaunte Berlin, wenn nicht ein Zweckeſſen oder eine Tendenzverſammlung, ſo doch dieſe Einweihung à nur einen halben Thaler pro Perſon genießen konnte. Der neue Saal faßt 600 ſitzende Philiſter und eine unbeſtimmte Anzahl Concertſtände, die auf der Gallerie ſich unbeſchreiblich, faſt hühnerartig auf der Stange ſitzend, ausnehmen. Man ſpielte zwei Rokokoouverturen von Reichardt und Righini, wahrſcheinlich um auf die Vergangenheit des Saales hinzudeuten, dann aber hatte Herr Muſikdirector Taubert die Feinheit, um

zu verſinnbildlichen, wie der neue Saal, ſchöner, prächtiger, phönixartiger aus der Aſche des Alten erſtanden ſei, eine alte Klavierpolonaiſe, neu inſtrumentirt für Orcheſter, zur Verherrlichung des feſtlichen Tages aufführen zu laſſen. Der Domchor aber, den Se. Majeſtät zur freien Dispoſition geſtellt hatte, ſang etwas von Jomelli und von Herrn General Lvoff. Von jüngern Componiſten, wie Mozart, Haydn, Beethoven, kam nichts zur Aufführung. Rellſtab hat nämlich von Neuem erklärt, daß er Haydn für den letzten ihm zuſagenden Meiſter halte. Unſere Gäſte, Mad. Viardot und Hr. H. Leon, ein Violinſpieler, der Gatte der Cerito, wetteiferten mit ihren Talenten an dieſem hiſtoriſchen Tage.

Für die Balletenthuſiaſten geben jetzt die Vorſtellungen der genannten Tänzerin reichliche Weide. Sie tanzt viel mit ihrem Gatten, der den Kopf etwas ſchief hält, Spötter ſagen, vom vielen Violinſpielen. Das neue Ballet: Esmeralda, erfüllte aber nicht die großen Hoffnungen, welche die Intendantur davon ſanguiniſcher Weiſe gehegt hatte, denn obwohl eine jugendliche Ziege, eine berliniſche Ziege darin vorkommt, wollten unſern Theaterfreunden die hohen Preiſe zu wenig munden, um wie ſonſt in pleno zu erſcheinen. Das Parterre ſchien ein Promenadeplatz geworden zu ſein, das Parquet und die Tribune waren leer, wie in den Hundstagen, und die Söhne des Mars hatten im Ganzen Stich gehalten.

Das Gerücht, daß Herr von Küſtner ſeinen Platz zu Gunſten des Grafen Lucheſini räumen werde, gewinnt immer mehr an Wahrſcheinlichkeit. Man rühmt den Grafen als einen Mann, der eine würdige Geſinnung für Entwickelung der Kunſt mit den liebenswürdigſten Manieren vereinigen ſoll. Die Zeit wird auch dieſe Geheimniſſe aufklären und uns das Neue und Beſſere bringen, wie ſie uns die Omnibus gebracht. Große, elegante Wagen, Preis zwei Silbergroſchen die Perſon, mit kräftiger, aber wie es ſcheint, nicht ausreichender Beſpannung, denn da die auf vier Pferde eingerichteten Wagen, nach polizeilicher Verfügung von zweien gezogen werden ſollen (als Grund gibt man die zu enge Paſſage der Königſtraße an), hat die Geſellſchaft ſchon den ſchmerzlichen Verluſt von drei Pferden zu beklagen gehabt. Wir wollen dem zeitgemäßen Unternehmen den beſten Erfolg wünſchen und nur erwarten, daß nächſt dieſer erſten Route von dem Pariſer- nach dem Alexanderplatz ſich auch andere Fahrten in nicht weniger frequenten Richtungen bilden mögen. Unterdeſſen haben die Droſchken, um ſich populärer zu machen, nach dem Vorgange der Intendantur, ihre Preiſe für zwei und mehr Perſonen erhöht.

Von Fremden befindet ſich gegenwärtig von Döhler mit ſeiner Gattin, einer jungen und reizenden Ruſſin, hier, jedoch nicht in der Abſicht Concerte zu geben, da er dieſem Vergnügen, wie er mir ſelbſt erzählt, entſagen will, weil der Titel Concertgeber, nach ſeiner und wohl auch unſerer aller Meinung, etwas Piratenartiges beſitzt.

Die Vorleſungen des Dr. Prutz, deren Eröffnung und erſte gehaltene ich Ihnen neulich anzeigte, haben eine Unterbrechung erfahren; er las geſtern nicht. Man glaubt, daß polizeiliche Einwendungen die Urſache ſeien und er ſich einer Cenſur des Manuſcripts werde unterziehen müſſen.

E. R.

III.

Aus Dresden.

Landtagseröffnung. — Carneval. — Dreyſchock. — Lipinski. — Hiller. — Theater. — Pechts „Bekränzung Goethe's.“ — Hänl.

Der außerordentliche Landtag iſt auch auf außerordentliche Weiſe eröffnet worden, nämlich nicht wie ſonſt im Thronſaale durch den König ſelbſt, ſondern im Ständeſaale durch den Miniſter von Könneritz. Es war eine kurze haſtige Feierlichkeit, alle Mitglieder des diplomatiſchen Corps, und der beiden Kammern im ſchwarzen Frack, nur die Miniſter in großer Uniform, und die Gardegrenadiere auf dem Hofe unten. Die Theilnahme des Publicums an den Verhandlungen iſt aber eine auffällig geringe, obſchon es ſich um Geldfragen handelt; eine ſchüchterne Principienkritik in den Journalen ausgenommen iſt kein Zeichen von geſteigerter Erregtheit wahrzunehmen, es ſcheint Alles nur Form und der Beſchluß ſchon im Voraus gefaßt zu ſein, nämlich daß der Staat den bedrängten bairiſch-ſächſiſchen Eiſenbahnactionairen ſeine hülfreiche Hand bieten, dabei aber unläugbare Opfer bringen wird. Der Carneval hat durch die angeordnete Hoftrauer um den Palatin von Ungarn in den höchſten Kreiſen eine Unterbrechung erlitten, läßt ſich aber auch da, wo man nicht hoftrauert, nicht beſonders flott an. An Gelegenheit ſich luſtig zu machen, fehlt es übrigens nicht, die Localblätter laſſen ihre Sirenenſtimmen tagtäglich erſchallen, aber wie es ſcheint, ohne ſonderlichen Erfolg. Die geſchloſſenen Geſellſchaften, deren es hier viele gibt, tragen zu dieſer Stille viel bei, denn ſie benehmen dem Carneval jenen freien offenluſtigen Charakter, den er in andern Städten zur Schau trägt, und nur zum Nachtheil Dresdens. Muſikaliſches Leben herrſcht hier im Augenblicke mehr als ſeit Jahren. Dreyſchock war da und gab ein glänzendes Concert im Saale des Hotel de Saxe, wo er ganz nach Verdienſt von einem ausgezeichneten Publicum gewürdigt wurde. Lipinski gibt ſeine ſtark beſuchten Quartettakademien, und die Abonnementconcerte werden unter Ferdinand Hiller's Leitung in einem zweiten Cyklus fortgeſetzt. Hiller, deſſen liebenswürdige Perſönlichkeit und unermüdlicher Eifer in der wachſenden Theilnahme des Publicums nur gerechte Würdigung finden, betheiligte ſich auch als Componiſt und Pianofortespieler mit dem glänzendſten Erfolge dabei, und können wir auf ſeine neue Oper „Conradin“, die bereits zur Aufführung vorbereitet liegt, die beſten Hoffnungen ſetzen. Gutzkow hat nun in der Darſtellung der Goethe'ſchen „Iphigenie“ eine Probe ſeiner Befähigung als künſtleriſcher Dirigent des Hoftheaters gegeben. Dagegen iſt die erſte unter ſeinem Einfluſſe in Scene gegangene Oper „die Musketiere der Königin“ von Halevy, trotzdem, daß an Fleiß und Ausſtattung das Möglichſte aufgeboten wurde, nicht günſtig aufgenommen worden. Die allgemeine Stimme findet die Oper langweilig und ſie dürfte auch nicht viele Wiederholungen erleben. Die 25jährige Geburtsfeier des „Freiſchützen“ von Weber wurde durch eine recht gerundete Aufführung, der ein Prolog von Uffo Horn, den die Bayen vortrefflich ſprach, voranging, ſehr würdig begangen. Dieſer Tage ſahen wir

das bereits mehrfach erwähnte Bild des tüchtigen Pecht „Goethe wird nach der Aufführung der Iphigenie in Tiefurt von der Schauspielerin Schröder im Beisein des Hofes gekrönt“ wieder und fanden es weit vorgeschritten. Pecht hat mit seinem gebildeten Geiste entworfen und von den historischen Personen jener klassischen Zeit viele darin angebracht, und seinem Bilde dadurch auch ein besonders historisches Interesse verliehen. Wir wollen es nach seiner nun bald zu erwartenden Vollendung ausführlich besprechen. Hänl modellirt eifrig an den Seitenfiguren seiner Kaiser Karlsstatue für Prag und somit hätten wir das Wesentlichste der hiesigen socialen und Kunstzustände erwähnt, und wünschen nur bald Gelegenheit zu neuen Berichten zu haben.

A. —

IV.

Aus Pesth.

Reorganisation der Conservativen. — Graf Széchény. — Ein confiscirter Schriftsteller. — Judenverfolgungen in der Moldau.

Wir haben also jetzt nach dem Tode des Palatin jedenfalls dem Zusammentreten des Landtags entgegenzusehen und die verschiedenen Parteien sind auch längst mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt. Die conservative Partei namentlich, die für diesmal als überwiegend angegeben wird, machte eine bezeichnende Demonstration. Diese Partei hatte bisher keine andern Grundsätze, als daß sie keine zu haben brauchte. Mochte die Regierung beschließen was sie wolle, sie konnte auf den unbedingten Beistand jener Partei rechnen und die Regierung könnte selbe sogar zum Fortschritte bringen. Daher kam es auch, daß die Conservativen bei uns allgemein in Mißcredit standen und nur Wenige wagten sich als solche zu bekennen; gar Viele, obschon innerlich conservativ, lehnten diese Benennung doch als für ihr Streben nicht bezeichnend von sich ab. Um diesem Uebelstande abzuhelfen traten sie in der letzten Zeit zusammen und gaben in einem Programme die Grundsätze ihrer Politik in einer Art von Glaubensbekenntniß kund, und gingen unter den im Programme angeführten Modificationen offen unter die Fahne des Conservatismus. Durch diese Manifestation sollte der üble Schein, in welchem seine Partei bisher stand, verscheucht, und die vielen geheimen Anhänger derselben durch das Beispiel angesehener Aristokraten Széchény, Keglevich Desöwfi zur offenen Bekennung ermuthigt werden. Obgleich nun jenes Programm ziemlich allgemein gehalten ist und keine Veränderung der Grundsätze jener Herren hoffen läßt, so hat doch die Sache einen edlern Anstrich bekommen, und dieser Schritt ist immerhin als ein ziemlich gutes Strategem zu betrachten. — Merkwürdig ist, daß Graf Széchény, der jenes Programm auch unterschrieb, darin für sich keinerlei bindenden Schritt sehen will und vielmehr an der Spitze einer neuen Partei steht, die ungefähr das Centrum bilden soll, wie er auch den jetzt in diesem Sinne geführten „Jelenkor“ als sein Organ bekennt. Wenn diese Partei, wie zu erwarten steht, aufrichtige und talentvolle Anhänger findet, so dürfte sie die Vermittlerin zwischen der Opposition und der Regierungspartei bilden, was für unser Land und vorzüglich

für den künftigen Landtag von den wichtigſten Folgen wäre. Graf Széchény ſcheint daher dem Programme der Conſervativen nur beigetreten zu ſein, um aus dieſem Lager für ſeine neue Fahne zu werben. So wie er ſich denn auch bereit erklärte, einer Verſammlung der Oppoſitionellen eben ſo gut beiwohnen zu wollen, als jener. Denn ſagte er — mehr witzig als wahr — ſolche Verſammlungen verhalten ſich grade ſo zu einander, wie ein Caſinoball zu einem Redoutenballe, man findet in beiden daſſelbe und nur der Name iſt verſchieden. So viel iſt indeß wie bemerkt gewiß, daß dieſe dritte Partei, wenn ſie Anhänger genug und das vollſtändige Bewußtſein ihres Zweckes erlangt, vom wohlthätigſten Einfluſſe — auf die Beſchlüſſe des Landtags ſein werde. Denn die Gewiſſenloſigkeit und Käuflichkeit der Mehrzahl der Conſervativen mußte in der That Beſorgniſſe erregen und wenn wir auch der Regierung keine unlautern Abſichten unterſchieben wollen, ſo können wir doch auch nicht volles Zutrauen zu einer Politik haben, die mit den conſtitutionellen Principien nie ganz vertraut werden will. Auch die Oppoſition würde durch jene Partei nur gewinnen, indem ihre Forderungen, wenn auch etwas heftiger ausgeſprochen, von jener ſtarren Mauer des Serviliſmus, nicht gleich als Hochverrath wiederhallen würden und weil ſich die Oppoſition mit dem Centrum, vorzüglich in Betreff einzelner Fragen (Strafgeſetz, Bergweſen, Städteordnung, Aviticität), doch eher vereinigen könnten, als mit den Conſervativen. Daß aber von der Wahl des Palatin als Präſidenten des ganzen Landtages (insbeſondere der Magnatentafel) ſehr viel abhänge, darf nicht erſt erwähnt werden und wir wollen in einem unſerer nächſten Schreiben den künftigen Landtag von dieſem Geſichtspunkte aus betrachten. —

Und nun etwas von unſeren literariſchen Zuſtänden. Daß man jetzt leider auch bei uns wie im nicht conſtitutionellen Oeſterreich auf die Cenſur ſtößt, wenn man von Literatur ſprechen will, iſt leider eine traurige Wahrheit. Ein junger Schriftſteller Michael Staniſius, der, ohne grade ausgezeichnetes Talent zu beſitzen, recht viele brauchbare Jugendſchriften verfaßte, ſchrieb in der letzten Zeit ein Volksbuch eine Art politiſcher Volkskatechismus. Das Buch iſt nicht aufreizend geſchrieben, enthält aber für die Regierung dennoch Unliebſames genug und es wurde augenblicklich confiſcirt (es war in London gedruckt), ſo daß im Ganzen nur 300 — 400 Exemplare davon curſiren. Die Confiſcation eines ſchlechten Buches war bisher in der Regel die einzige Strafe des Verfaſſers, aber diesmal iſt mit dem Buche auch der Autor verſchwunden, ohne daß man wiſſe, wohin er gekommen. (?) Die öffentliche Meinung iſt nun freilich keinen Augenblick im Zweifel über das wohin. In der nächſten Congregation des Peſther Comitats werden einige heftige Reden über Conſtitutionsverletzungen losgelaſſen werden et voilà tout. Doch war man barmherzig genug für die Frau und Kinder des unglücklichen Schriftſtellers Sammlungen zu veranſtalten, die ſelbe wenigſtens vor dem ſchrecklichen Elende bewahren, das bei der diesjährigen Theuerung das unausweichliche Loos aller Armen iſt.

Aus der Moldau hören wir Nachrichten, die auf den hieſigen Handel einen ſchlimmen Eindruck machten.

Während der letzten griechiſchen Weihnachtsfeiertage (7. u. 8. Januar) war Galacz der Schauplatz tumultuariſcher Auftritte, deren Tendenz gegen die hieſigen

Juden gerichtet war und die in eine förmliche, dem 19. Jahrhunderte zur Schande gereichende Judenverfolgung ausarteten. Veranlaſſung dazu gab die Gewohnheit der Moldauer, am zweiten Weihnachtstage den Carneval mit einem Mummenſchanze zu eröffnen. Ein ſolcher trunkener Haufe ließ ſeine Wuth an einigen Juden aus, und da die Gemißhandelten ſich wehrten, verbreitete ſich eine bis zur Wuth geſteigerte Erbitterung gegen Letztere.. Nicht nur die Juden auf den Straßen wurden mißhandelt, der Pöbel ſtürzte ſich in die Judenwohnungen, vernichtete ihre Buden, ſchlug die Thüren ein, zertrümmerte die Geräthſchaften und mißhandelte dieſelben ohne Unterſchied des Geſchlechts. Gegen Abend wuchs die Zuſammenrottung auf einige Tauſend Menſchen an, die theils Zuſchauer abgaben, theils ſelbſt Theil nahmen. Unter der Menge gewahrte man auch einige Banditengeſichter, welche der Elite jener Unruhſtifter angehörten und die im vorigen Jahre aus Griechenland und Conſtantinopel vertrieben, die Donaufürſtenthümer mit ihrer Gegenwart beglückten, und die bekanntlich zu allen, nur zu keinem ehrlichen Geſchäfte zu gebrauchen ſind. Unter ſolcher Leitung wurde der Pöbel kecker. Um elf Uhr Abends zog ein Haufen vor das iſraelitiſche Bethaus, mißhandelte die Diener, zertrümmerte die Geräthe und Fenſter, raubte, was an Werth ſich vorfand, zerfetzte die Religionsbücher und legte ſelbſt Hand an die Thora, die zerriſſen und deren Blätter als Trophäen in den Tabernen gezeigt wurden.

Am Morgen des dritten Feiertags (8. Jan.) war der Tumult am heftigſten. Schon bei Tagesanbruch wurde die Synagoge zum zweiten Male von Zerſtörung und Tempelſchändung heimgeſucht. Die Zuſammenrottungen wurden immer bedenklicher und der Fanatismus artete ſelbſt in Grauſamkeiten aus. Alle Juden, die ſich blicken ließen, wurden mißhandelt, die verſteckten Unglücklichen hervorgeſucht und unter die Füße getreten. Einige Griechen erbrachen eine Judenwohnung, riſſen ein kleines Kind aus den Armen ſeiner Mutter und zerſchmetterten es auf dem Pflaſter. Ein Greis, der die Mörder abwehren wollte, wurde gräßlich mißhandelt. Raub und Diebſtahl waren bei dem Frevel beſonders geſchäftig und es ſtand zu befürchten, daß das Geſindel Feuer anlegen und eine allgemeine Plünderung beginnen würde. Leider ergriffen die Moldauiſchen Behörden von Galacz nicht bei Zeiten die geeigneten Maßregeln, um dieſen ſcandalöſen Auftritten Einhalt zu thun. Die Haltung der Polizei war unentſchloſſen, ſonſt hätte durch zweckmäßige Verwendung der vorhandenen Macht das Uebel gleich im Anfange erſtickt werden können. Den erfolgreichen Bemühungen der öſterreichiſchen und brittiſchen Conſuln iſt es vorzugsweiſe zu danken, daß den Frevels ein Ziel geſetzt wurde. Dieſe Herren unterſtützten durch ihren perſönlichen Einfluß die Behörde auf das Kräftigſte und hielten durch ihre Anweſenheit den Pöbel in Schranken. Es wurden ſofort mehrere Verhaftungen vorgenommen, deren Eindruck ſehr wirkſam war. Gegen Abend gelang es, den Auflauf zu zerſtreuen; die Ruhe wurde nicht wieder geſtört. Da derlei Attentate auf den Credit ſehr nachtheilig wirken, wird es ſich hoffentlich die Regierung angelegen ſein laſſen, durch Beſtrafung der Rädelsführer von ähnlichem Frevel abzuhalten. Sehr angemeſſen wäre bei dieſer Gelegenheit die Austreibung jener fremden Ungelegnen, die in Galacz und der Braila unter dem Schutze der griechiſchen Conſulate eine Freiſtätte gefunden haben. Abgeſehen von der Unduldſamkeit in Glaubensſachen, die den Bekennern der orientaliſchen Kirche ſo nahe liegt, kommt auch noch zu bedenken, daß derlei Ruheſtörungen weiter ſich ausbreiten, deren Zweck auf etwas ganz Anderes als den Triumph des Chriſtenthums gerichtet iſt.

V.

Notizen.

Frankreich und die poln. Flüchtlinge. — Uhland's Dramen.

— Unter den Actenstücken, welche Guizot in Bezug auf die Krakauer Frage veröffentlichte, ist die folgende Depesche an den Grafen Flahault in Wien nicht zu übersehen. „Paris, 23. März 1846. Herr Graf! In der Depesche, mit welcher Sie mich am 6. d. M. beehrten, haben Sie mich gebeten, Sie so rasch als möglich wissen zu lassen, ob die Regierung Sie autorisirt, den in der letzten Bewegung compromittirten Polen Pässe zu ertheilen, die es ihnen möglich machen, sich nach Frankreich zurückzuziehen, im Falle solche Pässe von Ihnen verlangt werden. Ich beeile mich, Ihnen anzuzeigen, daß Sie nicht anstehen dürfen, solche Pässe zu ertheilen. Die Regierung des Königs — welche Verlegenheiten und Schwierigkeiten ihr auch immer erwachsen mögen durch die Vergrößerung der ohnehin bereits so bedeutenden Zahl politischer Flüchtlinge, welche auf französischem Gebiet vereinigt sind — wird dennoch keineswegs zurückweichen vor dem Aufruf, der an ihre Humanität und an ihre Politik gleichzeitig gemacht wird. Sie wünscht sich vielmehr Glück zu der Macht, die es ihr möglich macht, den Unglücklichen ein Asyl zu geben und dem Wiener Cabinet seine Mäßigkeits- und Klugheitsgedanken zu erleichtern, die es wünschen lassen, die Zahl der Opfer nicht zu vergrößern und noch neue Leiden Denen zu bereiten, die bereits ihren kühnen Unternehmungsversuch so fürchterlich gebüßt haben." — Wir enthalten uns eines jeden Seitenblicks bei Citirung dieser Depesche.

— Es ist erfreulich, daß die Dramen Uhland's in ihrer neuen Ausgabe bei Winter in Heidelberg so viel Käufer finden, daß ein zweiter Abdruck nöthig wurde, denn von Anklang und Theilnahme kann würdigerweise bei Werken, die längst ihre feste Stelle in der deutschen Literatur einnehmen, nicht gesprochen werden. Es war nur ärgerlich, daß diese Dramen verhältnißmäßig so wenig verbreitet waren, daß man oft, namentlich in kleinern Städten, Mühe hatte, sie zu erhalten. Wenn auch die Wiederbelebungsversuche, die in gewissen Zeiträumen auf mehrern Bühnen gemacht wurden, mehr aus einer Koketterie einzelner Directoren und Regisseure als aus wahrhaftem Glauben an ihre Lebensfähigkeit auf den Bretern hervorgingen und durchweg ohne wesentlichen Erfolg blieben, so drängte es doch das Publicum, wenn auch spät, zu ein paar Werken zurück, die in Empfindung, Gedankenkraft und ursprünglich edler Form ihres Gleichen suchen — nach schlechtem Champagner und nach geschwefeltem Rheinwein zum alten ächten Gewächs. Da ist Alles so fest und gut, keine Kunst dabei sichtbar, als die einfache des Umprägens in den Vers; kein mühselig combinirter Effect und keine gewaltsame Aufregung, bei welcher der Leser die Geduld verliert. O wie thut das wohl, sich nicht mit dem Autor abmühen zu müssen bei der Entwickelung des Stoffes, man hat keinerlei Beschwerde, und wenn auch die Stücke für die Bühne unbrauchbar bleiben, was thut's? man muß ja nicht immer aus dem Glase trinken — ein Schluck aus der Quelle selbst mundet am frischesten! Dabei ist eben nur die Scenerie vernachlässigt, keineswegs aber die Charakteristik, die namentlich im „Herzog Ernst von Schwaben" musterhaft ist. Man fühlt einen Mangel nur nach den einzelnen Acten, ist man fertig, so denkt Niemand an die ungenügenden Zwischensätze mehr, und vor den geschlossenen Augen spielt sich Alles viel wahrer und schöner ab, als es die Schauspieler vor den sehenden im Stande wären.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Beilage zu den Grenzboten.

Heft 4.

Originaltext des k. k. Decrets über die Robotablösung.

Allerhöchste Vorschrift in Absicht auf die Beförderung des Zustandekommens freiwilliger Abfindungen zwischen den Grund- und Zehentherren und ihren Grund- und Zehentholden, über die Natural-Frohnde und die Natural-Zehente.

1) Alle unterthänigen Arbeitsleistungen (Roboten) und zehentherrlichen Rechte können auf dem Wege freiwilliger Uebereinkommen in andere Leistungen umgestaltet, oder durch den Erlag eines Capitales, durch Grundabtretung oder durch die Verzichtleistung auf gegenseitige Verpflichtungen abgelöst werden.

2) Derlei Uebereinkommen bedürfen jedoch zu ihrer Gültigkeit die Bestätigung des betreffenden Kreisamtes, welche ihnen, wenn sie klar und unzweideutig verfaßt sind, und nichts Gesetzwidriges enthalten, ohne Anstand zu ertheilen ist. Durch diese Bestätigung erlangten dieselben die Kraft eines gerichtlichen Vergleiches, wohlverstanden jedoch, daß in dem Falle, als die Robot oder der Zehent mittelst einer zugesicherten, fortwährenden, bestimmten Jahres-Rente abgelöset worden ist, die Eintreibung dieser letzteren im politischen Wege zu geschehen habe.

3) Wenn bei der Ablösung Rechte eines Dritten eintreten, so hat das Kreisamt vorläufig die Aeußerung des Landrechtes, in dessen Landtafel das Gut des Grund- oder Zehentherren gehört, darüber einzuholen, ob in rechtlicher Hinsicht die Genehmigung erfolgen könne. Diese Vorsicht ist insbesondere zu beobachten.

   a) Wenn das Gut, dessen Besitzer Robot oder Zehent zu fordern hat, mit Schulden belastet ist, und die Uebereinkunft sich nicht auf die in §. 6 bezeichnete Art der Ablösung beschränkt;

   b) wenn das Gut Fideicommiß oder Lehen, oder einer Substitution unterworfen ist;

   c) wenn sich unter Miteigenthümern eines Gutes Verschiedenheit der Meinungen äußert.

4) Auf gleiche Art hat das Kreisamt, wenn der eine oder der andere Theil aus was immer für einem Grunde über das Seinige zu verfügen nicht fähig ist, das gehörige Gericht um die Entscheidung über die Genehmigung des Vertrages anzugehen.

5) Das Landrecht hat, wenn das Gut mit Schulden belastet ist, über die Genehmigung des Vertrages alle bekanntlich in der Provinz vorhandenen Pfandgläubiger zu vernehmen, für alle übrigen einen gemeinschaftlichen Curator zu stellen und dessen Aeußerung abzufordern. Die Frist, binnen welcher die Gläubiger oder der Curator sich äußern sollen, ist auf wenigstens neunzig Tage mit der Bemerkung festzusetzen, daß diejenigen, welche nicht in gehöriger Zeit ihre Erklärung abgeben, für einwilligend werden gehalten werden. Die Genehmigung kann mit Vorbehalt des Recurses an die höhere Behörde ungeachtet der von einzelnen Gläubigern oder dem Curator verweigerten Beistimmung dann ertheilt werden, wenn das Landrecht findet, daß davon kein Nachtheil für die Widersprechenden zu besorgen sei.

Wird Zehent oder Robot ein für alle Male mit einem Capitale abgelöst, so muß dasselbe, wenn nicht entweder das Gut ganz schuldenfrei ist, oder alle Pfandgläubiger in eine andere Verfügung einwilligen, zu dem Landrechte deponirt und in den Depositenbüchern vorgemerkt werden, daß alle mit der Landtafel bis dahin auf das Gut erworbenen Hypotheken und andere dinglichen Rechte sich auch auf dieses Capital erstrecken.

Ebenso sind, wenn dieses Capital in der Folge angelegt wird, oder wenn Grundeigenthum durch Tausch an die Stelle des Zehents oder der Robot tritt, die dinglichen Rechte durch Anmerkung in den öffentlichen Büchern zu versichern.

6) Die Vorschriften des §. 5 finden keine Anwendung auf Verträge, wodurch der Besitzer eines freieignen Gutes anstatt der Robot oder des Zehents eine fortwährende bestimmte Jahresrente in Geld oder Früchten zugesichert, oder von dem Unterthan gegen Aufhebung der Robot auf ein ihm gegen den Grundherrn zustehendes Weide-, Holzungs- oder ähnliches Recht Verzicht geleistet wird. Hierzu bedarf es, wenn auch auf dem Gute Schulden haften, keiner Beistimmung der Gläubiger oder des Landrechtes.

7) In Rücksicht der zu Fideicommiß-Gütern gehörigen Roboten und Zehenten hat das Landrecht nach Vernehmung der in der Provinz wohnenden nächsten Anwärter und der Curatoren des Fideicommisses und der Nachkommenschaft über die Genehmigung des Ablösungsvertrages zu entscheiden. Die von dem Fideicommißbesitzer angesuchte Genehmigung kann ungeachtet der von Anwärtern und Curatoren verweigerten Beistimmung ertheilt werden, wenn das Landrecht findet, daß sie dem Fideicommiß nicht nachtheilig sei. Zur Ablösung des Zehents oder Robot für ein Fideicommiß bedungene Capitalien sind als Stammvermögen des Fideicommisses

zu Gericht zu deponiren, zur Abfindung überlaſſene Grundſtücke dem Fideicommiſſe in den öffentlichen Büchern zuzuſchreiben. Alles von Fideicommiſſen für aufgehobene Zehenten oder Roboten eingetauſchte Grundeigenthum kann ohne beſondere landesherrliche Bewilligung dem Fideicommiſſe einverleibt werden.

Dieſe Beſtimmungen finden auch auf Güter, die einer Subſtitution unterliegen, analoge Anwendung.

8) Bei Lehengütern iſt über den Ablöſungsvertrag auch der Lehenherr, wenn es ſich um ein Privatlehen handelt, zu vernehmen, im Uebrigen nach den für Fideicommiſſe ertheilten Vorſchriften zu verfahren.

In Rückſicht aller landesfürſtlichen Lehen oder Afterlehen iſt mit der kreisamtlichen Beſtätigung des Vertrags auch die lehensherrliche Bewilligung als ertheilt zu betrachten.

Das Kreisamt wird jedoch hierbei Sorge zu tragen haben, daß, wenn die Ablöſung der Frohne oder des Zehents bei einem Lehengute mit einem Capitale ein für alle Mal geſchehe, das Capital im geeigneten Wege ſogleich mit dem Lehensbande vinculirt werde, da es hierfür einen Beſtandtheil des Lehens zu bilden haben wird.

9) Ueber die Rechte der Nutzeigenthümer eines Gutes dienen die allgemeinen Vorſchriften des bürgerlichen Geſetzbuches zur Richtſchnur.

10) In Rückſicht der anſtatt des Robots oder des Zehents bedungenen Jahresrente gebühren dem Gläubiger eben die Pfand- und Vorrechte auf das Grundeigenthum des Verpflichteten, welche ihm vorhin in Anſehung der Roboten oder Zehente ſelbſt zugeſtanden ſind.

Wird zur gänzlichen Abfindung der Roboten oder Zehente ein dem Grund- oder Zehentherrn verſchriebenes, oder zur Befriedigung deſſelben von Andern geborgtes Capital auf das bisher mit Robot oder Zehent belaſtete Gut einverleibt, ſo hat es den Vorrang vor allen übrigen, wenn auch früher eingetragenen Hypotheken. Ein ſolches Capital iſt immer auf gerichtlichem Wege durch die nach Beſtimmung der Jurisdictionsnorm berufene Gerichtsbehörde einzutreiben und hat darauf die politiſche Executions-Ordnung, welche für Unterthansforderungen vorgeſchrieben iſt, keine Anwendung mehr zu finden.

11) Zum Behufe der Robot- und Zehentablöſungen können auch unterthänige (Ruſtical-) Grundſtücke verwendet und an die Obrigkeiten in das Eigenthum überlaſſen werden, ohne daß Letztere in ſolchen Fällen zur Abtretung eines Aequivalents in Dominical-Grundſtücken gehalten ſind.

Auch können zu dem gleichen Zwecke Grundtauſche zwiſchen Obrigkeiten und Unterthanen ſtattfinden.

Das Kreisamt hat sich jedoch bei Bestätigung solcher Ablösungsverträge im geeigneten Wege die Ueberzeugung zu verschaffen, daß dabei die Subsistenz der Unterthanen nicht gefährdet und ihre Wirthschaften im aufrechten Stande erhalten werden.

12) Wenn sich ganze Gemeinden von der Robot- und Zehentschuldigkeit frei machen und dazu ihr Gemeindevermögen, es mag dieses in Grundstücken Servituts-Rechten oder Capitalien bestehen, verwenden wollen, so ist diesem Wunsche, in so fern er mit der Vorsorge für die gehörige Bedeckung der Gemeindebedürfnisse vereinbarlich ist, kein Hinderniß entgegenzusetzen.

Auch die Vorräthe und Capitalien der unterthänigen Contributionsfonds dürfen zur Ablösung solcher Schuldigkeiten benutzt werden, in so weit dieses ohne die Sicherstellung des unterthänigen Samenbedarfs zu gefährden, geschehen kann.

Sind die Mitglieder einer an den Verhandlungen über die Ablösung Theil nehmenden Stadt-, Markt- oder Dorf-Gemeinde verschiedener Meinung, so kann das Kreisamt für eine billige und der Gemeinde unschädliche Uebereinkunft, selbst wenn sie nur die mindern Stimmen wünschen, den Ausschlag geben.

13) Wenn unterthänige Grundstücke an Obrigkeiten übergehen, haben diese auch die hierauf entfallenden landesfürstlichen Steuern und Giebigkeiten zu übernehmen.

Uebereinkünfte, daß die, solche Realitäten treffende Vorspanns- und Einquartierungs-Leistungen, so wie Schub-, Botenlohn und andere Gemeindeumlagen von den Verpflichteten auf ihren übrigen Grundbesitz übernommen werden, sind unter Beobachtung der §. 11 erwähnten Vorsicht nicht zu beanstanden.

14) Die über Ablösung von Roboten und Zehenten gepflogenen Verhandlungen haben, so wie die darüber errichteten Verträge, die Stempelfreiheit zu genießen.

Wien, am 25. December 1846.

Vorstehendes sind die Paragraphe des neuen Robotablösungs-Patentes. Der Termin der Publication desselben ist nicht gleich für alle Provinzen bestimmt, indem z. B. in Böhmen noch einige Erhebungen gemacht werden müssen. Zuerst wird es im Erzherzogthume publicirt werden, dann in den andern Provinzen. Im Eingange des Patentes wird gesagt, daß es Se. Majestät auf Ansuchen vieler Betheiligten und in Gemäßheit der fortschreitenden Zeit erlassen habe.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Weſtphäliſche Zuſtände*).

Benachbart und verwandt dem Volke, das wir zuletzt beſprochen haben, den Wittgenſteinern, ſind die Bewohner des Fürſtenthums Siegen; nur weicht bei ihnen die Armuth, die wir bei jenen antrafen, der Induſtrie, und die Kraft, Gediegenheit und Urſprünglichkeit des Volkscharakters dem Reichthum. Sonſt ſind ſie ſich einander gleich; dieſelbe Religioſität: dieſelbe Tiefe des Gemüthes und Innigkeit der Gefühle, gleicher Reichthum an Phantaſie und gleiche Zufriedenheit mit den beſtehenden Verhältniſſen trifft man an den Quellen der Sieg und in den unfreundlichen Thälern des Wittgenſteiner Landes. Man möchte ſich, nach ſolchen Eigenſchaften der Bewohner zu rechnen, verſucht fühlen, dieſe Gegenden zu Süddeutſchland zu zählen, wenn nicht der harte Winter und der regneriſche, unfreundliche Sommer dem Norden dieſe Landſtriche vindicirten. Hat man blos auf Induſtrie und Religion Acht, ſo wird man das Siegerland unbedingt mit den induſtriellen Gegenden der Grafſchaft Mark vergleichen; die andern Eigenſchaften beider Länder widerſprechen ſich aber zu ſehr, als daß ein ſolcher Vergleich nicht bald ſcheitern müßte. Die Grafſchaft Mark und ihre Bewohner ſind zur Induſtrie geboren, wogegen die Siegerländer nur durch den bergmänniſchen Reichthum des Landes, aber nicht durch eignen Trieb und eigne Neigung zu induſtriellen Unternehmungen bewogen ſind. Die Berg- und Hüttenwerke dieſes Landes werden deshalb auch durchaus nicht mit der Energie betrieben, daß die Siegerländer die Concurrenz mit andern Ländern aushalten könnten. Bedeutende Schutzzölle auf Roheiſen, welche die Hämmer und Fabriken der Grafſchaft Mark zu ruiniren drohten, waren nothwendig, um den Bergbau und die Hüttenwerke dieſes Landes aufrecht zu halten. Die Leute betreiben hier ihre induſtriellen Unternehmungen noch jetzt in derſelben Weiſe, wie vor funfzig Jahren; daher kommt es, daß ſie meiſt von dem Ertrage früher erworbener

*) Siehe Grenzboten vor. Jahrg. Nr. 35, 37, 52 und den Artikel: „Die Fürſtenthümer Wittgenſtein" in unſerm letzten Hefte.

Capitalien leben müſſen, neuen Reichthum aber ſich nicht erwerben können. Die Mäßigkeit, Einfachheit und Nüchternheit des Lebens, an welche der Siegerländer ſich gewöhnt hat, läßt freilich den einmal geſammelten Reichthum nicht ſo leicht wieder ſchwinden, ſonſt möchte wohl von dem ſprüchwörtlich gewordenen Reichthume der Stadt Siegen bald nur noch die Erinnerung übrig ſein. Jetzt beſitzt dieſe und auch ihre Umgegend noch viele Tonnen Goldes, aber dieſer Reichthum ſpornt die Leute nicht zu großen Unternehmungen an, ſondern nur zu kleinlicher, philiſtröſer Sparſamkeit. Das große Stahlbergwerk zu Müſſen iſt königlich, und ſo fällt der Ruhm dieſes Etabliſſements nicht auf das Land, ſondern auf die Regierung.

Da die Bewohner des Siegerlandes, in Bezug auf Induſtrie, auf das ihnen zunächſt Liegende, was ihren Reichthum und ihre Kraft ausmacht, nicht einmal großer Gedanken und Anſtrengungen fähig ſind, ſo kann man in Bezug auf allgemeine Angelegenheiten und Intereſſen auch wohl kein reges Streben von ihnen erwarten. Das iſt um ſo trauriger, da die politiſchen und ſocialen Tagesfragen jenen Gegenden nicht ſo fern geblieben ſind, wie dem Wittgenſteiner Lande. Das „Siegener Bürgerblatt", das bei Friedrichs in Siegen mehrere Jahre hindurch erſchien, gab ſich viele Mühe, auch ſeine Landsleute in die politiſchen und ſocialen Kämpfe der Gegenwart hineinzuziehen. Aber das tüchtige und gediegene Blatt fand bei den Nachbarn mehr Aufnahme und Theilnahme, als im eignen Vaterlande, und mußte zuletzt, nächſt der Cenſur, an dem Pietismus und der Philiſterhaftigkeit der Siegerländer ſcheitern.

Wenn man ein treues, unparteiiſches Bild von dem Charakter des Siegerländers bekommen will, ſo leſe man das Leben Jung Stilling's, von ihm ſelbſt beſchrieben. Dieſer außerordentliche Menſch repräſentirt alle Eigenſchaften ſeiner Landsleute, nur vergeiſtigt und idealiſirt er dieſelben. Dieſe Weichheit der Gefühle, dieſes weibiſche Empfindeln, dieſe knabenhaften Phantaſien, dieſes Aufgehen in Pietismus und Schwärmerei, das die biedere, ehrliche und geiſtreiche Perſönlichkeit Jung Stilling's verwäſſert, findet man bei allen ſeinen Landsleuten wieder. Man ſollte den Pumpernickel und den Speck des Münſterlandes in dieſe Gegenden verpflanzen; dieſe harten und kräftigen Speiſen würden das Traumleben der Siegerländer vielleicht zu praktiſcher, reeller Arbeit und Betriebſamkeit umwandeln.

So weichlich wie der Charakter des Volkes, iſt auch der Anblick des Landes. Berg und Thal wechſeln freilich genugſam ab, um von der Gegend den Vorwurf der Einförmigkeit und Trivialität abzuwehren. Aber die Hochwälder fehlen. Die ſogenannten „Hauberge", welche hier die Stelle der Wälder vertreten, beſtehen aus Strauchwerk und Gebüſch, welches immer in

einer kurzen Reihe von Jahren, ehe die Sträucher zu Bäumen werden können, abgehauen wird. Dieſe Sitte gibt dem Lande einen unerfreulichen Anſtrich. Gleich dem dürren, ſpärlichen Haarwuchs eines abgelebten Greiſes kriecht das Strauchwerk an den Bergen herauf und ſcheint mehr zum Futter von Ziegen, als zum Gebrauche für Menſchen beſtimmt zu ſein.

Das Fürſtenthum Siegen gehört mit zu den Theilen unſerer Provinz, welche den Bewohnern derſelben den Vorwurf der Schläfrigkeit, der Theilnahmloſigkeit, der Philiſterhaftigkeit zugezogen haben. Dieſen Vorwurf lehnen wir von dem Ganzen ab, um ihn in verdoppeltem Maße auf die einzelnen, ſchuldigen Gegenden zurückfallen zu laſſen.

. . . . . .

Wir haben nun in einer Reihe von Aufſätzen Weſtphalen von Norden nach Süden durchwandert und es bleibt uns nur noch der öſtliche Theil der Provinz zu beſprechen übrig. Die Gegenden des Teutoburger Waldes, etwa mit Ausnahme der Stadt Minden, in der Lieutenants und Pietiſten das große Wort führen, erinnern nicht nur durch ihre ehemalige Geſchichte, ſondern auch durch ihre jetzigen Bewohner an die Lobſprüche, die ſchon Tacitus den Cheruskern, ihren Voreltern, zollte, an den Ruhm Herman's und ſeiner Römerſchlacht. Eine fruchtbare, durch anmuthige Hügel durchbrochene Ebene auf der einen und ein impoſantes, waldbedecktes Gebirge auf der andern Seite, erfreuen das Auge des Durchreiſenden. Klare Flüſſe, unter ihnen die majeſtätiſche Weſer, heben die Schönheit und den Verkehr des Landes, deſſen Vorzüge die bald vollendete Eiſenbahn beſſer und in einem weitern Kreiſe verbreiten wird, als alle Darſtellungen und Reiſeberichte. Allerdings greift auch hier das Proletariat, das ſich auch in die ſchönſten und herrlichſten Landſtriche der Erde verbreitet, immer mehr und mehr um ſich; die Ravensbergiſchen Leineweber hungern mit demſelben Anſtand, wenn auch nicht mit demſelben Eclat der Schleſier. Die reichen Leinenhändler in Bielefeld, Güterslohe ꝛc. ſind fromme Chriſten, gehen jeden Sonntag in die Kirche, und ſo ſind ſie gegen die Verwünſchungen der Weber hieb- und ſtichfeſt. Die Communiſtenverfolgungen in Weſtphalen, die vielfach in den Zeitungen beſprochen wurden, fanden ſchon vor einigen Jahren im Ravensbergiſchen ſtatt, welches Land die Heimath des ganzen weſtphäliſchen Communismus iſt. Die Stadt Bielefeld iſt der Mittelpunkt dieſer Beſtrebungen, die auch in Güterslohe, Rheda und in andern benachbarten Städten viele Anhänger haben. Was den Ravensbergiſchen Socialismus von andern derartigen Theorien und beſonders von dem rheiniſchen Communismus unterſcheidet, iſt, daß er ſich durchaus nicht in den

Zwiespalt mit allen liberalen, constitutionellen Bestrebungen gesetzt hat. Welcher politischen Meinung man übrigens auch sein mag, die Thatsache kann man nicht übersehen, daß der Pauperismus immer mehr auch in Westphalen um sich greift. In den Fabrikgegenden zerstören die großen Etablissements die kleinen Hämmer und Schmieden; in den Theilen der Provinz, wo der Bergbau Träger des Wohlstandes ist, werden in der nächsten Zeit die größern Bergwerke alle kleinern verschlingen, da der Tiefbau eingerichtet werden muß, der mindestens für jedes Bergwerk 60,000 bis 80,000 Thaler kostet, welches Capital also nur die größern Werke tragen können. So werden alle Theilnehmer kleinerer Zechen gezwungen, ihr Eigenthum für einen Spottpreis ihren reichern Nachbarn abzutreten, was eine bedeutende Vermehrung des Proletariats nach sich ziehen wird. In den ackerbauenden Gegenden endlich sind es die Majorate der Adeligen, welche das Proletariat unendlich befördern. Die oft auffallend großen Einkünfte dieser Majorate werden gewöhnlich dazu verwendet, Güter und Grundstücke für die nachgebornen Kinder zu erwerben. Im Münsterlande, im Herzogthum Westphalen und in andern Gegenden wird fast kein Bauerngut, kein Wald, keine Wiese verkauft, welche nicht in die Hände der großen Gutsbesitzer übergingen. Die Familie Fürstenberg zu Herdringen bei Arnsberg kauft fast alljährlich (?) für 50,000 Thaler Güter und Grundstücke an.

Eins der nothwendigsten Erfordernisse Westphalens wäre eine freisinnige Zeitung, in welcher sich die verschiedenartigen Interessen und Richtungen der Provinz abspiegelten. Die Regierung hat aber grade in unserer Provinz, die bisher doch die ruhigste und loyalste war, sich sehr gegen Zeitungsconcessionen gesträubt. Der verstorbene Oberpräsident von Vincke, der sich in materieller Beziehung große und vielfache Verdienste um Westphalen erworben hat, wies alle Gesuche um Concession zu neuen periodischen Blättern mit den Worten ab: „Es ist kein Bedürfniß dazu vorhanden.“ Der „Merkur“, der doch blos ein Parteiblatt des münsterischen Klerus ist, schien ihm allen billigen und loyalen Anforderungen zu genügen. Der „Sprecher für Rheinland und Westphalen“, das älteste Organ für provinzielle Angelegenheiten, hat sich in der Zeit der Kölner Wirren um seinen Leserkreis gebracht. Er mußte Westphalen verlassen, um in Wesel, wo er socialistische Tendenzen verfolgte, zu einem Wochenblättchen herabgedrückt zu werden. So ist es gekommen, daß der Westphale sich von den rheinischen Blättern die Tagesereignisse erzählen lassen muß; die große Anzahl von Exemplaren jener Zeitungen, welche nach unserer Provinz versandt werden, beweisen doch wohl das Bedürfniß eines westphälischen Blattes.

Der Mangel einer für Weſtphalen beſtimmten und aus ſeinem Schooße hervorgehenden Zeitung, erſchwert ſehr die Ueberſicht über den Charakter, die Zuſtände und die Bedürfniſſe der Provinz. Der münſteriſche Provinziallandtag in ſeiner Beſcheidenheit und Heimlichkeit iſt grade nicht geeignet, uns einen Totaleindruck über den Geiſt der Provinz zu verſchaffen. Dazu kommt, daß Weſtphalen aus ſehr vielen, verſchiedenartigen Ländertheilen zuſammengewürfelt iſt, aus katholiſchen Bisthümern, wie aus heſſiſchen Provinzen; aus altpreußiſchem Gebiete und einem halben Dutzend Standesherrſchaften, welche Abſchnitzel des alten heiligen römiſchen Reiches nicht, wie z. B. die verſchiedenen Ländertheile Badens, durch eine zweite Kammer, durch die Einheit der politiſchen Beſtrebungen, zuſammengehalten werden. Die verſchiedenen Stücke Weſtphalens ſehen ihre Vereinigung nur im Oberpräſidium zu Münſter und im Militair. So kommt es, daß die Provinz uns gar kein klares Bild über ſich ſelbſt und ihren Charakter geben kann, daß die Reflexionen über weſtphäliſche Zuſtände gar keinen Mittelpunkt haben, wohin ſie, wie die Radien eines Kreiſes, alle zurückführen, und von wo aus die Kritiken der einzelnen Zuſtände erſt ihre allgemeine Bedeutung und überſichtliche Klarheit empfangen. Wir können daher, nachdem wir die Verſchiedenheiten der einzelnen Theile der Provinz ſkizzirt haben, nur ſehr unvollkommen das Gemeinſame und gleichmäßig Charakteriſtiſche hervorheben.

Schon in den älteſten Zeiten waren die Gebirge und Ebenen Weſtphalens von verſchiedenen Völkerſchaften bewohnt. Es iſt eine intereſſante Wahrnehmung, daß man die Verſchiedenheit der jetzigen Einwohner in Bezug auf Religion, Sprache, Sitten und Temperament, aus den Eigenthümlichkeiten und Verſchiedenheiten der Ureinwohner, wie ſie Tacitus ſchon beſchreibt, deduciren kann. Die Anwohner der Sieg, Ruhr und Lenne, die Nachkommen der alten Chatten, haben die Regſamkeit, die Lebendigkeit, den Fleiß ihrer Voreltern größtentheils behalten; ſie zeichnen ſich, will man einzelne Ausnahmen zugeben, durch Bildung, durch Wohlhabenheit, durch Induſtrie und Theilnahme an den Fragen der Zeit vor den Bewohnern des platten Landes aus. Zwiſchen Ruhr und Lippe wohnten früher die Uſipeter und Tenchterer. Die in der Grafſchaft Mark jetzt noch blühende Pferdezucht erinnert an die berühmten Streitroſſe dieſer alten Völkerſchaften; an die noch berühmteren Voreltern ſelbſt, an das solitum bellorum decus derſelben mahnen die Freiheitskriege, zu welchen kein Gau unſers deutſchen Vaterlandes tapferere Kämpfer geſtellt hat, als die Mark. Ueberſchreitet man die Lippe, ſo befindet man ſich in den Stammſitzen der alten Brukterer. Die jetzt hier lebenden Münſterländer haben wenig von der Regſamkeit und Tapferkeit der ein-

gewanderten Gamaver und Angrivarier übrig behalten, ſondern mehr von der Schlaffheit, Paſſivität und von dem ungünſtigen und darum unkriegeriſchen Sinne der Brukterer, der erſten, autochthoniſchen Bevölkerung des Landes. Der Gegenſatz zu dieſem Gebiete fand ſich in den älteſten Zeiten, wie noch jetzt, in dem öſtlich gelegenen Gebiete, das der teutoburger Wald durchzieht, den frühern Wohnſitzen der Cherusker, wo jetzt Bielefeld und ſeine Umgebung, wie vorhin nachgewieſen worden iſt, die Intelligenz bedeutend dominirt. Die Cherusker haben ſich kräftig der römiſchen Kaiſerherrſchaft, und ihre Nachfolger, die Sachſen, der Prieſterherrſchaft entgegengeſtemmt, während die Brukterer ſich von den Erbfeinden deutſcher Freiheit unterjochen ließen.

Im Ganzen iſt in Weſtphalen, wie bei den Norddeutſchen überhaupt, der Verſtand vorwiegend. Doch iſt dieſer hier nicht ſo ausgeprägt und auf die Spitze getrieben, wie in Königsberg, dem Extrem, der Conſequenz des Nordens; er verhält ſich ruhiger, und macht weder durch tiefe, philoſophiſche Spekulationen, noch durch große, praktiſche Reſultate viel Aufſehen. Ein gleiches Maß von Wille iſt ſein Begleiter, ſtets zum Ausführen deſſen bereit, was der Verſtand nach vorheriger, gründlicher und oft langwieriger Unterſuchung für zweckmäßig gefunden hat. Dieſer Wille iſt eben nicht zum Wunderthun geeignet, aber doch zu jeder Thätigkeit, die ſich für einen deutſchen Staatsbürger ſchickt, der wo möglich innerhalb der Grenzen der Cenſurvorſchriften wirken will. Wenn man ſich das Ideal eines bonus paterfamilias des römiſchen Rechtes denken will, ſo nehme man dazu einen weſtphäliſchen Bürger oder Beamten. Nichts Ueberſpanntes findet man hier, nichts Gewagtes, nichts Außerordentliches, aber auch keine Nachläſſigkeit, kein Verſchleudern der Habe, keine Trägheit und Liederlichkeit. Es iſt das Maß in allen Dingen auf das Strengſte beobachtet; die Nemeſis der Griechen würde an einem Weſtphalen wenig zu ſtrafen finden. Aber dieſes Maßhalten ſchlägt oft in Mittelmäßigkeit um; der Verſtand iſt nur praktiſch, nur auf das Nächſte, Ausführbare gerichtet, und von umfaſſender Combination, wie von kritiſcher Schärfe gleich weit entfernt. Das Nützliche iſt ſeine höchſte Kategorie. Der Wille wie der Verſtand, iſt nur zu dem bereit, wobei kein Wagniß, kein Riſico ſtattfindet, was man, ſo zu ſagen, mit Händen greifen kann. Der Verſtand iſt von der Vernunft ſo weit entfernt, wie der Entſchluß von der Begeiſterung; das Große und gar das Schöne bietet der Thätigkeit eines Weſtphalen kein Feld dar, ja, es reizt kaum ſeine Wünſche.

„Wir ſind bieder und natürlich
Und das iſt genug gethan.“

So ward Westphalen, mit Einschluß des früher durch preußische Verwaltung und Gerichtsbarkeit eng angeschlossenen Cleve, die Pflanzstätte tüchtiger Beamten, die Baumschule guter Arbeiter. Bei fast allen hohen Collegien der Monarchie trifft man westphälische Mitglieder; besonders die höheren Richterstellen sind sehr häufig mit Westphalen besetzt. Zum geheimen Ober-Tribunal in Berlin hat keine Provinz so viele Räthe geliefert, als Westphalen.

Anhänger der Censur wird man in unserer Provinz wenige finden, dazu ist der Westphale zu verständig, zu offen und aufrichtig. Das heimliche Gerichtsverfahren hat selbst unter den Beamten wenig Freunde, was die vor einigen Jahren in Soest abgehaltene Juristenversammlung beweist, zu der sich die höhern Richter und die Advokaten von fast ganz Westphalen versammelt hatten, welche die Einführung des Mandats, und summarischen Prozesses feierten, und in vielen kräftigen Reden sich für das öffentliche Prozeßverfahren aussprachen.

Die jüngſten Poeten.

Zweiter Brief.

Wenn Sie Meißner's „Ziska" zu Ende geleſen haben, liebenswürdige Freundin, nehmen Sie Mörike's „Idylle vom Bodenſee" zur Hand*). Es wird Ihnen wohlthun, aus der hochaufſchäumenden Fluth jener Huſſitengeſänge plötzlich in das Stillleben dieſes Schweizerdörfchens verſetzt zu ſein, deſſen jocoſe Burſchenkämpfe der Dichter mit ſo warmem Humor und mit ſo prägnanter Charakteriſtik zeichnet. Die Glocken der Stadt Conſtanz, welche mit ihren Grabestönen dem Märtyrer Huß einſt zum Scheiterhaufen läuteten und in Alfred Meißner's Dichtung ein ſtürmiſches Echo finden, klingen in Mörike's Idyll, verſchwimmend im roſigen Abendroth, luſtig über den klaren Bodenſee herüber und geleiten den Fiſcherkahn, in welchem die bäuerlichen Helden ſeiner Erzählung ſich wiegen, an den Strand.

Mörike iſt zwar keiner unſerer jüngſten Dichter. Sein „Maler Nolten" ſo wie ſeine Gedichte haben ihm bereits ſeit Jahren einen begrenzten, aber um ſo wärmern Kreis von Verehrern erworben. Doch hat langjährige Krankheit den Dichter aus den Armen ſeiner Muſe geriſſen. In einem abgelegenen ſchwäbiſchen Dörfchen vergraben iſt er dem lauten Markte ephemerer Literaturgeſchichte entrückt worden und wie ein Neugeborener und wie Einer unſerer Jüngſten tritt er jetzt hervor. Für einen Fremden dürfte es zwar ſchwer zu begreifen ſein, wie ein Dichter von ſolchem Werthe aus dem Geſichtskreiſe ſeiner Nation, wenn auch nur zeitweiſe, entſchwinden kann. Allein die deutſche Literatur, die ſich mit ihrer oſtenſiblen Moralität ſo ſehr in die Bruſt wirft und mit tugendſtolzem Phariſäerton auf die geſchmiedeten Renommées der franzöſiſchen Autoren hinweiſt, iſt in ihren Kunſtgriffen und journaliſtiſchen Charlatanerien um kein Haar beſſer als jener vielverſchrieene franzöſiſche Robert-Macairismus. Man hat nur die Marktſchreierei bei uns noch nicht in ein ſo gegliedertes und feſtgeſchloſſenes Syſtem gebracht, wie in Paris, wo die Helden des Literaturmarktes dicht neben

*) Idylle vom Bodenſee oder Fiſcher Martin und die Glockendiebe. In ſieben Geſängen von Eduard Mörike. Stuttgart (Schweizerbart).

einander wohnen; bei uns hat Jeder ſeine eigne Hausapotheke, ſeine eignen Kunſtgriffe, um an der großen Glocke zu läuten — aber Alles zuſammen bildet häufig eine nicht minder große Lüge, wie in Paris. Wäre Mörike ein Berliner, wäre er ein Kritiker, Correſpondent für ein Paar Journale, unterhielte er einen Briefwechſel mit Gevatter Peter, dem Feuilletonſchneider und Gevatter Paul, dem Correſpondenzenmacher, ſein Name würde jeden Tag an allen vier Enden poſaunt: Hört, hört! Mörike hat ein Ei gelegt, Mörike wird ein Ei legen. Die deutſche Eierſuppe beginnt mit Mörike's jüngſtem Werke eine neue Geſchichtsepoche, Mörike's neueſte Dichtung wird den Titel Hopſa führen, es iſt eine ſchändliche Lüge, daß des großen Mörike's neueſtes Werk als den Titel Hopſa führend von den Journalen bezeichnet wird, Heiſa wird es heißen. Und ſo Tag auf, Tag ab, jeden Tag Mörike und immer Mörike — am Ende bleibt der Name doch kleben!!

Guter, edler Schwabe, mit deſſen Namen ich jetzt ſelbſt ein entwürdigendes Spiel getrieben, du lebſt in deinen ſtillen Bergen zurückgezogen und kennſt das Getriebe dieſer ſchlechten Welt nicht. Ahnungslos ſchickſt du dein rothwangiges Idyll wie ein unſchuldiges Bauermädchen auf den Markt, nicht einmal einen Privatbrief zur Empfehlung gibſt du ihm mit, in welchem du dem Gevatter Kritiker unter den Schuh ſchiebſt, was er eigentlich über dich ſagen müſſe — welch' eine Unvorſichtigkeit!

Mörike's „Fiſcher Martin und die Glockendiebe" iſt ein Meiſterſtück jenes poetiſchen Genres, in welchem die deutſche Literatur ſeit Voßen's Louiſe und Goethe's Hermann und Dorothea und in letzten Jahren durch Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf manche ſchöne Perle beſitzt. Den erſten Beiden ſchließt ſich Mörike's Idyll durch die metriſche Form an, den beiden Letztern durch den Stoff — es iſt eine Dorfgeſchichte. Allen zuſammen aber iſt es wahlverwandt durch die friſche Poeſie, durch die Fülle des Humors und durch die kernige Naturwahrheit. Es beſteht dies reizende Gedicht eigentlich aus zwei verſchiedenen Erzählungen, und gegen die äußere Oekonomie hat der Dichter ſich arg vergangen, indem er die bedeutendere und bei weitem poetiſchere Geſchichte der Brautnacht als Epiſode in die Erzählung der Glockendiebe ſteckte. Dieſe äußere, etwas ungeſchickte Anordnung, ſchwächt den Schlußeindruck, aber der Genuß, den der Kern des Gedichts hervorbringt, iſt zu nachhaltig, um nicht noch lange über den Schluß hinaus fortzuklingen. Zudem gibt es ein Mittel, der Anordnung des Dichters ſich zu entziehen, wenn man den erſten, zweiten und ſiebenten Geſang zuerſt lieſt und ſich die Epiſode pour la bouche zu guter letzt aufbewahrt — vom dritten Geſang an, der mit den Worten beginnt:

„Tone, des Schiffshauptmanns Sohn, da er diente noch bei dem Vater,
Hatte die Gertrud lieb, einer Wittib einzige Tochter.
War sie so fromm und so brav, wie sie stattlich und schön von Gestalt war,
Durften die Burſche vom Dorf ihm alle das Mädchen beneiden:
Doch hart war ihr Gemüth, nicht offen den Freuden der Jugend;
Ja vom Vater — er starb auf der Wirthschaft in Argen, ein rechter
„Kuß-den-Pfenning" — vererbt ihr ein Aederchen. Noch in der Schulzeit
Schwitzte der Kreuzer ihr naß das Fäustlein, eh' sie ihn hingab
Für die Brezel an Lstern; so rühmte die Mutter ihr öfters
Nach vor den Freiern. Doch mußte sie fein sich halten in Kleidern,
Städtisch beinah; die Mutter verlangt's, und die Geizige selber
War dem eigenen Leib nicht feind, sie sah, daß er schön sei.
Jetzo war's ein Jahr, seitdem der Gesell sie besuchte,
Und schon hatten sie manchen Verdruß und manche Versöhnung.
Aber nun fuhren sie fröhlich einmal mit Andern zu Markte
Nach Lindau, der vergnüglichen Stadt, die schön auf der Insel
Liegt im See, durch die Brücke nur breit mit dem Lande verbunden.
Doch sie kamen zu Schiff, mit drei Kameraden des Tone
Und fünf Mädchen, im Ganzen zu Neunt; darunter der junge
Märte, zu welchem der Schiffer sich hielt, wie ein jüngerer Bruder
Sich zu dem älteren hält. Und die stattlichen Burſche tractirten
Drüben im Wirthshaus über Mittag ein Jeder sein Schätzchen,
Kauften Geschenke für sie, nicht schlechte: der Einen zum rothen
Mieder den Zeug, auch ein Band; der Andern die starrende Haube,
Schwarz, mit Flittern gestickt, ein Spiegelchen oder ein Pater-
Noster von dunkelfarbigem Glas, mit zinnerner Fassung.
Lang vor den Buden verweilten sie, nach ländlichem Brauch erst
Hart um den äußersten Preis den geduldigen Krämer bedrängend,
Bis er die Waare zuletzt nach Wunsch abließ — wie er sagte,
Einzig der schönen Jungfer zu lieb, die den Handel mit ansah..."
u. s. w.

Wunderbar ist's, daß in einer Zeit, wo Alles nach den großen Städten sich drängt und die Salonspoesie in dem täuschenden Glanz der Girandolen und Wachskerzen sich bläht, die Poesie des Stilllebens, der Dorfwelt, plötzlich einen so schönen Cultus findet. Mörike ist wie Berthold Auerbach ein Schwabe, und dieses Würtemberg, das bei dem Bau deutscher Eisenbahnen am spätesten sich betheiligte, scheint uns für den so späten Anschluß an die großen Verkehrsstraßen durch eine Gattung von Poesie entschädigen zu wollen, die sich allerdings nur in einer still umfriedeten Welt, weit ab von dem Gedränge der großen Heerstraßen und Weltmärkte, finden läßt.

Vom Bodensee und von den reimlosen Versen Mörike's werden Sie, liebenswürdige Freundin, den Uebergang zu einem andern Buche leicht machen, das gleichfalls in reimlosen Versen sich ergeht und gleichfalls an einem See, am Lago maggiore, seine Zelte aufschlägt: ich meine den zweiten Band der Schriften von Eduard Boas, der den besondern Titel „Italienerinnen"

führt*). Es ſind fünf poetiſche Erzählungen (der Dichter nennt ſie Romanz-Idyllen) von ungleichem Werth, die dieſes Buch enthält. Eduard Boas verhält ſich zu Eduard Mörike wie die elegante Welt, die alljährlich während des Sommers ihre Villaggiatura an den Ufern des Lago di Como nimmt, zu dem kräftigen und naturwüchſigen Volke ſich verhält, das an den Geſtaden des Bodenſees wohnt. Eduard Mörike iſt ein geborener Poet, Eduard Boas iſt ein erzogener. Aber die Erziehung hat einen guten Boden gefunden und hat all die ſchönen Eigenſchaften ausgebildet, die Erziehung geben kann: Geſchmack, Grazie, Leichtigkeit des Ausdrucks.

Der Einfluß Heine's iſt bei Boas nicht zu verkennen, und dies iſt in Deutſchland ein gefährliches, ja ſogar ein zweideutiges Lob. Dieſer Heinrich Heine iſt ein ſo dämoniſches Genie, daß faſt Jeder, der ſeinen Wegen folgen wollte, irgend einen Schabernack erlebte; es iſt der Rübezahl unſerer Poeſie, dieſer Heinrich, und es iſt nicht gut, ihm nachzuſchleichen. Dieſe Sommernachtsträume und Elfentänze des Buchs der Lieder haben ſchon Manchen den Kopf verrückt und in den dreißiger Jahren iſt eine ganze Zahl junger Talente daran zu Grunde gegangen. Boas aber iſt ein Jünger der guten Art, ja ich möchte ihn den beſten nennen, den Heine bisher gefunden hat. Er verſuchte es nicht als Puck, ſeinem Meiſter es nachzuthun und die unnachahmlichen Sprünge zu verſuchen, die noch Niemandem gut bekamen, der nicht eben Heinrich Heine iſt, aber die kecke Grazie, der leichte Anſchlag des großen lyriſch-humoriſtiſchen Virtuoſen, gelingen ihm bisweilen mit vielem Glück. Namentlich iſt die liebliche Erzählung „Pepita" ſo gut gelungen, daß ſie Heine's ſelbſt nicht ganz unwürdig wäre. Was Ihr feiner Sinn bei Boas gewiß ſchätzen wird, iſt die ſchöne Eigenſchaft, daß er die Grenzen ſeines Inſtruments, die Tragweite ſeines Talents nie forcirt. Dadurch haben dieſe Dichtungen eine angenehme harmoniſche Wirkung, wie ein freundlicher, wohlgepflegter Blumengarten, deſſen Eigenthümer den guten Geſchmack hat, nicht mit der Anpflanzung einzelner hoher Bäume den Eindruck des Ganzen zu ſtören und eine Sehnſucht nach Park- und Waldduft zu erwecken, die er doch nicht ſtillen kann. — Dieſe Oekonomie mit der Kraft des eigenen Talents iſt eine nicht allzuhäufige Eigenſchaft und Sie ſelbſt, ſchöne Freundin, werden unter den Ihnen zugeſandten Büchern manches finden, bei welchem Sie dieſe Qualität ſchmerzlich vermiſſen werden. Da iſt die „Rheinfahrt"

*) Schriften von Eduard Boas, erſter und zweiter Band. Leipzig (Verlag von Bernhard Tauchnitz). 1846.

von Wolfgang Müller*) ein Gedicht voll der prächtigſten Verſe, voll reicher Malerei, voll gelungener Abſchnitte, und doch fehlt dies Eine: die Oekonomie, und weil ſie fehlt, mangelt dem Buche auch ein großer Theil des Reizes, den Boas bei weit geringerer poetiſcher Kraft, bei weit zurückſtehender Kunſt des Versbaus doch voraus hat. Es gibt wenig deutſche Poeten, die mehr Herr der Form ſind, wie dieſer Wolfgang Müller. Der harmoniſche Fluß der Worte ſtrömt prächtig dahin, wie der Rhein ſelbſt, den ſie beſingen, mitunter auch ſpiegeln ſich die freundlichen Zinnen ſchöner Gedanken in den Wellen, und perlende Empfindungen küſſen das Geſtein der fliehenden Ufer. Aber weil der Dichter Alles beſingt, was er auf ſeinem Wege findet, weil er nicht haushält mit ſeinen Gaben, weil er nicht weiß, bis wie weit er mit ſeiner Kraft reicht, verwiſcht er oft die Eindrücke ſich ſelbſt und zieht in's Breite, was eben nur durch geheimnißvolle Andeutung einen Zauber erhält. Zwiſchen romantiſcher und moderner Anſchauung ſchwankend, verwechſelt er oft die Farben, und dies ſelbſt merkend, übermalt er dann mit der folgenden Strophe die frühere und fällt dadurch wieder in den Fehler der Breite. Und doch iſt dieſer Wolfgang Müller ein ächter Poet, wenn auch mehr Maler als Bildner, mehr Muſiker als Denker, mehr ſinnig als erſinnend. Folgen wir ihm auf einen Ausflug nach einer der Ritterburgen, die in dem Rhein ſich ſpiegeln und ſehen uns ſeine Art und Weiſe an:

Hat ſich verjüngt die vorgeſchrittne Zeit?
Iſt ſie Jahrhunderte zurückgegangen?
Hält mir ein Wunder voller Lieblichkeit
Die Sinne zaubriſch täuſchend hier umfangen?
Dort auf der Bergeskrone räuberhaft
Seh ich ein Ritterſchloß vollendet prangen:
Die Mauern ſtehn in grauer Felſenkraft,
Die Sonne ſcheinet auf die Zinnen helle.
Die Fahne wallt vom Thurm am ſchlanken Schaft,
Mit farb'gen Fenſtern blinket die Kapelle.

Mir wird, ich ſollte ins Feudalthum ſchaun,
Mir wird, ich hörte ſchon den Thurmwart rufen;
Sein Horn ertönet weit durch Berg und Aun,
Die Brücke ſinkt und dröhnt von Roſſeshufen,
Das Fräulein ſchaut holdſelig vom Balkon,
Der alte Ritter harret auf den Stufen
Und grüßet mich, des Liedes frohen Sohn;
Rings ſtehn die Lanzenknechte, Bogenſpanner.
Die Halle winkt, dort glänzt der Siege Lohn,
Erſchlagner Feinde Panzer, Helme, Banner!

*) „Rheinfahrt." Ein Gedicht von Wolfgang Müller aus Königswinter. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 1846.

Hinauf, hinauf! — Wie ruhig iſt es hier!
Und alles zeugt von Frieden und von Glücke:
Hoch in die Lüfte ragt des Baues Zier,
Herabgelaſſen ruht die Kettenbrücke,
Die hohen Thürme ſtehen unbewacht,
Schießſcharten drohen nicht mit arger Tücke;
Des feinen Bauwerks Blumenzauber lacht
An Wappen, Fenſtern, Erkern, Sims und Thoren.
Um dieſe Mauern tobte nie die Schlacht,
Sie ſtehn unangetaſtet, friſchgeboren!

Ich zieh hinein. Kein Wächter ruft mich an,
Kein Krieger weiſet trotzig mich von dannen,
Ein Leu aus Stein weiſt mir am Thor den Zahn,
Mich kann ſein träger Anblick nicht entmannen;
Auf ſeinem Rücken eine Taube girrt,
Um jede Furcht den Sinnen zu verbannen.
Dann wird der lange Korridor durchirrt,
Gewundne Treppen leiten durch die Hallen;
Der einz'ge Klang, der mir den Geiſt verwirrt,
Es iſt im Bau der Schritte dumpfes Schallen.

Die Zimmer laden freundlich mich herein,
Schlingpflanzen klimmen an den Fenſtergittern,
Und golden ſchaut hindurch der Sonnenſchein:
Hier koſen wohl die Frauen mit den Rittern! —
Horch, durch der Harfe Silberſaitenſpiel
Im Erker hör ich leiſe Töne zittern!
Das that ein Hauch, der durch das Fenſter fiel. —
Unfertig ruht die Schärpe auf dem Tiſche. —
Sind drein gewebt der Thränen, Seufzer viel?
Ein Jünglingsbildniß ſchaut aus jener Niſche!

Und weiter gehts. Das iſt der Ritterſaal!
Sieh, wie von Rüſtungen die Wände prunken,
Helm, Schiene, Panzer ſtarrt von kaltem Stahl,
Die Speere blitzen und die Schwerter funken!
Und dort der Tiſch! Kaum ließen ſie das Mahl:
Es ſind nur halb die Humpen ausgetrunken,
Die altgeſchnitzten Stühle ſonder Wahl
Stehn hier und dort. Wohin ſind ſie gezogen?
Schwärmt ſcherzend ihr im frühlingsblühnden Thal,
Zieht ihr auf Bergeshöhn, an Stromes Wogen?

O ſüßer Irrthum! Nicht'ge Träumerei,
Die täuſchend hier ſich in das Herz geſchlichen!
Die Zeit des Mittelalters iſt vorbei,
Die farbige Romantik iſt verblichen.
Wohl ſingen Manche noch ihr Preis und Lob
Und glauben nicht, daß all ihr Glanz entwichen,
Daß ihre Macht in Staub und Schutt zerſtob;
Sie ſind es, deren irrer Geiſt verblendet,
Mit üpp'gem Reichthum Burgen kühn erhob,
Als ſei das Ritterthum noch nicht vollendet.

Es iſt nur des Beſitzes Uebermuth,
Der hier ein koſtbar Schauſtück ſich errichtet,
Der neu erbaut in kecker Frevelglut,
Was die Geſchichte großbewußt vernichtet.
Wer auf dem Platz, wo heil'ge Aſche liegt,
Sich vornehm heute neue Throne dichtet,
Was blühet dem? Wie bunt das Banner fliegt,
Sie ſtempelten das Schloß zum Falkenneſte,
Nothwendigkeit hat hier vor Zeit geſiegt,
Und nur ein Spielwerk bleibt die ſtolze Veſte.

Wo ſind die Bauherrn? Statt im Panzerhemd,
Ziehn ſie dahin geleckt, geputzt, geſtriegelt;
Statt in dem Schwert, das ihrer Hüfte fremd,
Wird im geſchliffnen Glas das Haupt geſpiegelt.
Doch laſſen wir der jüngſten Mode Kleid,
Die Geiſter ſelbſt ſind glatt und fein geſchniegelt.
Pflanzt ihr die alte in die neue Zeit,
Dann ſprecht, wo iſt die ſchlichte derbe Treue,
Der kalte Muth, die hohe Kraft im Streit
Und nach verkehrter That die offne Reue?

Wo ſind die Herzen flammend, friſch und kühn?
Wo iſt die laute breite Luſt geblieben?
Wo ſeht ihr lodernd noch die Liebe glühn?
Ach Gott, es irrt geächtet und vertrieben
Der Leidenſchaft gewalt'ges ew'ges Recht;
Nur Ueberlegung heiſcht ſie haſſen, lieben!
Wer ſucht hier noch Natur, rein, leuchtend, echt?
Wo ſind der freien Regung ſtolze Warten?
Drum folgen wir, ein fröhliches Geſchlecht,
Begeiſtrungsglühend, anderen Standarten!

Es iſt dieſer Geſang nicht etwa als der beſte des Buches citirt, es gibt viele glänzendere Stellen, obſchon viele andere bei weitem nicht ſo einheitlich und kurz geſchürzt ſind. Im Ganzen aber geben die citirten Verſe einen Maßſtab von dem Geiſt und der Form dieſer „Rheinfahrt", die jedenfalls eine der wenigen wirklich poetiſchen Trauben iſt, welche das an Gedichten ſo überreiche Jahr 1846 gezeitigt hat, dieſes wäſſerige Verſejahr, welches, im Gegenſatze zu dem herrlichen Weinjahr, durch die Quantität der fabricirten Gedichteſammlungen doppelt fühlbar machte, was ihnen an Qualität abgeht. Der ſchöne Erfolg, den einige jüngere Lyriker, wie Herwegh, Geibel, Dingelſtedt, Moritz Hartmann u. ſ. w. in den letztern Jahren errangen, hat eine Schaar von Nachtvögeln aufgejagt, die mit ihrem unausſtehlichen Gekrächze den Meßkatalog füllen und mit ihren Büchern die Tiſche der Redactionen erdrücken. Ein wohlwollender Kritiker iſt einer eigenthümlichen Qual ausgeſetzt; gern bereit, das Talent zu unterſtützen und ihm als Advokat und Herold beim Publicum zu dienen, ſieht er ſich von einem ſol-

chen Heer unbedeutender und lächerlicher Versmacher belagert, daß ihm bei dem besten Willen der Athem und die Geduld ausgeht. Er wird unwillkürlich abgestumpft, selbst gegen das Halbgut, das er sonst doch aufmunternd berücksichtigt hätte, durch den Schwarm des Schlechten und Gemeinen, der sich herbeidrängt. Und dabei quält ihn — wenn er ein ehrliches Herz hat — die Angst, daß er in diesem Schwarm, dessen Durchmusterung fast zur Unmöglichkeit wird, doch vielleicht manches Verdienst übersieht. Man kann dieses neueste wilde Heer von berufslosen Versmachern nur mit jenen zweideutigen Stockjobbers vergleichen, welche der Actienschwindel und die Gewinnste, welche einige glückliche Speculanten gemacht haben, an allen Börsenstädten Europas zusammenweht, Menschen ohne Capital und ohne Scharfsinn, die über Nacht zu Millionairen sich erspielen wollen, Menschen ohne Geist und ohne Phantasie, die mit Hülfe banaler Tagesphrasen den Lorbeer des Dichters erschwindeln möchten. Sonderbare Zeit, in der man ohne Arbeit und Mühen Reichthum erjagen will, und ohne Talent und Schöpferkraft Ruhm und Namen! Und das Alles mittelst jener papierenen Fabrik, die man die Presse nennt und die heute mit eben solcher Gewissenlosigkeit einen mittelmäßigen Kopf, einen kernlosen Faiseur, als ein Genie proclamirt, wie sie morgen eine betrügerische Speculation für eine der glücklichsten und solidesten Unternehmungen erklärt. Sonderbare Zeit, in welcher Frauen an der Börse speculiren und Buchhändlercontracte abschließen, in welcher Mädchen Eisenbahnactien kochen und politische Gedichte buttern.

Da liegt eine Gedichtsammlung vor mir, welche die Ueberschrift führt: „Gedichte von Hedwig und Eleonore Wallot“*). Daß zwei Brüder gemeinschaftlich arbeiten, ist schon oft da gewesen, und in Deutschland haben wir die Gebrüder Stolberg, die Gebrüder Grimm, die Gebrüder Schlegel, ja in neuester Zeit auch die Gebrüder Beer, von denen der Eine die Musik zu der nachgelassenen Tragödie seines verstorbenen Bruders gedichtet hat. Aber zwei Schwestern, die sich zur Herausgabe einer gemeinschaftlichen Gedichtsammlung in seltener Harmonie vereinigen und in dieser Sammlung nicht einmal jede für sich die ihr Zugehörigen unterzeichnen — dieses Beispiel schwesterlicher Compagniearbeit ist gewiß einzig in seiner Art. Wenn es wahr ist, daß ein Weib nur für einen halben Mann zählt — ein Sprichwort, das galante und gepeinigte Männer stets in Abrede stellten — so ist es doch nicht minder wahr, daß zwei Frauen einen Mann sicherlich aufwiegen.

*) Gedichte von Hedwig und Eleonore Wallot. Frankfurt a. M. 1846. Gedruckt und zu haben (nicht verlegt!) bei H. B. Brönner.

Die Gedichte von Hedwig und Eleonore Wallot laſſen alſo mit Recht mehr erwarten, als ein einzelner ſchwacher Mann für ſich allein zu leiſten im Stande iſt. Zudem ſind dieſe Gedichte in mehr als zwanzig Bogen erſchienen. Dies Zwanzig-Bogen-Syſtem, meine Freundin, iſt nämlich für uns Deutſche Daſſelbe, was das Maskenprivilegium auf den großen Bällen in Paris iſt. Ein Neunzehnbogen-Menſch muß höflich, unterthänig, kratzfüßelnd ſein wie ein Kanzliſt, der vor dem Miniſter ſteht; ein Zwanzigbogen-Menſch aber hat das Maskenprivilegium, er darf die Wahrheit ſagen und mitunter ſogar grob ſein — unter dem Vorbehalt, am andern Morgen wegen Ruheſtörung in das hochlöbliche Polizeihaus abgeführt zu werden. Nun kommt es oft vor, daß Männer, die ſich einen Berg vom Herzen rollen möchten, das Zwanzigbogen-Coſtüme anſchnallen und ihren Bauch oft künſtlich ausſtopfen, um nur die Maske zu füllen. Aber Frauen, bei denen ſchlanke Taille, zarte Füße und Hände immer die ſchönſte Zierde bilden, haben bisher dieſe Modemaske nie vorgenommen. Welche wichtige Offenbarungen mußten daher die zarten Schweſtern Hedwig und Eleonore auf dem Herzen haben, wenn ſie zu dieſem kriegeriſchen Coſtüme, zu dieſem Panzerhemd mit einundzwanzig Schuppen greifen mußten! In der That, wichtige Dinge kündigt das Inhaltsverzeichniß dieſer Gedichte an: Zeitgedichte! „An Deutſchland“ — „Das Volk, der Fürſt“ — „Der verbannte Patriot“ — „Das lebendige Wort und die Preſſe“ — „Ueber (!) die ſchleſiſchen Weber“ — „An alle deutſchen Landſtände, die neue Geſetzbücher berathen“ — „Der Tod als Strafe“ — „Johannes Ronge“ — „Selbſtgeſpräch des h. Rocks zu Trier“ — u. ſ. w. Sie ſehen, daß wir Zeitungen und Zeitſchriften das Glück haben, von den Fräulein Hedwig und Eleonore Wallot eifrig geleſen zu werden, und daß alle Fragen, welche das „Frankfurter Journal“ und die „Elberfelder Zeitung“ behandeln, hier gewiſſenhaft ſchematiſirt ſind. Wenn vielleicht manche Frage etwas verſpätet erſcheint, ſo iſt das einzig und allein die Schuld der ſchlechten Einrichtung des Frankfurter Journal-Zirkels, in welchem die Fräulein Hedwig und Eleonore Wallot abonnirt ſind, indem ihnen wahrſcheinlich manches Blatt, das bereits im November erſchien, erſt im Juli zukam, ſo daß mittlerweile die günſtige Zeit zum Einpökeln der Tagesfrage verſchwunden iſt. Aber mit welcher Meiſterſchaft verſteht das treffliche Schweſterpaar dieſe Einpökelei! Kerniger iſt kein Hamburger Rauchfleiſch, roſenrother kein weſtphäliſcher Jambon (das deutſche Wort wäre unzart — ſo zarten Weſen gegenüber), als dieſe holden Gedichte, von denen ich Ihnen eins der bedeutendſten auf die Tafel zu ſetzen mir erlaube:

Das lebendige Wort und die Presse.

Wie Sprach' das Siegel unsrer Göttlichkeit,
Die Presse Spiegel unsrer Geistesklarheit;
Wie Sprach' der Blitz der Gedanken-Zündbarkeit,
Die Presse Prisma unsrer Geisteswahrheit. (!)

Wie Sprach' entlocket uns die inn're Kraft,
Die Presse für Unsterblichkeit sie reifet.
Das Wort aus Ueberfüll die Press' erschafft,
Die Presse hier schon Himmelsfreuden häufet. (Wirklich?)

Das Wort der raschen Flucht der Zeit erliegt,
Die Presse Kronos seine Flügel bindet.
Das Wort schon in der Gegenwart verfliegt,
Die Presse Kronos Sense stumpft, entwindet. (!)

Des Wortes Hauch verweht die Finsterniß,
Der Presse Sonnstrahl schlägt sie gänzlich nieder.
Des Wortes Kraft die Sklavenkett' zerriß,
Der Presse Macht sich schwingt zum Volksgebieter. (!)

Das freie Wort ein edler Geisteskampf;
Die Press' freiwillig stehende Armeen,
Das freie Wort ersetzt Kanonendampf,
Die Presse wahrt vor blut'gem Menschenmähen.

Schwer ringen Wort und Press', dies Heldenpaar,
Der Amme Freiheit Fesseln ganz zu lösen.
Um ihren Segen sie die finstre Schaar
Bekriegen, die beneidet ihre Größen. (bravo!)

Ich bitte Sie, um Gotteswillen, wenn dieses Buch unglückseliger Weise nur neunzehn Bogen gehabt hätte! Wie Unendliches, Mauerbrecherisches, Feuersprühendes, Unwiderstehliches hätte die liberale Partei eingebüßt, wenn diese himmlischen Dinge nicht hätten ausgesprochen werden können. Allerdings, unser Herz zagt voll Angst wegen des Schicksals der beiden kühnen Schwestern, die so Unerhörtes in die Welt hinausgeschrien. Offenbar wird die Preußische Allgemeine in den nächsten Tagen einen Artikel enthalten: Hedwig und Eleonore Wallot, ein Seitenstück zu Marr, Heinzen und Freiligrath! Offenbar ist für die persönliche Freiheit der beiden Frankfurter Jungfrauen von Orleans zu zittern und man sollte eine Collecte eröffnen, um ihnen die Flucht aus Deutschland zu erleichtern, um so mehr als Zweien die Flucht viel schwerer wird als einem Einzelnen, zumal wenn Hut- und Haubenschachteln einzupacken sind. Und doch ist der Gedanke schauderhaft, daß diese beiden Heldenschwestern getrennt werden können. Welche tragische und rührende Scene, wenn der Bundestag in tiefer Besorgniß für Deutschlands Ruhe fragen ließe, wer hat das fürchterliche Gedicht: „Das lebendige Wort

und die freie Presse" geschrieben? Und Hedwig mit Löwenmuth stürzte hervor und schrie: Ich! Und Eleonore mit noch löwenerer Großmuth stürzte hervor und rief: Mich, Henker, erwürget — ich bin es, für den sie gebürget!

Allerdings ist noch eine andere Scene möglich: Die beiden Schwestern können, nachdem sie das heutige Heft der Grenzboten gelesen, einander in die Haare fahren und die Eine, der das eben citirte Gedicht nicht angehört, könnte der Andern die heftigsten Vorwürfe machen: „Siehst Du, Dein Geleier ist an Allem Schuld! Dich hat er citirt und nun muß ich mitbüßen! Von Dir sind die schlechten Gedichte, von mir sind die guten. (?) Und ich Unglückselige habe obendrein die Hälfte der Druckkosten hergeben müssen!"

Um derlei großmüthige und ungroßmüthige Scenen zu verhüten, um nicht Schuld an Familienzwistigkeiten zu werden, will ich noch ein zweites Gedicht citiren — so daß Eine der Andern nichts vorzuwerfen hat. Fürchterlich wäre es allerdings, wenn dieses zweite Gedicht gleichfalls der Verfasserin des „lebendigen Worts" angehören würde und ich aus purer Menschlichkeit Oel in's Feuer gösse. Indessen mein Bewußtsein muß mich trösten und ich wasche meine Hände in Unschuld.

Selbstgespräch des heil. Rocks in Trier.

Hin mein Leben —
Aus ist's eben,
Mit der Pfaffen Lichtverkleben.

Heil'ge Sachen,
Sonst bestachen —
Jetzo bringen sie zum Lachen.

Fürder Wunder —
Gelten Plunder —
Täglich wird das Volk gesunder.

Lernt nun denken,
Selbst sich lenken,
Trotz der Curie List und Ränken.

Seit erstanden,
Frei von Banden,
Ronge und die Geistverwandten!

Seit gesichtet,
Und gelichtet,
Was man Christum angedichtet.

Seit erklärte,
Ronge lehrte,
Daß ich Rock die Welt bethörte.

Mich als heilig,
Unverzeihlich! —
Stellte wieder aus man neulich.

Kaum vernommen,
Kam geschwommen,
Eine Fluth von sünd'gen Frommen.

Mich als Christe,
Man begrüßte —
Als ob Zeug von Geist was wüßte.

Vor mir knieten,
Hin die Müden;
Sie aus Andacht fast verschieden.

Sollte heilen
Alte Beulen,
Für ihr Geld und für ihr Heulen.

Wunder spenden —
Segen senden —
Mich bei Gott für sie verwenden. —

Leere Hände
War das Ende,
Das ich ihnen herzlich gönnte.

u. s. w.

Glauben Sie nicht, daß ich absichtlich die komischsten Stellen aus diesem Buche citire, um zwei Damen lächerlich zu machen — es gibt in dieser „Gedichtsammlung" Dinge von noch viel unmittelbarerer Komik. Uebrigens wäre es Zeit, die schreibenden Frauen in Deutschland von den Irrwegen abzuschrecken, auf welche viele gerathen, indem sie sich in die Tagesdebatte werfen. Die Damen Hedwig und Eleonore haben wenigstens den Trost, daß sie ohne alle Begabung sind und daß also nichts an ihnen verloren ist. Es gibt aber Schriftstellerinnen von entschiedenem Talente, Schriftstellerinnen, denen wir manches sinnige Gewebe im Gebiete der Gemüthswelt und der Seelenschilderung danken, die aber in neuester Zeit auf der Jagd nach Tendenzen sich verirrten und Mißgeburten zu Tage förderten, derer ihre schönen Mütter sich schämen müßten, wenn sie nicht eben wie alle Mütter verblendet wären. Ein Bischen Coquetterie mag den Frauen immer als gutes Recht eingeräumt werden; aber in Männerkleidung einherzuschreiten, ist höchstens einem Genie wie Georges Sand als flüchtige Caprice nachzusehen; Stroh-Cigaretten mögen ihnen hingehen, Tabaksrauch aber macht auch den schönsten Frauenmund abscheulich.

J. Kuranda.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Die kaiserl. Beamten und die Beamten der Nordbahn. — Schaudermährchen. — Jenny Lind. — Versuche mit Schwefeläther. — Der Fürst Staatskanzler. — Gäste.

Der immermehr steigende Preis der Lebensmittel erregt in den niedern und mittlern Sphären der Gesellschaft eine allgemeine Besorgniß, namentlich aber ist es der Beamtenstand, der, an ein regelmäßiges, sich immer gleich bleibendes Einkommen gebunden, am meisten leidet. Es haben bereits nach dem Vorgange in Baiern die Beamten der k. k. Hofkammer Schritte um eine Theuerungs-Beisteuer gethan, es soll jedoch ihre Vorstellung von ihrem Chef, der sie der höchsten Instanz zulenken sollte, unberücksichtigt geblieben sein*). Dagegen hat die Direction der Nordbahn ihren Beamten, die mit einem Gehalt von 500 Fl. angestellt sind, den verheiratheten 30%, den unverheiratheten 20—15% ihres Gehaltes beigelegt. Aus Ungarn langte dieser Tage als Muster aus Eicheln gebackenes Brot ein, als Beleg für die daselbst herrschende Noth, während der Kornwucher immer mehr und mehr überhand nimmt. In den Straßen Wiens wurde ein Mann mit drei Kindern Bettelns wegen aufgegriffen, nicht weil er um Almosen bettelte, sondern in brotloser Verzweiflung seine Kinder als Geschenk anbot. Es wäre entsetzlich, wenn sich das allgemein verbreitete Gerücht bestätigte, daß eine Wittwe mit sechs Kindern in einem Anfalle brotloser Verzweiflung ihr jüngstes Kind in einer Vorstadt Wiens schlachtete und den andern fünf vorsetzte, um sie vom Hungertode zu retten. Sie ist bereits dem Irrenhause übergeben; jedenfalls war es aber die entsetzlichste Noth, die sie zum Wahnsinn brachte. Nichts deste weniger haben die Straßenecken nicht Raum genug, täglich bis an Hundert öffentliche Erlustigungen anzukündigen, wiewohl die Tanzsäle sich in diesem Carneval durchaus nicht recht füllen wollen. Doch hört man von Dinérs in Banquierhäusern, wo um einem Gast zu Ehren

*) Andere Blätter melden, die Zulage sei ihnen gewährt worden.

für zwei Erdbeeren — die einzigen, die im Freiherrlich Hügliſchen Garten in Hitzing in der jetzigen ſtrengſten Jahreszeit reiften — ſage fünfundzwanzig Gulden C.-M. bezahlt wurden. Doch iſt das Theater an der Wien, wenn die Lind ſingt, deren Vergötterung in der Augsb. Allgem. Zeitung ein hochgeſtellter griechiſcher Diplomat ſchreibt, in allen Räumen voll. Die vielfachen Wohlthätigkeitsſpenden, Bälle und Lotterien, reichen nicht mehr zur Stillung der Armuth aus, und der geſtern publicirte Gnadenact der Robotablöſung, ſo wichtig und großartig er iſt, wird blos mit halber Freude vernommen, weil er die Stimme des immer mehr ſich geltend machenden Proletariats nicht übertönen kann. Jedenfalls aber iſt durch den materiellen auch ein moraliſcher Fortſchritt der Maſſen durch die Ablöſung zu gewärtigen und muß von Jedem freudig begrüßt werden.

Allgemeine Senſation machen die am 27., 28. und 29. Januar von den Doctoren Schuh und Wartmann zuerſt im allgemeinen Krankenhauſe verſuchten Operationen an Patienten, denen man zuerſt Schwefelätherdämpfe einathmen ließ; es wurde einem Patienten ein Fuß abgenommen, einer Patientin der Unterkiefer abgelöſt, und Beide erzählten, nach geſchehener Operation angenehme Träume gehabt zu haben.

Die in neuerer Zeit in mehreren Zeitungen verbreiteten und jedesmal halb-officiel widerlegten Gerüchte von dem ſchwächlichen Geſundheitszuſtande eines hohen Staatsmannes haben jedenfalls einige Begründung, was auch in Wien Niemandem ein Geheimniß iſt. Doch iſt es merkwürdig, mit welcher feſten und ſichern Hand der leidende Greis die Depeſchen unterſchreibt, die ihm ſo zahlreich vorgelegt werden.

Nach ſo ernſten Mittheilungen fühle ich mich kaum geſtimmt, Ihnen über minder Wichtiges zu berichten. Es genüge Ihnen, zu wiſſen, daß wir jetzt zwei intereſſante Fremde in unſerer Mitte haben, den Vlatika von Montenegro und den reiſenden Herzog von Würtemberg. Die Wahl des Erzherzogs Stephan zum Palatin von Ungarn, wenn ſie auch erſt durch die Nation ſelbſt erfolgen wird, iſt ſchon im hieſigen Cabinette vorgeſtimmt und der künftige Wahlact iſt nur eine Form. Seit vierzehn Tagen befindet ſich der Erzherzog Johann in Wien, um drei Monate zu bleiben und, wie in höhern Kreiſen verlautet, für ſeinen Sohn, den Grafen von Meran, ebenbürtigere Standesrechte zu erwirken.

o — o

2.

Galiziſche Prozeſſe. — Wiener Hofzeitung. — Liszt. — Frhr. v. Zedlitz. — Das Robotgeſetz.

Aus verläßlicher Quelle kann ich Ihnen melden, daß der Knäuel der galiziſchen Hochverrathsprozeſſe ſich immer wirrer zu verſchlingen beginnt. Dringende Berichte ſind darüber an die oberſte Juſtizhofſtelle gelangt, und in nicht minder dringendem Tone wird von daher weiter hierauf berichtet werden. Die letzthin erlaſſene „Amneſtie“ ſtellt den Unterſchied zwiſchen Rädelsführern und Verführten auf. Allein grade dieſer ſoll ſchwer zu beobachten ſein. Andererſeits haben ſich die Anzeichen gegen die von der „Amneſtie“ nicht inbegriffenen Stände, gegen die

Angeſtellten, Advokaten, Notare, und namentlich die Seelſorger, in einem ſolchen Grade vervielfältigt, ſo daß kaum abzuſehen, wie und wann die Verhaftungen ein Ende nehmen ſollen. Allgemein glaubt man, es wäre am zweckmäßigſten, einen großartigen und umfaſſenden Gnadenact zu üben, beſonders aber keinen Unterſchied zwiſchen den einzelnen Ständen, vielleicht mit einziger Ausnahme der Offiziere, feſtzuſtellen. Ein Jeder wird ohnedies dadurch beſtraft, daß er ſeinen Poſten verliert. Iſt es ein Notar, Advokat oder Seelſorger, der eigentlichen Beamten gar nicht zu gedenken, ſo ſteht es dem Staate zu, ihn abzuſetzen oder ihm wenigſtens die Ausübung gewiſſer Functionen zu unterſagen.

Ein kleines aber charakteriſtiſches Zeichen unſerer Preßzuſtände ſei folgendes: Während die Theaterzeitung einen Auszug des zu Ofen erſchienenen königl. Reſcripts brachte, wonach der Erzherzog Stephan zum Statthalter Ungarns ernannt worden, blieb die Wiener Zeitung ſtumm, und eröffnete den Cyclus ihrer politiſchen Nachrichten mit Amerika. Bei ſolchem Anlaſſe iſt doch die Hinweiſung auf die Cenſur nicht am Platze, und die Sorgloſigkeit gewiſſer Redactionen ſtellt ſich im hellſten Lichte dar. Liszt kehrt gegen Ende des Februar wieder hierher zurück. In Siebenbürgen wurde er auf das Glänzendſte gefeiert, in Bucareſt förmlich mit einem Goldregen überſchüttet. Die kritiſchen Todtenvögel, welche dieſem ſeltenen Geſtirne bereits ſeit längerer Zeit den Untergang weiſſagten, dürften daher wieder verſtummen.

Freiherr von Zedlitz, der bekannte Dichter, Publiciſt und Naſſauiſche Geſchäftsträger, liegt ziemlich ſchwer krank danieder. Er hat die Unannehmlichkeit erleben müſſen, ſich in der Allgem. Zeitung mehrmals berichtigt und auf eine untergeordnete Wirkſamkeit beſchränkt zu ſehen. In der ungariſchen Polemik, dies bekennen wir aus vollſter Ueberzeugung, war ſeine Manier eine offenbar provocirende. Die kaiſerliche Entſchließung über die Ablöſung der Frohnden iſt nun veröffentlicht worden.

Von vornherein mag man annehmen, daß die Liberalen von der ſtrengen (?) Obſervanz mit dem Geſetze in ſeiner jetzigen Faſſung nicht zufrieden ſein werden, des Radikalismus gar nicht zu gedenken, der die Zertrümmerung der altfeudalen Rechte zu ſeinen angenehmſten Mitteln zählte, oder Zwecken, je nachdem er ein ſociales oder nur ein politiſches Element iſt. In Oeſterreich iſt das anders. — Im Durchſchnitte genommen iſt der Bewohner der deutſch-öſterreichiſchen Erbſtaaten noch ein politiſches Naturkind. Wir müßten uns daher in der Anſicht über hieſige Zuſtände ungewöhnlich täuſchen, wenn wir annehmen wollten, daß von ihm und ſeines Gleichen ein radikales Compromiß gewünſcht wird. Andererſeits müſſen wir geſtehen, daß die Ariſtokratie wohl nirgends auf dem Continent ſo tiefe Wurzeln habe, als bei uns, nirgends ſo viel ſtillen Einfluß ausübe, nirgends ſo ſehr die geſellſchaftlichen Kreiſe beherrſche. Kein Miniſter, ſei er noch ſo allmächtig, iſt in dieſem Augenblicke im Stande, eine Maßregel durchzuführen, welche der Ariſtokratie bedenklich oder gar gefährlich werden könnte. Kein Staatsmann Oeſterreichs iſt hochgeſtellt genug, um in dieſer Hinſicht Dinge zu wagen, wie ſie von Deutſchlands Regierungen in agrariſcher Hinſicht bereits ſeit langer Zeit durchgeführt wurden. Wir ſagen es mit voller Ueberzeugung, ein Zwangs-

ablöſungsgeſetz im Sinne der Rotteck'ſchen oder Welcker'ſchen Theorie iſt zur Stunde in Oeſterreich unmöglich. Das in Frage ſtehende Geſetz iſt lediglich ein gewährendes, die Freiheit der beiden im emphyteutiſchen Vertrage ſtehenden Theile unbedingt entfeſſelndes, und bezeichnet ſo ziemlich das Maximum Deſſen, was unter den jetzigen Umſtänden geleiſtet werden konnte.

Der erſte und wichtigſte Paragraph deſſelben verkündet, daß Roboten und Zehnten mittelſt „freier Uebereinkunft in andern Leiſtungen umgeſtaltet oder durch „den Erlag eines Capitals, durch Grundabtretung oder durch die Verzichtleiſtung „auf gegenſeitige Verpflichtungen abgelöſt werden können." Die Ablöſung für ewige Zeiten wird folglich dadurch ermöglicht. Man könnte freilich vom abſtracten Standpunkte ſagen, die Regierung habe nie ſo tief in das privatrechtliche Verhältniß eingreifen ſollen, um beiden Theilen, den Herrſchaften und deren Unterthanen, ein Uebereinkommen in Betreff eines Verhältniſſes, das im Grunde und beſonders im Hinblicke auf deſſen materiell-pecuniaire Seite, nur ſie ſelbſt ſo recht anging, zu wehren. Beruht der dominicale Zuſtand einerſeits und der nexus subditalis nicht auf einem wahrhaften Vertrage? Und warum ſollen die im Vertrage ſtehenden Theile nicht das Recht haben, ihn freiwillig aufzulöſen?

Es iſt grade nicht leicht, ſolchen Einwürfen die Spitze zu bieten. Es iſt ſogar befremdend, daß eine Praxis, die ſich vor Jahren ſelbſt in Ungarn, als der Bauer noch in harter Knechtſchaft ſchmachtete, in Oeſterreich zur Geltung nicht gelangen durfte. Und doch läßt ſich, wenn man billig, wenn man vor Allem praktiſch ſein will, dieſem Verbote eine gewiſſe rationelle Seite abgewinnen. In derſelben Weiſe, als es derzeit nicht möglich wäre, ein Zwangsrobotablöſungsgeſetz durchzuführen, weil der Widerſtand der Ariſtokratie allzuſtark dagegen ankämpfen würde, wollte man erſt nicht daran gehen, die Grundlagen und Formen der geſellſchaftlichen Ordnung der Dinge auch nur entfernt in Frage zu ſtellen. Man wollte Ruhe, Ordnung, Frieden; freilich ſtrebte man nach dieſen höchſten politiſchen Gütern nicht allemal mit richtigen Mitteln, und wenn man auch das Kind nicht mit dem Bade verſchüttete, ſo ließ man doch gar oft das Kind ganz ohne Bad; freilich hat die Erfahrung in Galizien gelehrt, daß im alten Gleiſe nicht unter allen Umſtänden vorwärts zu kommen ſei. Indeß läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß von der Beſchaffenheit der agrariſchen Verhältniſſe die geſammte Wohlfahrt eines Staates abhängt, daß es keine wichtigere Fragen gibt, als die auf dieſem Gebiete auftauchenden, keine zartern und bedenklichern. Beim Entgegenſtreben einer ſo mächtigen und gewappneten Ariſtokratie war es für die Regierung nicht gerathen, einen Kampf der Parteien hervorzurufen, ſo lange ihn nicht die Umſtände ſelbſt hervorriefen. Er iſt gekommen, und nun iſt auch ein Schritt zur Löſung geſchehen, freilich ein vorſichtiger, aber dennoch ein entſcheidender Schritt.*)

* * *

*) Anmerkung der Redaction. Wir können den Optimismus unſers Herrn Correſpondenten keineswegs theilen, und obgleich wir uns zu incompetent in dieſer Frage fühlen und die Debatte praktiſcher Männer erſt abwarten müſſen, ſo glauben wir doch eine entſchiedene Maßregel zu vermiſſen, ohne welche die kaiſerliche Entſchließung

II.

Aus Berlin.

1.

König René's Tochter.

Die Gesellschaften fangen erst an und es scheint, als würden ihrer nicht so viele sein, als in den letzten Jahren. Man will im Schauspielhause auf Subscriptionsbällen zum Besten der Armen — bei schöner Orchester-Musik — tanzen, um zu verhindern, daß die Armen eine grelle Pfeife blasen, nach der die Wohlhabenden gezwungen werden könnten, zu tanzen. Man findet die Theaterpreise des Herrn von Küstner außer allem Verhältniß zu den Preisen des Brodes und der Kartoffeln, und weder Signora Garcia noch Signora Gerito können den Enthusiasmus hervorrufen, mit dem die Lind Berlin galvanisirte. So wenden sich denn die Blicke mehr dem deutschen Schauspiele zu und das Erscheinen eines neuen Stückes auf dem Repertoire wird mit einer Theilnahme begrüßt, die seit lange über Gebühr fehlte.

Aber das Repertoir unseres Schauspiels macht den Eindruck eines Menschen, der durch unglücklichen Zufall in's Straucheln gekommen, sich an Allem halten möchte, was ihm in den Weg kommt, gleichviel ob es ein Baumstamm ist, an dessen Knorren er sich blutig reibt oder ein kleiner Zweig, von dem die abgestreiften Blutlerchen ihm in der Hand hängen bleiben. Er versucht sich zu halten und faßt doch nicht den einzigen Entschluß, der helfen könnte, sich recht fest auf die eigenen Füße zu stellen und dazu die ganze innere Kraft anzuwenden. Das Theater greift heute nach Hebels „drames monstres" morgen nach Kö-

---

nicht den zwanzigsten Theil der Wirkung haben kann, die man von ihr erwartet: wir meinen die Ernennung einer Commission, welche die Ablösung leitet und sie definitiv — wenn auch ohne Zwang — ins Werk zu setzen sucht. Wir haben in Oesterreich eine Masse vortrefflicher Gesetze, die auf dem Papiere brach liegen und an denen der praktische Weg, ohne sie zu berühren, vorüber zieht. Verordnungen, die der Gesetzgeber theoretisch sich von dem warmen Herzen abgeschüttelt hat, die aber in der Praxis von Mißbräuchen überwuchert und fast vergessen sind. Was nützen uns die humanen Principien unseres Strafgesetzbuches bei den Widerwärtigkeiten der bestehenden Gerichtsordnung? Was nützt uns das ziemlich gemäßigte Censurgesetz von 1810 bei der Praxis der Polizei, die fast wieder zu einem Gesetz geworden ist! Um wie viel hat uns die lobenswerthe Einführung des mündlichen Verfahrens in Bagatelprozessen gefördert, da das Volk wenig unterrichtet davon ist und die Gerichte es gern beim alten Schlendrian lassen? So fürchten wir, wird es auch mit der so edelgemeinten kaiserl. Entschließung über die Frohnablösung der Fall sein. Die Masse der Bauern, zumal die slavischen, mißtrauisch gegen den Gutsbesitzer, indolent und auf einer niederern Stufe der Bildung als der deutsche Bauer, wird den Umfang und die Formen des neuen Gesetzes schwer begreifen und noch schwerer zu benutzen sich entschließen. In Ländern, wo sogar die Fortschritte, welche die Landwirthschaft allenthalben gemacht, dem Bauer ganz unbekannt sind, wo die unmittelbare Bearbeitung des Bodens noch in so primitiven Formen sich bewegt, wie in Böhmen, Galizien ꝛc., wie soll der Bauer da eine so mannichfache combinirte und complicirte politische Maßregel begreifen und benützen, wenn nicht die Regierung einen Schritt weiter geht und selbst dafür sorgt, daß der Bauer den ihm gewährten Vortheil genau durchschaut und zur Benutzung desselben angeleitet wird?!

nig René's Tochter von dem Dänen Hendrik Herz. Dies kleine Schauspiel, dessen lieblicher Stoff allenfalls für ein Gedicht oder ein Idyll ausreichend wäre, ist als Schauspiel einer jener schwächlichen Zweige, an denen das strauchelnde Theater keinen Halt gewinnen kann.

Das kleine Stück war vielfach besprochen, Mancher hatte es gelesen und es im Lesen hübsch gefunden; nun ward es in Scene gesetzt und da stellte sich, trotz der durchaus meisterhaften Darstellung von Frl. Stich, welche die blinde Jolanthe spielte, die Dürftigkeit des Stoffes bis zum Komischen heraus. Der Inhalt ist einfach: König René hat eine Tochter Jolanthe, welche in erster Kindheit, dem Grafen Tristan von Vaudemont verlobt, durch Schreck erblindet ist. Man erzieht sie im einsamen Schlosse, umgeben von wenigen Vertrauten, bildet ihren Geist, unterweiset sie in weiblichen Arbeiten, in Gesang, Musik und Poesie, und verbirgt ihr, daß sie blind sei, indem man jede Andeutung vermeidet, jedes Wort, welches mit dem Sinne des Gesichtes in Verbindung steht. Ein weiser maurischer Arzt, Ebn Jahia, behandelt sie mittelst eines Talismans — magnetisch — und hat versprochen, sie herzustellen. An dem Tage, an dem diese Krisis eintreten soll, dringen aber zwei Ritter in die Felseneinsamkeit, Tristan von Vaudemont und sein Begleiter Jauffred, ein poetischer Sancho Pansa, sehen die schöne Blinde und Tristan entbrennt in so heftiger Liebe für sie, daß er dem König René schreibt, er verzichte auf Jolanthe's Hand, weil er nicht weiß, daß das blinde Mädchen eben seine Braut, Jolanthe ist. Tristan spricht mit ihr, wie mit jedem andern Menschen, ohne die medicinisch-diätetische Weglassung aller Offenbarungen, die uns durch das Auge zu Theil werden. Eine neue Welt von Gedanken wird in ihr, zugleich mit der Liebe für Tristan wach, und dies ist die hübsche, poetische Idee des Stückes — Jolanthe verwechselt in rührender Kindlichkeit beständig Licht und Liebe, welche ihr synonym geworden sind. Die Ritter entfernen sich, der König und der Arzt erscheinen, Jolanthe erfährt, daß sie blind sei, wird hergestellt und die ersten Blicke in die Welt grüßen das Licht, den Geliebten und den Vater. Auch diese Scene ist von schöner, dramatischer Wirksamkeit und ward es doppelt durch das vollendete Spiel der Frl. Stich, welche uns als eine denkende Künstlerin erschien, besonders in den letzten Momenten, wo die Sehende, noch des Gebrauches der Augen ungewohnt, beängstigt durch Form und Gestalt der Dinge, sich mehr auf die Wahrnehmung stützt, welche ihr durch Gehör und Gesicht zugehen, als auf die Eindrücke, die das Auge erhält.

Indeß, trotz dieser beiden interessanten Scenen, war das Stück unbeschreiblich langweilig. Es macht durch die ersten vier Scenen, in denen die Weise auseinandergesetzt wird, durch welche das Erziehungswunder an Jolanthe zu bewerkstelligen war, den Eindruck einer pathologischen Vorlesung in Versen, während welcher jeder Auftretende zu verschiedenen Malen berichtete, die Heldin des Stückes schlafe oder schlummre oder ruhe. Das Publicum lachte; und als nun Tristan das Examen mit Jolanthe begann, indem er sie überzeugen will, daß ihr ein Sinn fehle, wurde trotz der Poesie dieser Stelle das Ganze noch lächerlicher. Es erinnerte tragikomisch zu sehr an einen Unterricht im Blindeninstitut. Man konnte den letzten Scenen ein gewisses Interesse nicht versagen, sie hatten etwas Rührendes, eine poetische Kindlichkeit und doch war das ganze Publicum gewiß

zufrieden, daß die ſchöne Blinde ihr Geſicht wieder erhielt, und dies liebliche, poetiſche Elend glücklich ein Ende nahm.

Würde nur die Blindheit der Bühnen-Verwaltungen auch ſo glücklich gehoben, kämen ſie nur endlich zu der klaren Form- und Geſtaltenanſchauung der Zeit und deſſen, was man von ihnen erwartet! Indeß der Berliner Bühne, welche ſo viele Tauſende koſtet, ſind noch ganz andere Vorwürfe zu machen, als dieſe der falſchen Tendenz. Es herrſcht auf derſelben eine Nachläſſigkeit in Kleinigkeiten wie im Großen, die faſt an jedem Abend die lächerlichſten Scenen hervorruft. In König René's Tochter erklangen z. B. aus den Mandolinen, mit denen die Ritter und Jolanthe ihre Lieder begleiten, mächtige Harfentöne; iſt denn bei dem großen Orcheſter kein Guitarrenſpieler aufzutreiben? Aber dies war noch nicht ſo komiſch als daß, während König René dem mauriſchen Arzte ſagte: „Dein Geſicht, ſo dunkel wie des Mohren Farbe" — Herr Franz in hellſtem Carmoiſin geſchminkt vor uns ſtand, mit rehfarb ſeidenen Tricots an den Händen, die wunderlich genug gegen das dunkelrothe Geſicht abſtachen. Man mußte an Jolanthe's Herſtellung zweifeln; denn nach dieſer auffallenden Farbenverwechslung ſchienen Augenkrankheiten erblich in König René's Familie zu ſein.

Es iſt in unſerer Zeit, wo der freien Phantaſie im Treiben der Welt ſo wenig Spielraum gegönnt wird, daß ſie faſt ganz außer Uebung kommt, doppelt nothwendig, bei theatraliſchen Darſtellungen keine derartigen Blößen zu geben. Wir leben nicht mehr in den Tagen des Weber Zettel, der ſich nur hinſtellen und ſagen durfte: „ich bin der Mann im Monde" um dafür gehalten zu werden. Wir glauben ſo Vieles nicht, wozu man uns zwingen möchte; wie ſollten wir auf der Bühne freiwillig etwas glauben, von dem das Gegentheil unwiderleglich vor uns ſteht? Man muß nicht zu viel von dem Publicum verlangen.

Uebrigens glauben wir zuverſichtlich, daß Uriel Acoſta von Gutzkow, Sixtus der Fünfte von Mieding und Johann von Oeſtreich von Moſen viel größern Anklang bei uns finden würden, als dieſes ſchwächliche doniſche Maiblümchen, das in dem kräftigen Frühlingsmorgen unſerer Zeit uns durch ſeinen unbedeutenden poetiſchen Duft weder belebt noch weſentlich erquickt. **A. M.**

2.

Das graue Kloſter. — Qualitäten eines Gymnaſiallehrers. — Die künſtleriſche Erziehung. — Theater.

Unſere philologiſchen Kreiſe befinden ſich in einer ſehr erklärlichen Aufregung. Der Director des grauen Kloſters, (ſo nennt ſich das erſte ſtädtiſche Gymnaſium), Dr. Ribbek, iſt nach langen Leiden endlich zu Venedig an der Schwindſucht geſtorben und ſeine Stelle der Zielpunkt für eine ausgedehnte Concurrenz geworden.

Es iſt nicht ohne Bedeutung, in weſſen Hände dieſer, ſowohl durch ſeinen Einfluß, als auch durch ſeine Einkünfte, bedeutende Poſten für die Folge fallen dürfte. Die Stellung eines Gymnaſialdirectors in unſeren Verhältniſſen hat zwei Seiten, eine rein geſchäftliche und eine gelehrte. Man hat ſich, wie die Erfahrung des letzten Jahrzehends beſtätigt, noch nicht durchaus mit Beſtimmtheit

entſchieden, welcher dieſer beiden Seiten man bei der Wahl der Individuen den Vorrang laſſen will und ſcheint es faſt, als ob man in letzter Zeit eine Befähigung für Verwaltung über gelehrte Leiſtungen geſtellt hat. So angenehm freilich für das betreffende Publicum, das zuweilen nur zu unangenehm die Reibung mit pedantiſchen Käuzen empfand, Männer von Weltformen und conventionellen Talenten ſind, kann doch nicht geleugnet werden, daß auf die Jugend ganz andere Rückſichten genommen werden müſſen. Hier, wo es nöthig ſein dürfte, der heranwachſenden Generation zu imponiren, ſtellt ſich die Thatſache unabweisbar heraus, daß man überhaupt in der Welt auf die Dauer nur durch Geiſt und zwar durch klaren, ruhigen Geiſt imponiren kann. Die Jugend namentlich, die einen Adlerblick für verſteckte innere Erbärmlichkeit, für kriechende Charaktere, für zweideutige Frömmler, für alles aufgeblaſene Mittelmäßige hat, erträgt das Schuljoch ohne Murren nur dann, wenn ein wahrhaft edel herrſchender Geiſt durch die ganze Schulverfaſſung ſtrömt. Vielleicht berückſichtigt man bei der Wahl des Directors für dieſe bedeutende Stelle, auch noch an den Candidaten den literariſchen Gehalt und läßt nicht die Fähigkeit, aus zwölf Büchern ein dreizehntes zuſammen zu ſchmieren, aus Nepos, Cäſar und Cicero, etwa tauſend Sätze nach den Regeln des Syntax geordnet in ein Buch zu ſchreiben, ein Programm in tragiſchem Latein über eine griechiſche Partikel zu verfertigen, für pädagogiſch literariſche Berechtigung gelten. Vielleicht wählt man einen Mann, der durch eine ſchöne Rednergabe der ſich heranbildenden jungen Welt ein gediegenes Beiſpiel aufſtellt, wie ein ſchöner Inhalt auch einer ſchönen Form bedarf, um wirkungsreich zu werden, während es uns nicht an Schulmännern fehlt, die noch immer das heimliche Gelächter ihrer Schüler erregen, wenn ſie an feſtlichen Tagen die Tribüne beſteigen und nicht allein ihre rhetoriſchen Kartoffeln in irdener Schale, ſondern auch eine Beimiſchung von Dativ und Accuſativverwirrung, in Betreff der Berliner Achillesferſe von mir und mich auftiſchen. Vielleicht ergreift aber auch die Preſſe die Gelegenheit, ihre Pflicht zu thun und aufs Neue auf den wunden Punkt der modernen preußiſchen Welt: des Gymnaſialerziehungsweſen hinzudeuten. Die Verkümmerung der Generation kann nicht hinweggeleugnet werden, das Turnweſen außerhalb der Inſtitute ſtehend, das heißt, nicht ein Moment des täglichen Unterrichtes kann das Uebel nicht heilen; man klagt über die unerträglichſte Ueberhäufung der Knaben mit Arbeiten, namentlich in griechiſcher und lateiniſcher Sphäre, man beſchwert ſich über die Unmöglichkeit, etwas für die künſtleriſche Ausbildung zu thun und fordert allgemein eine Verringerung der täglich anberaumten Stundenzahl.

Gewiß wäre es nicht unzeitig, wenn die Preſſe auch namentlich auf dieſen letzteren Punkt, die Verkümmerung des künſtleriſchen Weſens im Menſchen durch die gelehrte Erziehung aufmerkſam machte und bei der günſtigen Gelegenheit Vorſchläge zur Abhülfe auf den Markt des Lebens brächte. Bis jetzt ſteht die Kunſt dem Staat vogelfrei gegenüber. Die Akademien ſind Findelhäuſer der Kunſt; die meiſten Talente ſterben in ihnen ab. Welche Bildung ſoll aber der geiſtig zu erziehende Maler, Bildhauer, Muſiker ſich geben. Sein wir nicht ungerecht gegen die klaſſiſche Bildung und Diejenigen, welche ſie uns ertheilt haben; wir empfinden täglich die Wohlthat des antiken Elementes, aber wünſchen wir

nun auch dem Künſtlerſtande ein Gleiches, ſuchen wir es möglich zu machen, daß der Zuſtand der Naturburſchenſchaft einmal aufhört, daß es den künſtleriſch Befähigten möglich werde, der Wohlthaten des Alterthums theilhaftig zu werden und doch noch ſo viel Zeit übrig zu behalten, um ſich gleich gründlich mit dem Techniſchen ihrer Disciplin zu beſchäftigen. Wie oft habe ich aus dem Munde älterer Künſtler die ſchmerzliche Bemerkung gehört: „Wie nöthig iſt uns eine gründliche Schulbildung, gehet hin und lernet, ihr Jüngeren!“ wer aber von den Jüngeren hat ſie, und wer hat ſie in dem Grade erreichen *können*, um daraus Nutzen zu ziehen? Ihr Schulmänner gedenkt auch der modernen Kunſt!

Würden wir wohl bei einer beſſeren Schulbildung in Malerei und Muſik äſthetiſche Mißgriffe wahrnehmen, die jeder Primaner, der ſeine Pflicht gethan hat, als ſolche auffindet und als Künſtler vermeiden würde. Verhielten ſich wohl Letztere ſo ſtörrig gegen die Kritik, wenn ſie nicht erziehungslos und gedankenlos, wie ſie meiſtens ſind, (die wenigen Ausnahmen erheben ſich ſogleich ſo weit über den großen Haufen, daß ſie hier gar nicht mitzählen) ſich unfehlbar wähnten und von einer Inſpiration ſprächen, die von der Reflexion befeindet und durch vieles Lernen (?) gar unterdrückt werde. Will das Leben die Früchte der Kunſt genießen, ſo muß es ſich durch die Hülfe des Staates die Gartencultur der jungen Schößlinge nicht verdrießen laſſen.

Nach Laube's Karlsſchüler, die noch immer mit Beifall gegeben werden, hat man in dieſer Woche König René's Tochter nach dem Däniſchen des Hendrik Herz auf die Bühne gebracht. Ein einactiges Drama voll zarter ſinniger Poeſie, das durch ſeine Anſpruchsloſigkeit und ſeine Behandlung die Stimmen aller Parteien für ſich gewonnen hat. „Valentine“ wird vorbereitet. Vorher jedoch ſoll Gutzkow's Uriel Acoſta in Scene geſetzt werden.

E. K.

III.

Homer in Rußland.

Aus Riga.

Wir leben in einer vielbewegten Zeit; die Einen nennen ſie eine Uebergangsepoche, die Andern gradezu eine politiſch-religiös-literariſche Sturm- und Drangperiode. Hier taucht der Socialismus und Communismus, dort der Supranaturalismus und Induſtrialismus auf. Die Terminologie wird uns bald im Stich laſſen, um alle unſere Zuſtände und wichtigſten Lebensfragen zu bezeichnen.

Iſt es bei ſo bewandten Umſtänden nicht eine wahre Wohlthat, eine ſtille Oaſe zu finden, in die das rauſchende Waffengeräuſch noch nicht gedrungen, wo kein Loſungswort einer Partei erſchallt — einen Abſchnitt des goldnen Zeitalters, in dem der alte Homer und die deutſche Romantik in idylliſcher Einſamkeit traulich zuſammenleben? Heut zu Tage wundert man ſich über nichts mehr, man wird es alſo ganz natürlich finden, daß ich dieſes Eldorado in — Rußland entdeckte. Ich kann zum Belege die *allerbeſte Preſſe* anführen, gegen welche ſelbſt der „Rheiniſche Beobachter“ und die „Allgemeine Zeitung für Preußen“ für *grundſchlechte Preſſe* gelten. Mein Gewährsmann iſt nicht mehr und nicht weniger

als die Moskauer ruſſiſche Zeitung. Dort finden wir in Nr. 89. einen Brief des ruſſiſchen Schriftſtellers Gogol, der mit triumphirender Miene als ein Arcanum für alle Zeitleiden eine ruſſiſche Ueberſetzung der Odyſſée von Schukowski anzeigt. Gogol verſichert, daß die Odyſſée nicht blos einem fühlbaren Bedürfniſſe abhilft, ſondern bei den Zeitumſtänden zur gebieteriſchen Nothwendigkeit geworden ſei. „Man iſt jetzt," meint er, „weder entzückt, noch blaſirt; auch ſind alle krampfhaften, kränklichen, mit unverdauten Ideen und politiſcher Hefe verſetzten Erzeugniſſe unſerer Zeit bedeutend im Verfall. Nur einige Epigonen, gewohnt, ſich an den Schweif ihrer journaliſtiſchen Führer zu hängen, beſchäftigen ſich noch hin und wieder mit Lectüre, ohne in ihrer Unſchuld zu bemerken, daß die Leithammel ſelbſt, in tiefes Nachdenken verſunken, angehalten, nicht wiſſend, wohin ſie die verirrte Heerde zu führen haben. Der blinde Homer muß und wird Alle wieder auf den rechten Weg führen, denn nur um die Odyſſée gut zu überſetzen, muß man ja ſchon ein guter Chriſt ſein. Darum wird auch die Odyſſée ein ruſſiſches Volksbuch werden und den Adel, wie den Kaufmanns- und Bauernſtand, gleich entzücken; ja ſelbſt gemeine Soldaten, Lakaien und Knaben, die nicht leſen können, werden auf die lieblichen Sagen mit Vergnügen horchen. Dabei müſſen die ſtrenggläubigen Ruſſen bei den Heiden ächte Gottesfurcht lernen, indem ſie ganz logiſch ſchließen werden, daß für dieſe Unglücklichen die Propheten noch nicht geſprochen hatten, Chriſtus, die Apoſtel und die Kirchenväter noch nicht geboren waren, und ſie doch, trotz dem Mangel jedweder Offenbarung und trotz der frechen Formen, in welche die Phantaſie der Griechen die Einheit zerſplitterte, ſich im Gebete zur höchſten Kraft erheben und einen Homer beſitzen, eine Odyſſée ſchaffen konnten." Die Vielgötterei, meint Gogol, wird dem ruſſiſchen Volke keinen Aerger geben, denn es iſt eine praktiſche Nation und erklärt ſich ohne viel Kopfbrechen Das, woran ſelbſt die Weisheit manches Weiſen ſcheitert.

Was unſern ruſſiſchen Lobredner des griechiſchen Sängers beſonders anſpricht, und was er eben dem patriarchaliſchen Sinne ſeiner Landsleute am meiſten anempfiehlt, iſt die ſchlichte, einfache Erzählung. Er ſtellt ſich Homer als greiſen Großpapa vor, der den ihn umſpielenden Enkeln rührende und heitere Geſchichten erzählt, mit ihnen zum Kinde wird und die ſchönſten moraliſchen Tendenzen hübſch verzuckert und kandirt zum Beſten gibt. Welch' ein liebliches Bild, das den gemüthlichen Ruſſen ganz hinreißen muß und Homer den Ehrenplatz neben Krilow zuſichert! Gogol iſt von dieſem Gemälde ſo ſehr eingenommen, daß er ärgerlich ausruft: „Wie einfältig ſind die deutſchen Klügler, die es ſich einfallen laſſen, Homer für eine Mythe und alle ſeine Werke für — Volksgeſänge und Rhapſodien zu nehmen!"

Cyprien Robert wird gewiß nächſtens in der **Revue des deux mondes** als Beweis, daß die Slaven vollſtändige Hellenen, anführen: der Homer iſt ein ruſſiſches Volksbuch geworden, während Fallmerayer aus demſelben Factum triumphirend ſeine Auflöſungstheorie des Griechenthums in ſlaviſche Colonien neu begründen wird. Denn ein Volksbuch muß die Odyſſée werden — davon iſt Gogol, der geniale Dichter, der es durch ſeine „todten Seelen" bewieſen, wie genau er ſeine Landsleute kenne, feſt überzeugt. Doch das iſt nicht genug, der greiſe Homer

muß noch ganz andere Wunder verrichten, ſo daß den bekannten acht Städten gar noch eine ruſſiſche Stadt an den Ufern der Wolga oder des Dons die Ehre ſtreitig macht, der Geburtsort des griechiſchen — vielleicht ſlaviſchen Sängers geweſen zu ſein und er in einer ruſſiſchen Walhalla den erſten Platz erhalten wird.

Man muß geſtehen, daß Homer alle dieſe Ehrenbezeugungen mit vollem Rechte beanſpruchen kann, wenn man die Rieſenarbeiten in Betracht zieht, die Gogol dem claſſiſchen Greiſe aufbürdet. „Er muß ſeine Collegen, die Schriftſteller, der Welt zurückgeben und ſie als geſchickter Lootſe durch die von unſern läppiſchen, unorganiſchen Poeten aufgeworfenen Sandbänke und erzeugte Stockfinſterniß leiten. Dann ſoll er die Schüler und Studenten auf den rechten Weg bringen und ſie gradezu ihrem Ziele entgegenführen. Unſerer Kritik, die von der Analyſe der räthſelhaften, literariſchen Productionen müde und matt, ſich ſelbſt in ſelbe verſtrickt und Böcke über Böcke ſchießt, ſoll Homer als äſthetiſches Lehrbuch dienen und den Geſchmack läutern. Zuletzt ſoll der Sänger Ilion's nicht mehr und nicht weniger als eine völlige Revolution des Zeitgeiſtes bewirken und die an ihrer europäiſchen Vollkommenheit Erkrankten — alſo die Europamüden nach Willkomm — wieder aufrichten.

„Ja, grade in unſerer Zeit," ſagt Gogol, „da nach dem unerforſchlichen Willen der Vorſehung ein krankhaftes Murren der Unzufriedenheit, eine Stimme des Mißvergnügens über Alles, was den Menſchen umgibt, hörbar geworden, da der Menſch über die Ordnung der Dinge, über die Zeit, über ſich ſelbſt Klage führt, da Allen die Vollkommenheit, die wir durch das modernſte Bürgerthum und die modernſte Aufklärung erreicht, verdächtig zu werden beginnt, da in Jedem eine unbewußte Gier erwacht, anders zu werden, als er wirklich iſt, da dieſe Luſt vielleicht aus einer herrlichen Quelle entſpringt — da zwiſchen dem wirren Geſchrei und den ſich überſtürzenden Predigern neuer, noch im Dunkel tappender Ideen auch ein allgemeines Streben bemerkbar wird, dem erſehnten Schwerpunkte näher zu ſtehen, das wahre Geſetz der Thätigkeit in den Maſſen, wie in ſich ſelbſt aufzufinden — in einer ſolchen Zeit iſt Homer das einzige Arcanum und der bitterſte Vorwurf für das neunzehnte Jahrhundert. Und je mehr man den Homer ſtudiren wird, deſto mehr wird man ſich überzeugen, daß wir mit allen uns dargebotenen, ergiebigen Mitteln und Werkzeugen der Bildung, mit den Erfahrungen ſo vieler Jahrhunderte, mit unſerer gelenken und empfänglichen Natur, mit einer Religion, die uns ausdrücklich gegeben wurde, um uns zu heiligen und göttlichen Menſchen zu machen — daß wir mit alledem einen innern und äußern Schmuz, eine gewiſſe Plumpheit beibehalten, daß wir vom Scheitel bis zur Zehe, ja ſelbſt in unſern Kleidern nur Stückwerk, Halbheit geworden und uns gegenſeitig verachten, was ſelbſt bei Denen der Fall iſt, die fortwährend die Hochachtung Aller und eines Jeden predigen."

„Homer wird uns unſer menſchliches Erbtheil wiedergeben," ſchließt der für das Griechenthum enthuſiasmirte Ruſſe, „und die patriarchaliſchen Zeiten, für die der ruſſiſche Charakter eine beſondere Verwandtſchaft fühlt, werden in den ruſſiſchen Landen wieder heimiſch werden. Aus dem geheiligten Munde der Poeſie werden die Ruſſen die Lehren beherzigen, deren Beobachtung weder Geſetz noch Gewalt von ihnen erzwingen konnten."

IV.

Uriel Acoſta und Eliſcha ben Abuja.

Das Gutzkow'ſche Trauerſpiel hat einen jungen Leipziger Gelehrten, Adolf Jellinek, Gelegenheit zu einer intereſſanten kleinen Brochüre gegeben, die eine biographiſche Skizze jenes berühmten Schickſalsverwandten Uriel Acoſta's enthält, der in dem Trauerſpiele unter dem Namen Acher figurirt.

„In der Verhörsſcene des vierten Actes von „Uriel Acoſta" — ſagt Herr Jellinek — hält der vom Dichter ſo treffend gezeichnete Greis Rabbi Akiba dem zum öffentlichen Widerrufe ſich vorbereitenden Acoſta den Zweifler Eliſcha ben Abuja als warnendes Beiſpiel entgegen: „Es iſt ſchon Alles da geweſen." Acoſta tritt mit einer Strauß'ſchen Mythostheorie auf, wodurch der Talmudiſt Akiba ſeinen Gleichmuth verliert. — Man kann mit Recht vorausſetzen, daß der größte Theil der Zuhörer weder die geſchichtliche Unterlage, noch den philoſophiſchen Mythos im Sinne des Dichters verſteht. Man wird zu dieſer Annahme um ſo eher berechtigt, als ſich im Verlaufe folgender Darſtellung klar herausſtellen wird, der Dichter hätte auf eine viel wirkſamere Weiſe dieſe Epiſode einreihen können, wäre er dieſes dunkeln Stoffes nach allen Seiten hin Meiſter geweſen.

Paläſtina's Selbſtſtändigkeit war längſt durch den mächtigen Arm Roms aufgelöſt und durch die innern Zerwürfniſſe der Parteien untergraben, als Eliſcha, Sohn Abuja's, im Rufe eines berühmten jüdiſchen Geſetzlehrers ſtand. Zu Ende der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts war dieſer hochgeachtete Geſetzlehrer bereits ein verachteter Apoſtat, der die Unmittelbarkeit des Glaubens in dem „marmorreinen Waſſer" der Speculation eingebüßt hatte. Er war der Sohn eines reichen und angeſehenen Mannes und erhielt eine wiſſenſchaftliche Erziehung. Eliſcha ſtudirte nicht nur das Geſetz, die Lehre ſeiner Väter, ſondern lernte auch die Weisheit der Griechen kennen, wie es überhaupt zum guten Tone des damaligen jüdiſchen high life gehörte, vom Sinai auf den Olymp zu ſteigen und zu den Füßen der griechiſchen Muſen als horchende Schüler zu ſitzen. Nicht ſelten geſchah es, daß unſerm Eliſcha in dem Hörſaale des Geſetzes verpönte Schriften aus dem langen Gewande fielen. Er war ein Lebemann und ſang oft griechiſche Lieder. Der Ernſt des jüdiſchen Geſetzes war nicht im Stande, den unerſchütterlichen Glauben in ſein Gemüth zu pflanzen. Bald trat jener Conflict zwiſchen der Naivetät des Glaubens und der entfeſſelten Speculation ein; der kühne Denker ſetzte ſich keinen Damm — und endete damit, das ganze moſaiſche Geſetz für ſich aufzulöſen. Er entweihete den Sabbat, ritt am Verſöhnungstage und vergaß ſeine frühere Stellung als vielgefeierter Lehrer in dem Grade, daß er mit einer Dirne eine momentane Verbindung eingehen wollte, die über dieſe Umwandlung verwundert ausrief: „Er iſt ein Anderer" (Acher)! Die Klippen, an denen der Glaube Eliſcha's ſcheiterte, waren einerſeits die Fragen von Belohnung und Beſtrafung. Er war nämlich Augenzeuge von dem Scheitern des letzten Verſuchs ſeiner Nation, die alte Selbſtſtändigkeit zu erringen. Der muthige Empörer Bar-Kochba fand ſeinen Tod im Revolutionskampfe, Kaiſer Hadrian erhielt die Oberhand und Eliſcha's Freund Akiba, ein zweiter Moſes, erlitt einen martervollen

Tod! Er ſah ferner die Zunge eines gefolterten berühmten Dragomans ſeiner Zeit den Staub lecken; er ſah einen Mann, der nach moſaiſcher Vorſchrift aus einem Neſte die Jungen nahm und die Mutter fortſchickte, von einem Schlangenbiß getödtet, während ihm doch für ſolche That von der Bibel langes Leben zugeſichert iſt. Darum leugnete er die Lehre von der Belohnung und der Strafe. Er leugnete aber auch die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, indem er das Räthſel ſolcher Widerſprüche nicht löſen konnte. Ueberhaupt ſchien es ſeiner Anſchauung nach unpaſſend, daß das höchſte Weſen nach Art von Leidenſchaften beherrſchter Menſchen die Sterblichen belohnen oder beſtrafen ſollte. Auch konnte er ſich die Gegenſätze auf religiöſem Gebiete nicht erklären, ſo wie er das tragiſche Loos Hiob's trotz deſſen gutem Ende nicht mit ſeiner Weltanſchauung in Uebereinſtimmung bringen konnte. So hatte ihn die von griechiſchem Geiſte genährte Speculation und die Beobachtung des Lebens zu einem vollſtändigen Freigeiſt gemacht, der jeden Connex zwiſchen dem irdiſchen und einem höchſten Weſen aufhob. Die philoſophiſche Kühnheit Eliſcha's war ſo unerhört, daß der Talmud, wenn ihn Jemand im Traume ſah, es für ein böſes Omen hielt und ihn von dem Antheil an dem ewigen Leben ausſchließt. Vergebens hatte ihn ſein Schüler Meïr (aus einer Proſelytenfamilie) oft gebeten, zu widerrufen, einzukehren in den Schooß der Religion, zumal deſſen ausgezeichnetes Wiſſen allgemeines Staunen erregte; er blieb ein „Anderer" — ein Name, der ihm aus Pietät vor der Berühmtheit, in der der Name Eliſcha ben Abuja ſtand, beigelegt wurde. Wie bei ſeiner Geburt, ſo iſt auch bei ſeinem Tode die Mythe thätig. Nach dem in Babylonien redigirten Talmud ſoll ſein Schüler Meïr gebetet haben, daß nach ſeinem Tode aus dem Grabe Eliſcha's Rauch aufſteige, damit er ſeine Sünden durch das Feuer büße, was aber R. Jochanan ſpäter vereitelte, um ihn von Feuerqualen zu befreien. Dem in Paläſtina redigirten Talmud zufolge ſoll Feuer aus dem Grabe Eliſcha's gleich nach ſeinem Tode aufgeſtiegen ſein, das ſein Schüler Meïr durch das Ausbreiten ſeines Mantels verlöſcht, und bereits ein Erklärer des ſechzehnten Jahrhunderts, Rabbi Moſe Cordovero, hat dies mythiſch aufgefaßt."

„Von dieſem Standpunkte aufgefaßt — ſagt Herr Jellinek — hätte Gutzkow in der in Rede ſtehenden Scene viel freier ſich bewegen können. Es iſt nämlich ein Mangel in der Entwicklung, daß der Zuhörer nur von einem Buche, von einem unbeſtimmten Etwas hört und einen leiſen Anklang des Inhalts erſt im letzten Act vernimmt. Ein unerbittlicher Fluch wird über Acoſta verhängt, er ſoll widerrufen — und wir kennen den Wendepunkt gar nicht. Durch die Benutzung der angegebenen Momente hätte der Dichter grade vor dem Widerruf uns, durch die Discuſſion Akiba's mit Acoſta über Eliſcha ben Ajuba, eine Anſchauung von der mit Fluch beladenen Lehre geben können, die Aehnlichkeit wäre viel ſchlagender und die Zuhörer würden nicht im Unklaren geweſen ſein.

Es war ein guter Wurf des Dichters, die Epiſode von Eliſcha ben Abuja in den Kreis ſeiner Ideen hereinzuziehen. Der Wurf wäre ihm aber wahrhaft gelungen, wenn er ſich nicht blos mit einer leiſen Andeutung begnügt hätte." —

V.

Geiſtergeſpräch

von J. F. Caſtelli und L. A. Frankl.

Aus Wien.*)

Vom Land der Seligen wandeln zwei Geſtalten,
Zwei Meiſter der Muſik zur Erdenwelt,
Zu ſehen wie unten jetzt die Künſtler walten,
Wie's jetzo klingt, welche Muſik gefällt?
Sie ziehn nach Wien, dem muſikaliſch reichen.
Zwei Monumente heben ſich im Feld der Leichen
Den beiden Meiſtern glänzend dort empor.
Sie ſchreiten ſich'rer Ruhe bis an's Thor;
Da fragt die Polizei: „Wo ſind die Päſſe?"
„„Gluck bin ich,"" ſagt der Eine und will weiter.
„Mir fremd; paſſirt nicht! Wer iſt ſein Begleiter?"
„„Ich bin der Lanner; machen's keine Späſſe!""
„Ah!" ſagt die Polizei, „Unſterbliche paſſiren,
Denn wir behandeln ſie gleich Cavalieren;
Doch Der muß z'ruck!"
„„Ich bitt'! Er iſt Ritter ja, der Herr von Gluck,
Den geben's in der Wiener Zeitung gleich in Druck.
Doch im Vertrauen, er iſt herabgekommen,
Da hab' ich ihn im Orcheſter aufgenommen;
Ich brauch' ihn da als Stimmer, Saitenſpanner.""
(Er drückt ihm in die Hand ein Silberſtück.)
„Ah ſo! da iſt kein Anſtand, Herr von Lanner" —
Und ehrerbietig weicht die Polizei zurück.
Und ſo paſſiren nun die beiden Geiſter,
Der edle, große und der luſt'ge Meiſter.
Gluck ſchüttelt ſtumm das Haupt und ſagt im Gehen:
„Ein ſeltſamer Empfang! ich muß geſtehen.
Grüßt mich die Heimath ſo? bin ich ihr fremd geworden?
Mein Name klang ihr ſonſt in mächtigen Accorden.
Die Meiſter brachten wohl ſeltſame Kunde,
Die nach mir kamen in das Geiſterland.

*) Dieſe ſcherzhaften Reime wurden in Wien bei dem Feſte, welches die „Concordia" zu Ehren Meyerbeer's gab, von den Herren Caſtelli und L. A. Frankl vorgetragen. Das Gedicht circulirt in vielen Abſchriften und wurde trotz ſeines polizeiwidrigen Inhalts (quoique? oder par ce que?) in den Salons des Fürſten Dietrichſtein, Czartoryski u. ſ. w. vorgetragen. Ich glaube ſomit keine Indiscretion gegen die Herren Verfaſſer zu begehen, indem ich es Ihnen zum Abdruck überſchicke.

Der Einſ.

Schon Mozart klagte mit dem ſüßen Munde,
Verachtend ſchüttelte Beethoven mit der Hand,
Mit bitterem Ton ſagt er dies Wort dem Andern:
Fremd in der Heimath! Soll ich da noch weiter wandern?"

„Nur zu, lieber Herr von Gluck! froh bin i,
Daß ich Sie herein gebracht hab' bei der Lini.
Die Wiener, die guten luſtigen Waſeln,
Die kennen nur das Gluck Gluck aus 'n Glaſeln.
Ueberhaupt iſt's mit Ihrer Bekanntſchaft hier ſchon zua,
Mich kennt aber noch jeder klana Bua.
Wären Sie vor Einem Jahr noch herabgeſtiegen,
Sie hätten nicht einmal gefunden, wo S' begraben liegen.
Ein gewiſſer Frankl, der kein Muſikant iſt,
Sondern nur ein Poet und nicht einmal ein Chriſt —
Der Frankl hat Franken zuſammen geſammelt
Und hat Ihren Ruhort mit einem neuen Stein verrammelt.
Und wie man das Enthüllungsfeſt gefeiert hat,
So hat man die Muſiker eingeladen von der ganzen Stadt;
Glauben Sie, es hätt' Einer Notiz davon g'numma?
Nein, nit Einer! nur ein Paar Poeten ſind kumma.

„Was ſoll der Stein? Kann er die Schmach der Heimath lindern?
Sie legten ihn, die Auferſtehung mir zu hindern.
Wozu, daß ſie den Stein errichtet haben?
Nicht dorten — im Gedächtniß bin ich ſtumm begraben.
Der Obelisk iſt ein Ausrufungszeichen
Des bittern Spruchs: man warf in Wien mich zu den Leichen."

„O mein lieber Herr von Gluck,
Sie ſind in der Muſik weit zuruck!
Mit ernſthaften G'ſchichten geht's Einem abſcheuli,
Das iſt den Leuten gleich z' langweili.
Wann's Einen ermorden, muß 's luſtig klingen
Und mit einem Landler muß er ſich z' todt ſingen.
Die Teufeln ſind jetzt nicht mehr zu find'n,
Die, wie in Ihrem Orpheus, ſingen in Quinten.
Unſere Teufeln müſſen dudeln ſchier,
Daß 's eine Fräule nachſingen kann am Clavier.
Singt der Held in der Oper an Ari,
So is eigentlich a G'ſangl von an Canari,
Rouladen, Schnörkeln, Läuf und Trillerle,
Das ſind jetzt die verzuckerten muſikaliſchen Pillerle.
Wenn jetzt Einer den Pilades ließ ſingen herab:
„Dann werden wir liegen mitſammen in einem Grab",

So müßten Sie im Orcheſter eine Polonaiſe geigen
Und der Sänger müßte bis ins hohe X hinaufſteigen.
Mein Gott, Sie ſind ſchon viel zu lang todt!
Was wiſſen Sie von der muſikaliſchen Mod'!
Bei Allem, was Einer thut componiren,
Müſſen ſich zum Tanz die Füß' a Biſſel rühr'n;
Das ſteht mit der jetzigen Welt genau in Verbindung;
Füß' hat ein Jeder, aber nicht Jeder Empfindung."

„Im alten Zorne glühen mir die Wangen.
Sind die Piccini's noch nicht untergangen?
Die Hydraköpfe brannt' ich ab mit heißen Pfählen —
Hat das Genie nur Eine, die Gemeinheit tauſend Seelen?
Der alte Plato ſchon aus ſeiner Republik
Verbannte ſtreng die joniſche Muſik,
Weil ſie die Weiber wollüſtig entbrannte
Und in der Männer Bruſt die Kraft entmannte.
Ihr aber, meiner Heimath theure Söhne,
Vor Allen Euch ſei heilig die Kunſt der Töne!
Wo der Gedank' im Wort nur liſpeln darf und ſtammeln,
Wo Wörter ſchüchtern nur zur Rede ſich verſammeln —
Da übernimmt Muſik das heilige Dolmetſchamt,
Und ſpricht und denkt und ſegnet und verdammt.
Accorde gibt's, die, wenn ein Volk in Schlaf verfallen,
Hinein ihm als geträumte Freiheitshymnen hallen.
Accorde gibt es, die ein ganzes Volk ergreifen
Mit tiefem Heimathweh, wenn Alpen fern ſie ſtreifen.
Accorde gibt es, die tyrtäiſch ſprechen,
Die Herzen zittern machen, Ketten brechen,
Die das Geheimniß uns aus Gräbern raunen,
Und Mauern ſtürzen ein vor klingenden Poſaunen.
Und Lieder ſind, die ſcharf in Königsherzen dringen,
Wenn ſie ein finſtrer Geiſt beherrſcht zum Lanzenſchwingen.
Gebt mir ein wildes Volk, ich will's mit Tönen bändigen;
Ich ruf' es auf zum Kampf, um ſeine Schmach zu endigen;
Wenn es die Götter höhnt, mit meinem Liede lehr' ich's beten,
Und iſt es ein Oreſt, wird's ihm die Furie zertreten.
O rettet Euch Muſik, die freie Bundesſprache,
Bis einſt das Wort erklingen darf für Eure Sache!"

Reden mit der Muſik, was iſt das für a Red?
Mein lieber Himmel, das verſteht ma nöd!
Wenn's zum Beiſpiel die Worte Polen und Rußland laſſen ſingen,
Wie wollen's da a Harmonie hinein bringen?

Und wann's wollten reden von der Censur,
So könnten Sie's ja thun mit g'strichnen Noten nur
Auch müßten Sie lauter Pausen applicíren,
Um die besten Köpf' zu charakt'risiren,
Denn die Censur zwingt zu pausiren.
Und möchten Sie die Töne bis zum Reden erheben,
Könnten Sie damit eine allgemeine Zeitung herausgeben?
Nein, mit den musikalischen Reden ist nichts vorwärts zu bringen,
Die Operisten können auch gar nicht reden, sondern nur singen.
Uebrigens existirt zwar jetzt kein Piccini
Aber eine Menge andere Ari und ini;
Es gibt auch zwei Parteien wie zu Ihrer Zeit,
Aber jetzt sind halt alle zwei nicht recht gescheidt,
Die Einen, Componisten, sind völlig wahnsinnig wor'n
Sie schreiben ihre Musik gar nicht für die Ohren,
Sie schreiben Noten eine ganze Butten voll,
Und wollen, daß sie der Zuhörer erst zusammenrechnen soll,
Im Orchester müssen's 'n Krampf fast krieg'n,
Und geigen und blasen, daß d' Fetzen herum fliegen,
Die Andern, Componisten, du lieber Gott,
Die streichen wieder d' Musik wie an Butter auf's Brod.
So an neuer Opernverfasser,
Der schenkt eimerweis aus das Zuckerwasser,
Das fließt freilich hinab wie über a Schneckenstieg'n,
Aber man thut dabei an öden Magen krieg'n.
So is auf einer Seite lauter Salz, auf der andern lauter Honi,
Auf der einen z'viel, auf der andern z'weni,
Und's Publicum steht mitten drin, wird auch toll
Und weiß nicht, woran es sich halten soll,
Neigt sich aber doch mehr zum Süßen,
Denn das Hantige ist gar nicht zu genießen.

„So ist es wahr das Wort, es sprach's ein deutscher Meister,
Er nannte Dich mein Wien: „Das Capua der Geister."
Doch lauscht ich jüngst den wunderbaren Chören,
Die Seligen beim Sphärenschwunge hören,
Da klangen Töne Erdenher empor,
Sie störten nicht, sie stimmten mit dem Chor;
Die Ebbe war's und Fluthen von Accorden
Und mit dem Sphärenliede Eins geworden.

Ich hab' nichts gehört, hab's auch nicht können hear'n,
Denn Sie sind angestellt bei der Musik von den Sphären
Ich aber bin beim großen Saal am andern End
Der Tanzmusik Dirigent.

Sie wiſſen wohl, die Engel haben einmal gebeten den lieben Gott,
Sie möchten auch einmal tanzen nach der Wiener Mod'
Und da hat er herunter g'ſchickt den grimmigen Tod,
Der hat mich zamma packt mit einem Schnalzer
Und jetzt geig' ich halt oben meine Walzer.
Wenn aber die Töne, die ſind aufgeſtieg'n von der Erd,
Ihnen recht gefall'n haben, wie Sie's haben gehört
Und wenn Sie ſan kommen von einer Oper her,
So waren ſ' ganz gewiß von Meyerbeer,
So, das iſt a Deixelskerl, Herr von Gluck,
Der hat'n Deixl herg'ſtellt in an Stück; —
Der ſchreibt nicht nur ſo ganz gemeine Noten
Nein, ſogar Hugenoten und hat auch Banknoten.
Bei dem ſingt ein Jeder wie er ſingen muß,
Denn ſeine Muſik hat einen Kopf und Hand und Fuß.
Was der componirt, muß gut klingen,
Man mag's deutſch, wälliſch oder franzöſiſch ſingen,
Der iſt beim wahren deutſchen Styl geblieben,
Obwohl er noch keine deutſche Oper hat geſchrieb'n.
Wenn ſich ſein Deixl euch malte ein engliſches G'fries,
Man kennt's aus der Muſik das 's der Deixl is.
In Wien haben ſ' müſſen ein Rathhaus ſtatt der Kirche malen,
Doch hat Alles gewußt, die Muſik thut aus einer Kirche ſchallen.
Auch haben 's keine Kapuziner glitten echt wieneriſch,
Der Choral war aber doch ganz kapuzineriſch.
Kurz, ich ſag' Ihnen, der Meyerbeer iſt ein Mandl mit Kren,
Was der macht, iſt Alles gleich gut und ſchön,
Wenn der mit'n Stiefel umtanzt auf'n Clavier zu Haus,
So wird gleich a Margarethe von an Schuh draus.
Von dem hören S' was an und Sie ſagen dann gewiß,
Das iſt noch Einer, dem was eingefallen is —
Aber ſchau, da is 's ja beleucht beim blauen Bock
Und a Muſi, a Tanzmuſi ſchallt aus 'n erſten Stock,
Ja richtig, das is mein Primgeiger, der Joſef Kegler,
Der macht grad meine Walzer, die Schnellſegler; —
He, langſamer, langſamer, — o! neh
Da hat der Clarinettiſt a Kreuz genommen ſtatt a B,
Ich muß hinauf, das is ja zum Teufel holen,
Pfüet Ihnen Gott Herr von Gluck, thun ſ' jetzt was woll'n,
In drei Tagen is unſer Urlaub aus,
Da fahren wir wieder z' Haus.
Adje! gehn S' jetzt fort in Gottes Namen,
Auf der himmliſchen Eiſenbahn kommen wir wieder z'ſammen."

Ein Glücklicher, dem genügt, was er geleiſtet,
Der nur, was ihm gelingt, zu wagen ſich erdreiſtet!
Nur den Gewalt'gen des Worts, des Schwerts, der Leier
Frißt an der Bruſt der ew'gen Sehnſucht Geier.
Um mich iſt Nacht, fremd ſteh' ich in der Heimath Räumen
Und fremd die Heimath mir — ich mag nicht länger ſäumen.
So denn! ich habe, was ein Menſch vermag, vollendet
Und dem Jahrhundert iſt ein Anderer nun geſendet.
Ich ſcheide ohne Schmerz, denn arm und Gottverloren
Sind Zeiten nun, denen kein Genius geboren.
Heil ihm! ein reinendes Gewitter wird er walten,
Daß wieder nah'n die edlen prächtigen Geſtalten,
Auf daß ſie auf der Bühne, der ſo arg entweihten,
Wie durch den Tempel hehr die Iphigenier ſchreiten,
Auf daß ſie meine Nachwelt heiligen und entſündigen
Und als Propheten, lang erſehnt, Gott verkündigen.

VI.

Eiſenbahnsentwürfe für Tyrol.

Aus Innsbruck.

Während des letzten Sommers und Herbſtes bereiſte und vermaß der Civilingenieur Qualizza angeblich im Auftrage des venediger Hauſes J. G. Levi, in der That aber für eine anſehnliche Geſellſchaft engliſcher und öſterreichiſcher Kaufleute, unſere Thäler behufs des Entwurfes einer Eiſenbahn. Sie ſollte von Meſtre aus durch das Valſugan geleitet, die Städte Trient, Bozen und Innsbruck berühren und durch das Vorarlberg nach Lindau ausmünden. Durch das Brennergebirge war ein Tunnel von 1037 wiener Klaftern Länge beantragt, die übrigen Höhepunkte dachte man vornehmlich durch allmälige Steigung zu überwinden. Neben dieſen bietet, wenn man fortwährende Krümmungen vermeiden will, ein zweites beträchtliches Hinderniß die Etſch, welche faſt alljährlich ein- bis zweimal aus ihren Ufern tritt, das Thal oberhalb Trient ſeiner ganzen Breite nach überſchwemmt und hierdurch die Straßenverbindung oft mehrere Tage lang unterbricht. Die Geſchichte ihrer Verheerungen reicht bis in die älteſten Zeiten zurück; Chmel fand im wiener Staatsarchiv noch eine Urkunde des böhmiſchen Heinrich vom Jahre 1329, worin er ſeinen Unterthanen in Salurn die Steuern auf zehn Jahre erließ. Der Plane, Vermeſſungen, Mappen über die Einlenkung dieſes Stromes wurden ſchon verſchiedene, die letzte erſt vor drei Jahren angefertigt; dabei blieb es aber auch, man legte wohl hier eine Arche, dort einen Durchſchnitt an, für eine durchgreifende, dem Uebel vom Grund aus begegnende Maßregel fehlte es aber einzelnen Privaten wie ganzen Gemeinden an Geld. Auf eine Hülfe der Stände ſchwand jede Ausſicht, weil die des nördlichen Tyrols ihre eigenen Handelsvortheile dabei nie begreifen mochten und höchſtens ſo lange darauf eingingen, als es nur ſchöne Worte galt; vergeſſen ſchien ſelbſt der Ausſpruch

Kaiſer Franz I., der die Verbauung der Etſch, als eines ſchiffbaren Fluſſes, dem Staatsſchatz aufbürdete. Qualizza meinte zwar, die Eiſenbahn ließe ſich ſo hoch legen, daß ſie von den gewöhnlichen Ueberſchwemmungen der Etſch gar nicht berührt würde, es entging ihm aber nicht, wie viele Koſten dadurch erſpart würden, wenn durch die Vereinigung beider Unternehmen Gemeinden und Grundbeſitzer in's Intereſſe gezogen würden. Auch die Geſellſchaft in Venedig zeigte ſich bereit, den Flußbau zu übernehmen, wenn man ihr dafür das nöthige Feld zum Schienenweg freiſtellte. Das Bett der Etſch ſollte aber nicht, wie man es ſich bisher dachte, möglichſt grade gezogen, ſondern mit geringen Veränderungen ihres Laufes blos durch Dämme eingeſchränkt werden, neben denen beiderſeits Gräben zur Aufnahme des von den Bergen abrinnenden Waſſers zu laufen hatten. Dies ſammelt ſich nämlich zwiſchen abſchüſſigen Bergen ſchneller als auf der Ebene, daher dort ſo häufige Ueberſchwemmungen. Der Vorſchlag iſt für Tyrol gewiß aller Beachtung werth, erwägen wir auch nur das zunächſt Liegende, die Folgen ſo vielen Unheils, die wir noch empfinden. Wie dieſer tückiſche Strom unſchädlich gemacht, Früchte und Grund, Herd und Leben geſichert werden ſoll, läßt ſich bei der völligen Mittelloſigkeit der Uferbewohner, bei der ſpärlichen Hoffnung auf andere ſchnelle und ausgiebige Hülfe nicht abſehen. Noch beängſtigender ſind die Ausſichten des ganzen Alpenlandes auf ſeine Zukunft. Was ſoll aus ſeinem Durchzugshandel, einer ſeiner größten und beſten Erwerbsquellen werden, wenn rechts und links, von Trieſt nach Wien, von München nach der Schweiz, Eiſenbahnen laufen, was können wir mitteninne ſo ſchnellen als wohlfeilen Beförderungsmitteln gegenüber mit unſern ſteilen, koſtbilligen Bergſtraßen bieten? Dennoch fehlt es auch bei uns wie überall nicht an Engherzigen und Kurzſichtigen, die den Untergang allen Handels und Gewerbes, ja ihr völliges Verderben eben in einer Eiſenbahn erblicken, als ob ſie blind wären für den Wohlſtand der Länder unſerer nächſten Nähe, die von Schienenwegen durchzogen ſind, als ob der Tranſit aus ihren Bergen nicht weichen könnte! Selbſt deren gibt es kein unbedeutendes Häuflein, die aus dem Tender alle Zündſtoffe gefährlicher Geiſtesemancipation aufqualmen ſehen und ſich kein Ende denken können unſeres Puppenſtandes, trotz des Horaziſchen: **Omnium versatur urna serius ocius sors exitura.**

Zweifelsohne wird man bei uns vom guten alten Brauch nicht abweichen, zögern, bis nichts mehr zu verſäumen iſt, bedenken, bis Andere gehandelt haben, bis unſere Verarmung eine vollendete Thatſache iſt. Wie es Jenem erging, dem ein Königreich für ein Pferd nicht ein zu hoher Preis ſchien, wird auch für uns die Zeit kommen, wo wir gern einen guten Theil unſerer Habe für eine Eiſenbahn böten.

VI.

Notizen.

Varnhagen von Enſe. — Zur Berichtigung.

— Vielfache Auszüge aus dem ſo eben erſchienenen ſiebenten Bande der „Denkwürdigkeiten“ machen die Runde durch die Journale und es iſt ſehr erfreulich, daß dieſes ſo reichhaltige Werk in ſeinem Verlauf faſt noch mehr Theilnahme findet, als anfangs. Wir haben in der Memoirenliteratur wenig Bemerkenswerthes

aufzuweiſen; Vieles iſt einſeitig und trocken, wenn es nicht falſch und gradezu erlogen iſt, was man uns ſeit zwanzig Jahren davon geboten hat. Varnhagen iſt, faſt möchte man ſagen die einzige Ausnahme, der einzige, der wahrhaft brauchbares Material brachte und der uns mit ſeiner eignen Perſönlichkeit nicht die Situationen verdirbt, andere Charaktere verleidet und dem Leſer läſtig wird. Wir können hier leider nicht ausführlich die Verdienſte Varnhagen's erheben, da er eine wahre Specialität iſt, ein Name, mit dem wir mit Recht paradiren und deſſen Büchern das Vertrauen der Nachwelt ebenſo unverkümmert bleiben wird, wie ſie das der Zeitgenoſſen beſaßen. Von ihm iſt auch noch Vieles zu hoffen und zwar Aufſchlüſſe von höchſter Bedeutung, die er nur aus Rückſicht für Perſonen und Verhältniſſe noch dem Publicum vorenthält, zu deren Bearbeitung aber die Kritik nicht dringend und unabläſſig genug auffordern kann. Von Varnhagen gilt es wie von keinem Andern:

„Er hat ein langes Leben hinter ſich,
Doch hat er nur für Andere gelebt."

Und wenn wir die Memoiren ſeiner Zeitgenoſſen gegen die Werke Varnhagen's halten, ſo lernen wir erſt das Lichte, Offene, Sonnige darin ſchätzen und würdigen, ganz abgeſehen davon, daß Varnhagen in der Kunſt der Darſtellung Alle hinter ſich läßt. Was an dem hochverdienten Manne noch weiter zu rühmen, iſt die friſche und unermüdete Theilnahme auch an den literariſchen Reſultaten und Erſcheinungen der Gegenwart, was eine bei Männern ſeines Gleichen, die meiſt nur noch ein helles Auge für die Vergangenheit haben, ſeltene Erſcheinung iſt. Varnhagen iſt ſtets in einem ſogar genauen Verkehr mit den Männern der neuen und neueſten Zeit geblieben, ja er hat für Einzelne die unverholenſte Theilnahme an den Tag gelegt, unbeirrt von den Verwickelungen und Conflicten, welche die Entſtehungsepoche faſt aller jetzt blühenden Talente charakteriſiren. Es iſt daher bei ſeinem Verſtändniß der Gegenwart eine ebenſo treffliche Beurtheilung und Schilderung derſelben zu erwarten, und wir haben nur den Wunſch, Varnhagen's Kraft und Geduld möge ebenſo unermüdet bleiben, als die Theilnahme und Zuneigung ſeiner Leſer.

Zur Berichtigung. Die „Allg. Zeitung" enthält in Nr. 32 eine Correſpondenz aus Dresden, worin die Stelle vorkommt: „Großes Aufſehen macht das in Oeſterreich eben gegen Kuranda's Grenzboten ergangene Verbot." Nun aber ſind die Grenzboten, ſeit ihrem Entſtehen bis jetzt, immer verboten geweſen und nur einzelne Privatperſonen und der in einer Ausnahmsſtellung ſich befindende juridiſch-politiſche Leſeverein in Wien durften ſie erga schedam beziehen. Allerdings iſt ſeit Neujahr das Verfahren gegen unſere Zeitſchrift verſchärft worden und die „Scheden" wurden ſogar mehreren Perſonen entzogen, denen ſie bisher geſtattet waren. Wir zweifeln aber ſehr, daß dieſer Umſtand dazu geeignet iſt, in Dresden „großes Aufſehen" zu machen. Wir erſuchen die Allgem. Zeitung um dieſe kleine Berichtigung, deren Motive auf der Hand liegen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Ein Mäcen.*)

Von Ernſt Willkomm.

I.

Im vierten Stock eines auf der Via Siſtina gelegenen Hauſes hatte der Maler Lodovico ſein Atelier aufgeſchlagen. Es war ein kleines freundliches Zimmer, für einen Maler ſehr paſſend, weil ein hoch angebrachtes Fenſter dem Gemach eine Art Oberlicht gab und alle Gegenſtände gleich hell beleuchtete. An Luxusgegenſtänden war kein Ueberfluß in dieſer beſcheidenen Künſtlerwohnung. Das Ameublement beſtand blos aus einem Tiſch, der mit Farbenkäſten, Pinſeln, Paletten und einigen langhälſigen Orvietoflaſchen belaſtet und keineswegs ſauber gehalten war, aus drei wackligen Rohrſtühlen und zwei Staffeleien. Die mit einfachem Kalk angeſtrichenen Wände waren mit einer Menge halb und ganz ausgeführter Skizzen bunt behangen. Unter dieſen fielen zwei beſonders in's Auge. Die eine ſtellte das Bruſtbild eines ſchönen nackten Weibes dar, das ſich mit faltigem Gewande ſchamhaft den Buſen deckte, während ihr feuchter Blick durch prächtig verworrene, üppig ſchwarze Locken ſehnſuchtsvoll in die Ferne ſchweifte. Die zweite Skizze zeigte ein junges Mädchen in Albaner Coſtüm, unter Myrthengebüſch und Oleander knieend und eben im Begriff ein zierlich geflochtenes Körbchen mit friſch gepflückten Feigen und Trauben graziös auf ihr ſchönes Haupt zu ſchwingen. Das Geſicht des ächt römiſchen Geſichtes war dem Beſchauer zugekehrt und hatte jenen charakteriſtiſchen Ausdruck römiſcher Mädchen, der auf bewundernswürdige Weiſe Spott und Stolz in ſich vereinigt und grade durch ſolchen herausfordernden Uebermuth ſüße Flammen in die Herzen der Männer ſchleudert. Lodovico ſaß ſinnend vor einer der Staffeleien, auf der ein mittelgroßes, beinahe fertiges Gemälde ſtand. Er ſpielte mit ſeinem Ma-

*) Aus dem Romane „Die Nachtmahlsbrüder in Rom", der zu Pfingſten bei Chr. E. Kollmann in Leipzig erſcheinen wird.

lerſtock, einem tüchtigen Stück leichten ſpaniſchen Rohres, indem er es abwechſelnd, bald auf dem Zeigefinger der linken, bald auf der rechten Hand, balancirte. Mißlang ihm das geiſtreiche Kunſtſtück, was häufig geſchah, da ſeine Gedanken mit ganz andern Dingen beſchäftigt zu ſein ſchienen, ſo ſtützte er den Kopf auf den untergeſtemmten Arm, ſah lange auf das Gemälde und holte tief und ſeufzend Athem.

Das Gemälde ſtellte eine römiſche Gebirgslandſchaft dar in dem heißen Colorit eines tauſendfarbigen italieniſchen Sonnenunterganges. Es war eine ſchöne wunderbar treue, in charakteriſtiſcher Auffaſſung trefflich gelungene Abbildung des ſogenannten Aquäductenthales im Sabiner Gebirge, eine Stunde hinter Tivoli. Den Vordergrund bildete ein geborſtener Mauerbogen mit hohem, halbverfallenem Thurm, von deſſen Zinnen herab in reichverſchlungenem Gewinde das dunkle Blättergelock üppigen Epheu's und anderer Schlinggewächſe hing. Auf zerbrochenem Geſims am Fuß des Thores, durch welches die Straße nach Subiáco und Terni führt, ſaß ein Prieſter mit langem greiſen Bart. Ein Brevier lag auf ſeinem Schooße, neben ihm ein Krückenſtock, denn der alte Mann war lahm, wie der Stelzfuß verrieth, der unter dem abgetragenen Chorrock hervorſchaute. Ihm zu Füßen kniete ein junges Mädchen in der kleidſamen heitern Tracht der Albanerinnen und küßte dem Alten die Linke, während dieſer ſegnend mit der Rechten ein Kreuz über dem Scheitel der Knieenden ſchlug. Links von dieſer Gruppe ſah man in felſigem Bett unter Schilf und Geſtrüpp die ſchnellen Wellen des Teverone ſchimmern und auf dem jenſeitigen Ufer nach einem erſt in weiter Ferne von hohen Gebirgen umſchloſſenen Thale die lange dunkle Bogenreihe einer alten Waſſerleitung zwiſchen felſigem Land und bebauten Feldern fortlaufen. Weiter rechts gegen die Berge ragten maſſenhafte Trümmer eines zweiten Aquäductes mit doppelten Bogenreihen aus der ſtillen Landſchaft hervor. Ein mit Ochſen beſpanntes Fuhrwerk und einige Eſel mit ihren Treibern belebten die an ſich öde Gegend, die jetzt in einem Meer goldblauen Feuers ſchwamm. Olivenhaine, Lorbeerhecken, ſchlanke Cypreſſen und ſtachlichte Aloën ſchienen durchleuchtet von purpurnen Flammen, die kahlen ſcharfzackigen Kämme der fernſten Gebirge glänzten wie im Feuer vergoldet, die näheren und niedrigeren überzog ein purpurvioletter Duft, lichte Bläue erfüllte das weite ſtille Thal und tieferes Dunkel die neblige Schlucht, in deren hohler Tiefe der Teverone ſchäumte.

Dies anmuthige Gemälde war fertig bis auf wenige Striche, aber grade zu dieſen Strichen ſchien dem Maler Stimmung und Muth zu fehlen, und ſo blieb das heitere Landſchaftsbild von einem Tage zum andern unbe-

endigt. Nachdem Lodovico geraume Zeit träumerisch sein Spiel fortgesetzt hatte, schien ihn plötzlich ein glücklicher Gedanke zu beseelen. Er stand hastig auf, ergriff die Palette, auf der bereits die Farben aufgesetzt waren, ordnete die Pinsel, heftete seine glänzenden Augen mit freudigem Lächeln auf seine Schöpfung und begann eifrig an dem Gestrüpp, an rankenden Gewächsen und Ueberresten zu Tage blickenden Mosaiks neben der Straße zu malen. Während dieser Arbeit hielt er in abgebrochenen Sätzen folgendes Selbstgespräch:

„Gewiß, das Anerbieten beunruhigt mich und doch — doch mag ich es nicht unbenutzt lassen. — Der Mann war so freundlich — so zuvorkommend, — so uneigennützig! — Wie leicht konnte er ein Opfer werden von des verrückten Tommaso's Wuth! — Und dann — er ist ja mein Landsmann!"

Lodovico malte eifrig fort und ließ mit wenigen kecken Pinselstrichen einen Cactusstrauch auf felsigem Grunde wachsen. Dann lehnte er sich zurück, daß der altersschwache Stuhl unter ihm knisterte, sah scharf auf das Bild, nahm einen andern Pinsel, tauchte ihn in verschiedene Farben und überzog, als die Mischung seinen Beifall hatte, mit sanft milderndem Tone eine schräg vorspringende Gebirgspartie, die mit ihren violetten Schatten den tiefen Einschnitt einer Schlucht andeuten sollte. „So, das verbindet Sonnenwärme und Dämmerungskühle vortrefflich," sagte er beifällig. Ich fühlte das Mangelhafte und konnte es doch diese Tage her, wo ich immer aufgeregt war, nicht finden.

Emsig fortarbeitend, sprang Lodovico nach einiger Zeit wieder auf den Gegenstand über, der ihn seit der verflossenen Nacht am meisten beschäftigte:

„Bei Gott und allen Heiligen," rief er aus, „wenn mir der gutherzige Priester irgend wie helfen könnte, ich wüßte nicht, was ich begönne vor Lust und Dankbarkeit! — Nun, eine bessere Wohnung würde ich mir doch wohl vor Allem suchen müssen, denn diese hier (dabei ließ der junge Mann seine Blicke mit schalkhaftem Ausdruck durch das Gemach schweifen) je nun, diese hat freilich nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einem Raume im Vatican; auch raucht der verdammte Ofen, wenn ich mich aus Liebe zur Kunst bisweilen genöthigt sehe, einzuheizen, und ziehe ich die landesübliche Sitte vor, mir für vieles Geld ein Kohlenbecken zu halten, so macht mir der fatale Dunst einen Kopfschmerz, als lebte ich noch in der schönen kühlen Heimath und hätte mich im Lieblingsgetränk der nordischen Götter berauscht. — Indeß, ein armer Teufel muß Gott für Alles danken, auch für Prügel und Mückenstiche, da beide, wie man's immer nehmen mag, zu guter Letzt doch auch Gaben des Herrn sind und bleiben."

Die verkrüppelten, schlangenartig gewundenen Wurzeln eines umgebro-

chenen Oelbaumes waren an der steilen Felswand gewachsen, die rechts den Rahmen des Gemäldes bildete. Lodovico lächelte und fuhr fort: „Meine kleine, liebliche Teresella ist bei alledem eine wilde Katze, der ich je eher je lieber die zierlichen Klauen verschneiden muß. Spreizt sie sich nicht gleich wie ein Stacheligel, wenn sie Ursache zu haben glaubt, daß ich einer andern Schönen wohlgefällig in die Augen geschaut habe? Das wäre mir gelegen! Das könnte mich fördern in meiner Kunst! Das würde mich bei guter Zeit zu einem stockrömischen Erzphilister machen! (Lodovico malte jetzt mit einer wahren Wuth.) Mithin — nun ja, ich sehe wirklich nicht, was dabei bedenklich sein soll, obwohl die Enkelin von Albalonga's Beherrschern es findet — mithin muß es mir gestattet sein, nach wie vor, wo immer ich sie finde, die Schönheit des Weibes gründlich zu studiren. Und daß ich darin nicht zu weit gehen, das rein künstlerische Gefallen an schönen Formen nicht verwechseln werde mit unreinem Gelüst, das gar nichts zu schaffen hat mit der Kunst — nun dafür stehe ich ein, Du kleine Ungläubige mit den arabischen Räthselaugen! Und selbst an meiner Treue wagte sie zu zweifeln!" fuhr er nach einer Weile fort. „Wie beleidigend, wie erniedrigend das für mich sein muß! Ich und untreu! Ich, ein Deutscher, was den Ort der Geburt anbetrifft, ich untreu ihr gegenüber, dem leicht entzündbaren, sinnlich glühenden Mädchen vom Fuße des alten Tempelberges! Wahrhaftig, es wäre ärgerlich, wenn es nicht gar so lächerlich wäre! Und sicher, ich hätte sie auch sitzen lassen und wäre auf und davon gegangen, wenn — nun was denn? Hätte ich nicht das gegründetste Recht dazu gehabt? Unbestreitbar. Gewiß, ich hätte es gethan bei jedem andern Mädchen, nur weil mir Teresella doch so viel Liebe und Anhänglichkeit bewiesen hat und sie den Verfolgungen des widerlichen Tommaso schutzlos preisgegeben wäre — nur deshalb hab' ich es nicht über's Herz bringen können. Wahrhaftig nur deswegen, aus keinem andern Grunde!"

Im Eifer der Arbeit und ganz in seine Gedanken vertieft, hatte Lodovico nicht bemerkt, daß sich die Thür seines Ateliers leise öffnete und der dunkellockige, schöne Kopf seiner anmuthigen Geliebten, halb verdeckt von dem blendend weißen, am untern Rande mit Spitzen umsäumten Tuche neugierig lauschend durch den Spalt schaute.

Mit funkelnden Augen trat Teresella jetzt in das kleine Atelier, machte dem Maler einen tiefen Knicks und sagte mit grollender Stimme spöttisch: „Tausend Dank für Ihre Gnaden, Herr Großmuth! Die Enkelin der Beherrscher von Albalonga wird unaussprechlich beglückt sein, sich als gehorsamer Hund demüthig zu den Füßen des Herrn Fremden zu legen."

Das in ihrem Zorne wunderſchöne Mädchen ſtand vor dem betroffenen Maler mit der majeſtätiſchen Haltung einer Königin. Lodovico, obwohl etwas beſtürzt, freute ſich doch über die herrliche Erſcheinung und verſetzte lächelnd, indem er der Zürnenden gutmüthig die Hand entgegenſtreckte: „Grüß Gott, mein mildes Täubchen. Haſt Du mich behorcht, lieber Schelm!“

„Sieh Dich vor, daß die Taube nicht zum Geier wird, Undankbarer!“

„Alle Wetter! Was hab' ich denn verbrochen?“

Tereſella trat dicht vor ihn, legte ſtolz die linke Hand auf ihre Hüfte und ſagte ungeſtüm, die Rechte drohend gegen ihn erhebend: „Du haſt in Worten zu Dir ſelbſt geſprochen, die ich nicht hören mag. Sie haben mir Deine Gedanken verrathen und dieſe Gedanken ſind unwürdig. Du liebſt mich nicht, Du willſt blos mit mir ſpielen.“

„Tereſella!“

„Still, es iſt ſo! Wer neben ſeiner Geliebten noch ein anderes Weib ſchön finden kann, liebt nicht; der will nur tändeln und ſcherzen.“

„Mein allerliebſtes Kind,“ erwiderte Lodovico, das beleidigte Mädchen auf ein Bänkchen niederziehend, „bedenke, was recht und billig iſt. Als Künſtler muß ich die Schönheit ſuchen, wo ich ſie finde. Mannichfaltigkeit der Schönheit iſt die Lebensquelle, aus der ich mich, d. h. meine Kunſt, nähre. Und ich meine, ein ſolches Betrachten ſchöner Gegenſtände, gleichviel, ob ſie belebt oder leblos ſind, müſſe ebenſo unſchuldig ſein, als das Gebet an verſchiedenen Altären. Oder geſchieht Dir, trautes Herz, etwa ein Abbruch, wenn ich ſage: ſieh, wie ſchön iſt dieſe oder jene Dame? Ihre Tracht, ihre Haltung, die Neigung ihres ſchönen Hauptes gibt mir Gelegenheit zum Entwurf einer anregenden Skizze, aus der in Zukunft ein bedeutendes Bild entſtehen kann? Und nicht anders, ich verſichere Dich, nicht anders iſt mein Wohlgefallen am Schönen beſchaffen. Wirſt Du mir nun glauben?“

Tereſella ſah dem Maler lange ernſt in die Augen. Nach einiger Zeit milderte ſich die gebietende Strenge ihrer ſtolzen Geſichtszüge, ein Seufzer entſchlüpfte ihrem ſchwellend friſchen Munde und die Hand des jungen Mannes ergreifend, verſetzte ſie: „Lodovico, mein Freund, ich will eine gutmüthige Thörin ſein und Deinen Worten glauben; verhehlen aber kann ich Dir nicht, daß mich das wunderliche Bedürfniß Deiner Neigung noch oft ſehr unglücklich machen wird.“ Und Tereſella ſenkte ihr Haupt und verhüllte ſich mit dem Zipfel ihres Kopftuchs das Geſicht, um ein paar herabrollende Thränen zu verbergen.

„O, o, nicht doch, Leben meiner Seele!“ ſagte Lodovico zärtlich. „Sei fröhlich und guten Muths und vertraue meiner Liebe. Wenn ich Dich je

wirklich beleidige, ſollſt Du das Recht haben, mich mit der ſilbernen Nadel, die wie ein Stern in der Nacht Deiner ſchwarzen Flechten ſchimmert, zu durchbohren, und ich verſpreche Dir, mich nicht vertheidigen zu wollen, nicht zu zittern."

„Lodovico, es gilt!" rief heftig das Mädchen von Albano, ſich hoch aufrichtend und mit einem wunderbaren Blick voll Liebesgluth und Racheluſt den Geliebten überflammend. „Ich werde Dich tödten, wenn Du mir untreu wirſt, ich ſelbſt mit eigner Hand, und dann" — ſetzte ſie erbebend hinzu — „auf einſamem Campagnahügel unter Trümmern der Vergangenheit ſterben."

Lodovico war gerührt von der gewaltigen Leidenſchaft dieſes Mädchens, küßte ihr die Thränen von den ſchönen zarten Wimpern und nöthigte ſie dann mit ſchmeichelnder Gewalt, ſein bald vollendetes Bild zu betrachten. „Meinſt Du, daß ich den Charakter der Gegend getroffen habe?" fragte er die kluge Beſchauerin. „Es iſt nicht leicht für uns Nordländer, dieſe ſonnigen Gluthen mit kühlen Farben wiederzugeben, dieſes Ineinanderſpiel von Roſenlicht und Veilchenſchatten, dies letzte Aufflammen purpurnen Feuers und daraus ſich entwickelnden ſilbernen Rauches naturgetreu auf die Leinwand zu zaubern. Wenn da nicht ein unſichtbarer Genius oder die Begeiſterung der Liebe uns den Pinſel führt, quälen und mühen wir uns umſonſt und malen eben nur mit Farbe und Oel, nicht mit Geiſt und Flammen."

„Dir haben aber Geiſt und Flammen auf der Spitze Deines Pinſels geleuchtet, mein Freund," erwiderte Tereſella. „Ich fühle bei Betrachtung Deines Bildes den belebenden Strahl meiner vaterländiſchen Sonne."

„Nun, damit dieſe Sonne ewig leuchten und meiner kleinen Schöpfung dauerndes Leben geben möge, beuge jetzt Dein liebes Köpfchen etwas mehr links, wende Dein beglückendes Auge mir zu, laß die Sanftmuth und Liebe Deines Herzens auf Mund und Wange ſpielen und Dich ſo in vollſter Schönheit Deines Weſens im Vordergrund als demüthige Tochter des Gebirges von dem alternden Prieſter hier ſegnen."

Tereſella lächelte, nahm leicht und graziös die gewünſchte Stellung ein, ihren ſanfteſten und wärmſten Blick bald auf den geliebten Maler, bald auf das Bild richtend, und bewunderte mit unverkennbarem Entzücken die Kunſtfertigkeit des theuern Freundes, deſſen ſchaffender Pinſel in kurzer Zeit die Umriſſe ihrer ganzen Geſtalt und namentlich die charakteriſtiſchen Züge ihres Geſichts mit ſicherer Hand auf die Leinwand brachte. Geraume Zeit ſprachen die verſöhnten Liebenden nur durch ſchnell gewechſelte Blicke mit einander, als aber Lodovico den Kopf ſeines Mädchens auf dem Gemälde für vollendet

halten durfte, legte er den Pinſel weg, erlaubte dem ſchönen Modell eine ungezwungene Stellung anzunehmen und begann, einige neue Farben aufſetzend, folgendes kurze Zwiegeſpräch: „Was meinſt Du, Tereſella, wird Tommaſo Dir nicht mehr nachſtellen?“ „Gewiß nicht.“ „Aber man ſagt doch: ein ächter Römer vergibt nie!“ „Pah, man ſagt ſo.“ „Du haſt alſo nichts zu fürchten?“ „Sei ohne Sorge, mein Freund! Tommaſo kann Luſt zur Rache verſpüren, ausüben wird er ſie nie.“ „Iſt er feig?“ „O feig! Du vergißt, Lodovico, daß er mein Freund war, ehe Du mich bezauberteſt.“ „Nun denn, mein Herz, ſehe ich wirklich keinen Grund, warum Tommaſo eine Ausnahme unter ſeinen Landsleuten machen ſollte.“ „Du haſt vergeſſen, daß er einem Prieſter die Hand küßte.“ „Beim Teufel, das iſt wahr! Und jener Prieſter gab mir ſeine Adreſſe. Er wollte für mich ſorgen, ſagte er, wenn ich ihm Vertrauen ſchenken könnte. Sprich, Tereſella, ſoll ich Gebrauch machen von ſeinem liebreichen Anerbieten?“

Eine leichte Wolke glitt über des Mädchens Stirn. Sie ſchlug die Augen nieder und verſank in ſtilles Nachdenken.

„Nun?“ ſagte Lodovico nach einer Pauſe. „Du ſchweigſt? Haſt Du Argwohn?“

„Nein,“ verſetzte Tereſella. „Tommaſo hat zwar den Prieſter auch geſprochen; indeß, er war ja ein Landsmann von Dir.“

„Das meine ich eben auch, und deshalb will ich mich je eher je lieber zu ihm auf den Weg machen. Dem Glück kann man nicht ſchnell genug einen Handſchlag geben; es iſt ſo veränderlich wie's Frühlingswetter bei uns im Schwarzwalde.“

Zu dieſem Entſchluß gekommen, ſchob der Maler die Staffelei bei Seite, kehrte das Bild um, damit es vor jeglicher Beſtäubung geſichert bleibe, legte Pinſel und Palette weg, warf ſeinen Malerkittel ab und machte vor einem kleinen, nicht ſehr reinlich gehaltenen Spiegel ſchnell Toilette. „Du begleiteſt mich doch?“ fragte er, ſeinen ſpitzen Hut ſchief auf das volle, blonde Haar drückend und den leichten, bequemen, weiten Sammetrock anziehend.

„Bis zur Piazza di Colonna, wenn Dein Weg Dich über den Corſo führt.“ — „Ja gewiß. Mein unbekannter Freund wohnt auf dem Capitol, mithin wird es am beſten ſein, den Corſo langſam hinauf zu ſchlendern. Biſt Du bereit?“ — „Zu Befehl, gnädiger Herr,“ ſagte Tereſella lächelnd und hüpfte vor dem Maler her die ſchmale ſteinerne Treppe hinab, behend und leicht wie eine Gazelle. Lodovico folgte ihr in großen Sprüngen, reichte ihr im Flur den Arm und ſchlug ſorglos plaudernd den Weg nach Capo le Caſe ein.

* * *

Im Convent der Franziskaner auf dem Capitol hatte Emanuel seinen Sitz aufgeschlagen. Es war ihm gar sonderbar zu Muthe, daß er sich wieder in der ewigen Stadt wußte und noch dazu als Abgesandter eines Fürsten der Kirche, der Depeschen von höchster Wichtigkeit der lenkenden Obern zu überbringen hatte.

Emanuel war ein guter, frommer Mann, der Niemand Leides zufügte. Was Unreines oder Böses sich in ihm angesammelt hatte, das war Frucht seiner geistigen Erziehung. Er selbst fühlte nichts davon, denn er hielt selbst das Schlechte, das er that, für ein Verdienst. Blindes Werkzeug seiner Vorgesetzten würde er nicht einen Augenblick gezaudert haben, vorkommenden Falles seinen eignen Vater zu verrathen.

Obwohl nun in gewisser Hinsicht eigentlich beschränkten Geistes, lag in Emanuel doch eine Anlage zu spürender Schlauheit, die durch seine jesuitische Erziehung entwickelt werden mußte. Vermöge seiner Schlauheit machte er sich dem Orden fast unentbehrlich, denn mit ihr zugleich verband sich eine Art Instinct, der, wie der Jagdhund die Fährte eines Wildes, mit wunderbarem Tact immer die Nutzbarkeit jeder ihm begegnenden Persönlichkeit für die Zwecke des Ordens, die ihm heilig waren, herauswitterte. So war es ihm mit dem Maler gegangen. So wenig er den jungen Mann kannte, so fest überzeugt war er doch, daß man sich seiner vortrefflich würde bedienen können, um irgend etwas Bedeutendes durch seine Vermittelung zum Abschlusse zu bringen. Wie dies einzuleiten sein möchte, darüber war er noch nicht im Reinen mit sich. Nur fesseln, nur wiedersehen wollte er den jungen, verliebten, mittellosen Mann, dem er zufällig einen so großen Dienst erwiesen und der ihm dafür aus Dankbarkeit seine Lebensverhältnisse freimüthig enthüllt hatte. Er rechnete auf den heitern Leichtsinn des Unerfahrenen und hoffte mit sich selbst einig geworden zu sein, bevor der ihm Verpflichtete an einen Besuch würde denken können.

Dies war geschehen, als recht zu gelegener Zeit Lodovico sich bei ihm einfand. Herzlich, wie einen alten Bekannten, empfing ihn Emanuel. Von einem Gespräch, in das er den jungen Mann verwickeln wollte, hoffte er Alles.

„Sie verzeihen, verehrter Herr," redete Lodovico ihn an, „wenn ich von Ihrer freundlichen Einladung unschicklich schnell Gebrauch mache. Allein mein Herz drängt mich, Ihnen heut', wo ich unbefangen bin und wo ich mich ungestört, von Niemand belauscht, mit Ihnen unterhalten kann, für den mir geleisteten Dienst nochmals von ganzer Seele zu danken."

Damit schüttelte der Maler seinem Landsmanne nach gutem deutschen

Brauch die Hand und ſah ihm offen und fröhlichen Muthes in die kühlen, leidenſchaftsloſen Augen.

Emanuel war leutſelig und geſprächig. Er erzählte dem Maler von Deutſchland, da dieſer eifrig nach dem Vaterlande fragte. Auch der großen religiöſen Bewegungen, die es ſeit einigen Monaten erſchütterten, gedachte er. Lodovico wußte nur Oberflächliches davon, denn das Wenige, was politiſche Zeitungen bis Rom verſchleppt hatten, war nicht der Beachtung werth, und außerdem fehlte es dem jungen Manne, wie den meiſten Künſtlern, an Zeit und Sinn, um ſo unbedeutenden Wirren, die noch dazu mit der Kunſt nichts zu ſchaffen hatten, ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Dergleichen Verlegenheiten auszugleichen, war Sache der Kirche, und Lodovico hatte noch keinen Augenblick gezweifelt, daß ihr, der zehnmal Größeres ſo oft gelungen war, auch dies ein Leichtes ſein werde.

Die Schilderung Emanuel's brachte ihm nun freilich eine andere Meinung bei. Er ahnte, daß die erſten krampfhaften Zuckungen einer neuen kirchlichen Umwälzung ſein fernes Vaterland erſchütterten, daß Kräfte jenſeits der Alpen in Bewegung geſetzt würden, von denen man in Rom nichts wußte, an die man vielleicht gar nicht glaubte. Lodovico war guter, ſogar eifriger Katholik und die ganz unerwarteten Aufſchlüſſe, die er ſo plötzlich erhielt, intereſſirten ihn außerordentlich.

„Aber wie iſt es möglich," ſagte er aufgeregt, „daß der heilige Vater von dem Allen nichts weiß! Durch ſolche Schritte müſſen ja die Grundfeſten der Kirche Chriſti erſchüttert werden."

Emanuel lächelte.

„Der Clerus, junger Freund, war längſt davon unterrichtet," erwiderte er, „nur die Laien erfuhren nichts, weil es ihnen nichts nützen kann."

„Und was wird Seine Heiligkeit thun?"

„Nichts."

„Nichts? — Ei mein Gott, das heißt ja dem Strome der abſcheulichſten Ketzerei Bahn brechen!"

„Vielleicht auch ihn ſchadlos ableiten."

„Die Kirche wird alſo gar nichts thun? Nicht den Bannſtrahl auf die Ketzer ſchleudern?"

„Die Kirche handelt immer, aber ſtill und beſonnen, wie es ihr ziemt. Je lauter ihre Gegner toben, deſto ſchweigſamer trifft ſie ihre Maßregeln."

„Sie glauben alſo nicht, daß dieſe neue ketzeriſche Bewegung nachhaltige Folgen haben wird?"

„Ohne Zweifel werden die Sektirer eine gute Weile ihr unſauberes

Weſen treiben," verſetzte Emanuel. „Man wird ſie ſcheinbar gewähren laſſen, indem man ſie ignorirt. Unſichtbar überwacht man jeden ihrer Schritte und, glauben Sie mir, leitet ſie ſo, daß ſie an ſich ſelbſt zu Grunde gehen müſſen. Nie hatte die Kirche in ihren erbittertſten Feinden treuere Freunde, als dieſe Sektirer es ihr werden ſollen. Sie werden den Proteſtantismus ruiniren!"

Lodovico ſah den Emiſſär groß an, dieſer aber zeigte eine ſo zuverſichtliche Stirn, eine ſo verklärende Begeiſterung, daß jedes Wort des Zweifels auf ſeiner Zunge erſtarb und er ſelbſt dieſer Zuverſicht hoffnungsvoll ſich hingab. Es trat eine Pauſe ein. Emanuel fühlte die Nothwendigkeit, das durch ihn ſelbſt abgebrochene Geſpräch wieder aufzunehmen. Des Malers Lage gab ihm die erwünſchteſte Gelegenheit dazu.

„Mein lieber junger Freund," ſagte er, „ich erbot mich geſtern, Ihnen wo möglich einen guten Rath zu geben, der Ihnen für die Zukunft nützlich werden könnte. Zeit und Verhältniſſe lehren mich, damit nicht zu zaudern, da wahrſcheinlich mein diesmaliger Aufenthalt in Rom nur von ſehr kurzer Dauer ſein wird. Da iſt mir nun ein Gedanke gekommen, den ich wenigſtens nicht zurückhalten will, obwohl es möglich wäre, daß er Ihnen nicht gefiele. Künſtler ſind, ich weiß es, in der Regel ſtolz und wer dieſem Stolze entgegentritt, den haſſen ſie. Nicht wahr, mein Freund?"

„Mich dünkt, verehrter Herr, Künſtlerſtolz könne höchſtens unter Künſtlern Feindſchaft erzeugen, der übrigen nichtkünſtleriſchen Welt gegenüber—"

„Gut, gut, ich weiß, was Sie ſagen wollen," unterbrach Emanuel den Maler.

„Sehen wir denn, ob die aufgeſtellte Behauptung ſtichhaltig iſt. — Sie beklagten ſich geſtern, daß Sie mittellos ſeien und Ihrer Kunſt nicht ſo, wie Sie es wünſchten, huldigen könnten. Haben Sie Hoffnung, daß ſich bald günſtigere Ausſichten für Sie öffnen werden?"

„Obſchon ich gläubig bin, zweifle ich doch, daß Gott einem armen unbedeutenden Maler zu Liebe ein Wunder thun wird."

„So hören Sie meinen Vorſchlag. — Ein vornehmer reicher Mann iſt im Beſitz einiger Gemälde alter Meiſter, die von Feuchtigkeit gelitten haben und zum Theil ganz unſcheinbar geworden ſind. Er ſucht einen geſchickten Künſtler, der ſich der mühſamen Arbeit unterzöge, dieſe Kunſtwerke wieder herzuſtellen. Ein anſehnliches Honorar für ſolche Mühe würde nicht verweigert werden, eine Verbindung von Wichtigkeit, ein Verkehr mit den reichſten und einflußreichſten Geſchlechtern Roms wäre dadurch eingeleitet und Beſtellungen ſelbſtſtändiger Schöpfungen mit großer Wahrſcheinlichkeit anzuneh-

men. Würden Sie wohl den Muth haben, einige Wochen oder Monate so untergeordneter Thätigkeit zu widmen? Einer Thätigkeit, die keinerlei Namen, nicht einen Schatten von Ruhm bringt?"

Lodovico ſchlug ſchweigend die Augen nieder. War es ihm doch, als klänge ein ſonderbarer Hohn in der Stimme des Emiſſärs, als hörte er die Abſicht heraus, ihn demüthigen, ja kränken zu wollen. Das Blut des jungen Mannes ſchoß ungeſtüm nach ſeinem Herzen.

„Ein Wort von mir würde genügen, Ihnen Zutritt bei dieſem Mäcen aller Künſtler zu verſchaffen," fuhr Emanuel fort, „nur müßte ich um baldige Entſchließung bitten."

Der Maler bekämpfte ſeine Aufregung und ſtammelte dankend eine Zuſage. „Ach lieber Freund," erwiderte der Emiſſär, „das klingt, als zwänge man Sie dazu. Nein, Beſter! Sie müſſen es gern, aus freier, froher Entſchließung thun, oder ich bin genöthigt, einen andern Künſtler für das allerdings ſchwierige Geſchäft zu ſuchen."

„Die Ueberraſchung..." ſtotterte Lodovico.

„Nicht doch, junger Mann," fiel ihm der Emiſſär in's Wort. „Ich kann recht wohl unterſcheiden zwiſchen Ueberraſchung und beleidigtem Künſtlerſtolz. Sie ſind beleidigt, weil Sie Ihr Talent erniedrigt ſehen durch mein Anerbieten, weil Sie auf einige Zeit eine Art Handlanger, mindeſtens ein blos untergeordneter Handwerker, ja wenn Sie wollen, ein Fleckenreiniger werden ſollen. Ich kann Ihnen dies nicht übel nehmen, dennoch aber muß ich darauf beſtehen, daß Sie auch den kleinſten Ableger Ihres Stolzes mit der Wurzel in ſich ausreißen oder ich darf Sie meinem hohen Gönner gar nicht empfehlen."

„Aber mein Gott, es wird doch erlaubt ſein —"

„Nein, es iſt nicht erlaubt, mein Herr! Ihr Gefühl darf ſich nicht empören, nicht regen!"

„Und warum nicht? Es iſt ſo natürlich!"

„Warum? — Weil Sie nicht nachſchaffen im Sinne des Meiſters, wenn Sie mit kaltem Unmuth, mit ſtummer Verachtung an's Werk gehen, ſondern blos ſtümpern. Mein Gönner aber will, daß Sie Meiſterwerke mit dem Pinſel eines Meiſters reſtauriren. Begreifen Sie das?"

Lodovico war durch dieſe Bemerkung nicht wenig geſchmeichelt. Wenn man von ihm erwartete, daß er Meiſterwerke meiſterhaft würde herſtellen können, ſo mußte man ihn doch für einen mindeſtens angehenden Meiſter halten. Seine Zuverſicht, ſein künſtleriſches Bewußtſein kehrte ihm zurück. Vollkommen gefaßt ſtand er dem Prieſter wieder gegenüber.

„Ich fühle mich beschämt, verehrter Herr," sagte er „und muß Ihnen vollkommen Recht geben. Verzeihen Sie meiner Schwäche und haben Sie die Güte, mir Ihre freundliche Protection nicht zu entziehen."

„Schon gut, junger Freund. Wenn Sie Ihr Unrecht einsehen, sind wir, hoffe ich, so gut wie einig."

„Ich erkläre mich auf das Bestimmteste bereit, unter allen Bedingungen Ihren Weisungen nachzukommen, übernehme mit wahrer Freude den mir gemachten Auftrag und möchte jetzt nur noch bitten, mir den Namen des hohen Kunstfreundes zu nennen."

„Später, mein Freund, für heute nur Ihre Zusage und einen biedern deutschen Handschlag."

Lodovico zögerte nicht. Als er seine Hand in die des Emissärs legte, klopfte es, ein Franziskaner trat ein und überbrachte ein Billet.

„Sie erlauben," sprach Emanuel, trat an's Fenster und brach das Siegel. Nachdem er es gelesen, fuhr er zu dem Maler gewandt freundlich fort: „Sie entschuldigen, lieber Landsmann, wenn ich unhöflich Ihren Besuch abkürze. Sie wissen, daß Befehle für uns Ordensgeistliche gleich göttlichen Winken sind. Man muß ihnen gehorchen und dankbar dafür sein. Auf Wiedersehen, mein Freund!"

Beide verließen zugleich den Convent der Franziskaner. Auf dem freien Platze des Capitols trennten sie sich. Der Maler schlug den Weg nach dem Forum ein, Emanuel stieg langsam die breite Treppe hinab, wanderte nach der Straße d'Ara celi und verschwand unter dem Thore des Profeßhauses der Jesuiten.

* * *

Am nächsten Abend überbrachte die Wirthstochter, ein allerliebster Schwarzkopf, dem es auf ein paar hundert Worte mehr oder weniger im Laufe des Tages nicht ankam, dem deutschen Maler einen Brief. Lodovico wollte grade ausgehen, auf dem Monte Pincio ein paar Freunde treffen und mit diesen die beliebte Facchinokneipe besuchen, einen Sammelplatz vieler Künstler und zahlloser römischer Kleinbürger, die sich hier allabendlich mit ihren Weibern und Töchtern bei Wein und Brod gütlich thaten. Der Lärm in dieser trotz ihrer Unsauberkeit sehr besuchten Osteria war entsetzlich. Grade dieser Spektakel zog die Künstler an, die unter dem ab- und zuströmenden Volksgetümmel die köstlichsten Studien, namentlich in Bezug auf charakteristisch geformte Köpfe und stark ausgearbeitete nationalrömische Physiognomien machen konnten.

Der Brief war unterschrieben „Monsignore Camuccini" und enthielt in den höflichsten Ausdrücken eine Einladung auf die Villa Spada, um daselbst

einige Gemälde in Augenſchein zu nehmen und ſein Urtheil darüber abzugeben.

Lodovico war hoch erfreut. In ſeiner überglücklichen Laune wollte er der geſchwätzigen Ueberbringerin, deren Worten er diesmal gar keine Aufmerkſamkeit ſchenkte, einen Kuß rauben, was ihm jedoch nur eine recht derbe Ohrfeige von dem hübſchen ſpröden Kinde eintrug.

Stand nun ſchon nichts von Emanuel in dem Briefe des höflichen Monſignore, ſo konnte unſer Freund doch aus der ganzen Einkleidung errathen, daß dieſer gefällige Mann die Hand im Spiele gehabt und den jedenfalls einflußreichen vornehmen Herrn zu dieſer verbindlichen Einladung bewogen hatte. Die Einladung ſelbſt lautete auf den kommenden Tag und zwar grade auf die römiſche Mittagsſtunde, was Lodovico zu der Vermuthung Anlaß gab, man werde ihm nicht blos geiſtige, ſondern auch leibliche Speiſe verabreichen. Villa Spada liegt auf dem palatiniſchen Hügel und nimmt mit ihren lieblichen Gartenanlagen einen anſehnlichen Theil der ungeheuren Trümmerſaat ein, die noch übrig iſt von den prachtvollen Paläſten der römiſchen Cäſaren. Aus ihren Cypreſſengängen und dunkeln Lorbeerhecken eröffnet ſich dem überraſchten Auge eine der reichſten und maleriſchſten Ausſichten über Stadt und Umgegend. Das rauſchende Rohrfeld des gänzlich verwüſteten Circus Maximus, darüber der Aventin mit ſeinen Kirchen und antiken Mauerreſten, weiter links die maſſenhaften rothbraunen gigantiſch zerriſſenen Wände der prachtvollen Thermen des Caracalla, allein ſchon einer untergegangenen Stadt zu vergleichen; dann in der Ferne unweit des mattglänzenden Tiberſtromes die graue Pyramide des Ceſtius, umrauſcht von den Cypreſſen auf dem Gottesacker der Proteſtanten und dahinter endlich, verfließend in goldblauem Sonnendunſt, die aus ihrer Aſche wiedererſtehende Baſilika des heiligen Paulus —, alle dieſe großen Gegenſtände rückt ein einziger Blick mit einem Male in den Geſichtskreis des Beſchauers und erfüllt die Seele mit den erhabenſten Erinnerungen.

Lodovico kannte die Villa von früher her, da ſie ihrer reizenden Lage wegen von Künſtlern häufig beſucht wird. Die Säle der Gebäude jedoch hatte er in Folge künſtleriſcher Sorgloſigkeit, die ihm in hohem Grade eigen war, nicht betreten. Dieſe waren ihm alſo völlig unbekannt und er freute ſich, daß er ſie nunmehr wahrſcheinlich recht genau ſollte kennen lernen.

Zu feſtgeſetzter Zeit zog er die Schelle am Eingangsthore der Villa. Der Cuſtode empfing ihn höflich und führte ihn nach einem heitern Gartenhauſe, wo unſern Freund ſogleich eine wohlthuende Kunſtatmoſphäre umwehte. Mythologiſche Gemälde von hohem Werthe in der graziöſen, zarten

und ſinnigen Manier Raphael's ausgeführt, feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit und machten ihm die Entfernung des Führers ſehr angenehm, der ſich unter vielen Entſchuldigungen zurückzog. Sein künſtleriſches Auge wurde bald ſo ganz von den anmuthigen Gebilden feſtgehalten, daß er ſich ſelbſt und den Zweck ſeines Kommens vergaß und nur noch in der ſchönen heitern Kunſtwelt, die ſich vor ihm aufthat, lebte. Ein leiſer Schlag auf ſeine Schulter ſtörte ihn in Genuß und Betrachtung und eine ſonore wohlwollende Stimme ſagte in der Sprache ſeines Geburtslandes zu ihm: „Finden Sie dieſe Gemälde künſtleriſcher Beachtung werth, junger Freund? Lodovico vergaß auf dieſe Frage zu antworten, da er bei raſcher Wendung einen ganz ſchwarz gekleideten, offenbar ſehr vornehmen Mann neben ſich ſtehen ſah, der ihn mit ſeinen ſcharfen ſchwarzen Augen theilnehmend zu betrachten ſchien.

„Verzeihung, gnädigſter Herr," ſtammelte der Maler, geſchwind ſeinen ſehr unförmlich gewordenen Hut von grauem Filz abziehend. „Ich glaubte allein zu ſein." „Bitte, mein Freund, bedecken Sie ſich," erwiderte verbindlich der Fremde. „Es iſt immer etwas feucht in dieſen Sälen und heut finde ich ſogar, daß ein ſcharfer Luftzug ſie kältend durchweht. Wir haben Tramontana, Nordwind, wie ja wohl Ihre Landsleute ſagen."

„Waren Sie in Deutſchland, gnädigſter Herr?" fragte Lodovico, der an der Ausſprache des Fremden erkannte, daß er einen geborenen Italiener vor ſich habe. „Vor vielen, vielen Jahren."

„Aber Sie ſprechen bewundernswürdig gut und rein unſere für Romanen ſo ſchwer zu erlernende Sprache."

„Das macht, weil ſie mir von Jugend an geläufig war," ſagte lächelnd der Fremde. „Ich lernte ſie, ſo zu ſagen, mit der Muttermilch von meiner Amme, die eine Deutſche war, und ſo gewann ich dieſe tiefſinnige und reiche Sprache ſo lieb, daß ich mich in ſpätern Jahren ſtets eifrig damit beſchäftigte, in ihr las und ſchrieb, ſo oft ich Gelegenheit dazu finden konnte, und endlich gar Deutſchland, das Land des gutmüthigen, treuen Geſchöpfes beſuchte, das mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit an mir hing."

„Auf dieſe Weiſe ſind wir ja beinahe Landsleute," bemerkte Lodovico lächelnd. „Ja beinahe, und dieſe Quaſilandsmannſchaft hat wirklich etwas zu unſerer, ich hoffe, recht lange dauernden Bekanntſchaft beigetragen. Ich habe eine Vorliebe für alle Deutſchen, namentlich für deutſche Künſtler und Gelehrte. Sie erfaſſen ihren Gegenſtand immer tief, mit voller, ruhiger Seele, anfangs betrachtend und erſt ſpäter ſich daran begeiſternd, bis ſie denn zuletzt ganz mit ihm verſchmelzen und ihr eigenes heißes Seelenleben

in ihn übergehen laſſen. Darum das Tiefheilige, das Inbrünſtigandachtvolle, das Ruhigſelige in ihren beſten Kunſt- und Dichtwerken."

Lodovico war überraſcht, erſtaunt, entzückt. So hatte er noch keinen Römer über ſein Volk, über die Verdienſte der größten deutſchen Genien ſprechen hören. Er fühlte, wie ſein Herz in vollen bangen Schlägen dieſem unbekannten Manne entgegenſchlug, der nicht nur ein ausgezeichneter Geiſt, der zugleich auch ein höchſt edler, der Freundſchaft werther Mann ſein mußte. Er wagte nicht den ſanften Redefluß des Römers zu unterbrechen. Lauſchend, mit feuchtem, vom Strahl heiliger Begeiſterung warm durchleuchteten Auge ſtand er vor ihm und horchte auf die Worte des Fremden, wie man auf das melodiſche Rauſchen einer fernen Muſik horcht, deren gedämpfte Accorde der weiche Zephyr durch duftige Orangengruppen und liſpelnde Pinienkronen weht.

Der vornehme Römer ſchien die Wirkung, die ſeine Rede bei dem jungen Manne hervorbrachte, gar nicht zu bemerken. Als ſpreche er eine allbekannte, von Niemand beſtrittene Wahrheit aus, fuhr er fort:

„Dieſen Eindruck haben mir ſtets die unnachahmlichen rührenden Gemälde aus der altdeutſchen Schule gemacht, an der beſchränkte Köpfe und namentlich meine Landsleute gern ſo viel tadeln und meiſtern. Mein Gott, was kümmert mich bei dieſen Gemälden, die nur Herz, Seele, Gemüth ſind und ſein wollen, die unvollendete Körperform! Was kann es mir ſchaden, ob ich dort eine Hand zu knöchern, hier einen Arm zu lang, da ein Bein zu dünn finde! Nicht jene Hand, nicht dieſer Arm und dieſes Bein machen das Gemälde und den Werth deſſelben, ſondern der Geſichtsausdruck, Mund und Augen dieſer von Glaubensfülle umrauſchten Figuren. Ich erinnere mich noch ſchwach eines Gemäldes von ſolch einem deutſchen Meiſter — ſein Name iſt mir entfallen — das ich in Augsburg, der ſtillen ehrwürdigen alten Reichsſtadt ſah. Man nannte es mir „das Spiel der Engel." Möglich, daß ein Mann, der blos Künſtler iſt, nie ſolchen Gegenſtand ſich wählen würde, ein Künſtler aber, der durch und durch gläubiger Chriſt war, mußte auf ihn fallen und ſich die Darſtellung deſſelben zu einer Art Gottesdienſt machen. Kennen Sie das Gemälde?"

„Nein. Ich war nie in Augsburg."

„Verſäumen Sie nicht, es aufmerkſam, mit den Augen Ihres Geiſtes, mit jedem Nerv Ihres Herzens zu betrachten, wenn Sie einmal in jene Stadt kommen. Ich will es Ihnen kurz beſchreiben. Das Gemälde ſtellt ein in einſamer Wiege ſchlummerndes Kind dar, das im Traume lächelt. Dies Lächeln auf dem blühenden Kindergeſicht iſt reizend. Ich habe Frauen,

gerührt von dieſem Lächeln, Thränen an jenem Bilde vergießen ſehen. Ueber der Wiege nun öffnet ſich die Decke des Zimmers, der Himmel glänzt in goldumſtrahlter Glorie herein, und in bunter Schaar ſteigt das Chor der Engel mit Palmen und Blumen geſchmückt herab, um mit dem ſchlummernden Kinde zu ſcherzen und zu ſpielen, und beglückt über dies beſeligende Spiel mit den ſeligen Bewohnern des Himmels lächelt das Kind im Schlummer. Finden Sie dieſen Gedanken nicht rührend?"

„Außerordentlich rührend," ſagte Lodovico. „Dennoch muß ich Ihren Landsleuten, Monſignore, Recht geben, daß mehr das Herz als die Kunſt damit zu thun hat."

„Es mag ſein, nichtsdeſtoweniger erfreue ich mich noch jetzt in der Erinnerung an dieſem mir unausſprechlich lieb gewordenen Gemälde, ſchon deshalb, weil es mir wie kein anderes den urſprünglichen Charakter des deutſchen Volkes ſo ſchön enthüllt. — Aber kommen Sie, lieber Freund. Nicht um über die Vorzüge und Mängel altdeutſcher Meiſter zu ſprechen, erlaubte ich mir Sie zu einem Beſuche einzuladen, ſondern um Ihren Rath zu vernehmen, Ihre Vorſchläge zu hören über einige Portraits aus meiner Familie, die faſt alles Colorit verloren haben. Es iſt ein vorzüglicher Tizian darunter. Sie können alſo leicht ermeſſen, daß mir ſehr viel daran gelegen ſein muß, einen ſo koſtbaren Schatz gänzlichem Untergange zu entreißen. Man hat mir geſagt, daß Sie ſich auf das Reſtauriren alter Gemälde verſtehen und darum war ich ſo frei, um das Vergnügen Ihres Beſuches zu bitten. Freilich, ob Sie Luſt, Neigung und Zeit dazu haben werden, meiner Bitte zu willfahren, muß ich ganz Ihrer Willkür anheimſtellen"

„Monſignore Camuccini iſt ein ganz vorzüglicher Menſch," ſagte der Maler zu ſich ſelbſt, während er an der Seite des Römers der Villa ſich näherte. „Schon um ihm gefällig zu ſein, muß ich die Arbeit übernehmen, wäre ſie auch meinen Neigungen entſchieden zuwider."

In höflichen Worten gab er während dieſes Ganges dem Monſignore ſeine Bereitwilligkeit, ihm wo möglich durch ſein geringes Talent nützlich ſein zu wollen, zu erkennen.

Ueber breite lichte Marmortreppen geleitete der Römer den jungen Maler in ein hohes Gemach, deſſen Plafond mit reizenden Fresken, Satyrſpiele darſtellend, geſchmückt war. Die Wände bedeckten reiche, aber verblichene Sammettapeten, mit Golddruck prächtig verziert und durch gleichfalls vergoldete Leiſten in ſchief verſchobene viereckte Felder getheilt. In dieſen Feldern, gleichſam in doppelten Rahmen, hingen eine Anzahl lebensgroßer Bruſtbilder. Der Fußboden des Zimmers beſtand aus Moſaik und war offenbar eine moderne Nachab-

mung älterer, irgendwo in den vielen antiken Bädern gefundener Muſter. Darauf deuteten wenigſtens die vielen nackten Figuren hin, die ſeltſame Embleme, einer Striegel ähnlich, in den Händen hielten. Die Form war roh und ſo eckig, als hätten indiſche Künſtler ſie gebildet, ihre Zuſammenſetzung aber aus zarten, kleinen Steinen, aus terra cotta und unächten Kryſtallen gab dem Ganzen doch einen hohen Werth.

In der Mitte dieſes Zimmers rieſelte aus verdeckter Vaſe ein feiner, kaum ſichtbarer Waſſerſchaum in eine flache Schale von koſtbarem, ſchwarzem Marmor, die nach unten durch ſehr feine Poren einen Abfluß hatte. Dieſer künſtlich niedergehaltene, ununterbrochen rieſelnde Springbrunnen mußte in der heißen Jahreszeit köſtliche Kühlung im Saale verbreiten, jetzt erkältete er das Zimmer faſt zu ſehr, ungeachtet der Sonnenſtrahlen, die ſchräg durch die mit ſeidenen Gardinen dicht verhüllten Fenſter ſchimmerten. Man hatte daher die allzukühle Temperatur etwas zu erwärmen geſucht durch Aufſtellung eines großen breiten und flachen Kohlenbeckens aus getriebenem Silber, das auf drei mit ihren breiten Schwänzen ſich umſchlingenden Delphinen ruhte. Eine Fülle mattglühender Kohlen war auf dieſem geſchmackvollen Scaldine angehäuft. Eine Zange, ebenfalls von Silber, hing daneben, um mittelſt derſelben von Zeit zu Zeit die leichte Aſchenhaut, die ſich durch langſames Verglühen der Kohlen bildete, abzuſtreifen.

Die Möbeln entſprachen vollkommen den Tapeten und übrigen Verzierungen. Tiſche und Lehnſtühle waren äußerſt zierlich geſchnitzt und mit Gold beinahe zu ſehr überladen. Man ſah durchgängig nur Tiſchplatten von geflecktem Marmor, von Verde oder Giallo antico. Vaſen von Alabaſter, mit coloſſalen Sträußen friſch gepflückter Roſen gefüllt, ſtanden auf den meiſten. Ihr Duft verbreitete den angenehmſten Geruch im Zimmer.

„In der That, Monſignore," ſagte Lodovico, „dies iſt ein reizender Aufenthalt, ganz geeignet, den Geiſt Gebildeter für reine Kunſtgenüſſe einfach edel vorzubereiten. Und dieſe Roſen — welch balſamiſchen Odem hauchen ſie aus! — Man könnte ſich in die Zaubergärten Poſeidonia's verſetzt glauben bei dieſem ſo ſeltenen und doch ſo erfriſchenden Anblick."

„Sie wiſſen," erwiderte ſein vornehmer Begleiter, „wir Römer ſind keine Blumenfreunde, wenigſtens nicht ſolcher Blumen, die ſtark duften, die Roſe aber, die gleichſam nur Wohlgerüche ausathmet, verehren wir und hegen ſie deshalb auch mit beſonderer Vorliebe. Und weil das milde Clima dieſe Roſenzucht vor Allem begünſtigt, bleiben unſere Bemühungen ſelten unbelohnt. Sehen Sie hier."

So ſprechend ſchlug Camuccini die Gardinen an drei hohen Fenſtern

zurück, die ſich nach einem Balcon öffneten, und ein Roſenflor, wie er nur ſelten gefunden werden mag, lag vor Lodovico's ſtaunenden Blicken. Myrthen, Mandelbäume, Lorbeergebüſch und ſchlanke Cypreſſen umfaßten dieſes lichtſchimmernde Blüthenmeer mit ihren mannichfaltigen gemiſchten Blätterſchatten. Nur grad vor war der dichtgeſchloſſene Baumrahmen geſprengt und durch die ſchmale Oeffnung zwiſchen zwei rieſigen Cypreſſen ſah man den Spiegel der Tiber, das Kloſter San Onofrio, die Paläſte Corſini und Farneſine, Engelsburg und Brücke und das entzückende Bild ſchließend den Rieſendom von Sanct Peter mit dem Vatican, ruhend auf dem dunkeln Olivengrund des Monte Mario, der ſich in der Ferne mit der weiß leuchtenden Villa Madonna am tiefblauen ſtillen Himmel erhob.

Lodovico war von dieſem unerwarteten Anblick bis faſt zu Thränen gerührt; denn das namenlos Schöne, das edel Erhabene wirkt auf unverdorbene Gemüther ganz ſo, wie das Furchtbare, Entſetzen erregende. Mit Gewalt ſeine Rührung bemeiſternd ergriff er die Hand ſeines Führers und ſagte kaum hörbar: „Nicht wahr, Sie ſind hier glücklich, unendlich glücklich, Monſignore Camuccini?“

„Ich bin zufrieden,“ erwiderte der Römer, „und das iſt eigentlich Alles, was der Menſch verlangen kann. Wer größere Anſprüche an's Leben macht, wird in der Regel getäuſcht und, was das Schlimmſte iſt, von Niemand beklagt. Wer das Schickſal höhnt, darf ſich nicht wundern, wenn es ihn durch zermalmende Antworten ſtraft.“

„Ich möchte wohl hier leben,“ ſagte Lodovico, immer nur halblaut ſprechend, als fürchte er durch lautes Reden den Zauber zu brechen, in dem er jetzt ſo ungeſtört ſchwelgen durfte.“

„Wenn Sie es wünſchen, wird Sie Niemand daran hindern,“ erwiderte Camuccini. „Die Villa iſt unbewohnt, wie Sie aus dieſem ganzen Ameublement erſehen können. Nur wenn es vorher befohlen wird, richtet man ſie zu vorübergehenden Beſuchen etwas wohnlicher ein.“

„Aber,“ warf der Maler bedenklich ein, mit krampfhaftem Schmerzgefühl ſeiner Armuth gedenkend, „meine Verhältniſſe —“

„Haben gar keinen Einfluß dabei,“ unterbrach ihn der Römer. „Iſt es im Ernſt Ihr Wunſch, hier zu wohnen, ſo gebe ich Ihnen das Verſprechen, daß Sie die Verwirklichung deſſelben bald erleben ſollen. Zuvor aber laſſen Sie uns die Gemälde betrachten, von denen ich ſprach. Sie kennen das Sprichwort,“ fügte er lächelnd hinzu, „Buhle beſcheiden mit dem Glück, wenn Du wünſcheſt, daß es Dir treu bleiben ſoll!“

Indem er die Gardinen wieder wie blaßgoldne Wolken über die Fenſter

zuſammenfallen ließ, zog er den Maler mit ſich fort nach einer Seitenthür. Hier ſtand von zwei Genien gehalten eine ſilberne Glocke auf antiker Conſole, die einen Widderkopf darſtellte, der ſich in den lachenden Mund und Ziegenbart eines Faun verlor. Camuccini berührte das linke Horn des Widders, worauf die Glocke einen hellen Ton von ſich gab.

Sogleich öffnete ſich die Thür, ein Diener in ſehr einfacher Livrée verbeugte ſich vor dem Römer und erwartete ſchweigend deſſen Befehle.

„Sind die Gemälde enthüllt, die Zimmer gelüftet," fragte derſelbe auf Italieniſch.

„Wie Sie befohlen haben, Excellenz."

„Es iſt gut, Du kannſt gehen. — Nun," fuhr er in deutſcher Sprache zu Lodovico gewandt fort, „wenn es Ihnen jetzt gefällig iſt, würde ich Sie bitten, mich zu den Gemälden zu begleiten, die, wie ich hoffe, unter Ihrer geſchickten Hand wieder aus ihrem Grabe erſtehen, aus ihrer Halbverweſung noch einmal zu neuem, jungen Leben erweckt werden ſollen."

Es waren drei hohe, aber ſchmale Zimmer, die Lodovico jetzt an der Seite des Römers durchwanderte. In jedem hatte der Diener zwei Portraits ſo aus der Wand geſchraubt, daß ſie vom Tageslicht vollſtändig beleuchtet wurden. Ungeachtet dieſer ſehr günſtigen Beleuchtung waren auf einigen doch nur allgemeine Züge zu erkennen, andere ſchienen verſchimmelte Geſichter zu haben, bei einem einzigen bemerkte man blos am Gewande und an der Stirn weißgelbe Flecken. Die Gemälde waren ſämmtlich von tüchtigen Meiſtern, wie Lodovico ſogleich erkannte, eins oder zwei von Tizian und zwar aus ſeiner beſten Zeit.

„Nun, was meinen Sie zu dieſer Zerſtörung?" fragte Camuccini, als der Maler die Portraits geraume Zeit betrachtet hatte. Glauben Sie dieſen Patienten ein dankenswerther Arzt werden zu können?"

„Darauf wage ich wahrhaftig noch keine bejahende Antwort zu geben," verſetzte unſer Freund. „Ich muß erſt unterſuchen, was dieſe werthvollen Schätze in ſolchen Zuſtand gebracht hat."

„Ich kann Ihnen darüber Aufſchluß geben," erwiderte der Römer. „Mein Onkel, auf deſſen Schloſſe dieſe Gemälde ſeit undenklicher Zeit hingen, war Chemiker und hatte die Gewohnheit, im Ahnenſaale, der ihm grade bequem dazu war, zu operiren. Die metalliſchen Säuren und Dämpfe mögen nun auf die Farben nachtheilig eingewirkt haben, bei dieſem mehr, bei jenem weniger, je nachdem ſie den giftigen Dünſten in ſtärkerem oder ſchwächerem Grade ausgeſetzt waren."

„In dieſem Falle verſpreche ich Ihnen, meine Kräfte zu verſuchen, Monſignore, und zwar will ich das am wenigſten beſchädigte zuerſt einer Probe unterwerfen. Dies feine ariſtokratiſche Geſicht mit dem blitzenden Augenpaar, in dem Milde und Kraft, Sanftmuth und Härte ſo zart vereinigt ſind, müßte ohne dieſe entſtellenden Flecke einen zauberähnlichen Eindruck machen. Ich kenne wenige Portraits von Tizian, die ſchöner ſind."

„Es iſt das Bild meiner Stammmutter," ſagte Camuccini, „aus dem Geſchlecht Farneſe; doch ſoll die Familie ihr dieſe Abſtammung ſtreitig zu machen geſucht haben, da ihre Mutter von Geburt eine polniſche Fürſtin war."

„Eine Polin! Ei, da ſind wir ja zum zweiten Male halb und halb Landsleute!"

„Ach ja, ich erinnere mich. Sie führen auch einen polniſchen Namen. Aber ſagten Sie nicht, daß Sie in Deutſchland geboren ſeien?"

„So iſt es. Meine Großältern wanderten aus; wir verarmten, kamen in's Elend und — ſo wurde ich ein armer Maler! Aber jetzt danke ich der Vorſehung, daß ſie mich ſo geführt hat. Mein ſcheinbar beklagenswerthes Unglück iſt mein größtes Glück geworden. Ohne ſo arm zu ſein, würde ich nie Sie kennen gelernt haben, nie in dieſe Wohnung, die mich ſo unausſprechlich feſſelt, gekommen ſein."

„Weshalb legten Sie nicht Ihren Namen ab, da Sie doch für immer von Ihrem alten Vaterlande losgeriſſen ſind?"

„Ablegen? Meinen Namen ablegen? Wo denken Sie hin, gnädigſter Herr?"

„Mein Gott, wie kann Sie dieſe Frage wundern? Auswanderer thun es gewöhnlich. Es iſt eine Handlung der Politik."

„Ein Pole iſt nicht politiſch, Monſignore."

„Ja freilich, da haben Sie Recht," lächelte Camuccini. „Die Polen ſind tapfer, aber nicht immer ſtaatsklug. Jedenfalls wäre es beſſer, wenn ſie beide hohe Männertugenden ſich aneignen könnten. Ihnen, mein Freund, müßte dies doch leicht werden. Sie ſind geborner Deutſcher, lieben Ihr zweites Vaterland und würden gewiß gern Ihr Blut für daſſelbe vergießen. Man nennt die Deutſchen beſonnen; warum wollen Sie dieſe große Tugend Ihren edlen polniſchen Eigenſchaften nicht adoptiren?"

„Halten Sie mich denn für ſo unbeſonnen?"

„Für ein wenig — ja."

„Sie haben Gründe?"

„Einen ſchlagenden."

„Finden Sie es unbeſcheiden, wenn ich die Bitte an Sie richte, mir denſelben zu nennen?“

„Im Gegentheil, mein Freund, ich weiß ſolche Offenheit zu ſchätzen.“

„Nun dann?“

„Ihr polniſcher Name kann Sie bei den häufigen Revolutionsverſuchen in jenem bedauernswerthen Lande in ſehr unangenehme Lagen verſetzen.“

„Das iſt meine geringſte Sorge, Monſignore,“ ſagte Lodovico gutmüthig lachend. „Es gehört zu den einzigen beneidenswerthen Glücksgütern des Unbemittelten, daß Niemand Anſprüche an ihn macht.“

„Glauben Sie wirklich?“ gegenfragte der Römer ſcharf. „Hüten Sie ſich wohl, daß Sie ſich nicht irren! Die Politik iſt der unbarmherzigſte Polizeiſpion, den es gibt, und er fahndet vorzugsweiſe auf Namen.“

„Nicht auf den meinigen.“

„Doch!“

„Wie? Monſignore Camuccini, es kann mich Niemand der geringſten ungeſetzmäßigen Handlung zeihen.“

„Sie gewiß nicht, aber den Namen, welchen Sie führen. O, das iſt etwas ganz Anderes!“

„Ich wüßte doch nicht, daß der Name Sembronowski irgendwie mit politiſchen Spionen in Berührung gekommen wäre.“

„Auch ich weiß nichts davon, bisher wenigſtens nicht; allein ſchließt das die Möglichkeit aus, daß ſpäter einmal derſelbe Name mit oder ohne Grund, gleichviel, politiſch verdächtigt werden kann? Sie haben gewiß noch Anverwandte in Deutſchland oder Polen, die Ihren Namen führen.“

„Mehr, als mir lieb iſt.“

„Nun, ſehen Sie! — Sembro — bro —“

„Sembronowski. Es iſt einer der leichteſten polniſchen Namen. In der Regel vermögen Nichtpolen unſere Geſchlechtsnamen gar nicht auszuſprechen.“

„Sembronowski!“ wiederholte Camuccini nachdenklich. „Hm! Iſt mir's doch, als hätte ich vor Kurzem noch einen Mann dieſes Namens gekannt. Und doch weiß ich mich nicht mehr genau zu erinnern. Wahrſcheinlich eine ſehr flüchtige Begegnung.“

„Ganz unmöglich wäre dies nicht,“ ſagte Lodovico arglos, indem er wiederholt die Portraits muſterte und den Zuſtand derſelben genau prüfte. „Ein Graf Sembronowski, der Aelteſte unſerer Familie, war noch im Frühling dieſes Jahres in Rom. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Sie mit ihm zuſammengetroffen ſind, viel wahrſcheinlicher, als daß Sie mich kennen lernten.

Denn der Graf iſt ein unermeßlich reicher Mann und hatte Zutritt in die höchſten ariſtokratiſchen Kreiſe Roms, das Haus Borgheſe ausgenommen."

„Und wie ging dies zu?"

„Sehr einfach. Der Graf iſt eifriger Proteſtant."

„Ah! Und iſt dieſer reiche proteſtantiſche Graf Ihnen verwandt?"

„Sehr nahe. Er iſt mein Onkel."

„Ihr Onkel und —"

„Ach, Sie ſtaunen!" unterbrach Lodovico den Römer; „wahrſcheinlich, weil es Ihnen auffällt, daß ein reicher Onkel einen armen Neffen darben oder doch recht tüchtig ſich abmühen laſſen kann, ohne darüber zu erröthen. Nun freilich, es iſt dies nicht grade ſehr fein und löblich, kommt aber doch häufiger vor, als man im gemeinen Leben glauben ſollte, und beruht immer auf triftigen Gründen."

„Wahrſcheinlich alter Groll — verjährter Familienzwiſt."

„O nein, die Urſache liegt weit näher."

„Sie ſpannen meine Neugierde auf's Höchſte."

„Habe ich Ihnen nicht geſagt, daß der Graf Sembronowski leidenſchaftlicher Proteſtant iſt? Wie konnte er, der Proteſtant, der ſtreng lutheriſch Geſinnte, ſeinen katholiſchen Neffen unterſtützen? Iſt Ihnen dies einleuchtend, gnädiger Herr?"

„Ich hielt die Proteſtanten für toleranter. Aber ſagen Sie mir, junger Freund, iſt niemals in Ihnen der Gedanke aufgetaucht, ſich das Wohlwollen Ihres reichen Oheims durch Nachgiebigkeit zu gewinnen?"

„Gewiß; ich verſuchte es zu verſchiedenen Malen, allein immer ſtieß ich auf die zäheſte Hartnäckigkeit. Nur Glaubenswechſel würde mir den Grafen gewogen machen."

„Sie haben es wahrſcheinlich nicht recht angefangen, mein Beſter," ſagte Camuccini. „Reiche, Vornehme, Grillenhafte und Eigenſinnige wollen gar vorſichtig behandelt ſein, das iſt aber nicht Neigung der Jugend. Sie verabſcheut das ruhige Zuwarten, den erlaubten Umweg, und das kann die größere Beſonnenheit des reifern Alters nicht gutheißen."

„Nun ja. Ich geſtehe, daß mich die Zumuthungen meines vornehmen Herrn Verwandten arg verdroſſen und daß ich ihm im Zorne darüber ſeine lutheriſche Bigotterie vorwarf. Da ich einmal nichts mehr von ihm zu erwarten hatte, hielt ich es für paſſend, ihn fühlen zu laſſen, daß er grade auch kein auserwähltes Schooßkind Gottes ſein werde. Was er mir aber nach dieſer Bemerkung für ein Geſicht ſchnitt, werde ich in meinem Leben nicht vergeſſen. Der Teufel hätte ſich eine Maske daraus ſchneiden laſſen

können, wenn er ſeine Unterbeamten ſchrecken will. Auch erboſte ihn mein kecker Freimuth dergeſtalt, daß er auf der Stelle ſeine Wohnung räumte und Rom verließ. Ich habe ihn buchſtäblich verjagt," ſchloß Lodovico munter, „was ich meiner Unbedeutendheit nicht zugetraut hätte."

„Grauſamer!" ſagte der Römer ironiſch, „wie vermochten Sie es über ſich zu gewinnen, einen vielleicht leidenden Mann durch beleidigende Ausdrücke in ſeine kalte Heimath zu verbannen! Sie werden ihn in den Tod getrieben haben!"

„Behüte! Mein ſehr nobler Herr Onkel lebt nach wie vor unter Italiens mildem Himmel und wird ſchwerlich je wieder in ſein Vaterland zurückkehren. Er hat Rom nur mit einem geſündern Aufenthaltsorte vertauſcht. Schloß Petrella läßt ihn das unruhige Treiben der Weltkinder, die er haßt und flieht, vergeſſen."

Ueber das ruhig-heitere Geſicht des Römers verbreitete ſich bei dieſen Worten ein Freudenglanz, den jedoch nur ein ſehr aufmerkſamer Beobachter bemerkt haben würde. Er zog ein Taſchenbuch hervor und blätterte darin. Während dem fragte er gelaſſen den Maler: „Sie geben alſo Ihren Verwandten gänzlich und für immer auf?"

„Ich bin ja wohl dazu gezwungen," ſagte Lodovico, „wenn ich meiner Kirche nicht abtrünnig werden ſoll."

„Davor beſchütze Sie die heilige Jungfrau in Gnaden. Indeß, verzweifeln wir nicht. Die Gemüther der Menſchen ſind aus gar wunderlichem Thon geformt und oft den unglaublichſten Umwandlungen unterworfen. Ich könnte Ihnen davon Beiſpiele der überraſchendſten Art erzählen. Darum Muth, mein Freund, bis auf beſſere Zeiten! Einſtweilen begnügen Sie ſich mit meinem geringen Schutze und der unbedeutenden Unterſtützung, die ich Ihnen bieten kann. Einige Zimmer dieſer Villa ſtehen zu Ihrer Dispoſition, wenn Sie es wünſchen. Nehmen Sie ſich nur meiner Gemälde fleißig an und ich hoffe, unſere Zufriedenheit wird eine gegenſeitige, unſere jetzt noch ſo junge Freundſchaft ein Bund auf Lebenszeit ſein. Betrachten Sie jetzt noch dies letzte Portrait, den Cardinal Luigi. Ich erinnere mich ſeiner ganz deutlich und gewiß würde ich jeden Zug ſeines chriſtlich-milden, freundlich-klugen Geſichts noch jetzt erkennen, hätte nicht der häßliche metalliſche Dunſt dieſes ſprechende Antlitz ſo abſcheulich verunſtaltet. Sie erlauben, daß ich während Ihrer Prüfung ein paar Zeilen an einen Freund ſchreibe, dem ich auf eine für ihn wichtige Frage ſchon ſeit heute Morgen Antwort ſchulde."

Lodovico gab, vertieft in Anſchauung des Gemäldes, durch grüßende

Handbewegung ſeine Zuſtimmung zu erkennen. Inzwiſchen nahm Camuccini ein feines Blatt Papier aus ſeinem Taſchenbuche und ſchrieb, im Zimmer langſam auf- und abgehend, einige Zeilen mit Bleifeder darauf. Er nahm ſich Zeit bei dieſer Beſchäftigung, hemmte mehrmals ſeinen Gang, dachte mit zuſammengezogenen Brauen nach und ſchloß nach einigem Sinnen das Billet. Dann ließ er die ſilberne Glocke erklingen, überreichte dem eintretenden Diener das zierlich gefaltete Papier und ſagte auf Italieniſch zu ihm:

„Sogleich an die Adreſſe zu beſorgen. — — Nun, ſind Sie jetzt fertig mit Ihrer Muſterung?“ fragte er zurückkommend mit größter Freundlichkeit den Maler. Dieſer bejahte und gab ſeinen Wunſch zu erkennen, ſchon in den nächſten Tagen die Wiederherſtellung der beſchädigten Gemälde beginnen zu wollen.

„Ihre Bereitwilligkeit verbindet mich Ihnen zu größtem Dank,“ verſetzte der Römer. „Sagen Sie jetzt, in welcher Zeit ungefähr die ſchwierige Arbeit vollendet ſein kann und welche Summe Sie als Gratification dafür verlangen?“

Lodovico, durch ſo viele Beweiſe der Großmuth ſeines Gönners vollkommen beſiegt und ohnehin noch nicht gewohnt, für ſeine Arbeiten ſich anſehnlich honoriren zu laſſen, beſtimmte die Zeit eines Jahres, um ſämmtliche Gemälde wieder herzuſtellen und nannte dann zaghaft eine verhältnißmäßig unbedeutende Summe, die jedoch für ſeine Anſprüche und Bedürfniſſe immer noch mehr als hinreichend war.

Camuccini lächelte. „Sie müſſen Ihr Talent höher anſchlagen, junger Freund!“ ſagte er väterlich, „ſonſt wird man Sie in Rom bald verächtlich über die Achſeln anſehen. Vorläufig verdoppele ich Ihr Honorar, und befriedigt mich Ihre Geſchicklichkeit, ſo behalte ich mir vor, nach beendigter Arbeit Ihnen meine Erkenntlichkeit noch beſonders an den Tag zu legen.“

Lodovico ergriff innig dankend die Hand des Römers und wollte ſie in freudiger Regung an ſeine Lippen drücken. Camuccini gab dies nicht zu.

„Sie verkennen Ihre Stellung, mein Guter,“ ſagte er ernſt. „Was Sie mir durch Ihr Talent wiedergeben, kann mit Gold gar nicht aufgewogen werden. Jetzt aber laſſen Sie uns nach dem Saale zurückkehren und ein frugales Mahl einnehmen. Darüber wird die Sonne ſich zum Untergange neigen und ihren goldenen Nebelregen über die Landſchaft ausgießen, ein Anblick, den nur der Süden Europas in ſolcher Schönheit gewährt.“

Lodovico hatte gegen dieſen Vorſchlag, der mit ſeinen Neigungen vollkommen harmonirte, nichts einzuwenden. Er nahm mit größtem Appetit an der Tafel Platz, fand, daß ſein Gönner eine vortreffliche Küche führte und

kein Verächter edler Weine ſei. Nirgends hatte er noch feurigeren Monte Fiascone und ſüßeren Syrakuſer getrunken, und der Orvieto, welcher zum Nachtiſch aufgeſetzt wurde, begeiſterte ihn zu einigen Complimenten, die ſein Wirth mit der ihm geläufigen feinen Höflichkeit erwiderte, die Lodovico ſchon zur Genüge an dieſem ſeltenen Manne kennen gelernt hatte.

Erſt als ganz Rom und die hügelige Campagna in goldenem Feuer erglühte, verabſchiedete ſich der junge Mann von ſeinem Wirthe, der ihn höflich bis an die Pforte der Villa begleitete. Als die Thore ſich hinter dem Fortgehenden ſchloſſen, verwandelte ſich die milde Freundlichkeit Camuccini's in eiſigkalte Ueberlegung und ſinnend die Arme über der Bruſt kreuzend, ging er langſamen Schrittes nach der Villa zurück.

Lodovico, mit ſich und aller Welt zufrieden, den Kopf voll funkelnder Träume irdiſchen Glücks, pfiff ein luſtiges Lied vor ſich hin und ſchlenderte, ausſchließlich mit ſeinen Glücksplänen beſchäftigt, zum erſten Male in ſeinem Leben, achtlos an den Tempelruinen des Forum vorüber.

Als er das Capitol überſchritten hatte und die Treppe hinunterſteigen wollte, jagte unten über den Platz ein mit vier raſchen Pferden beſpannter Reiſewagen. Das eine Fenſter war heruntergelaſſen und ein bleiches Männergeſicht kehrte ſich abſchiednehmend der entſchwindenden Pracht des Capitols zu. Eine Hand winkte hinauf — Lodovico kam es vor, als ſolle dieſer Wink ihm gelten.

„Der Mann muß mich erkennen," ſagte er, den Abſchiedsgruß gutmüthig erwidernd. „Auf Leute, die in eignem Wagen und mit vier Pferden reiſen, erſtrecken ſich meine römiſchen Bekanntſchaften nicht; aber man muß Niemand ein unſchuldiges Vergnügen ſtören. Darum glückliche Reiſe, Herr Fremdling!"

Der von Lodovico für einen Fremden gehaltene Reiſende war Emanuel, der Emiſſär. Er hatte vor zehn Minuten die letzte Depeſche erhalten, die eine Folge des Billets war, das Camuccini auf der Villa ſchrieb.

Erzherzog Stephan.

Aus Prag.

„Der Erzherzog Stephan soll fort! Das ist ein großer Verlust für uns.“ Sie hätten diese Worte in den letzten Tagen gewiß tausend Mal hören können, und zwar in dem Tone des aufrichtigsten Bedauerns, denn der Prinz erfreute sich wirklich einer Liebe und Zuneigung, die sein eigenstes Verdienst war. Sein Vater, der greise Palatin von Ungarn, ist gestorben, der Kaiser hat ihn zum interimistischen Statthalter ernannt, und in Wien scheint man es als ausgemacht anzusehen, daß die Nation ihn auf dem nächsten Reichstage zu ihrem Palatin wählen wird. Er geht nun, um in seinem Geburtslande eine Stellung einzunehmen, die so ganz eigenthümlich ist, denn die Vorschule, die er in Böhmen gemacht, kann ihm dort nur mittelbar nützlich sein. Hier hatte er eine Provinz nach bestimmter Instruction zu verwalten, die seiner selbstständigen Wirksamkeit nur einen mäßigen Spielraum ließ, in Ungarn ist er mächtigen und selbstthätigen Ständen gegenübergestellt, und hat eine eifersüchtig bewachte Verfassung eben so zu beachten, als die Wünsche, die man ihm von Wien aus an das Herz legt.

Erzherzog Stephan war der erste kaiserliche Prinz, der in einer bestimmten Stellung nach Böhmen geschickt wurde, denn die Functionen des Herzogs Karl von Lothringen und des Erzherzogs Karl waren rein militairischer Art und nur zufällig — seit den Tagen Ferdinand's III. Zwei Jahrhunderte lang hatte man die Prinzen des Hauses nur im Gefolge der Kaiser gesehen, die Prag zuweilen besuchten. Man hatte anfangs keinen rechten Begriff von seiner Stellung, kein Wunder, wenn die Möglichkeit seines persönlichen Wirkens häufig auf die übertriebenste Weise überschätzt wurde. Der Erzherzog, ein junger frischer Mann, trat trotz einer vorbereitenden Reise doch in unbekannte Verhältnisse und Beziehungen. Er nahm die ihm allenthalben laut und stürmisch dargebrachten Huldigungen mit eben so viel innerer Freude als äußerer Befangenheit auf; aber seine glückliche Persönlichkeit

brachte ihn aus allem Gedränge — er machte dieſe zunächſt geltend und erhielt ſich dadurch ſeine Popularität. Der Prinz wurde des unmittelbaren Verkehrs mit den Ständen enthoben und der ihm als Vice-Präſident des Guberniums beigegebene Graf Rudolph Salm wurde zum oberſten Landesoffizier und zweiten Präſidenten ernannt und ihm dieſer Theil des Regierens ausſchließlich zugewieſen. Die Gleiſe, in welchen der kaiſerl. Statthalter ſich bewegen konnte, wurden dem Prinzen und dem ſcharfſichtigen Theile des Publicums ziemlich zu gleicher Zeit deutlich und die Büreaukratie hob wohlgemuth das Haupt auf's Neue und die Herren meinten unter ſich, die Sache wäre eigentlich gar nicht ſo gefährlich, als ſie ausgeſehen hätte. Zum Glück zeigte ſich Graf Salm in dieſer Zeit als ein Mann von ebenſo viel Energie als Rechtlichkeit. Er nahm die Laſt der Inpopularität einzelner von Wien aus decretirten Regierungsmaßregeln auf ſeine Schultern, um ſie dem Prinzen zu erſparen, und trug andererſeits die ſtillen aber doch fühlbaren Anfeindungen der Beamten, die in ihm einen unerwartet ſtrengen Aufſeher fanden, mit einer faſt humoriſtiſchen Gleichgültigkeit. Graf Salm iſt einer der unverbeſſerlichſten Ariſtokraten, die aber Rechts- und Ehrgefühl heilig bewahren und viel zu ſtolz zu Falſchheit und Winkelzügen ſind. Er vermied es mit einer beinahe auffallenden Sorgfalt, leutſelig zu ſein; dieſe ſcharfen, klugen Augen haben ſelten einen freundlichen Blick, dieſe ſarkaſtiſchen Lippen ſelten ein wohlthuendes Lächeln, um ſo häufiger aber trockene oder beißende Worte gehabt. Doch im ganzen Weſen liegt eine feſte und unerſchütterliche Ueberzeugung, und dieſer durchdringende aber ſpröde Geiſt ſträubt ſich gegen jede milde Form, um deſto rückſichtsloſer den Inhalt zu erfaſſen. Graf Salm hat dieſen Hochmuth dem Talent der begabteſten Oppoſitionsredner im Ständeſaale entgegengeſetzt, er hat an ihm die gleißende Geſchmeidigkeit einer verderbten Büreaukratie ſich wund reiben laſſen, er hat ihn, wenn er das Beſte that, was in ſeinen Kräften ſtand, wie eine antike Maske vorgehalten, gleich als wollte er damit von allem Danke abſchrecken. So kommt es, daß dieſer wunderliche Mann einſam wie auf einer Säule ſteht, gefürchtet und doch überall ſichtbar; Niemandes Freund, Vielen unbequem und doch nicht aus ſeiner Stellung zu rücken. Es kann hier nicht der Ort ſein, um eine Geſchichte der Adminiſtration unter Erzherzog Stephan ſchreiben zu wollen, zumal es bei uns unmöglich iſt, zu beſtimmen, welchen directen Einfluß eine noch ſo hochgeſtellte Perſönlichkeit in der Provinz auf die Entſchließungen der Wiener Centralſtellen ausübte. Wir können nicht einmal angeben, wie viel von den Reformen in der agrariſchen

Geſetzgebung, die nun theils veröffentlicht ſind, theils erwartet werden, den Bemühungen des Erzherzogs zuzuſchreiben iſt.

Blos über die perſönlichen Eigenſchaften des Prinzen laſſen ſich einige Andeutungen geben, da die Offenheit und wirklich herzliche Liebenswürdigkeit deſſelben ihn, ſeit er in Böhmen iſt, mit Tauſenden von Menſchen in Berührung brachte. Noch vor zwanzig Jahren hätte ein Schriftſteller eine ſolche Charakteriſtik mit dem beliebten Syſtem der vier Temperamente begonnen, von denen er nicht mit Unrecht das ſanguiniſche dem Prinzen vindicirt hätte. In der That beſitzt der bisherige böhmiſche Landeschef jenes glückliche Naturell, das ſich in einer vorherrſchend heitern Lebensanſchauung, in einer leichten und ſchnellen Auffaſſung der Dinge und raſcher Beweglichkeit des Geiſtes kundgibt. Bei einem ziemlich geſunden Körper (der Erzherzog leidet bisweilen an einer Erregtheit der Nerven — ohne eigentliches ausgeſprochene Uebel), bei einem durch und durch geſunden Geiſt, der durch den Einfluß ſeiner proteſtantiſchen Mutter und durch die Erziehung in einem politiſch ſtets regſamen, conſtitutionellen Lande, elaſtiſcher, vorurtheilsfreier und der modernen Anſchauung näher gerückt wurde, als andere Politiker unſerer alten Schule, beſitzt der Prinz noch eine Gabe raſcher Schematiſirung, die ſtets ein Beweis praktiſcher Weltbildung iſt. Es fehlt dabei dem Prinzen keineswegs die glückliche Begabung für andere, als unmittelbar praktiſche Gegenſtände. Als lyriſcher Dichter würde es ihm ſicherlich nicht an einem Verleger fehlen, wenn zur Oſtermeſſe das Manuſcript im beſcheidenen Koffer nach Leipzig käme. Wir kennen von ihm namentlich ein wahrhaft inniges Gedicht: „Abſchied von Ungarn“, auf das er ſich vielleicht ſelbſt nicht mehr erinnert, während wir es in Wien in einem Privatalbum geſehen, wo es als eine Reliquie bewahrt wird. Auch als Maler und Zeichner hat ſich der Prinz verſucht und, weil ohne alle Oſtentation, ſind dieſe Verſuche wahre Beweiſe für die Stimmungen ſeiner Seele. Es iſt von ſeinen Zeichnungen wenig mehr bekannt geworden, als ein kleines Blättchen, ſpringende Pferde vorſtellend, das der Prinz mit großer Bereitwilligkeit hergab, als man ihm vorſtellte, er könnte dadurch den Ueberſchwemmten eine Summe zuwenden. Von ſeinen Gedichten iſt meines Wiſſens keins gedruckt; vielleicht bekennt ſich der Prinz einſt noch öffentlich zu der in Oeſterreich eben nicht beliebten und bevorzugten Gilde der Poeten.

Wenn nun auch die Spuren, welche die Anweſenheit des Prinzen in Böhmen zurückläßt und Dasjenige, das ihm in ſo kurzem Zeitraum und bei ſo begrenzter Vollmacht zu ſchaffen vergönnt war, durch einen Nachfolger aus der alten Schule bald wieder verwiſcht werden können, ſo wird dem Volke

doch die edle, ritterliche Erſcheinung lange im Gedächtniß bleiben und Tauſende werden ſich ſeiner erinnern, wie er auf ſchwankendem Boot über die tobende Moldau fuhr, den Bedrängten und Verlaſſenen Hülfe und Troſt zu bringen, oder auf beſchäumtem Roſſe anlangte, um bei einem ausbrechenden Feuer zur Rettung anzuſpornen oder ſelbſt Hand anzulegen. Man wird mit unzweideutiger Liebe ſich ſeiner Freundlichkeit und ſeines lebhaften, raſch auffaſſenden Geiſtes erinnern, und wenn beſſere Zeiten gekommen ſind, bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, ſie herbeizuführen.

Ich habe auch Einiges über ſeine nächſte Umgebung zu ſagen. Dieſe beſteht aus einigen, meiſt jüngern Cavalieren, von denen aber nur zwei, die Grafen Grünne und Wratislaw, hervorzuheben ſind. Der Huſaren-Oberſt Graf Grünne ſteht an der Spitze des erzherzoglichen Hofſtaates und gilt für eine etwas moderniſirte Ausgabe jener hochländiſchen Clanhäuptlinge, die brummend zwiſchen den glatten, höfiſchen Lords der Niederlande umhergingen, ſich über die Heiterkeit ärgernd, die ihre Naivetät erregte. Die Götter mögen übrigens dem Grafen dieſe Eigenſchaft erhalten; es gehört eine kernige Natur dazu, ſie in ſolcher zerſetzenden Atmoſphäre ſo zu conſerviren, und man ſchlägt deshalb gern ſeine Huſarentugenden höher an, als ſeine oberhofmeiſterlichen Mepriſen. Es iſt übrigens ſehr anzuerkennen, daß er ſich — wenigſtens dem Anſchein nach — nicht in Dinge miſchte, die über ſeine Atmoſphäre hinausgingen, und daß er dem Haushalte des Prinzen den Ruf der Ordnung und Anſtändigkeit zu erwerben wußte.

Der böhmiſche Adel hat dem Grafen ſein Amt oft genug verleidet und es zirkulirten häufig die malitiöſeſten Anekdoten über ihn und die ihm zunächſt ſtehenden Perſonen. Daß der Graf, dem dies ſicher nicht verborgen blieb, ſeinen Einfluß beim Prinzen nicht zu Gehäſſigkeiten mißbrauchte, iſt ebenſo rühmenswerth als ſeiner perſönlichen Ehrenhaftigkeit und Treue ungeachtet es andererſeits gewiß iſt, daß er nicht der geeignete Mann war, den Adel und das Publicum mit dem Prinzen in ſolcher Stellung zu vermitteln.

Graf Rudolf Wratislaw, der Präſidialſecretair des Prinzen, ſtammt aus einer ebenſo alten als von früherem Glanze herabgekommenen böhmiſchen Familie. Eine glückliche glänzende Perſönlichkeit lenkte die Aufmerkſamkeit des Erzherzogs auf ihn und er wurde aus einer ziemlich ſubordinirten Stellung raſch hervorgehoben und gelangte zu großer Wirkſamkeit. Bei ihm fand der Prinz auch außer der amtlichen Brauchbarkeit jene Talente und jenen gebildeten friſch eingehenden Geiſt, den er ſelbſt beſitzt und den er in ſeiner übrigen Umgebung grade nicht im Uebermaße wahrnahm. Das

Vertrauen, das der Prinz dem Grafen ſchenkte, beruhigte zunächſt die czechiſche Partei im Lande, die in der Perſönlichkeit und im Namen Wratislaw's eine Bürgſchaft fand, welche ihr die zumeiſt fremde Umgebung des Prinzen nicht gewähren konnte, eine Bürgſchaft, daß ihre neuerwachte Nationalität einen verläßlichen Anwalt ihrer Wünſche haben und der Prinz nicht gegen ſie eingenommen und geſtimmt werden könne.

Graf Wratislaw betheiligte ſich mit Lebhaftigkeit an Kunſt und Literaturintereſſen und da ihm, nach dem indeß erfolgten Tode ſeines Bruders, die Adminiſtration mehrerer Güter übertragen wurde, auch an den wichtigen Fragen des Volksunterrichtes, der Frohnablöſung, der Communalleiſtungen. Er wußte ſeinem beweglichen Geiſt allenthalben Raum zu ſchaffen und ſich durch die ungeheuerſte Thätigkeit unentbehrlich zu machen. Ob mit dem Abgange des Prinzen nicht auch ein Stillſtand in ſeiner bisher wirklich rapiden Laufbahn eintreten wird, ſteht zu erwarten; vor der Hand mag ſich der Graf auf das erſtere gefaßt machen, denn von jeher waren Neid und Haß die unvermeidlichen Trabanten des Glückes.

P. S.

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

1.

Die neue Verfassung. — Drei Parlamente. — Competenz-Zweifel. — Raumer's Rede.

Seit dem 3. Februar ist also Preußen ein Staat mit ständischer Verfassung. Manche wollen zwar behaupten, Preußen sei jetzt noch ganz in derselben Verfassung, in der es sich seit geraumer Zeit schon und insbesondere seit 1823 befunden, in welchem Jahre uns das Institut der Provinzialstände verliehen worden, die viel berathen aber nichts beschließen dürfen und deren getreues Conterfei der uns jetzt zu Theil gewordene „Vereinigte Landtag" sein werde. Aber diese Ansicht ist nicht ganz richtig. In einer Versammlung von mehr als 600 Mitgliedern, in welcher die feurigen Männer des Rheins wie die kantigen (oder wenn Sie wollen: Kantischen) Männer Ostpreußens, die geistesverwandten, wenn auch nicht eben kühn auftretenden Berliner, wie die kühn auftretenden, wenn auch nicht eben geistesgewandten Slawen des Großherzogthums sitzen, wird das Märkerthum mit seinem „Gardelandtag", wird das ehrliche aber auch sehr ungeschickte Pommerthum, wird das schlesische Adels- und Kastenwesen, wird endlich das Merseburger Philisterthum ganz gewiß in den Hintergrund gedrängt sein und nur das Allgemeine, das Volksthümliche und Ehrenhafte, kurz das Deutsche allein wird sich geltend machen können. Warten wir also die erste Versammlung erst ab, bevor wir über die neue Institution den Stab brechen, durch welche jedenfalls ein Grund gelegt ist, auf dem eine geschickte Hand und ein leitender Gedanke ein stattliches Gebäude wird aufführen können.

Um Ihre Leser inzwischen mit Dem, was uns die Gesetze vom 3. Februar eigentlich gebracht, durch wenige bezeichnende Worte bekannt zu machen, will ich Ihnen sagen, daß wir jetzt — was kein anderes Land in der ganzen Welt hat — drei verschiedene Parlamente besitzen: 1) ein Parlament, Provinziallandtag genannt, für Personen- und Sachenrechte der einzelnen acht Provinzen, deren jede

mit einer ſolchen Inſtitution ausgeſtattet iſt; 2) ein Parlament, vereinigter ſtändiſcher Ausſchuß genannt, zu welchem jeder von jenen acht Landtagen acht Deputirte ſendet, und der über Perſonen- und Sachenrechte des Landes als eines Ganzen zu berathen hat, und endlich 3) ein Parlament, Vereinigter Landtag genannt, der aus ſämmtlichen Abgeordneten der Ritterſchaft, der Städte und der Landgemeinden beſteht, die zu den acht Provinziallandtagen gehören und zu welchen auch noch die Prinzen des königl. Hauſes, ſowie einige Standesherren treten, die bei den Provinziallandtagen an gewiſſen Collectivſtimmen Theil haben. Dieſes vereinigte Parlament zerfällt in zwei Kammern, von denen die erſte, der ſogenannte „Herrenſtand" etwa 75 Pairs zählt, während alle übrigen (515) Mitglieder das preußiſche Unterhaus bilden. Beide zuſammen ſollen ausſchließlich das Forum der Berathung ſein, ſobald es ſich um eine Anleihe oder um eine neue Steuer handelt. Sie ſehen, daß jedem unſerer drei Parlamente von dem Wenigen, wozu die Regierung den ſtändiſchen Beirath erforderlich hält, ausſchließlich etwas vorgelegt werden ſoll, ſo daß die Thätigkeit jedes einzelnen nicht ſehr in Anſpruch genommen werden kann, wodurch es denn auch keinen Schwierigkeiten unterliegt, daß derſelbe Abgeordnete des Ritter-, Bürger- oder Bauernſtandes allen drei Parlamenten zugleich angehört, in welchen er bald mit einer größern und bald mit einer geringern Anzahl ſeiner Collegen zuſammen ſich befindet. Zunächſt hofft man, werde der „Vereinigte Landtag" zuſammenberufen werden, da, wenn auch die früher in den Zeitungen verbreitet geweſenen Gerüchte von einer Ebbe in unſerm Finanzweſen ungegründet ſind, doch die nothwendige Vollendung des preußiſchen Eiſenbahnſyſtems den baldigen Abſchluß einer Anleihe erforderlich macht. Nun hat aber ſchon das Geſetz vom 17. Januar 1820 erklärt, daß ohne Zuſtimmung der „Reichsſtände" keine neue Anleihe gemacht werden ſoll und es fragt ſich nur, ob der „Vereinigte Landtag" ſich für competent erklären, d. h. ob er ſich mit Reichsſtänden identiſch halten werde.

Sie wiſſen wohl bereits, welches Aufſehen hier die Rede gemacht, die Friedrich von Raumer in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen gehalten. Unſer König, der Prinz von Preußen, Herr Eichhorn und mehrere andere Miniſter waren anweſend. Unter Anderem ſagte er: „Die auch in unſern Tagen erneute und vertheidigte Lehre von einer Landeskirche erfordert eine ſehr ernſte Prüfung, bevor man ſie annehmen und begünſtigen darf. Wenn nämlich in einem Staate alle Einwohner einem und demſelben Bekenntniſſe zugethan ſind, ſo ergiebt ſich von ſelbſt, was man Landeskirche nennen kann. Spanien und Portugal ſind durch Gewaltmittel aller Art in dieſen Zuſtand gebracht und müßten von einer gewiſſen Schule als kirchliche Muſterſtaaten empfohlen werden. Sobald ſich aber ein Volk aus dumpfem Hinleben, aus kirchlicher Unterwürfigkeit zu perſönlicher Selbſtſtändigkeit erhebt, ſobald es denkt, fühlt und handelt, müſſen nothwendig verſchiedene Ergebniſſe des Denkens, Fühlens und Handelns auch auf religiöſem und kirchlichem Boden entſtehen, und es wird zur Thorheit, Alle für alle Zeiten an daſſelbe Latten- und Gitterwerk unbedingter menſchlicher Vorſchriften fortbinden zu wollen. Ja! die Freiheit erzeugt Verſchiedenheiten und Gegenſätze; aber es iſt einer der größten Irrthümer, daß Freiheit blos trenne, auf-

löſe, zerſtreue und nicht mit verdoppelter Kraft auch einige und verbinde. Uebereinſtimmung aus Zwang iſt keine wahre Uebereinſtimmung, ſondern Frucht und Zeichen der Knechtſchaft, Gleichgültigkeit, Heuchelei und Schmeichelei . . . . . Wo nun die Menſchen eben dadurch, daß ſie ſich zu einer echten Perſönlichkeit erheben, zu verſchiedenen Anſichten und Ueberzeugungen kommen, wird eine Duldung oder vielmehr die Freiheit derſelben ſchlechterdings nothwendig und eine Landeskirche, welche, was unausbleiblich erſcheint, die eine oder die andere Partei, das eine oder das andere Bekenntniß begünſtigt und hervorhebt, iſt alle Mal vom Uebel. Freilich zeigt ſich dies keineswegs ſogleich in vollem Maße, aber von höflichen Weiſungen, kleinen Verweigerungen, Weitläufigkeiten, Beſchwerlichkeiten und Zurückſetzungen, von Fragen nach Glauben und dogmatiſirender Geſinnung, vom Vorziehen beim Anſtellen, Befördern und Belohnen, zeigt die Kirchengeſchichte in grader Linie und folgerechtem Fortſchritte die Möglichkeit, bei den Tyranneien und Frevelu des dreißigjährigen Krieges und der Dragonaden anzufangen. **Principiis obsta!** . . . Gutmüthige, oder eigenſinnige und halsſtarrige Fürſten haben ſich den ſchweren Irrthum eingeredet oder einreden laſſen: ihre Regierungsweiſe müſſe ſich auf Alles erſtrecken und lediglich auf ihrer perſönlichen Ueberzeugung beruhen. Größere Geiſter erkennen den Werth der Perſönlichkeit und halten deren Unterjochung für Tyrannei. Eben weil Friedrich **II.** nicht gleichgültig war gegen das ewige Wohl ſeiner Unterthanen, weil er religiöſe Ueberzeugungen für unendlich wichtig, für geheiligt hielt, wollte er nicht mit den eiſernen Händen eines weltlichen Herrſchers hineingreifen oder ſich weiche Handſchuhe überziehen und als Kirchenfürſt daſſelbe verſuchen." . . . . . .

Einige wollen behaupten, daß Raumer, weil er befürchtete, daß man ihm das Manuſcript ſeiner Rede unmittelbar, nachdem er ſie gehalten, abfordern werde, ſie darum ſchon einige Tage vorher nach Leipzig ſandte, um ſie bei Brockhaus drucken zu laſſen, doch iſt dies eine Behauptung, die ſich auf nichts Anderes, als den Umſtand ſtützt, daß die gedruckte Rede hier bereits am Tage, nachdem ſie gehalten worden, als in Leipzig erſchienen angekündigt war.

— **Varus.** —

2.

Der Abend des 3. Februar. — Die Königin. — Die Bälle. — Karlyle.

Das Gerücht, das als Zeitungsente ſeit mehrern Jahren durch alle politiſche Blätter gegangen war, hatte ſich in Köpfen, die mit der Natur unſerer Verhältniſſe und Dem, was ſich von Erweiterung unſerer Verfaſſung erwarten ließ, in keiner Hinſicht vertraut ſind, ſo conſolidirt, daß am Abend des 3. Februar, als die Nachricht umherlief, die Allgemeine Zeitung für Preußen bringe die neue „Charte", eine allgemeine freudige Aufregung nicht zu verkennen war. Im Foyer (d. h. auf dem höchſt ſchmuzigen Hausflur) des Königſtädtiſchen Theaters, wo man den Don Giovanni gab, ſprach man nur von der „Conſtitution", von einem Zweikammerſyſtem, von Preßfreiheit, man vergaß die Fodor, den Laborella; die Allgemeine war plötzlich ein gefragter Artikel, ein beliebtes Journal geworden; aber wer hatte das einzige Exemplar der im Erdgeſchoß befindlichen Con-

ditorei? Man mußte ſich bis nach der Oper gedulden, um hier und da in verſchiedenen öffentlichen Localen iſolirte Exemplare aufzuſuchen. Die Berliner Zeitungshalle gewährte mir Gelegenheit, in ihrer ſchleunigſt gedruckten Extrabeilage die Tagesneuigkeit zu leſen. Gar bald ſtellte ſich heraus, wie groß die Unkunde Derer geweſen ſei, die von unſeren Zuſtänden aus gleichſam einen Salto mortale in die Conſtitution erwartet hatten. Man räſonnirte über das Mißverhältniß zwiſchen dem vereinigten Stande der Herren und Ritter, in Summa 311 Stimmen (80 Herren und 231 Ritter) und dem der Städte und Landgemeinden, in Summa aus 306 Stimmen (182 Städte, 124 Landgemeinden). Man war mißvergnügt, daß der Mittelpunkt der Acte, die Zuſammenberufung des Landtages, behufs eines zu bewilligenden Staatsdarlehens ſei, man ſah im §. b., wonach die Krone ſich: „im Fall eines zu erwartenden oder bereits ausgebrochenen Krieges“ den Erſatz der ſtändiſchen Mitwirkung durch Zuziehung einer zu creirenden aus acht Mitgliedern (Einer aus jeder der acht Provinzen) beſtehenden Deputation für das Staatsſchuldenweſen vorbehielt, eine Beſchränkung, man wußte ſich nicht in den §. 10 zu finden: „Für den Fall eines Krieges behalten wir uns vor, außerordentliche Steuern ohne die Zuſtimmung des vereinigten Landtages auszuſchreiben, wenn wir deſſen Zuſammenberufung in Berückſichtigung der obwaltenden politiſchen Verhältniſſe nicht zuläſſig befinden ſollten.“

Heute, am 7. Februar, hat ſich die Aufmerkſamkeit von dem neuen Patent ganz abgelenkt und das Tagesgeſpräch auf den bedenklichen Zuſtand der Königin gerichtet, die unter der Behandlung der Herren Schönlein, Stoſch und Grimm (letzterer iſt der Nachfolger des verſtorbenen Generalſtabsarztes von Wiebel), ſchwer darniederliegt. Man berichtet viel von dem Schmerz des Königs, wie derſelbe von fünf zu fünf Minuten ſich perſönlich und durch Andere von dem Ergehen der hohen Kranken zu unterrichten ſuche, eine Thatſache, die bei dem bekannten trefflichen Verhältniſſe des königlichen Paares nicht zu bezweifeln iſt. Die öffentlichen Feſtlichkeiten haben ihren Fortgang; nur der zweite der anberaumten Subſcriptionsbälle im Concertſaale des Schauſpielhauſes iſt geſtern abgeſagt worden, zum Leidweſen vieler tanzluſtigen jungen Damen, die noch immer der Chimäre leben, daß in dem Gewirr eines ſolchen Balles auch getanzt werde. Dieſe Bälle werden zum Beſten der hieſigen Armen von einigen Honoratioren veranſtaltet und die höchſten Perſonen waren anweſend. Namentlich war es die Frau Prinzeſſin von Preußen, welche an dem Vergnügen der Anweſenden Theil nahm, und durch den Herrn Oberbürgermeiſter Krausnick ſich verſchiedene Herren aus dem Bürgerſtande vorſtellen ließ.

Unter den zahlreichen Fremden befindet ſich auch gegenwärtig Thomas Karlyle, der berühmte Ueberſetzer des Schillerſchen Wallenſteins in unſerer Mitte.

Die Hugenotten wurden unter Mitwirkung der Mad. Viardot Garcia gegeben, indeſſen tritt, ſo ausgezeichnet auch ihre Darſtellung iſt, die Zeit eines Berliner Enthuſiasmus in dieſer klagereichen und an Täuſchungen ſo überfüllten Zeit nicht wieder ein.

II.

Aus Wien.

1.

Das Robotgeſetz. — Niederöſterreichiſcher Landtag. — Gymnaſialweſen. — Der Großmeiſter der Kreuzherren in Prag. — Fürſt Liechtenſtein. — Kunſtzuſtände. — Moritz von Schwind und Steinle.

Das Robot- und Zehentablöſungspatent iſt zwar mit Vergnügen im Publicum aufgenommen worden, aber entnehmen Sie aus dem Folgenden, wie ſehr die öffentliche Meinung ſich bei uns zu klären und zu feſtigen begonnen hat! — Es herrſcht nur Eine Stimme im Publicum, daß den Gutsherrſchaften gegenüber die Zwangsform und ein Präcluſivtermin hätten geltend gemacht werden ſollen. Auch hält man die Einführung provinzieller Hypotheken-Banken für ein unerläßliches Ding. Die Robotfrage ſelbſt iſt damit nichts weniger als erledigt, ſondern vielmehr in ihr zweites Stadium getreten.

Am 1. März findet zu Wien eine Verſammlung des niederöſterreichiſchen Herrnſtandes im Landhauſe ſtatt. Die betreffende Geſchäftsliſte enthält unter Andern die Ausarbeitung einer ſtändiſchen Creditanſtalt. Hoffentlich ſoll ſich ihre Einwirkung auch auf die ſogenannten unterthänigen Gründe erſtrecken. Außerdem wird die Unterhandlung mit der Regierung wegen neu einzuſetzender Criminal-Collegialgerichte weiter geführt werden.

Die Gymnaſialreform, die jetzt in Deutſchland zu einer Tagesfrage geworden, hat, wie Sie wiſſen, auch bei uns, wo ſie dringender als anderswo iſt, ſeit Jahren ſchon ihre Kämpfe gefunden, nur daß die Verhandlungen nach patriarchaliſcher Weiſe in begrenztem Kreiſe ſtill und verſchwiegen vor ſich gehen, oder richtiger, nicht vor ſich gehen, da wir ſeit Jahren immer auf dem alten Flecke ſtehen. — Um ſo wichtiger ſcheint uns eine ſo eben ſtattgefundene Ernennung in Böhmen, wo der Großmeiſter des Kreuzherren-Ordens, Dr. J. Beer, zum Director ſämmtlicher Gymnaſien und Elementarſchulen ernannt wurde. Die Ernennung iſt zwar noch nicht officiell bekannt, doch können Sie ſie als ſicher annehmen. Wir betrachten dies als einen Erfolg der Fortſchrittspartei und hoffen auf Abſtellung vieler Mißbräuche, die Beer's Vorgänger, ein Mann der alten reactionairen Schule in einer langjährigen Amtsführung einſchleichen und verhärten ließ.

Allgemeine Aufmerkſamkeit erweckt jetzt die vor Jahren begonnene glänzende Ausſtattung des fürſtl. Liechtenſtein'ſchen Palais in der Stadt, welche drei Mill. Gulden C.-M. gekoſtet haben ſoll. Darunter befindet ſich auch nicht Ein Gulden, der für ein Kunſtwerk verwendet worden wäre. Es iſt bekannt, daß der Hiſtorienmaler Kuppelwieſer ſich dem Fürſten im Intereſſe der Kunſt vorſtellte, um ihn zu Beſtellungen bei öſterreichiſchen Künſtlern zu veranlaſſen. „Es thut mir leid," erwiderte der Fürſt, „nichts Derartiges beſtellen zu können; man würde dies als eine Oſtentation deuten." Es iſt dies eine hiſtoriſche Antwort und ſehr im Widerſpruche mit der prachtvollen fürſtlichen Gallerie in der Roſſau, welche den Großvater des jetzt regierenden Fürſten zum Gründer hat und die zu den ſchönſten Zierden Wiens, ja Deutſchlands gehört. Unſere beſten Talente müſſen ſich dem

Portrait zuwenden, und es ist kein Wunder, wenn dann bei größern Aufgaben, wie z. B. die Frescomalerei in einer Kirche, die geübte Kraft vergebens gesucht wird. Holzhändler, Fischer und Kaufleute sind jetzt in Wien die Mäcene der Künstler, und der Adel begreift es nicht, wie er sein sinkendes Ansehen durch Inschutznahme der Künste, wenn nicht retten, doch mit Anstand verhüllen könnte. Ein trefflich gedachtes und begonnenes Werk: „Die alten Baudenkmale Oesterreichs", von den Architekten Aester und Ernst, gerieth schon beim zweiten Hefte in Stocken, weil ihm nur eine sehr matte Unterstützung zu Theil wurde. Doch werden jährlich vom Hofe viele Tausende für Bilder ausgegeben; leider trifft die in sich zerfallene vorschlagende Akademie nicht immer die Wahl von Talenten, vielmehr gilt Protection und die übrigens wohlthätige, aber die Kunst nichts angehende Berücksichtigung der Dürftigkeit. Es fehlt wahrlich Oesterreich ebenso wenig an großen Talenten in der Malerei als in der Poesie, aber jene wie diese müssen ihre Beschäftigung im Auslande suchen. Moritz von Schwind, einer der genialsten Zeichner, ein geborner Wiener, führte bisher fast ein Beduinenleben, bis er vor Kurzem vom König von Baiern zum Professor an der Münchner Akademie ernannt wurde. Warum muß Steinle, der doch einer Richtung huldigt, die in Oesterreich so sehr begünstigt wird, seiner Heimath den Rücken kehren? Die Ursachen liegen auf der flachen Hand.

o — o

2.

Reiseresultate. — Droschken und Fiaker. — Schriftsteller-Marotten. — Jenny Lind. — Meyerbeer.

Für den Fortschritt in Wien bricht endlich eine neue Aera herein; bisher bedurfte man dazu zweier Pferde, jetzt wird man mit Einem Pferde weiter kommen. Die Fiaker, diese Prototypen des alten Wienerthums bekommen einen gefährlichen Stoß durch die preußische Verfassung, die nun definitiv bei uns eingeführt wird — d. h. die Droschkenverfassung. Es ist gut, daß unsere Schriftsteller jetzt so viel reisen und die Sitten und Gebräuche, die sie in fernen entlegenen Gegenden mit eigenen Augen angesehen haben, ins Vaterland verpflanzen. Da war nämlich der Redacteur der Sonntagsblätter Dr. Ludwig August Frankl voriges Jahr nach Berlin gekommen und hat in der Hauptstadt der deutschen Intelligenz das mündliche Gerichtsverfahren und das Droschkensystem studirt und da er in seinem Blatte die Verfechtung der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit bei dem besten Willen nicht übernehmen konnte, so hat er wenigstens das Ein-Pferd-System durchzufechten gesucht und da, wie bekannt, die politische Bildung bei uns riesenhafte Fortschritte macht, so hat diese wichtige politische Reform rasche Wurzel in der Sympathie der von der hohen Besteuerung und Willkürherrschaft der Fiaker gedrückten Bevölkerung gefunden und man muß es der Behörde mit Anerkennung nachsagen, daß sie diesen Reformbestrebungen kein Hinderniß in den Weg legte und wie überall so auch hier die Bedürfnisse der Gegenwart bereitwillig anerkannte. Die Droschken treten wirklich ins Leben; vom ersten März an sollen vorläufig 150 Droschken im Innern der Stadt aufgestellt werden. Die einzelne

Fahrt ſoll auf 10 Kreuzer feſtgeſetzt werden, die Fahrſtunde auf 30 Kreuzer Conv.-Mze. Das Publicum muß Dr. Frankl in der That dankbar ſein, ſeine Freunde aber rathen ihm, aus ſeiner bisherigen Wohnung auszuziehen, da grade vor ſeiner Thüre eine Maſſe Fiaker ihren Stand haben, die, wenn ſie den Agitator ein Mal ins Auge faſſen, ihn leicht zu einem Märtyrer machen könnten! Unſere Schriftſteller haben übrigens faſt jeder eine Marotte: Frankl die Droſchken, Caſtelli den Antithierquälerverein. Die beiden Herren, die jetzt die beſten Freunde ſind, können auf dieſem Wege, wenn die armen Droſchkenpferde gar zu ſehr abgehetzt werden, in fürchterliche Gegner verwandelt werden.

Jenny Lind feiert Triumphe über Triumphe; der allabendlich herniederfallenden Kränze und Blumenbouquets ꝛc. gar nicht zu gedenken. Thatſache iſt, daß ſelbſt der unermüdliche Wiener Journal-Enthuſiasmus vor Entzücken beinahe ſtumm geworden. Die Herren Poſauniſten fühlen, daß hier nichts mehr hinzuzuthun iſt. Meyerbeer's Feldlager geht als „Bielka" binnen etlichen Tagen in Scene. Die Spannung iſt ungeheuer, und ſchon jetzt werden die Sitze im buchſtäblichen Sinne des Wortes mit Gold aufgewogen. Uebrigens iſt Meyerbeer abermals eine große Fete gegeben worden, diesmal in der Kaufmanniſchen Reſſource, wobei Bauernfeld ein pikantes Gedicht vorgeleſen hat.

⊙

III.

Aus Dresden.

Deutſche Poſtreform. — Zeſchau und Schaper. — Tanzende Deputirte. — Biedermann und Conſidérant.

Die Zeitungen meldeten unlängſt, daß ein deutſcher Poſtcongreß in unſerer Stadt ſich zuſammenfinden wird, um ein allgemeines deutſches Poſtgeſetz zu berathen. So weit ſind die Dinge jedoch leider noch nicht gerathen. Der Thatbeſtand iſt folgender. In dem letzten Lebensjahre des Herrn v. Nagler in Berlin war eine Reform des preußiſchen Poſttarifs vorbereitet, zu welcher ſich der alte Generalpoſtmeiſter auf das Drängen Oeſterreichs, das in der Poſtreform die Initiative ergriffen hat, endlich entſchloß — als der Tod ihn überraſchte. Unſer Finanzminiſter, Herr von Zeſchau, wandte ſich hierauf nach Berlin mit der Anfrage, ob es nicht zweckmäßiger wäre, bei den nun eintretenden Reformen einen allgemeinern Standpunkt zu nehmen. Herr v. Schaper ging auf dieſe Idee ſogleich ein; die beabſichtigten preußiſchen Tarifsänderungen blieben ausgeſetzt und der Plan zu einem allgemeinen deutſchen Poſttarif entworfen. Ein höherer preußiſcher Beamte befindet ſich zu dieſem Zwecke eben auf einer Rundreiſe durch Deutſchland, und da man allgemein die Dringlichkeit der Sache einſieht und da Oeſterreich und Preußen hierin einig ſind, ſo zweifelt man nicht, daß bald ein günſtiges Reſultat zu Stande kommt. Ob nun der Congreß in Dresden, als Mittelſtadt zwiſchen Berlin und Wien und in Folge der verdienſtvollen Anregung des ſächſ. Miniſteriums, zum Ort der Geſammtberathung auserſehen wird, iſt noch keineswegs beſtimmt. Indeſſen wird ſächſiſcher Seits an einer genauen Zuſammenſtellung unſerer ſämmtlichen Poſtgeſetze und Verordnungen gearbeitet, über welche

der Ueberblick eben nicht leicht ist, da die zahllosen Bestimmungen vielleicht seit anderthalb Jahrhunderten einander einzeln folgten, ohne in ein Ganzes verschmolzen zu sein, so daß oft das Motiv einer Maßregel dem Motiv einer andern widerspricht. Eine feste Schematisirung ist um so nöthiger, als Sachsen, wie bekannt, im Laufe der nächsten Monate das Postwesen des Herzogthums Altenburg übernimmt.

Unser Landtag hat kurze Ferien und die jüngern, lebenslustigen Abgeordneten vertreten mittlerweile das Land auf den Bällen der Hauptstadt, inmitten der schönen Jugend, die sich ungeheuer geschmeichelt findet, Polka und Française am Arme der politischen Führer tanzen zu können, und den Schmerz bei manchem ungeschickten Tritt auf den Fuß lächelnd verbeißt, sich mit dem Gedanken tröstend: Große Politiker sind schlechte Tänzer, und je mehr unsere Füße leiden, desto größer ist das Heil des Vaterlandes.

Der Redacteur des „Herolds", Professor Biedermann aus Leipzig, hat hier einen Cyclus von Vorlesungen über Socialismus begonnen, die an jedem Sonntag von halb 12 bis 1 Uhr stattfinden, zu welchem Behufe der Vorleser jedes Mal von Leipzig hierher reist. Da es hier offenbar nicht auf eine Geldspeculation abgesehen ist, so kann man den Eifer des Leipziger Publicisten nicht genug loben, für die Anregung jener großen Zeitfragen, um die das „elegante" Publicum in der Regel wenig sich kümmert, wenn man es nicht mit der Nase darauf stößt. Biedermann folgt hierin dem Beispiele Victor Considérants in Paris, der gleichfalls behufs socialistischer Vorlesungen uneigennützige Reisen unternimmt, nur mit dem Unterschiede, daß Considérant Propaganda für die Lehre seines Meisters Fourier machen will, während Biedermann objectiv sich hält und nur die Systeme mit ihren Vorzügen und Irrthümern auseinander setzt. Uebrigens haben Biedermann und Considérant Das gemein, daß beide, ohne productives Talent zu besitzen, durch glänzende Redegabe, Eleganz und Leichtigkeit des Ausdrucks ihr Publicum zu fesseln wissen, wie denn auch der Biedermann'sche Cursus hier eine große Zuhörerschaft findet, die zum Theil aus gesellschaftlichen Kreisen besteht, bei denen bisher der Socialismus das Allerletzte war, von dem sie Notiz nahmen.

—!—

IV.

Mönchische Uebergriffe in Tyrol.

Aus Innsbruck.

Die barmherzigen Schwestern, die durch ihre Regel nur zum Krankendienst berufen, nicht die geringste Vorbildung für das Lehrfach besitzen, bemächtigen sich seit einiger Zeit auf den Dörfern des weiblichen Unterrichts, wobei sie auch ihre Mitglieder paarweise zu den armen Bergbewohnern entsenden, die nicht vermögend sind, ein ganzes Kloster zu bauen, und damit die Schule selbst vom ABC an so bald als möglich allenthalben in die vorsichtige Hand der Mönche gelange, wurde auch schon ein namhafter Verein von Schulbrüdern oder sogenannten frères ignorantins gegründet, die nach bestandenen Lehrerprüfungen zur letzten Feile in das Taubstummeninstitut nach Hall wandern. Damit ist nun freilich für die

Jugend ein guter Grund gelegt, die väterliche Fürsorge unserer Hirten erstreckt sich aber auch und noch weit mehr auf die Erwachsenen. Nach der Bibel frägt man beim Bürger und Bauer zwar umsonst, sie möchten kaum verstehen, was damit gemeint sei, wer nach dem „Evangelium" Verlangen trägt, soll sich mit den Bruchstücken Goffine's für Sonn- und Festtage und seiner Erklärung begnügen; dafür bilden Heiligenlegenden, worunter sich namentlich die von der heil. Filomena durch Kunst der Erfindung auszeichnet, Beschreibungen von Wunder- und Gnadenbildern, Wallfahrts- und Gebetbücher, deren Zahl Legion ist, meist aus den fleißigen Fabriken zu Wien und Baiern, obgleich auch einheimisches Produkt nicht ausgeschlossen, in allen Familien und Gehöften eine Art kleiner Hausbibliothek. Dies also der Kreis der Begriffe und Vorstellungen, in denen man dem Volke sich zu ergehen gestattet. Und doch, hört man da Kapuziner, Franziskaner und Pater-Bußprediger, ist es immer noch zu weltlich, unaufhörlich stoßen sie in die Posaune des Weltgerichts wegen all der sündhaften Lustbarkeit, obgleich Tanz und Zither lange schon beinahe ein Mährchen geworden, sie finden die Leute noch immer zu wenig andächtig und zu geistlicher Betrachtung geneigt, wenn auch die Kirchen Sonntags so voll sind, daß die Verspäteten keinen Platz mehr finden und selbst an Werkeltagen die Stühle wohl besetzt sind. Vielleicht meinen diese Herren, das Ziel der Gottseligkeit wäre erst dann erreicht, wenn es im ganzen Lande nicht mehr als zwei Stände gebe — Mönche und Nonnen! So weit kann und soll es denn aber doch nicht kommen, das, dächte man, sehen die frommen Herren wohl am Ende selbst ein; denn wer bestellte Acker- und Weinbau, ja wer versorgte auch ihre Tische mit Brod und Butter, Wild und Fisch, Wein und Bier?

In welchem Sinn die Jesuiten das Volk erziehen wollen, zeigten jene von Verona bei ihrer letzten Mission in Roveredo. Bei diesen Bußpredigten sprechen sie auf rothbehangener Rednerbühne, denn auch solche Mittel bleiben nicht unversucht, und bringen hauptsächlich Gericht und Hölle zur Darstellung. Selbst die schon längst Spruch und Schein für den Himmel haben, müssen vor ihre Schranken und die Prüfung noch einmal bestehen, wobei sie dann oft viel schlechter wegkommen, als das erste Mal; so St. Therese, die wegen ihrer Jugendsünden bis zum jüngsten Tage zu den Flammen des Fegefeuers verurtheilt wurde. Für ganz fromme Schafe gibt es aber auch Nachsicht in Fülle. So kann nicht oft genug erinnert werden, wie viel Segen auf den Häusern ruhe, wo noch fleißig allnächtlich oder wohl auch den Tag über Rosenkranz gebetet wird. Auch mit Almosen soll man nicht kargen, wer es aber einem Kloster spendet, empfängt hundertfachen Lohn, denn die frommen Männer „beten täglich vier Mal für ihre Wohlthäter, und Geschrei von solchen Lippen dringt durch die Wolken."

Doch nicht allein Bücher, Predigten und Andachten, von welchen letztern es zumal in Innsbruck so viele gibt, daß zwischen allen Novenen und Octaven kaum ein Schalttag frei bleibt, mahnen das Volk unaufhörlich; auch die mannichfachen Unfälle des Lebens sollen es täglich enger ketten an die klösterlichen Vermittler überirdischer Hülfe. Kommt Unfruchtbarkeit oder Seuche über sein liebes Vieh, sind sie gleich zur Hand mit Weihwasser und Segnungen, und bannen die Unholde, die das Uebel hervorgebracht; unsere Serviten haben sogar geweihtes Brod

und Waſſer, wovon man das erſte „in allen Nöthen brauchen und bei Waſſer- und Feuergefahr mit Ehrerbietigkeit in's Waſſer oder Feuer werfen, Letzteres aber trinken oder die verletzten Glieder damit beſprengen ſoll*)!“ Beides erhält der Pilger bei den Kirchen ihrer Wunderbilder zum Geſchenk, den Unterricht über den Gebrauch aber muß er kaufen. Einen wahren Talisman haben die Franziskaner an ihrer „Heiligen von Kaltern“, einem kranken unſchuldigen Mädchen, durch deſſen Kämmerlein einſt Tauſende von Wallfahrern gezogen, um ihre Wundermale zu ſehen, die aber ſeit Jahren nur noch mit ihrem Beichtiger ſpricht, nur durch ihn Beſcheid ertheilt und nachgerade nur durch ihn zugänglich iſt. Meſſen, bei denen ſie für den Bedrängten Vorbitte einlegen ſollte, wurden bis zu 40 Fl. abuſive R.-W., ungefähr 21 Rchsthlr., bezahlt, was natürlich Alles vom frommen Fürſprecher zu eben ſo frommen Zwecken verwendet wurde. Man hat ſogar ein Beiſpiel, daß ein mit ihr befreundetes Fräulein, daſſelbe, das den Jeſuiten 35,000 Fl. R.-W. an Gütern, den dürftigen Verwandten aber ein im Verhältniß zu ihrem großen Vermögen nur mäßiges Legat zudachte, und in den letzten vier Jahren ihres Lebens zufolge ihrer eigenhändigen Aufſchreibung 9 bis 10,000 Fl. R.-W. demſelben Orden zukommen ließ. Daß Liguorianer und Jeſuiten alle Taſchen voll Zuckerwerk von beſondern Gnaden und Wundern haben, liegt am Rande. Letztere bekehrten jüngſt einen verſtockten Sohn der Hochkirche, was die große Meinung von ihrer Erleuchtung und Begabung bei Hohen und Niedern noch mehr beſtärken muß. Wahrlich, dieſe Wiedererſtandenen einer längſt verſchollenen Zeit wußten ihre Wohnſitze gut zu wählen. Das alte Mährchen von den Siebenſchläfern erneuert ſich in ihnen blos mit dem Unterſchiede, daß man es dort, wo ſie nun wieder aufrecht wandeln, gar nicht ahnt, wie ſchon 50 lange Jahre vorüber, ſeit ſie zu Grabe ſtiegen.

So wird unſer Volk erzogen und gegängelt, gewonnen und gefeſſelt, und wenn der Staat einſt unſere Arme und Stutzen braucht, muß er es nicht durch die Gerichte, er muß es von den Kanzeln verkünden laſſen. Wenn nun aber dieſe Mittelsmänner und Leiter jetzt ſchon ein Herz für eine Regierung faſſen, welche ihrer Meinung nach die gute Sache der Kirche mehr als Oeſterreich fördert, wenn dieſe Herren vor der heißen Stunde des Kampfes wohl gar zu rechnen anfingen, wo mehr zu gewinnen und minder zu verlieren, ſollte es Oeſterreich nicht gereuen, geduldet zu haben, daß ſie den biedern ſtarken Tyrolerbauern erblöden und verſiechen ließen? Welch ein heißes Blut voll Thatkraft und Liebe ſtrömt in ſeinem Herzen! Laßt ihn ſich erbauen an den Thaten, die ſeine Väter übten, mitſprechen, wo es ſein Recht, Habe und Leben gilt, laßt ihn ſtolz werden auf Das, was er ſein Volk und ſeine Freiheit nennt, dann wird es feſt ſtehen in aller Zeiten Lauf, was einſt ein großer Kaiſer nach Maximilian's Tode ſprach: „Tyrol iſt das Herz von Oeſterreich!“

*) So im gedruckten Unterricht über den Urſprung und Gebrauch des heil. Philippibrodes und Waſſers.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Eine Präſidentenwahl in Nordamerika.

In Etonsville — einem ziemlich bedeutenden Handelsplatz am Ohio — war Sonntag, jeder Laden geſchloſſen, jede Kirche geöffnet, und die Stadt lag ſo ſtill, ſo ruhig an dem leiſe vorbeimurmelnden „ſchönen Strom“*), daß es faſt ausſah, als ob ſich auch die Bewohner des guten Etonsville ebenſo friedlichen und ſonntäglichen Herzens des wunderklaren Herbſttages erfreuten und das äußere Leben grade ſo ſanft und ſchmeichelnd an ihrer Seele vorüberglitt, wie der im heitern Sonnenlicht funkelnde Strom, an der ſorgfältig gepflaſterten Dampfbootlandung ihrer Stadt.

In Etonsville war Sonntag, und die ſauber gekleidete Matrone und zierlich geputzte Jungfrau, ja hier und da ſelbſt ein männlicher Bürger der kleinen Stadt — im ſchwarzen Frack und etwas nach hinten gedrücktem Hut — ſchritten langſam über den Marktplatz hinweg, dem aus rothen Backſteinen errichteten Bethauſe zu. Auffallend aber war es, wie verhältnißmäßig wenig Männer heute an dem Gottesdienſt Theil zu nehmen ſchienen, da ſie doch ſonſt manchmal ſogar die Mehrzahl der Andächtigen bildeten (es gehörte nämlich in Etonsville mit zum guten Ton, ſich irgend einer Secte anzuſchließen, denn nicht allein die Andacht, ſondern auch die Mode hat in der Kirche ihre Vertreter). Ja ſelbſt im deutſchen Theil der Bevölkerung konnte das nicht unbemerkt bleiben, und manches grellrothe Tuch mit hohem, blumengeſchmückten Hut ſchritt heute allein zur Kirche, in deſſen Begleitung man ſonſt faſt ſtets den langen blauen, bis auf die Knöchel gehenden Tuchrock, und den ausgeſchweiften Filz geſehen hatte.

Aber wer biegt dort um jene Ecke, im braunen, ehrwürdigen Kleide, mit dem frommen Antlitz und den andächtig niedergeſchlagenen Augen? mit dem breiträndigen ſchwarzen Hut und der ſchneeweißen Halsbinde? Es iſt der Prediger der Baptiſtenkirche, der ſeinem Bethauſe zueilt; keinen Men-

*) Oh-ey-o — ſchöner Strom — der indianiſche Name für den Ohio.

ſchen ſcheint er zu ſehen, rechts und links nur neigt er ſich hinüber, wenn er die Bewegung eines abgenommenen Hutes bemerkt oder den leiſe geliſpelten Gruß einer frommen Schweſter vernimmt; da hebt er einmal flüchtig den Blick und vor ihm, kaum noch zehn Schritt von ihm entfernt, erkennt er eine andere ihm ganz ähnliche Geſtalt. Aehnlich, ja — im Aeußern — in Kleid und feierlicher Haltung; aber guter Gott, wie verſchieden im Innern — es war der Prediger der Methodiſten-Gemeinde, und beide ehrwürdige Leute warfen ſich, als ſie aneinander vorüberſchritten, einen Blick des tiefſten unverſöhnlichſten Haſſes zu, der allerdings ſchlecht zu ihrem Kleide des Friedens paßte, und ſchlugen dann die Augen ſeufzend zum Himmel auf, als ob ſie den Rathſchluß des Ewigen nicht begreifen könnten, der einem „ſolchen Menſchen" (denn dafür hielt Einer den Andern) zu athmen geſtattete.

Was war es aber, das die Häupter der beiden Gemeinden auf ſo unverſöhnliche Weiſe verfeindet hatte? war es die Religion, war es zu großer Eifer in ihrer heiligen Sache, der ſie den Spruch des, von jedem verehrten Heilands „liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt" ſo ganz hintanſetzen ließ? war es vielleicht gar — o entſetzlicher Gedanke — Neid — Neid in einem ſo frommen Herzen, daß der eine Bruder eine ſtärkere Gemeinde zähle wie der andere? Nein — wir thun ihnen Unrecht, in Glaubensſachen bewieſen ſie ſich wirklich toleranter, als es ſich hätte von zwei ſo verſchiedenen Sekten denken laſſen; nein, das röthete nicht ihre Wangen im Zorn, als ſie ſich plötzlich einander gegenüberſahen. Etwas Anderes war es, eine Krankheit, die ſich der ganzen Stadt, des ganzen Staats, der ganzen ungeheuern Union bemächtigt hatte — die Politik — und das Räthſel iſt gelöſt, wenn wir erfahren — der Baptiſt war Whig, der Methodiſt dagegen Demokrat.

Ein neuer Präſident ſollte gewählt werden — und wiederum galt es jetzt den entſcheidenden Kampf, welche Parthei Sieger bleiben würde. Die Whigs ließen alle Minen ſpringen; bei letzter Wahl, wo ſie ſich ſo ſchmählich in ihrem ſelbſtgewählten Candidaten getäuſcht hatten*), war wiederum für

*) Im Jahre 1841 wurden, als Candidaten der Whigs, General William Henry Harriſon aus Ohio als Präſident und John Tyler aus Virginien als Vicepräſident, mit ungeheurer Majorität der Whigs gewählt. General Harriſon erfreute ſich aber der ihm wiederfahrenen Ehre nur einen Monat. Am 4. März war er eingeſetzt worden und am 4. April deſſelben Jahres verſchied er im „weißen Haus" zu Waſhington. Nach der Conſtitution der Vereinigten Staaten nahm jetzt der Vicepräſident John Tyler den erledigten Stuhl ein, als aber Das, woran die Whigs bis jetzt Herz und Leben geſetzt hatten, die Bill über Errichtung einer Nationalbank im Congreß durchgegangen war, ſprach zum Entſetzen ſeiner Parthei und zum Jubel der Demokraten, die ſchon alle ihre Pläne vernichtet geglaubt hatten, Präſident Tyler ſein Veto darüber aus.

vier volle Jahre die Aussicht auf eine „Bank der vereinigten Staaten" vernichtet worden, all ihr damaliges Triumphgeschrei hatte sich gegen sie gekehrt — die Demokraten sangen jetzt sogar die auf sie selbst gedichteten Spottlieder, und die Whigs mußten sich mit verbissener Wuth gestehen, daß sie nur zu gut auf ihren eigenen Zustand paßten. Zwar schimpften sie auf ihren Präsidenten und nannten ihn, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, einen Verräther an Denen, die ihn mit ihrem eigenen Blut genährt, das änderte aber die einmal rettungslos verlorene Wahl nicht — Präsident Tyler mußte vier Jahre lang den Präsidentenstuhl einnehmen und das Einzige, was ihnen zu thun übrig blieb, war, in der neuen Wahl vorsichtiger zu sein und diesmal, wenn sie wieder siegen sollten, auch da zu ernten, wo sie gesäet hatten.

Die Demokraten erkannten dagegen ihrerseits ebenso gut die Nothwendigkeit, ihre besten Kräfte in's Feld zu rufen, denn die Majorität der Whigs war bei voriger Wahl zu fürchterlich groß gewesen, um sie nicht ängstlich besorgt zu machen für ihre nächsten Aussichten. Eine besondere und kräftige Stütze hatten sie übrigens in den eingewanderten Ausländern, besonders in Deutschen und Iren, von denen ein großer Theil dem Beispiele seiner übrigen Landsleute nur folgte und sich wenig darum kümmerte, was Whig oder Demokrat eigentlich meine, was jede Parthei eigentlich für Zwecke im Auge habe; es schien sich einmal von selbst zu verstehen, daß sie, sobald sie nach Amerika kämen, auch Demokraten würden.

Die Ursache davon war aber theils der Name Demokrat, der nun einmal für den Republikaner einen guten Klang hat, andererseits aber auch Das wieder, daß fast alle deutschen Zeitungen — mit sehr wenigen Ausnahmen — von Seiten dieser Parthei ausgingen, und die Deutschen, die noch kein Englisch lesen konnten, wenn sie sich über die Politik ihres neuen Vaterlandes unterrichten wollten, nur Blätter fanden, die es sich zur Lebensfrage gemacht hatten, die Sache der Demokraten zu verfechten.

Hierzu kam noch die Ueberzeugung, die sie doch in der Zeit ihres Aufenthalts gewonnen haben mußten, daß die Whigs großentheils die (Geld)-Aristokratie des Landes bildeten, und während sie dabei an die im alten Vaterlande zurückgelassenen Aristokraten dachten, denen abgeneigt zu sein sie wohl allen Grund hatten, stimmten sie ohne weiteres auf demokratische Seite.

Den Whigs blieb es nun nicht verborgen, wie sehr ihnen der Name bei vielen Ausländern schadete, sie mußten ihn aber, vieler alten Hinterwäldler wegen, die an die frühern Zeiten zurückdachten, wo Whig und Tory einander gegenüberstanden, dennoch beibehalten, da sie in deren Augen noch im-

mer die Stellung einzunehmen ſuchten, die jene Whigs behauptet. Um alſo den Anderen in etwas näher zu kommen, ſich aber auch in dieſer Hinſicht nichts zu vergeben, ſo fingen ſie an, ſich in vielen Blättern, wie bei manchen öffentlichen Reden, „demokratiſche Whigs“ zu nennen.

Das reichte freilich noch lange nicht aus, ihrer Sache einen günſtigen Erfolg zu ſichern, die deutſche Preſſe mußte ebenfalls für ſie arbeiten und Etonville, das mit allen Theilen des Staats, wie ſogar mit allen deutſchen Anſiedelungen und Niederlaſſungen der Nachbarſtaaten in genauer und ſteter Verbindung ſtand, war von ihnen zu dieſem Zweck auserſehen worden. Hier ſollte eine deutſche Whigzeitung gegründet und von den amerikaniſchen Whigs unterſtützt werden, da es zu wenig Deutſche dieſer Parthei gab, um ein ſolches Blatt allein halten zu können.

Hierzu galt es aber nun einen Mann zu finden, der nicht allein die Mittel beſaß, einem ſolchen Unternehmen gut vorſtehen zu können, ſondern der auch bei ſeinen Landsleuten in hinlänglichem Anſehen ſtand, um gewiſſermaßen als Leiter der Heerde zu dienen. Ihre Wahl fiel bald auf Einen, der ihnen in jeder Hinſicht genügte.

Joſeph Rehbein war vor etwa acht Jahren, als ganz armer Poſamentir und mit Frau und Kindern, nach Amerika gekommen, und hatte durch Fleiß und Sparſamkeit und vorzüglich durch den ſorgenden Geiſt ſeiner Frau, im Anfang ſein Auskommen gefunden, und ſich nach und nach ein kleines Vermögen erworben, das er durch eine glückliche Speculation vermehrte und nun bald für einen recht wohlhabenden Mann galt. Da ſtarb ihm, zu ſeinem Unglück, die Frau, und wenn er ſich auch ſein Erworbenes wohl zu wahren wußte, ſo war er doch ſelbſt von Charakter zu ſchwach und ſchwankend, um nicht gar bald aus dem alten guten Gleis herauszukommen. Der Hochmuthsteufel fuhr ihm in den Kopf, er kaufte ſich in Frontſtreet ein Haus, richtete es brillant ein und fing an Geſellſchaften zu geben, wobei er ſein früheres Geſchäft vernachläſſigte und mehr den Rentier als Handwerker ſpielte.

Seine Tochter, ein liebes braves Mädchen von etwa achtzehn Jahren, fühlte recht gut, wie ihr Vater Dem, was er jetzt zu ſein ſich bemühte, nicht vorſtehen konnte und daß Die, die an ſeiner Tafel zechten, ihn ſpäter auslachten und verſpotteten; Rehbein aber ließ ſich nicht irre machen, ſuchte den wohlhabenden Amerikanern, die er perſönlich kannte, nachzuahmen und wurde endlich, um ſich die Gunſt mehrerer angeſehener Häuſer zu ſichern, mit denen er ſeither in Geſchäftsverbindung geſtanden, ein Whig. Allerdings erſtreckte ſich ſeine ganze Kenntniß der Politik und überhaupt der Literatur einzig und allein auf das in Etonville erſcheinende ſtreng demokratiſche Volksblatt, aber

auch ſelbſt dem entſagte er, als er ſich auf die entgegengeſetzte Parthei ſchlug, weil er erklärte, „ſolche Lügen und Verleumdungen“ nicht länger durch ſein Abonnement unterſtützen zu wollen. Er war jedoch nur Whig dem Namen nach, machte es wie tauſend der übrigen, die zu beobachten er jeden Tag Gelegenheit hatte, pries den eigenen Candidaten und läſterte die Gegenparthei. Darin lag auch weiter nichts Außerordentliches, und es gab zu viele ſeines Gleichen in der guten Stadt, als daß ſolche Aeußerungen hätten auffallen können; ſeine politiſche Meinungsänderung lenkte jedoch die Augen der Whigs auf ihn und ſie glaubten bald, in ihm das Ideal eines Mannes gefunden zu haben, wie es vollkommen in ihre Pläne paßte.

So geſchah es, daß er eines Morgens einen zwar unerwarteten, aber ihm ungemein ſchmeichelhaften Beſuch erhielt; dieſer beſtand nämlich aus drei der reichſten und angeſehenſten Bürger der Stadt, in deren Kreis er ſich bis jetzt vergebens bemüht hatte zu gelangen. Mit unendlicher Leutſeligkeit unterhielten ſich dieſe mit ihm, genoſſen freundlich die ſchnell herbeigebrachten Speiſen und Getränke — ſprachen über dies und jenes — vom Preis des Mehls und Whiskeys — von der letzten Ernte und dem möglichen diesjährigen Gedeihen der Schweine (aus denen Etonsville gar bedeutenden Nutzen zog) — und kamen dann endlich auch, nach mancher Vorbereitung und Anſpielung, auf Politik zu ſprechen, wobei ſie ihn im Anfang ungemein lobten, daß er, erſt ein eifriger Demokrat, nicht zu ſtolz geweſen ſei, zu geſtehen, er habe ſich geirrt und nun mit ſo kräftiger Energie der Parthei diene, die er, nach beſtem Wiſſen und Gefühl, für die rechte halte.

Herr Rehbein war entzückt, und zwei ſchnell aus dem Keller heraufbeſchworene Flaſchen Champagner bewieſen, auf welche Art ſich ſeine Freude Luft mache; die Amerikaner ließen das auch ruhig geſchehen, wurden immer geſprächiger und rückten endlich mit Dem, was ſie eigentlich hierher geführt, heraus.

Herr Rehbein war wie aus den Wolken gefallen. Er, der noch in ſeinem ganzen Leben keine Zeile geſchrieben hatte, die gedruckt worden wäre — ſeine ſtereotype Geſchäftsanzeige im Volksblatt und die Bekanntmachung eines verlorenen Ueberſchuhs in demſelben Blatt ausgenommen — er ſollte jetzt Redacteur einer Zeitſchrift werden und lange politiſche Aufſätze ſchreiben! Herr Rehbein fing bei dem Gedanken ganz unmenſchlich an zu lachen und Louiſe, das arme Kind, das ab- und zugegangen war, die unerwarteten Gäſte zu bedienen, holte tief Athem, denn ſie hatte ſchon gefürchtet, ihr Vater würde jetzt bei Allem, wozu die Amerikaner ihn benutzen wollten, unbedingt Ja ſagen.

Herr Rehbein fing alſo unmäßig an zu lachen, nichts deſtoweniger verfolgten die Whigs ihre einmal betretene Bahn, denn Schwierigkeiten hatten ſie zu finden erwartet. Ihre Abſicht ging vor allen Dingen dahin, Herrn Rehbein die ehrenhafte Stellung einer ſolchen Redaction begreiflich zu machen und ihm dann zu zeigen, wie und auf welche Art er all und jede Schwierigkeit beſeitigen könne. Ein junger Mann, den die Amerikaner ſelbſt in Vorſchlag brachten und herbeiſchaffen wollten, ſollte die Hauptredaction übernehmen, d. h. die leitenden Artikel liefern und Auszüge aus den beſten amerikaniſchen Whigblättern bringen, Herr Rehbein dagegen hauptſächlich ſeinen als warmen Whig bekannten Namen dazu hergeben, über das Ganze gewiſſermaßen die Oberaufſicht führen, und auf die zwei erſten Monate die Druckkoſten auszulegen, wie das nöthige Papier aus einem hieſigen Lager entnehmen, was ihm jedoch zu dem Koſtenpreis verſchafft werden würde. Die Amerikaner ihrerſeits verſprachen dagegen das Honorar ſämmtlicher bei der Redaction betheiligten Herren zu tragen, ferner alle die dazu nöthigen auswärtigen Blätter zu halten, wobei ſie ihm noch ferner einen Abſatz von vierhundert Exemplaren, mit vierteljähriger Vorausbezahlung eines Dollar pro Exemplar, garantirten. Ja ſie erboten ſich ſogar, noch einen neuen Contract mit ihm abzuſchließen, wenn er bis zur Wahl fände, daß er nicht auf ſeine Koſten käme, und dann vielleicht das Blatt gemeinſchaftlich mit ihm zu übernehmen.

Herr Rehbein hatte, außer dem vorhergegangenen Wein, eine ganze Flaſche Champagner getrunken, und entdeckte jetzt plötzlich etwas, was ihm bis dahin vollkommen unbekannt geweſen war: daß er nämlich in der That ein und zwar nicht unbedeutendes literariſches Talent beſitze, und einer Stellung, wie die eben in Vorſchlag gebrachte, allerdings vorſtehen könnte. Er ging auf den Plan ein und die Amerikaner, ohne ihm weitere Zeit zu laſſen die Sache nochmals zu überlegen, brachten augenblicklich alles das, was bis zu dieſem Moment noch unüberſteigliche Hinderniſſe geſchienen hatte, in Richtigkeit. Einer von ihnen ging und kehrte nach kaum einer Viertelſtunde mit dem jungen Deutſchen — künftigen Mitarbeiter am „demokratiſchen Whig-Adler“ zurück; ein Anderer hatte indeſſen Herrn Rehbein die Adreſſen aufgegeben, wo er das Papier zu dem verſprochenen Koſtenpreis erhalten ſolle und ſich von dieſem eine Anweiſung darauf ausſtellen laſſen, wie auch, in Gegenwart der Anderen, den mündlichen Auftrag bekommen, alles Uebrige, was Satz und Druck betraf, zu beſorgen; erſt dann, als jeder Kleinigkeit gedacht, jedem Zweifel und Bedenken begegnet war, verließen ſie, mit den Verſicherungen innigſter Freundſchaft, den alſo Ueberrumpelten, und

Herr Rehbein blieb, als die Hausthür hinter ihnen zufiel, einige Minuten lang ſtarr und ſchweigend ſtehen und ſchaute mit ſtierem Blick die grüne, goldbetreßte Kappe an, die er noch, wie er ſie beim Abſchiednehmen heruntergezogen, in der Hand hielt.

Das Erſte, was ihn wieder ein klein wenig in die Wirklichkeit zurückrief, war Louiſe, ſein holdes Töchterchen, das bis jetzt mit Zittern und Zagen dem Laufe des Geſprächs gefolgt, aber zu ſtreng erzogen war, auch nur mit einer Sylbe dem Vater zu widerſprechen. Jetzt aber, als ihn die Fremden verlaſſen und er ſo ſtill, mit fieberhaft glühenden Wangen und unbeweglichem Blicke daſtand, da warf ſie ſich an ſeine Bruſt, und der neugewonnene Redacteur bemerkte wirklich erſt die Gegenwart des armen Kindes, als er das krampfhafte Schluchzen hörte und die ſchlanke, liebliche Geſtalt der Jungfrau in ſeinen Armen zittern und beben fühlte.

Das ließ bei Herrn Rehbein vielleicht zum erſten Mal den Gedanken aufſteigen, daß er ſoeben einen recht dummen Streich gemacht, und ſeinen Finger in einen außerordentlich heißen Brei geſteckt habe, ohne im Stande zu ſein, ihn ebenſo ſchnell wieder herauszuziehen. Bei ſo unſchlüſſigen Menſchen aber, die eigentlich keinen recht feſten Willen haben, ſondern, den Wetterfahnen gleich, von jedem leiſen Windſtoß hin und herbewegt werden, geſchieht es nicht ſelten daß ſie, wenn ſie wirklich einmal Charakterfeſtigkeit zeigen wollen, den allerunglücklichſten Augenblick wählen und ſtarrſinnig, ſobald ſie Widerſtand finden, auf dem beſtehen, was ſie noch ſelbſt vor wenigen Secunden mit dem größtmöglichſten Vergnügen rückgängig gemacht hätten. So geſchah es mit Joſeph Rehbein; — er las den leiſen Vorwurf, der in dem thränenfeuchten Blick des lieben Mädchens lag — er wußte wie begründet er war, aber grade dagegen empörte ſich ſein ſtolzes Vaterherz, daß er ſich von ſeinem eigenen Kinde ſolle ſagen laſſen, was er zu thun oder zu laſſen habe. Rauher, als er es ſonſt gewohnt war — viel rauher, als er es grade in dieſem Augenblick hätte thun ſollen, drängte er die Tochter von ſich, drückte ſich die Mütze feſt auf den Kopf, ſchob die Hände tief in die Beinkleidertaſchen hinein, und wanderte dann mit großen Schritten vom rechten Eckfenſter bis ſchräg durch das Zimmer zum Ofen, und von dem Ofen wieder zu dem rechten Eckfenſter zurück.

Da zog es unten kräftig an der Klingel, die vor der Hausthür in einem in Bronce gefaßten Porcellanknopf entſprang und auf dem wiederum mit zierlichen Buchſtaben der Name Joſeph Rehbein ſtand; als der Eigenthümer des Knopfes und Namens aber zum Fenſter hinausſchaute, ſah er nur eben noch wie ein junger Mann, der in letzter Zeit ſehr oft ſein

Haus betreten hatte, im Inneren der Flur verschwand. Der Posamentirgehülfe, der sich in schwarzem Frack und weißer Weste unten im Parlour bis dahin gelangweilt, und jetzt sehnsüchtig den heute unverantwortlich lange ausbleibenden Ruf zum Mittagessen erwartete, hatte nämlich schnell geöffnet, um jedes etwa noch eintretende Hinderniß ohne Weiteres abfertigen zu können, war jedoch keineswegs freudig überrascht, einen Menschen eintreten zu sehen, der ihm in letzter Zeit ein wahrer Dorn im Fleisch gewesen, da er sich nicht verbergen konnte, mit wie freundlichen Blicken Fräulein Louise diesen „Monsieur" unverschämt anlächele, während er selbst schon wenigstens seit drei Monaten vergebens seufzte und schmachtete.

Der Eindringling kümmerte sich aber wenig um den pomadisirten Laffen, er ließ ihn stehen und sprang mit flüchtigen Sätzen die Treppe hinauf, wo er nach schnellem Anklopfen, und ohne selbst ein „Herein" abzuwarten, die Thür öffnete, und sich nun plötzlich vor dem, mitten im Zimmer stehenden Posamentir Rehbein mit einem Hintergrund von leeren Flaschen, halbleeren Tellern und verschobenen Stühlen fand.

Das war aber grade der Mann, den sich Herr Rehbein gewünscht, seiner bösen Laune für den Augenblick einen Abzugscanal zu verschaffen. — Moritz Gärtner, zwar ein fleißiger, braver, junger Mann, — aber ein Demokrat, hatte nur zu deutlich gezeigt, daß er seine Tochter lieber sähe als andere Mädchen, und das nicht allein — nein, sogar versucht, den Vater, ihn — den reichen Posamentir Rehbein, wieder zu seinem alten politischen Glauben zurückzuführen. Die Beiden wären dabei auch wohl manchmal aneinander gerathen, hätte nicht der junge Gärtner stets zur rechten Zeit eingezügelt, um dem alten Manne, dem Vater des Mädchens das er liebte, nicht weh zu thun. Heute trat er aber mit so zuversichtlichem freudestrahlenden Gesicht in die Thür, daß ihm das sonderbare Benehmen des Alten gar nicht auffiel, (Louise hatte, als sie ihn kommen hörte, durch eine Seitenthür das Zimmer verlassen) und er wandte sich augenblicklich mit ausgestreckter Rechte und herzlichen Gruß an den ihm erstaunt in die Augen Schauenden.

— Herr Gärtner! sagte da der Posamentir, während er den Kopf zurückwarf und, anstatt dem Handschlag zu begegnen, beide Arme nur noch tiefer in seinen Taschen zu vergraben suchte — Herr Gärtner —

— Herr Rehbein, wiederholte jener etwas überrascht.

— Herr Gärtner, ich muß Sie bitten, mich mit solchen Anträgen ferner zu verschonen!

Gärtner ſah ihn erſt einen Augenblick erſtaunt an und erwiderte dann gutmüthig lächelnd, aber doch auch etwas erröthend:

„Beſter Herr Rehbein, ich habe ja noch keine Sterbensſylbe von irgend einem Antrag verlauten laſſen — ich wollte ja nur —"

„Das iſt gar keine Entſchuldigung, junger Mann," unterbrach ihn hier, froh einmal im Gleis zu ſein, der Erhitzte — „das iſt gar keine Entſchuldigung — ich weiß recht gut was Sie wollen, ohne daß Sie vorher eine lange Rede halten — Sie wollen meine Tochter — Sie wollen meinen Glauben — Sie wollen mich ſelbſt von Pflicht und Recht abtrünnig machen — Sie ſind ein Verführer. Doch ich bin Gott ſei Dank Mann genug, um zu wiſſen was ich zu thun habe — noch in dieſer Woche ſoll die Stadt erfahren, wie ich denke und welche Kraft ich dem, was ich denke, zu geben weiß — und was meine Tochter betrifft —"

„Aber beſter Herr Rehbein —"

„Laſſen Sie mich ausreden, Herr!" — ſchrie der Poſamentir, der ſich jetzt in eine förmliche Extaſe hineingearbeitet hatte — „und was meine Tochter betrifft, ſo muß ich Ihnen nur hiermit ſagen, daß ich ſie keinem Menſchen geben werde, der da mir nichts, Dir nichts hergelaufen kommt und mit ſeinen demokratiſchen Principien prahlt. — Meine Tochter iſt für einen ruhigen, nüchternen Mann beſtimmt, der — vor allen Dingen nicht allein ſein Brod hat, ſondern auch — ſondern auch weiß, was er ſeinem neugewählten Vaterland ſchuldig iſt — der einſieht, daß wir nur durch eine Nationalbank den Handel und den geſunkenen Credit des Landes wieder heben können und nicht grade im Gegentheil trotzig daran arbeitet, Alles das wieder umzuſtoßen, was treuherzige und wackere Patrioten, ſelbſt mit Aufopferung ihres eigenen Intereſſes, gethan haben."

Der Poſamentirgehülfe, der ſich draußen vor der Stubenthür, mit dem Ohr feſt gegen das Schlüſſelloch gelegt hatte, rieb ſich ſchmunzelnd die Hände und wurde vor Freude ganz roth im Geſicht. —

„Mein guter Herr Rehbein," nahm jetzt, als ſich dieſer würdige Mann erſchöpft ob der langen Rede auf einen Stuhl geworfen hatte, Jener ruhig das Wort — „es iſt ein altes Capitel, was wir ſchon ſo oft und ſo zwecklos durchgedroſchen haben, daß es ſich kaum der Mühe verlohnte noch einmal damit zu beginnen; ich komme wegen ernſterer Angelegenheit hierher — Ich liebe Ihre Tochter, habe mein gutes Auskommen — werde von ihr wieder geliebt und halte hier förmlich und rechtſchaffen um ihre Hand an. Was unſere politiſche Meinung anbetrifft, ſo wollen wir die viel lieber ruhen laſſen, als daß ſie meinem Glücke ein Hinderniß werden ſollte; — ich bin

allerdings mit Leib und Seele Demokrat — wollen Sie aber Whig sein — auch gut — es muß überdies eine zweite Partei geben, sonst fiele ja die ganze Opposition weg, und Opposition ist, wie Sie recht gut wissen, die Seele der vereinigten Staaten. Später hoffe ich dann auch noch einmal die Zeit zu erleben, wo Sie von Ihrem Irrthum —"

„Nun hab' ich's satt" — platzte auf einmal Herr Rehbein heraus, der indessen wie auf Nadeln gesessen zu haben schien und unwillig aufsprang. „Herr! Sie sind ein unverschämter Mensch, und je eher Sie sich wieder entfernen, desto angenehmer ist mir's. Was meine Irrthümer anbetrifft — die gehen Sie — thun Sie mir den Gefallen und besuchen Sie mich auf ein ander Mal."

Herr Rehbein brach hier kurz ab, und wandte dem wirklich überraschten Werber den Rücken.

„Aber Herr Rehbein," sagte Gärtner nach kurzer Pause — „ich frage Sie ja nicht nach Ihrer politischen Meinung — ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter, und dieser wird es wahrlich gleichgültig sein, ob der, den sie liebt, für Clay oder Polk stimmt."

„Aber mir ist es nicht gleichgültig, Herr!" fuhr hier Herr Rehbein wieder auf, „mir, ihrem Vater, mir, der auf ihr einstiges Wohl zu sehen hat; und einen Mann, der so verblendet gegen die Interessen der vereinigten Staaten ist, daß er für einen Menschen wie diesen Polk stimmen kann, den halte ich auch nicht für fähig, meine Tochter glücklich zu machen. Also wie gesagt, mein Herr, besuchen Sie —"

„Wenn ich also meine Meinung änderte" — unterbrach ihn hier Gärtner, „wenn ich das Whigticket stimmte — würde das Sie bewegen, mir Ihre Tochter zu geben?"

„Auf jeden Fall würde ich mir dann die Sache, die dadurch in ein viel günstigeres Licht träte, überlegen" — sagte Herr Rehbein, und blieb sinnend stehen, denn in diesem Augenblick fiel es ihm wieder ein, welches Ziel er sich ja von nun an gesteckt habe, und wie er vielleicht gar schon die erste Viertelstunde seines neuen Berufs zu glücklicher Bekehrung eines nicht unbedeutenden Gliedes der Gegenpartei verwenden könne. Er ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab und hielt dann plötzlich vor dem jungen Mann, der ihm lächelnd in's Auge schaute und seiner Hand willig den einen Rockknopf überließ, an dem Herr Rehbein jetzt an zu drehen fing.

„Hören Sie 'mal, Gärtner," sagte er dabei, und sein ganzes Wesen hatte sich auf eine zwar sehr schnelle, aber höchst günstige Weise verändert — „das war ein recht gescheidter Gedanke von Ihnen — werden Sie

Whig — helfen Sie mir mit an meinem neuen — ich wollte ſagen, arbeiten Sie ſo eifrig für die Sache der Whigs, wie bisher für die der Demokraten und — und ich denke, wir werden noch recht gute Freunde zuſammen. Sie ſind ſonſt ein herzensguter Menſch und ſollten ja doch auch ein Einſehen haben, was unſeren Intereſſen am meiſten zuſagt. Sehen Sie, Polk — nun ja, unter uns, ich habe nichts gegen ihn, er mag es wohl ganz gut meinen und es gab einmal eine Zeit, wo es mir ſelbſt recht geweſen wäre, wenn er auf dem Präſidentenſtuhl geſeſſen hätte — aber was iſt Henry Clay dagegen für ein Mann —

„Ein Spieler," unterbrach ihn Gärtner ruhig lächelnd. —

„Unſinn", ſagte Herr Rehbein, faſt ärgerlich — „gehören Sie auch mit zu dem Klatſch, der es einem Mann vorwirft, wenn er ein Spiel Karten in die Hand nimmt? —"

„Und ein Bowieknife*)" — lächelte Gärtner. —

„Bowieknife — Beſenſtiel, hätte ich bald geſagt" — zürnte Herr Rehbein — „Henry Clay iſt ein viel zu vernünftiger Mann, als ſich mit ſo ſpitzen Dingern zu duelliren oder gar auf ſich ſchießen zu laſſen. So machen's aber die Herren Demokraten — der Eine iſt ihnen zu wild, der Andere zu zahm — der Eine ſoll nicht ſpielen, der Andere nicht beten und am Ende wiſſen ſie ſelber nicht, was ſie wollen. Nein, lieber Gärtner, da nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an mir. Sehen Sie — Sie werden mir doch gewiß nicht abſtreiten, daß ich auch eine politiſche Meinung habe — aber ich bin

*) Die Demokraten warfen Henry Clay — dem Candidaten der Whigs, viele Sachen vor, die ihn einer ſolchen Stellung unwerth machten — er ſollte ein Spieler und Duelliſt ſein und ſchon das letztere würde, wenn erwieſen, hinlänglich geweſen ſein, ihn von dieſer erſten Stelle der vereinigten Staaten auszuſchließen, da alle Beamten, alſo auch der Präſident, bei ihrem Antritt ſchwören müſſen, daß ſie ſich noch nicht im Bereich des Staates — wenn ſie in einen einzelnen Staat eintreten, ſonſt aber im Bereich der Union ſchon mit tödtlichen Waffen duellirt haben, was bei Henry Clay, obgleich er es leugnet, allerdings geſchehen ſein ſoll. Er hätte alſo, wenn gewählt, entweder abgewieſen oder meineidig werden müſſen. Das „Louisville Journal" ein ſtreng demokratiſches und ſehr bedeutendes, viel geleſenes Journal, brachte z. B. in der Wahlzeit ein Blatt ſeiner Zeitung blank, und auf der einen Seite die Geſtalt Henry Clay's von den Worten „Spieler — Mörder — Duelliſt gebildet, während vor ihm ein Tiſch mit einem Spiel Karten, einem Bowieknife (großem amerikaniſchen Meſſer) und einer Piſtole, ſtand. Auf der anderen Seite deſſelben Blattes war Henry Clay wiederum abgebildet, wie ihn Teufel in den hölliſchen Abgrund hinabreißen wollen, während ihn Frelinghuyſen (der Candidat für die Vicepräſidentſchaft und als Pietiſt bekannt) zurückzuhalten ſucht und dabei ängſtlich betet. Die Whigs lieferten natürlich ähnliche Spottbilder, und zwar in wahrer Unzahl, auf die Candidaten der Gegenpartei.

auch vernünftig — ich habe die Augen dabei offen, und sehe, wie es andere geſcheidte Leute machen — ich bin nicht blind gegen unſere eigenen Fehler. Die Whigs ſind gar nicht ſo ſchlimm, wie ſie von den Demokraten gemacht werden — es ſind ächte Republikaner — leſen Sie nur einmal in der alten amerikaniſchen Revolution, wie ſich damals die Whigs gegen die Torys geſchlagen haben; — und dann wollen ſie ja nur das Beſte der vereinigten Staaten. Weshalb ſind die Demokraten überhaupt ſtets ſo gegen eine Nationalbank? — wäre die nicht zehntauſendmal beſſer, als daß jetzt jeder Lump Bankdirector werden und ſeine Wiſche ausgeben kann? heh? würden wir ſo viele Bankerotte haben, wenn die Union ſelbſt die Geldkaſſe unter dem Arme hätte? Nein — das würden wir wohl bleiben laſſen. Und was die Demokraten nur mit ihrem unſinnigen nach Silber und Gold Schreien wollen — das können ſie ja behalten — meinetwegen mögen keine Banknoten unter funfzig Dollar ausgegeben werden —"

„Und das ginge die armen Leute dann gar nichts an" — unterbrach ihn lachend der Gärtner — „es kommt ſelten vor, daß ein armer Mann etwas an einer funfzig Dollar-Note verliert, und die Reichen, i. e. die Whigs wären allein dabei intereſſirt. Aber Sie vergeſſen, Herr Rehbein, daß die Demokraten hauptſächlich deshalb gegen eine Bank der vereinigten Staaten ſind, weil ſie nicht wollen, daß der Präſident, und wenn er auch von ihnen ſelbſt gewählt worden, Schwert und Geldſack zu gleicher Zeit in der Hand trägt."

„Das wäre aber noch das Wenigſte — ich, meines Theils begreife gar nicht, wie ein Deutſcher, der es wirklich mit den Intereſſen ſeiner Landsleute hält, eine Sache vertheidigen kann, die alle Ausländer, vorzüglich aber grade die Deutſchen, unter die Füße zu treten ſucht. Die „Natives", wie ſie ſich ſelbſt nennen, ſind ſämmtlich Whigs und was iſt ihre Abſicht mit den Einwanderern? ſie wollen, daß Ausländer erſt ein volles Mündigkeitsalter in den vereinigten Staaten erlangen, daß ſie ſich ein und zwanzig Jahre darin aufgehalten haben ſollen, ehe ſie Bürger werden und damit die Rechte amerikaniſcher Bürger gewinnen können; ſie wollen, zu Gunſten der hier Geborenen, die Fremden drängen und drücken, und doch ſind es grade nur die Fremden — nur fremde Hände, nur fremdes Gold, dem Amerika ſeine gewaltigen Bauten — ſeinen ungeheueren Verkehr und dadurch ſeinen Reichthum verdankt. Größtentheils Deutſche und Irländer arbeiten in allen Kohlenbergwerken, an allen Straßen, an allen Canälen und Eiſenbahnen — im hohen Norden, an den von eiſigen Winden durchtobten Prärieen, wie im Süden, in den warmen peſthauchenden Sümpfen der Niederungen. Aus-

länder waren es ſogar größtentheils, die damals, in den Schlachten der Revolution, die amerikaniſche Freiheit mit erkämpfen halfen und ſomit ihren Landsleuten ein volles Recht erwarben, Theil an den ſegenbringenden Folgen derſelben zu nehmen. Ich brauche Ihnen hier nur die Namen von Lafayette, Kosciusko, Pulaski, de Kalb und Steuben zu nennen. Die „Natives" fürchten aber ihre eigenen, ſelbſtiſchen Intereſſen gefährdet zu ſehen, fürchten die Concurrenz der fleißigen Deutſchen und Iren und bedenken nicht oder wollen nicht bedenken, daß noch Millionen Acker Landes grade des Ausländers harren, der jene Waldſtrecken lichten, jenen Boden bebauen ſoll, um die öde Wildniß in Nahrung ſpendende Getreidefelder zu verwandeln."

„Doch genug, genug von ſämmtlichen Streitfragen, die alle vier Jahre ſo unausweichlich an der Tagesordnung ſind — ich lebe und webe jetzt nur in Politik und bin wirklich froh, wenn ich einmal auf Augenblicke etwas Anderes zu hören bekomme. Ueberdies führte mich das viel zu weit von meinem eigentlichen Zwecke ab. Ich kam hierher, Sie, mein guter Herr Rehbein, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten — Louiſe liebt mich, und ich weiß, Sie ſind ſo wenig eifriger Politiker, um eine kleine Meinungsverſchiedenheit da feindlich eintreten zu laſſen, wo das Glück Ihres einzigen Kindes auf dem Spiele ſteht!

„Sie leben und weben jetzt nur in Politik?" ſagte Herr Rehbein plötzlich, dem die vorhin geäußerten Worte aufgefallen — „wie habe ich das zu verſtehen? wie ſo leben Sie darin?"

„Inſofern", erwiderte Gärtner, „als ich für jetzt der Politik meine ganze Zeit widme. Die Whigs ſind nämlich, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, geſonnen, eine deutſche Whigzeitung zu gründen und haben nur bis jetzt noch keinen Deutſchen finden können, der thöricht genug geweſen wäre, auf ihre Bedingungen einzugehen, da man ja ſchon weiß wie ſie nach der Wahl ihre Verſprechungen halten. Um aber jeden ſolchen Verſuch, wenn er wirklich in Ausführung käme, auch mit aller uns zu Gebote ſtehenden Kraft zurückzuweiſen, ſo wollen wir unſerem Volksblatt eine größere Ausdehnung, einen größern Aufſchwung geben und ich bin deshalb zum Mitredacteur erwählt worden. Schwerlich finden übrigens die Whigs einen Menſchen, der, albern genug, ihren Worten glaubt, obgleich der liebe Gott allerlei wunderliche Koſtgänger hat und es ſchon möglich wäre, daß dennoch irgend ein blinder Thor —"

„Herr — jetzt hab' ich's ſatt!" ſchrie Herr Rehbein mit dem Fuße ſtampfend, während er dabei ſo roth im Geſicht wurde, als ob er eine halbe Stunde zu ſeinem ganz eigenen und beſondern Vergnügen auf dem Kopfe

geſtanden hätte. „Schon einmal habe ich Ihnen zu verſtehen gegeben, daß mir Ihr Beſuch nicht angenehm iſt; jetzt, wenn Sie denn das nicht verſtehen, was man durch die Blume ſprechen nennt, ſo hören Sie's mit einfachen, klaren Worten, daß Sie ſich packen ſollen. Augenblicklich verlaſſen Sie mein Haus, und die Stunde, in der Sie Ihre verhaßte Sohle wieder auf meinen Teppich ſetzen, ſoll ver—"

Er beendete ſeine Rede nicht, denn eine weiche Hand legte ſich leiſe, aber feſt auf ſeine Lippen und ſein holdes Kind rief bittend: „Vater! Vater!"

Herr Rehbein ſchämte ſich wahrſcheinlich ſeiner Aufregung und wandte ſich ab; Gärtner aber, der etwas erwidern wollte, wurde durch eine flehende Gebehrde der Jungfrau daran gehindert, blieb wenige Secunden lang, ſeinen Hut in wahnſinniger Geſchwindigkeit zwiſchen den Fingern drehend, ſtehen, warf dann Louiſen einen halb ärgerlichen, halb launigen Abſchiedsgruß zu und verließ ſchnell das Zimmer. Er wußte, was für ein ſonderbarer alter Kauz Rehbein war und hoffte ihn in anderer Zeit geneigter zu finden.

Schon vor der Thüre dämmerte aber eine Ahnung Deſſen in ihm auf, was wohl eigentlich in ſo gewaltigem Grade Jenes Unwillen erregt haben konnte, denn dort begegneten ihm mehrere Drays (zweirädrige Güterkarren), die eine Druckerpreſſe, verſchiedene ſchwere Kaſten, die augenſcheinlich Lettern enthielten, kurz alles Das herbeiſchafften, was zu einer Druckerei gehörte: und als gleich hintennach auch zwei Amerikaner das Haus betraten, die als die eifrigſten Whigführer der guten Stadt bekannt waren, ſo durfte er den neuen Charakter ſeines Schwiegervaters in spe nicht länger bezweifeln, wenn er auch eigentlich nicht recht begriff, wie der Alte, der doch weder Pulver noch Watte erfunden hatte, im Stande ſein ſollte, einem ſolchen Unternehmen vorzuſtehen.

Er kannte allerdings die nähern Verhältniſſe nicht, wußte nicht, daß Rehbein nur dahingeſtellt war, mit ſeiner eigenen Kaſſe die größten Koſten zu decken und den bekannten deutſchen Namen herzugeben, da es ſich vorausſehen ließ, daß wenig Deutſche darauf eingehen würden, wenn ein Unbekannter — ein Amerikaner — das Ganze geleitet hätte. Der junge Mann übrigens, der die wirkliche Redaction des „Demokratiſchen Whig-Adlers" übernahm, war mit dem Bankdirector von Etonsville nahe verwandt und förderte, im Intereſſe der Whigs, mehr noch das eigene — wodurch er ihnen volle Bürgſchaft leiſtete, der Sache mit allem nur möglichen Eifer vorzuſtehen. Dabei verſäumten ſie aber nicht, dem guten Rehbein bei jeder nur möglichen Gelegenheit in all ſeinen kleinen leicht abgemerkten Schwachheiten zu ſchmeicheln. Er wurde in ihre Geſellſchaft gezogen, dort drängten ſich die

Damen um ihn und dankten ihm, daß er ſo wacker und unerſchrocken für die rechte Sache kämpfe — in allen engliſchen Whigblättern ſtand ſein Lob, der „demokratiſche Whig-Adler" wurde überall auf das dringendſte empfohlen und Rehbein's Name faſt mehr genannt, als der des zukünftigen, wenigſtens noch zu hoffenden, Präſidenten.

Vor ſeinen Augen eröffnete ſich jetzt eine ganz neue Carrière; er gewann Selbſtvertrauen — er mußte es ja gewinnen, wenn er nur die Hälfte, nur den zehnten Theil von Dem glauben wollte, was man ihm Alles ſagte, was man an ihm Alles pries, und er fing ſchon an, es ganz wahrſcheinlich zu finden, daß er, ſobald die Whigs geſiegt und Henry Clay in das weiße Haus zu Washington hineingebracht hatten, in dieſem einen dankbaren Anerkenner ſeiner Verdienſte und Bemühungen, wie den Lohn für ſeine nicht geringen Opfer finden würde. Der neue Präſident konnte ja auch nichts Beſſeres thun, als die bis jetzt ſämmtlich von Demokraten beſetzten einträglichen Stellen und Aemter an ſeine Whigfreunde zu vergeben, und gehörte nicht Joſeph Rehbein zu den wärmſten, thätigſten derſelben?

Joſeph ſah ſich ſchon als „Poſt-Maſter-General" mit 6000, oder als Oberrichter mit 5000, oder doch wenigſtens als Congreßmitglied mit acht Dollars pro Tag, träumte von Ruhe und Glückſeligkeit — ſah ſeine Tochter an irgend einen Grafen oder europäiſchen Fürſten verheirathet und warf das ſchöne Geld wahrhaft zum Fenſter hinaus, um nur jetzt die Sache der Whigs, die ſeine eigene geworden war, zum Sieg zu führen.

So vergingen ihm mehrere Monate in einem wirklichen Taumel, er kam gar nicht mehr zu ſich ſelbſt und die Präſidentenwahl war vor der Thüre, ehe er's ſich verſah. Gärtner dagegen arbeitete wacker und rüſtig an ſeinem Volksblatt, wenn er aber auch nicht vermeiden konnte, den „Demokratiſchen Whig-Adler" anzugreifen, ſo hütete er ſich doch wohl, jemals Rehbein's Namen dabei zu nennen, er kämpfte nur ſtets gegen den „Schreiber des und des Artikels" und wußte recht gut, daß ſich der vorgeſchobene Redacteur dadurch nie getroffen fühlen konnte.

Der „Demokratiſche Whig-Adler" hatte jetzt ſeinen Glanzpunkt erreicht; im letzten Monat des erſten Vierteljahrs war eine nicht unbedeutende Auflage total vergriffen, und wenn auch dadurch die erſten, natürlich ſehr bedeutenden Auslagen noch nicht gedeckt werden konnten, ſo verſprach das Blatt doch für die Zukunft Außerordentliches. An Manuſcript war dabei Ueberfluß, von allen Seiten ſtrömten die Artikel herbei, die freilich größtentheils Schmähungen gegen die demokratiſchen Candidaten und gegen den alten Veteran General Jackſon, der ſich ihrer ſo thätig annahm, oder ungeheure Lobpſalmen

auf die eigene Parthei enthielten, dadurch aber grade um ſo mehr das Publicum intereſſirten, da ſich dieſes am liebſten an Schmähungen ergötzt, wenn es auch den Urheber derſelben verachtet. Herr Rehbein ſchwamm in einem Meer von Wonne, er war plötzlich der Löwe von Etonsville geworden und ſein Triumph, als die Whigs, zuerſt in der Stadt, und dann ſogar im County die Majorität bekamen, kannte keine Grenzen.

An demſelben Abend erhielt er einen ſehr ſchön gearbeiteten ſilbernen Becher mit der Aufſchrift:

„Dem tapfern Vertheidiger amerikaniſchen Rechts — dem wackern Redacteur des „Demokratiſchen Whig-Adlers“ Joſeph Rehbein, zum Andenken an ſeine Whig-Freunde. 1844.“

Das war zu viel! An dem Abend hielt Herr Rehbein ſeine erſte Rede, noch dazu in engliſcher Sprache, und nichts Aufmerkſameres und Ernſthafteres hätte ſich denken laſſen, als die Verſammlung ſeiner amerikaniſchen Zuhörer, von denen jeder Einzelne gern vor Lachen geſtorben wäre. Herr Rehbein floß aber ganz von Entzücken und Dankbarkeit über und blieb plötzlich, da es ihm an Worten und Athem fehlte, ſo total ſtecken, daß er auch keine Sylbe weiter herausbringen konnte. Ein Amerikaner ſprang ihm indeſſen hülfreich bei und fuhr in der begonnenen Rede fort, Sprache und Geſten des eben abgetretenen Deutſchen nachahmend, inſoweit das nämlich möglich war, ohne deſſen Verdacht zu erregen, und war auch ſo glücklich in ſeiner Imitation, daß bald lauter Jubel den Sprechenden unterbrach, der ſich nun in Rehbein's Namen für den ſo freigebig geſpendeten Beifall bedankte.

Die traurigen Folgen dieſes ſo künſtlich, aber doch krankhaft aufgebauten Syſtems ſollten jedoch nicht ausbleiben. Das County hatte allerdings die Majorität und ſandte ſeinen Whigrepräſentanten nach dem Gouvernementsſitz des Staats ab, aber der Staat ſelbſt blieb demokratiſch und jetzt, wie ein Unglück nie allein kommt, liefen auch von allen Seiten ungünſtige Berichte aus andern Staaten ein, an denen man bis jetzt faſt nicht einmal gezweifelt hatte. Die Ausſichten für Henry Clay verringerten ſich mehr und mehr — ſchon ſah man auf Seiten der Whigs mit banger Furcht einer Entſcheidung entgegen; dagegen wurden die Demokraten immer übermüthiger und zuverſichtlicher und häufige Zänkereien, die nicht ſelten ſogar ein blutiges Ende nahmen, verriethen, wie die Gemüther mehr und mehr gegen einander erbittert wurden.

Da brach der verhängnißvolle Tag der Entſcheidung an. Die Poſt war gekommen — die Briefe wurden ausgegeben, und ſiehe da — Herr Rehbein glaubte, der Schlag rühre ihn — James K. Polk war Präſident der Ver-

einigten Staaten von Nordamerika, — Henry Clay hatte auf's Neue der Majorität weichen müſſen. Die demokratiſchen Blätter triumphirten; frühere, auf Polk und General Jackſon geſungene Spottlieder, wurden umgedreht und Pasquille auf die beſiegten Feinde daraus gemacht; Proceſſionen zogen durch die Straßen, mit Neger-Muſikanten voraus, die den Jankee-Doodle ſpielten, und flatternde Fahnen und bunt colorirte Sinnbilder, wie die lauten Hurrahs und das Jubelgeſchrei der Menge, verkündeten die ganze ausgelaſſene Fröhlichkeit der jauchzenden Schaar.

Die Whigs dagegen verhielten ſich ſehr ruhig und wichen, ſo viel ſich das irgend thun ließ, ſolchen Zügen aus, da es nicht ſelten vorkam, daß ſie von den Uebermüthigen auf das Gröbſte beleidigt wurden. Herr Rehbein beſonders, der die Rache der Sieger fürchtete, ſchloß ſich in ſein Haus ein und gab Befehl, Niemanden, wer es auch ſei, einzulaſſen; der erſte Sturm, der erſte Freudenrauſch der ſiegreichen Parthei ſollte ſo vorübergehen, nachher hoffte er die Gemüther ruhiger zu finden, und beſchloß dann auch mit ſeinen amerikaniſchen Freunden zu bereden, welche Schritte jetzt gethan, welche Maßregeln ergriffen werden müßten, das Unvermeidliche zu ertragen, und einer neuen Niederlage in Zeiten zu begegnen und vorzubeugen.

Mehrere Wochen verſtrichen ſo und der „Demokratiſche Whig-Adler" war in letzter Zeit noch beſonders thätig geweſen, die demokratiſche Parthei falſchen Spiels — ungeſetzlicher Wahlen ꝛc. ꝛc. zu beſchuldigen, ſo daß Herr Rehbein ſelbſt einige Male erſchrak, als er ſolche Artikel mit „Joſeph Rehbein, verantwortlicher Redacteur" unterzeichnet fand, die man ihm auch nicht einmal, weder im Manuſcript noch in der erſten Correctur, vorgelegt hatte. Als er aber ſeinen jungen „Mitarbeiter", wie er ihn nannte, eines Morgens zur Rede ſetzen wollte, war dieſer nirgends zu finden und auch, ſonderbarer Weiſe, keiner ſeiner frühern Gönner und Freunde, bei denen er ſich nach ihm zu erkundigen gedachte, zu Hauſe, obgleich es draußen ſtürmte und wetterte, daß man nicht gern einen Hund auf die Straße gejagt hätte. Joſeph Rehbein merkte zwar noch immer nichts, er hatte keine Ahnung, daß er jetzt von Denen verlaſſen ſein ſollte, die ihn erſt vor wenigen Wochen faſt auf Händen getragen, und doch kamen jetzt Beweiſe auf Beweiſe, die ihn zuerſt nur ſtutzig machten, bald aber die unabweisliche Ueberzeugung aufdringen mußten, daß ſein Reich vorüber und er ſelbſt blos, vor der Wahl, als Einſchiebſel benutzt worden ſei, die Intereſſen einer Parthei zu fördern, die ſich um ſeine eigene Perſon nicht einen Pfifferling kümmerte.

Das erſte Vierteljahr ſeiner Zeitſchrift, was ziemlich von Allen pränumerando bezahlt worden, war abgelaufen, aber kein Wort wurde vom Wei-

terhalten des Blattes erwähnt, kein Cent auf ein neues Abonnement gesandt; dagegen griffen ihn alle demokratischen Blätter, seiner „Verläumdungen“ wegen, wüthend an — man drohte ihm sogar von verschiedenen Seiten mit einem Injurienproceß, und als er jene Amerikaner, die ihn zu alle diesen Schritten verleitet hatten, um Beistand ansprach, ihn nicht allein gegen seine Angreifer zu vertheidigen, sondern auch, versprochenermaßen, einen Theil der Schulden zu tilgen, die er allerdings auf seinen Namen, aber doch ihretwegen gemacht hatte, betrugen sich diese entsetzlich kalt gegen ihn und meinten, fast einstimmig, „nur seiner gänzlichen Unfähigkeit ein vernünftiges Blatt zu redigiren, habe er es zu danken, daß er sich jetzt so glänzend blamirt hätte, denn selbst die Whigmajorität dieses County's sei nur ihren eigenen endlosen, unermüdlichen Bestrebungen, nicht aber seinen faden Aufsätzen zuzuschreiben.“

Armer Rehbein, Du mußtest jetzt nicht nur ganz allein sämmtliche eingehende Rechnungen bezahlen, das wäre noch zu ertragen gewesen, aber nun auch noch solchen Hohn, — kein einziger Aufsatz war von seiner Feder — das war zu viel. Er hatte seine ganze Zeit, ja, wie sich jetzt herausstellte, sogar mehrere tausend Dollars, der Sache der Whigs geopfert, sein Name war dabei in allen deutschen und englischen Blättern lächerlich und schlecht gemacht, seine früheren Freunde wandten sich ab von ihm, seine Feinde triumphirten und drohten ihm mit Processen, und grade die Blätter der Whigs, die ihn bisher so unablässig gepriesen, so warm empfohlen hatten, waren jetzt, als er ganz unschuldiger Weise einige sehr bösartige Schmähartikel auf die Demokraten gebracht, die ersten, welche den Stab über ihn brachen und das „ihre Sache entwürdigen“ nannten, obgleich sie unter der Hand selbst die Urheber jener Artikel gewesen und nun heimlich in's Fäustchen lachten, ihre Absicht gelungen zu sehen, während sie dabei noch mit ihrer Unparteilichkeit prahlen konnten.

Rehbein fing an eine wahre Wuth auf die Whigs zu bekommen; mit verbissenem Ingrimm hatte er soeben wieder einen schmählichen Aufsatz gegen sich selbst, in dem Cincinnati Republican gelesen und zerknitterte nun das unschuldige Papier in der zornig geballten Faust, als es leise an die Thür klopfte und auf sein ärgerlich ausgestoßenes „Herein“ wer anders als der wohlfrisirte und sorgfältig gekleidete Posamentirgehülfe hereintrat, der den „Herrn Principal“ um ein kurzes Gehör bat.

Was war der Inhalt seiner Rede?

„Er selbst — sonst ein eifriger Demokrat, hatte der Beredtsamkeit in Herrn Rehbeins „Demokratischem Whig-Adler“ nicht länger widerstehen kön-

nen; er ſei von nun an ſelbſt ein ſo eifriger Whig, wie Henry Clay, verachte die demokratiſchen Principien gründlich — beſitze ein kleines Capital von einigen hundert Dollars und bitte um die Hand der ſchönen Louiſe, der liebenswürdigen Tochter ſeines verehrten Herrn Principals."

Zu jeder anderen Zeit würde Herr Rehbein den verehrten Poſamentirgehülfen, dem er überdies ſeines ſchleichenden Weſens wegen nicht beſonders grün war, einfach zur Thür hinausgewieſen haben, in dieſem Augenblicke aber, wo Zorn und Rache gegen die Whigs ſein Herz erfüllte, kam ihm der Antrag ſo unerwartet, ſo überraſchend, daß er, wirlich ſtarr vor Verwunderung, mehrere Secunden lang ruhig und unbeweglich, das zuſammengeballte Zeitungsblatt immer noch in der Hand, ſtehen blieb und ſeinem freundlich lächelnden Gehülfen in die Augen ſchaute, bis dieſer, dem das lange Schweigen etwas unheimlich vorkommen mochte, ſeine Hand ergreifen wollte. Kaum hatte er dieſe jedoch berührt, als damit auch der Zauber gebrochen ſchien, der ihn bis dahin befangen gehalten hatte. Mit einer Zungengeläufigkeit, wie er ſie noch nie, ſelbſt nicht im heißeſten politiſchen Kampf, bewieſen, nannte er den — jetzt ſeinerſeits verblüfft Daſtehenden — einen albernen Laffen und Holzkopf, der nicht wiſſe, was er wolle, über den anderen, gab ihm die Erlaubniß, ſich augenblicklich aus ſeinem Hauſe zu ſcheeren und warf ihm zuletzt, mit einem kurz und heftig herausgeſtoßenen „'pfehle mich Ihnen," die zuſammengeknitterte Zeitungskugel vor die Füße.

Noch an demſelben Tag verließ der beleidigte Poſamentirgehülfe das Haus und in der nächſten Woche ſogar Etonsville; vorher aber ſchrieb er noch einen urgroben Brief an ſeinen früheren „verehrten Principal" und enthüllte ihm nun in boshafter Schadenfreude alles das, was man von ihm in der Stadt rede — wie er ſich blamirt habe und wie er von den Whigs an der Naſe herumgeführt ſei, was er nur ſeiner eigenen Bornirtheit danken möge. Er ging dabei ſo auf die kleinſten Details ein, ſuchte Alles mit ſolcher unermüdlichen Sorgfalt hervor, was Herrn Rehbein kränken mußte, daß dieſer in dem zwar boshaft geſchilderten, aber dennoch ziemlich treuen Bild der verfloſſenen Monate, plötzlich klar und deutlich ſah und erkannte, welch ein entſetzlicher Thor er geweſen und wie er einer Partei zum Spielzeug gedient hatte, die ihn jetzt, als ſie ſeiner nicht mehr bedurfte, verächtlich bei Seite warf.

Der Brief, ſo ſehr er ihn im Anfang erbitterte, war dennoch von ſegensreichſter Wirkung. Er ſchämte ſich jetzt zuerſt ein ſolcher Thor geweſen zu ſein, daß ſelbſt ein ſo erbärmlicher Menſch, wie dieſer Poſamentirgehülfe war, ſich über ihn luſtig machen und ihn verhöhnen durfte — er ſah ein,

wie unrecht er an seinem Kinde gehandelt, von dem seit jener Zeit alle Freude und Heiterkeit gewichen, und er hätte, wie der Strauß, seinen Kopf in einen Dornbusch verstecken mögen, wenn er daran dachte, was Etonsville und vor allen Anderen, was Gärtner von ihm denken mußte. Gärtner dachte aber gar nicht so schlimm von ihm, als sich, vernünftiger Weise, nach allem Vorgefallenen hätte erwarten lassen; er kannte den Alten und seine Schwachheiten zu gut und vermuthete hierdurch nicht ohne Grund seine gänzliche Heilung und Besserung.

In wieweit er recht gehabt, mag uns, wenn wir zwei Jahre überspringen, ein Blick auf eine kleine, aber freundliche Plantage, im Herzen von Kentucky lehren, wo wir vor der Thür des wohnlichen, von schattigen Fruchtbäumen umgebenen Herrenhauses, unseren alten Bekannten, Herrn Joseph Rehbein wiederfinden, der, auf dem linken Knie einen kleinen lärmenden Enkel hält, dem er mit wahrem Vaterstolz in die blauklaren Augen schaut und es gar nicht zu beachten scheint, wie sich die Eltern des lieben Kleinen, leise und lächelnd ihm nähern, bis das junge schöne Weib endlich ihren Arm um seinen Nacken legt und dem schmunzelnden alten Mann den Morgenkuß auf die Stirne drückt.

„Bist Du Whig oder Demokrat, James," rief da der junge Farmer, und hob lächelnd den Sohn in seine Arme empor — „sag — hältst Du's mit einer Vereinigten Staaten-Bank, oder mit dem baaren Gelde?"

Das Kind strampelte jauchzend mit den Füßen und lallte, während er mit den kleinen runden Aermchen des Vaters Nacken umschlang.

„Papa — Kuchen haben — Kuchen haben."

„Es ist nur gut, daß James gescheidter ist, wie Du," meinte der Alte ernstkomisch — er ist über Politik erhaben — er will nur Kuchen, ob der aber mit baarem Geld oder Shinplasters*) gekauft wurde, ist ihm gleichgültig. Nimm Dir ein Beispiel an James und bekümmere Dich lieber um Deine Farm, als um die nichtsnützige Politik."

„Und wenn nun Alle so dächten?" lächelte Jener.

„Es wäre ein Glück," seufzte Herr Rehbein, Gärtner aber setzte den Kleinen nieder und erwiederte dabei mit der ausgestreckten Hand das junge Weib an seine Brust ziehend:

„Nein, Großvater, das wäre kein Glück — unsere Rechte müssen wir

*) Shinplasters, der amerikanische Spottname für jene kleinen unbedeutenden Banknoten, die in Philadelphia sogar bis zu 5 Cent und in den übrigen Staaten bis zu 6¼ Cent ausgegeben wurden.

uns wahren, unſere Freiheiten vor jedem Angriff ſchützen, ſonſt verdienten wir nicht den Namen Republikaner, und verſänken allgemach wieder in den alten Schlamm einer despotiſchen Monarchie zurück, von der uns, Gott ſei Dank, die ſtarken Arme unſerer Väter befreit haben. Aber die Zeiten wollen wir uns nur nicht ſelbſt ſchwer machen mit kleinlichen Intriguen und endloſen Zänkereien; in Fried und Eintracht wollen wir leben und mag dann Whig oder Demokrat an der Spitze ſtehen, das Volk hat die Augen offen und iſt nicht wie ein blindes Roß, das willenlos dem angelegten Zügel folgt und nur vorwärts ſpringt, wenn es den ſcharfen Sporn und die Peitſche fühlt. James ruft jetzt allerdings blos nach Kuchen, wenn er aber einmal größer und verſtändiger wird, ſo hoff' ich, daß er auch zu wiſſen verlangt, womit der bezahlt wurde, denn er hat dann ein Recht darnach zu fragen; bis dahin aber —"

„Laß ihn um Gotteswillen keine Redaction einer deutſchen Zeitung übernehmen," unterbrach ihn Herr Rehbein lachend — und wenn's auch nur ſeines alten Großvaters wegen wäre.

„Nein — bis dahin nicht," erwiderte Gärtner, „iſt er aber herangewachſen und zu Verſtand gekommen und fühlt er die Kraft in ſich, ein freies männliches Wort zu reden, ſeine redliche und durch Ueberzeugung gewonnene Meinung zu vertreten, nun denn, in Gottes Namen; mag er mit der Feder ſtreiten, ſo lange die Schlachten nur noch mit der Feder geführt werden, nachher aber auch nicht läſſig mit dem Schwert ſein, wenn es den eigenen Herd, oder, was uns ebenſo heilig ſein ſollte, das freie Wort und den freien Willen zu vertheidigen gilt. — Aber apropos, Großvater — wer war denn der zerlumpte Wanderer, mit dem Sie ſich heute früh ſo lange unterhielten? er bettelte um ein Almoſen, nicht wahr?

„Hm — ja — es war — es war ein alter Bekannter, noch aus Etonsville her."

„Ein alter Bekannter?"

„Ja, mein früherer Poſamentirgehülfe."

F. Gerſtäcker.

Der Pauperismus in Wien.

Unſer heiteres, lebensfrohes Wien, deſſen Phäakenthum ein Europa-bekanntes war, wird nun auch von dieſem Geſpenſte der neuen Zeit heimgeſucht und den Charakter, den es hier, wo ſonſt Alles nur Luſt und Freude war, annimmt, iſt ein um ſo erſchreckenderer. Wer Wien früher kannte, weiß, daß bei der Billigkeit aller Lebensbedürfniſſe, bei dem lebhaften Verkehr, bei der Leichtigkeit, mit welcher der nur etwas wohlhabendere Wiener ſein Geld ausgibt, und mit dem hier wie nirgends in Anwendung gebrachten Grundſatze: Leben und leben laſſen — wie leicht es alſo da Jedem wurde, ſeinen Bedarf ſich zu verdienen, ja mehr als dieſes, auch etwas zu haben, um, wie man hier ſagt, ſich einen guten Tag zu machen! Daher kam es auch, daß der Zufluß der Wiener Bevölkerung aus den Provinzen ſo ſtark wurde, denn früher konnte auch in der That der Grundſatz gelten: In Wien kann ſich Jeder erhalten! Wie haben ſich aber jetzt die Zeiten geändert!

Es hat vielleicht noch nie in Wien eine ſo gedrückte Stimmung, eine ſo allgemeine Klage geherrſcht, als eben jetzt, und wenn auch die Theuerung an und für ſich, obgleich unverhältnißmäßig gegen andere Winter, doch noch nicht jenen Grad erreicht hat, wie in Norddeutſchland, ſo iſt dagegen die Erwerbloſigkeit auf eine hier noch unerhörte Weiſe geſtiegen, und mit dem traurigen Winter ſteht das Stocken des Handels, der Mangel an Arbeit in den Fabriken, die Erwerbloſigkeit überhaupt im engſten Zuſammenhange. Es gab nun freilich früher auch viel Elend in Wien, aber es verbarg ſich, es zog ſich zurück und man war auch im Stande, es zurückzuhalten, daß es nicht bis auf offenem Markte, in die glänzendſten Straßen vordringe — fragen wir aber an, wie jetzt die Bettelei zugenommen gegen früher, wie jetzt die Armenväter beſtürmt werden gegen früher. Wo hörte man ſonſt von ſo vielen Einbrüchen und Anfällen, wo hatte früher der Wiener den Muth zu ſo häufigen Selbſtmorden wie jetzt, wo keine Woche faſt vorübergeht, ohne

eine ſolche entſetzliche That! Konnte dieſes früher bei dem Wiener Volkscharakter vorkommen, daß Menſchen hülflos auf offener Straße verſchmachtet wären, wie es unlängſt kurz hinter einander zwei Mal, und ſogar in frequenten Vorſtädten, ein Mal ſogar in der ſtark bevölkerten Mariahilf geſchah? Im Volke und auch in andern Kreiſen herrſcht die Meinung, daß die Dürftigen in manchen Stadttheilen um die ihnen zugedachte Unterſtützung förmlich betrogen werden und man citirt ein Beiſpiel aus der Leopoldſtadt, wo ein Pfarrer, welcher überhaupt die ſtrengſte Aufſicht der Regierung verdiente, ſich unverantwortlich ſchlecht und herzlos benimmt. Es war unlängſt der Fall vorgekommen, daß unter den Armen Holz ſollte vertheilt werden. Statt nun ſelbſt im Verein mit den Armenvätern ſich der Vertheilung zu widmen, ſchickte er den Kirchendiener ſtatt ſeiner und erlaubte dieſem, ſich ein paar Stücke Holz nach Hauſe zu nehmen. Der gute Kirchendiener aber ſchleppte ſo viel von dem Holze in die Sakriſtei, daß der Abgang auffällig wurde; das erbitterte Volk drang ihm nach und fand nun im Gotteshauſe das geſtohlene Gut. Der Pfarrer aber nahm ihn in Schutz. Derſelbe Pfarrer erlaubte nicht, daß man an einem Tage mehr als eine beſtimmte Anzahl Holz vertheilen ſolle, und ſagte in ſeinem Berichte: es ſei überhaupt jede Vertheilung unnöthig, indem es in ſeiner Pfarre keine Armen gebe! Und der Mann, der dieſes that, mußte doch wohl wiſſen, wie viele Arme es in ſeiner Pfarre gebe, denn ſonſt würde er ſich doch nicht ſo viel um ſeine Gebühren herumſtreiten müſſen! Ueberhaupt gibt es von dieſem Manne Gottes noch einige andere hübſche Züge, die ihn für Alles eher geeignet erſcheinen laſſen, als einen Berather und Helfer der Armen. Es beſteht die Einrichtung, daß der Arme im Krankheitsfalle, um unentgeldlich Arzneien zu bekommen, ſich mit dem Recepte des Armenarztes zur Unterſchrift an den Pfarrer wenden muß, worauf dann die Apotheke die Arzenei unentgeldlich verabreicht. Nun ſind die Armenärzte hier entweder gar nicht oder ſo unbedeutend beſoldet, daß ſie dieſe Praxis nur nebenbei und nicht als alleinige und Hauptbeſchäftigung anſehen können; ſie beſtimmen alſo die Armenordinationsſtunden meiſt zu einer ihnen am bequemſten gelegenen Zeit. Zu einem ſolchen Armenarzte in der Leopoldſtadt kam Mittags gegen 12 Uhr eine alte Frau und bat um ein Recept für ihren Mann, der krank zu Hauſe und durch deſſen Erwerbloſigkeit ſie in das bitterſte Elend verſetzt war. Der Arzt, der den Kranken bereits ſeit einigen Tagen behandelte, ſchrieb ihr augenblicklich das neue Recept, ſie lief damit zum Pfarrer und — wurde nicht vorgelaſſen, weil es bereits nach 12 Uhr war. Alles Bitten der Armen war vergebens, der Mann Gottes ließ ſie nicht vor, der Kranke ſollte bis zum andern Tage

warten. Die Frau ging nun zum Arzt zurück, traf diesen noch zu Hause und erzählte ihm, daß der Pfarrer nicht unterschreiben wolle. Es blieb nun nichts anderes übrig, als daß der Doctor, der selbst ein junger Arzt bei sehr schwacher Praxis ist, aus seiner eigenen Tasche die zufällig theuere Medicin der Alten bezahlte. Man wird sagen, das sind Mißbräuche, die überall in andern Städten vorkommen. Allerdings! aber eben deshalb muß man die Behörden darauf aufmerksam machen.

In diesem Nothjahre ist das unglückselige Schweigsystem, welches bei uns herrscht, ein besonderes Unglück. Während man in andern Staaten und Städten offen und ehrlich auftritt und sagt: es herrscht große Noth bei uns, thut etwas dafür, ihr Reichen und Vornehmen! will man hier bemänteln und verdecken, und hindert dadurch das offene Bilden und Auftreten neuer Hülfsvereine, oder betraut mit der zu vertheilenden Unterstützung manche Leute, wie wir einen als Beispiel hingestellt haben. Ich bin fest überzeugt, daß bei dem Wohlthätigkeitssinne und der Masse des Reichthums, die sich in Wien befindet, der schreienden Noth sicher würde abgeholfen werden, aber die Scheu, welche die Regierung vor Vereinen hat, hält Alles nieder. Während sich z. B. in ganz Deutschland Bürgervereine bilden, um den Armen billiges Brod zu verschaffen, ist in dieser Hinsicht hier nichts geschehen; die Ursache ist leicht errathen. Nun wird man aber fragen, warum legt die Regierung nicht selber Hand an's Werk? warum läßt sie nicht z. B. in den Militärbäckereien Brod für die Armen backen? warum hebt sie nicht, wenigstens für einige Wintermonate, die so drückende Accise für die nothwendigsten Lebensmittel auf? Man bringt seit einiger Zeit große Lasten Reis aus der Lombardei nach Wien, thut man etwas dazu, um dieses Victual der Armuth so zugänglich als möglich zu machen? Man kauft den Reis jetzt so theuer, als man ihn früher immer gekauft und es weiß es Jeder, in guten Jahren ist der Reis nicht die Hauptnahrung der Armen!

Die Klasse der verschämten Armen ist noch viel unglückseliger und elender daran, als der Arbeiter, der für Tagelohn sich abmüht; dieser ist nur arm, lebt kümmerlich und beschränkt und unter ewigen Entbehrungen, aber er kann wenigstens seine Armuth zur Schau tragen, man verlangt nicht von ihm die Lüge einer gewissen Wohlhabenheit, wie man sie von unseren Proletariern im Beamtenstande verlangt. Der Beamte soll immer „anständig" leben, er darf nicht die Zeichen seines heimlichen Elends zur Schau tragen, er darf nicht betteln, wenn die Noth ihn und seine Familie zum Aeußersten treibt. Steht er in Verhältnissen, wo er einer Bestechung werth ist, so wird er bei seinem häuslichen Elend nicht den Muth haben, sie zurückzuweisen,

er wird ſie annehmen. Dieſe alltägliche Corruption wird dadurch, daß der niedere Beamte durch Mittel der verſchiedenſten Art den höhern Beamten für ſeinen Schützling zu intereſſiren ſucht, zu einem durch alle Beamtenklaſſen durchgehenden Beſtechungs- und Protectionsſyſtem. Behalten wir dieſes ſtreng im Auge, daß unſere Beamtenwelt auch auf derſelben Beſoldungsklaſſe ſteht, wie unter Maria Thereſia und Kaiſer Joſeph, obgleich der Werth des Geldes ſich ſeit damals um das Vier- und Fünffache verringert hat. Und doch ſoll der Beamte ſtandesgemäß leben, denn ſo ſchreibt es das Reglement vor. Wer auch etwas eigenes Vermögen hat, ſei es nun ererbtes oder erheirathetes, iſt dem größten Mangel preisgegeben und die Zukunft geſtaltet ſich auch inſofern trüber für den Beamtenſtand, daß der reiche Bürger nicht mehr ſo leicht ſein Kind einem Beamten zur Frau gibt, damit ſie Frau ſo und ſo werde, der Bürger hat Erfahrungen geſammelt in Bezug dieſer betitelten Armuth und vertraut das Schickſal ſeiner Tochter lieber einem Induſtriellen, einem Kaufmann an, als einem Beamten. Es hat etwas Komiſches, wenn man ſagt: die Zeit der reichen Heirathen iſt für die Beamten vorüber, aber es liegt nichtsdeſtoweniger eine ſehr ernſte Praxis darin, weil unſere Beamtenwelt jetzt entweder unter ſich oder nur im halbbemittelten Bürgerſtande ſich verheirathet und bei einigem Kinderſegen die Zahl der armen Familien dadurch nur vermehrt wird. Es iſt ein Dienſt, den man der Humanität, dem Staate, ja der Regierung ſelbſt leiſtet, indem man ihre Aufmerkſamkeit zu wiederholten Malen auf dieſe Uebelſtände lenkt und ſie an das Proletariat erinnert, welches unter der Beamtenwelt allmälig um ſich greift. Daß Zulagen nöthig ſind, hat man wohl eingeſehen, indem man dem Militär eine Theuerungszulage gemacht. Wahrlich, wir gehören nicht zu Jenen, die ihre Freude daran finden, zwiſchen Militär und Civil die Eiferſucht zu hetzen — aber wir glauben, daß der Civilbeamte ein eben ſolch nothwendiger Streiter iſt, wie der Kriegsmann, und daß ſeine Treue, die tagtäglich in Verſuchung kommt, gewiß ebenſo zu pflegen iſt, wie jene. Wir verkennen nicht die ſchwierige Lage des öſterreichiſchen Finanzetats, der alte Sünden gut zu machen hat und doch von allen Seiten in Anſpruch genommen wird, und von dem man obendrein noch Steuererleichterungen, Abſchaffung des Lottoſpiels, der Judenſteuer, der Acciſe u. ſ. w. fordert. Und doch ſagen wir es aus voller Ueberzeugung: die Verbeſſerung der Beamtenſituation iſt eins der dringendſten Bedürfniſſe, iſt der erſte Schritt, um die Corruption auszurotten!

C. C. C.

Flüchtige Jahreserinnerungen eines Reisenden.

Ein Jahr mit seinen Blüthen und Früchten, seinen Stürmen und Ungewittern, ist wieder hinabgesunken in den unersättlichen Schooß der Zeit. Ein Jahr — welch kurzer Raum im Laufe der Weltgeschichte! welch langer in dem Leben des einzelnen Menschen! Läßt man beim Scheiden eines Jahres alle die Bilder, welche es uns brachte, noch einmal in der Erinnerung vorübergleiten, welch bunte Reihe ist es dann nicht! wie wechseln oft im scharfen Uebergange die dunkeln mit den heitern Farben, der tiefe Schatten mit dem rosichten Licht!

Und grade ein Jahr ist es heute, da weilte ich am Sylvesterabend zur fröhlichen Feier im engern Kreise in der alten Stadt Augsburg, über deren Mauern schon manches wechselvolle Jahr vorüberrauschte. An meiner Seite saß Friedrich List, der Agitator des Zollvereins, und donnerte gewaltige Worte gegen mein armes Vaterland,*) daß es sich diesem großen deutschen Nationalbunde noch bisher nicht angeschlossen. Dann senkte er endlich ermattet das müde Haupt auf die wunde Brust und schloß die hellstrahlenden Augen voller Leben und Ausdruck. So schlummerte er damals, unbekümmert um das Geräusch der Gesellschaft, einige kurze Augenblicke — jetzt ruht er den ewigen Schlaf, nicht hörend das Getreibe der Welt, in der er so Manches gewirkt, so rastlos umhergeworfen wurde! Wie von der nahen St. Annakirche der dumpfe Schlag der Glocke feierlich das neue Jahr begrüßte und wir Alle jubelnd uns erhoben, da wachte auch List wieder auf und stimmte in den fröhlichen Jubel mit ein, und war der Munterſten Einer in dem ganzen Kreise. Und es waren doch gewiß viele Elemente in demselben vorhanden, die wohl Heiterkeit in reicher Fülle verbreiten konnten. Sophie Schröder, die größte Frau der deutschen Bühne, noch im Greisenalter fast ungeschwächte Kraft bewahrend, führte uns mit für große Bühnen berechneter Stimme Scenen aus Shakspeare's unsterblichen Tragödien

*) Der Herr Verfasser ist ein Mecklenburger. D. Red.

vor. Ludwig Steub, der Verfaſſer der klaſſiſchen „drei Sommer in Tyrol“, des beſten Buches, was je über das Alpenland erſchienen, ſang mit dem Humor, der ſo ganz ſeine innere Natur durchdrungen, ſelbſtgedichtete bairiſche Volkslieder und wurde von wohlgeübtem Chor dabei unterſtützt. Selten noch habe ich eine Erſcheinung geſehen, welcher ein ſo glücklicher, Alles feſſelnder Humor gegeben iſt, wie Ludwig Steub. Er iſt das wahre Urbild des ächten ſüddeutſchen, harmloſen, aber nicht geiſtloſen Humors, mit dem glücklichſten Geſchenke, welches die Götter dem armen Sterblichen zu verleihen vermögen. Fallmeraier, der ſcharfe Kritiker, der immer mit ſeiner reichen Feder ſo ſchlagfertig iſt und ſo viele Kämpfe ſiegreich ſchon beſtanden, im geſelligen Leben aber ſo beſcheiden, ſchüchtern, ſo leicht andern Anſichten ihre Geltung läßt, ließ bisweilen einen ſeiner Blitze hervorſchießen, die den geiſtig hochbegabten Mann in ihm verkündeten. Dazu die geiſtreich liebenswürdige Hausfrau, unter ritterlichem Namen einen nicht ruhmloſen Platz in der deutſchen Novelliſtik und Bühnendichtung einnehmend, ihr Gatte, Poeſie und Muſik mit gleicher Neigung treibend, deſſen „Wir hatten gebauet ein gar ſtattliches Haus“ auf deutſchen Hochſchulen ertönen wird, ſo lange dieſe ſelbſt noch beſtehen, und das liebliche Töchterpaar, reich von der Natur mit allen Vorzügen eines deutſchen Mädchens begabt — welch einen anſprechenden Kreis bildeten ſie nicht Alle! Selbſt der ſo ernſte und vielbeſchäftigte Lenker der „Allgemeinen Zeitung“ vergaß Redactionsſorgen und europäiſche Wirren und ward heiter und theilnehmend wie wir übrigen Glücklichen, denen nicht ein gleich ſchwerer Lebensberuf zu Theil geworden.

Und dann in München das fröhliche, ungebundene Künſtlerleben, welches ſo eigenthümlich anſprechend auf jeden Fremden wirkt. Welche Abende bot nicht bisweilen das mit ächter Kunſt im ſtreng mittelalterlichen Geſchmack eingerichtete Künſtlerlocal „zum Stubenwollbräu“ dar! welch toller, genialer Unſinn ward da oft in Hülle und Fülle getrieben! Wahrlich, wenn man ſich ſo den ganzen Tag mit dem Miſere unſerer deutſchen politiſchen Zuſtände herumgeplagt hatte, wenn die Kammerverhandlungen einem noch im Kopfe herumſummten, dann that es ordentlich wohl, ſich am Abend in jene freie, muntere Geſellſchaft flüchten zu können, wo man um alles Andere mehr als um Politik ſich kümmerte. Kein Fremder, der München beſucht, verſäume es, wenn irgend möglich, ſich im „Stubenwoll“ auf einige Abende einführen zu laſſen, er wird es gewiß in keiner Hinſicht bereuen. Welch herrliches Feſt war nicht der glänzende Maskenball, der von hieraus in dem ſchönen Saale des Odeons veranſtaltet ward. Wie viel Geſchmack und Humor waltete nicht in der Anordnung des Feſtſpieles, den Einzug des

Prinzen Carneval in München darſtellend. O wie ſtürmte die Narrengarde heldenmüthig die Burg des Prinzen und vertrieb uns, die wir als die Feinde jeder freien Luſt, die Cenſur, den Kaſtengeiſt, Geldſtolz, Gelehrtendünkel, Habſucht, Geiz und wie dieſe böſen Feinde noch alle heißen, den Prinzen gefeſſelt hatten, nach kurzer Gegenwehr. Wie gern ließ ich mich, damals im Scherz die Cenſur als ein altes, verrunzeltes, mit Ketten beladenes Weib nach genialer Zeichnung darſtellend, beſiegen, wie viel lieber wünſchte ich, daß ſie endlich im Ernſt auch beſiegt würde. Dann die hellſtrahlenden Maskenfeſte im gaſtlichen Palais des edlen Herzogs Max, wo Braſiliens Diamantengruben mit denen des Urals wetteiferten, wer den höchſten Glanz hervorzubringen vermöchte. Aber auch die gemüthlichen Abendunterhaltungen in der geſchmackvoll phantaſtiſch geſchmückten Billardſtube deſſelben, wo nicht blos Rang, ſondern auch Talent, Frohſinn und geſellige Gaben allein den Zutritt öffneten und der Profeſſor neben dem jungen Maler, der Cavallerieoffizier neben dem Schauſpieler ſaßen. Welch fröhliche Erinnerungen alle. Aber wie bald folgten die trüben ihnen nach. Welch ſchmerzliche Unruhe, welch ſorgenvolle Stunden verurſachte nicht die Kunde des in Galizien und Poſen ausgebrochenen Aufſtandes. Fern ſei es von uns, dies Unternehmen in ſeiner ganzen Anlage nur im Mindeſten billigen zu wollen, obgleich man den Leitern ein heldenmüthiges ſich Aufopfern, eine glühende Vaterlandsliebe, die wohl ein beſſeres Loos verdient hätte, nicht abſprechen kann. Zwei Jugendfreunde aber waren auf's Engſte in dem Aufſtande verwickelt und ihr Schickſal unwiederbringlich mit dem ganzen Ausgange verknüpft. Mit welch ängſtlicher Sorge eilte ich da jeden Tag in das Redactionszimmer der Allgemeinen Zeitung und wühlte in den rieſigen Haufen der aus allen Theilen der Welt faſt dort zuſammenkommenden Zeitungen, um Kunde vom Schickſal der Freunde zu erhalten. Und welche ward mir dann endlich. Von den Dreſchflegeln der Bauern erſchlagen endete der Eine ſein junges Leben und büßte mit qualvollem Tode den Wahn, ſeinem Polen die verlorene Selbſtſtändigkeit mit ſolchen Kräften erkaufen zu können. O welch erſchütternde Scene, als ich die junge geflüchtete Gattin deſſelben mit dem geretteten dreijährigen Kinde wenige Wochen darauf zuerſt wiederſah und ſie mit dem Schmerz der tiefſten Verzweiflung mir des Freundes Ende ſchilderte. Welche Kraft, welch hinreißende Gluth liegt in dieſen polniſchen Frauen, wie iſt es faſt unmöglich, ihnen gegenüber die Ruhe des Verſtandes zu bewahren. Eine von der Natur mit allen Gaben der Schönheit geſchmückte Polin, in wilder Verzweiflung die Hände ringend, die feurigen Augen voller Thränen, die feinen Lippen auf einander gepreßt, welch ein

Bild! Und welcher Heroismus, welch männlicher Geiſt lag dabei in derſelben. Sie klagte nicht, daß der Gatte geſtorben, denn für des Vaterlandes Errettung zu ſterben, ſei die Pflicht jedes Polen, nein nur, daß ſein Tod nutzlos geweſen, daß er zur Befreiung der heimathlichen Erde nichts beigetragen habe. Frankreichs gaſtlicher Boden hat die Mutter und ihren kleinen Sohn bei ſich jetzt aufgenommen. Wie ich vor vier Jahren den Freund ſelbſt zuletzt geſehen, ward ihm eben die jetzt trauernde Gattin, eine der ſchönſten ihres Geſchlechtes, angetraut, und das ſich ſo innig liebende Paar machte, von allem Glanze des Reichthums umgeben, eine Vergnügungsreiſe. Da ſtanden wir vereint auf des Kyffhäuſers ſagenreicher Kuppe, und im Glanze der ſcheidenden Abendſonne lag vor uns die reiche Landſchaft der „goldenen Aue", in der Ferne begrenzt von den dunkeln Bergen des Harzes. Lange in dem wundervollen Anblick verſunken, ſtanden wir ſchweigend da, die Gattin das liebliche Köpfchen an des Gatten ſtarke Bruſt gelehnt, und ſein Ausruf: „Ja ſchön, wunderſchön iſt es hier, aber mein Polen iſt es doch nicht," unterbrach zuerſt die Stille. Vaterland, welch heilige Klänge umſchließeſt du, wehe, dreimal wehe dem, der kein Vaterland mehr ſein nennen darf. Und der andere Freund war, als mein Auge zuletzt ihn ſah, ein gar ſtattlicher Reiter in einem der ſtolzeſten preußiſchen Regimenter, in welches ſeine Dienſtpflicht ihn geführt. Der ſchöne ſarmatiſche Jüngling, Erbe bedeutender Herrſchaften, Träger eines der berühmteſten, edelſten Namen, der unter Napoleon's Fahnen noch hohen Ruhm ſich erwarb, war der Gegenſtand der Sehnſucht gar vieler Damen, und es hätte nur des Ausſtreckens ſeiner Hand bedurft und die gefeiertſten Schönheiten der Reſidenz, die angeſehenſten Töchter des märkiſchen Adels, hätten mit Freuden ihm die ihre gereicht. Jetzt ſitzt er, ein einſamer Gefangener, in ſchweigender Zelle und verzweifelnd durchirrt ſein düſterglühendes Auge den engen Raum des Kerkers. Gräßliches Loos, Vaterland und Freiheit auf einen Schlag zu verlieren!

Dann in Karlsruhe das buntbewegte Leben der badiſchen Kammer, der Triumphzug des greiſen von Itzſtein in ſeinen neuen Wahlbezirk Bretten, Ehrenpforten waren überall errichtet, Schaaren von feſtlich geſchmückten Landleuten beiderlei Geſchlechtes ſtanden an allen Wegen und brachten donnernde Lebehochs, Kränze, von ſchönen Händen geworfen, flogen in überreicher Menge in den Wagen, den ein Zug ſtattlicher Reiter als Ehreneskorte umgab, Böllerſchüſſe krachten, Trompetenfanfaren ſchmetterten, Reden aller Art wurden gehalten; es war ein buntes, heiteres Bild voller Leben und Regſamkeit. Auch die belehrenden Tiſchunterhaltungen des Profeſſors Mitter-

maier, des verdienten Präſidenten der zweiten Kammer, des vielſeitigſten, unterrichtetſten und dabei angenehmſten deutſchen Gelehrten, den ich noch kennen lernte, ſind in der Erinnerung noch angenehm. Dann die anregenden Spaziergänge mit Dr. Giehne, wohlthuend und belebend trotz des oft ſo ſchroffen Gegenüberſtehens unſerer Anſichten in tauſend Dingen.

Später die Schweiz mit der Großartigkeit ihrer Berge und der Kleinlichkeit ihrer inneren Verhältniſſe. Blickt man ſo in das innere Getriebe vieler dieſer Republikchen und ſieht in der Nähe dies Zanken, Intriguiren und Kabaliſiren voll Eiferſucht und Mißgunſt, wie ſchwindet der Nimbus von allen dieſen tönenden Kämpfen und Kämpfern. Nein, nur die ſchneebedeckten Firnen, die grünen Matten, die klaren Seen und Bäche der Schweiz ſehe ich gern in der Nähe, ihr despotiſcher Republikanismus aber hat wenig Anlockendes!

Darauf das liebliche Heidelberg mit ſeinem friſchen, fröhlichen Studentenleben, die Mondſcheinnächte auf dem Altan des Schloſſes in munterer Geſellſchaft, wie reizend noch in der Erinnerung! Auch der feierliche Commers der „Vandalen", größtentheils aus tüchtigen Landsleuten von mir beſtehend, voll ergötzlicher und neuer Scenen für den mit ſolchem Schauſpiel Unbekannten. Dann wieder das Zuſammentreffen mit einer früher nicht wenig geliebten Frau, in einer kleinen badiſchen Landſtadt. Als ich dieſelbe zuletzt geſehen, war ſie eine der gefeiertſten Künſtlerinnen der Kaiſerſtadt, ſchwelgend in Ueberfluß und Ueppigkeit. Der reichſte Adel der Monarchie bewarb ſich um ihre Gunſt, und ein Blick von ihr ward oft mit Geſchenken im Werthe von Hunderten von Dukaten belohnt. Jetzt, nach kaum zehn Jahren, welche Veränderung von dem glänzenden Theater der volkreichſten deutſchen Hauptſtadt, die dürftige Bühne einer kleinen reiſenden Geſellſchaft war der Kreis der Anbeter vornehmer Welt, ein Publicum von Verehrern, bei dem ein ſich zufällig dahin verirrender commis voyageur eine „Standesperſon" war; ſonſt ein Salon von Allen beſucht, was Wien nur Ausgezeichnetes aufzuweiſen hatte, jetzt wüſte Trinkgelage in Branntwein, in tabaksdurchräucherter niederer Schenkſtube. Und die Perſönlichkeit ſelbſt, welch grauſenvolle Verheerungen hatte die Zeit, und mehr noch das ausſchweifende Leben jeder Art, darauf angerichtet. Nur das große, dunkle Auge war geblieben, aber ſein Ausdruck war widerliche Sinnlichkeit geworden! Iſt das das Loos des Schönen auf der Erde?

Aber der ſchöne Herbſt in dem rebreichen Dürckheim am lieblichen Hardtgebirge wird auch nach Jahren friſch und ewig jugendlich in meiner Erinnerung leben. Die herrliche Natur, durch einen Kreis ausgezeichneter Män-

ner noch verſchönert: Jordan aus Marburg, mit gebrochenem Körper, aber friſchem Geiſt, trotz allen Unglücks nie ſeine heitere Laune verlierend; der alte ehrwürdige Biſchof Roß aus Berlin, den man lieben und verehren müßte, wenn man auch anderer religiöſer Anſichten iſt; Thierſch aus München, uns durch ſein gaſtliches Haus daſelbſt ſchon früher bekannt; der alte ſpaniſche Obriſt von Hallberg, Bruder des bekannten Eremiten von Gauting, der von früher Jugend an unabläſſig den Kampf gegen Napoleon geſtritten und ſtets dort Dienſte genommen hatte, wo derſelbe am heftigſten entbrannt war; dann noch der alte Commandant einer engliſchen Brigade, der von den Beſchwerden eines 40jährigen Aufenthaltes in Oſtindien Linderung in deutſchen Trauben ſuchte, Baron von Cloſen, der lebendige Führer der bairiſchen Oppoſition und noch mehrere andere Gäſte aus allen Theilen der Welt. Erſt als der Herbſtwind durch die ihrer Trauben beraubten Weinberge zu brauſen anfing, zerſtob der bunte Kreis nach allen Ecken der Windroſe; Bengalen wie Peru, Stockholm wie Madrid waren Reiſeziele der hier ſo traulich, oft in Einem Zimmer, verſammelten Gäſte. Und jetzt wieder am Schluß des Jahres, vor kurzer Stunde noch, welch neuer Schauplatz. Reiche Uniformen und glänzend geſchmückte Damen füllten den hohen Saal und feierten den Jahreswechſel in rauſchendem Tanze. Die ſchmetternden Symphonien des Trompeterchors der Garde-Cavallerie begrüßten den erſten Schlag des Scheidepunktes und von Hunderten von lächelnden Lippen floß aus gleichgültigen Herzen die gebräuchliche Glückwunſchfloskel. Aber ein Herz war darunter, dem ſie warm entſtieg für mich, und ein Blick eines Augenpaares, ſo ſchön und ſtrahlend, wie nur eins in des Saales weitem Raum, ſagte mir mehr als Worte vermochten. Doch der Augenblick des Findens mußte auch der der Trennung ſein, die Mächte des Schickſals geſtatteten es nicht anders. Vom Ballſaale eilte ich fort zum Schreibtiſch, in einſamer Stille die Erinnerungen des geſchiedenen Jahres noch einmal zu durchleben und auf dem Papier zu feſſeln. Jetzt bricht der glänzende Strahl der Sonne durch die gefrorenen Fenſterſcheiben und verkündet, daß es Zeit ſei, zur Abfahrt ſich zu rüſten. Vom Bahnhofe ſchallt der ſchneidende Ton der Dampfpfeife und mahnt zum Scheiden, wo das Herz doch ſo gern weilte. Fort in die Ferne! „Ich habe auf Erden kein bleibend Quartier.“

J. v. W.

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

1.

Windſtille. — Die Akademie und Raumer. — Encke und Alexander von Humboldt. — Eine Debatte und ihr Schluß.

Der diesjährige Winter iſt bis jetzt in Bezug auf geſellige Feſte ſo ſtill geweſen, daß man ſich ein doppelt bewegtes Leben von dem herannahenden Carneval verſprach. Indeß auch dieſe Hoffnung iſt durch die bedeutende Krankheit der Königin vereitelt worden, da alle zum Hofe gehörenden und hoffähigen Perſonen es vermieden, Feſte zu veranſtalten oder zu beſuchen. Wegen dieſer Krankheit ward auch der zweite Ball zum Beſten der Nothleidenden bis auf Weiteres verſchoben.

Die Rede des Herrn von Raumer iſt bei Brockhaus im Druck erſchienen, und wir dürfen ſie als bekannt vorausſetzen. Sie iſt voll edler Geſinnung und Freimüthigkeit, aber eine gewiſſe Rückſichtsloſigkeit iſt ihr nicht abzuſprechen. Freilich iſt die Wahrheit wahr und das Recht recht aller Orten; die Art jedoch hätte immerhin eine andere ſein dürfen; wir Deutſchen glauben überall noch zu ſehr an Mephiſto's: „im Deutſchen lügt man, wenn man höflich iſt.“

Es iſt Sitte, daß die Akademiker den König bei dem Fortgehen begleiten, der dann gewöhnlich mit Einem oder dem Andern zu plaudern pflegte. Diesmal wurde bemerkt, daß er mit einer Handbewegung ihre Begleitung ablehnte und das Inſtitut ohne ihr Gefolge verließ. Herr Miniſter Eichhorn entbot ſpäter eilf Akademiker zu ſich, theilte ihnen das Mißfallen des Königs mit und rieth ihnen, geeignete Schritte zur Verſöhnung zu thun. In Folge dieſer Ermahnung ſchrieb Prof. Encke, als Präſes der Akademie, eine Verſammlung aus und tadelte in dieſer Aufforderung das Benehmen Raumer's entſchieden und ſogar mit Härte. Nach dem gewöhnlichen Geſchäftsgange ging dieſe Aufforderung direct zu Raumer, dem erſten Secretair der Geſellſchaft, der ſie, mit einer Entſchuldigung wegen Nichterſcheinens, dem zweiten Secretair, Profeſſor Böckh, ſendete.

Bei der Verſammlung waren alle Akademiker zugegen. Es war Böckh's Amt, die Anklage Encke's vorzutragen, er lehnte es aber mit der Erklärung ab, daß er die Handſchrift nicht gut leſen könne und zwang dadurch Profeſſor Encke, ſeine Angriffe gegen Raumer ſelbſt vorzuleſen, die mehrmals von Zeichen des Mißfallens begleitet wurden. Als er ſie geendet hatte, ſagte einer der Akademiker, nachdem man eine Weile heftig hin und her geſtritten, ſo daß man bereits an eine Auflöſung dieſer ſtürmiſchen Sitzung gedacht: „Es iſt alſo Ihre Meinung, Herr Profeſſor Encke, Herrn Profeſſor von Raumer aus der Akademie auszuſchließen?“ „Ja!“ — erwiderte er. Man ging zur Abſtimmung, die erſten ſechs Stimmen waren theils für, theils gegen Raumer; die ſiebente Stimme hatte Herr von Humboldt: „Ich billige die Ausführung der Rede in ihrer Form nicht überall, aber ich ſtimme ihr in der Geſinnung bei“ erklärte dieſer und gab damit der Debatte eine entſchiedene Wendung. Raumer bleibt nach wie vor Mitglied der Akademie, der er eine Zierde iſt.

Als man darauf zu einer Berathung überging, wie man es, um ähnliche Vorfälle zu vermeiden, künftig mit den Reden in der Akademie zu halten habe, machten einige Mitglieder den Vorſchlag, man ſolle eine Commiſſion ernennen, welcher die zu haltenden Reden zur Prüfung übergeben würden. Auch hier widerſetzte ſich Humboldt mit der Erklärung, er ſei gegen jede Art von Cenſur, was von vielen Mitgliedern mit lebhaftem Beifall aufgenommen ward. Man ſieht, der hohe Greis hat nicht vergebens das Geſetz der Freiheit in der Natur erkannt, und keine perſönliche Rückſicht kann ihn verleiten, der erkannten Wahrheit irgendwie untreu zu werden.

Herr von Raumer bleibt Akademiker und die Akademie verfolgt auch künftig den Weg der Unabhängigkeit, welcher der Wiſſenſchaft gebührt; man iſt dahin übereingekommen, über dieſe Vorgänge gar kein Protokoll aufzunehmen, damit ſich gar nichts darüber in den Acten der Akademie befände.

A. M.

2.

Das Verfaſſungspatent. — Bülow Cummerow und J. Jacobi. — „Berlin“ von Saß. — Karl Beck und ſein Tagwerk. — Die neue muſikal. Zeitſchrift.

Dem Patent vom 3. Februar iſt ein anderes gefolgt, welches die vereinigten Landſtände, obwohl die Finanzen des Landes ſich im geordnetſten Zuſtande befinden (demnach wäre von einer Anleihe, dem eigentlichen Tummelplatz landſtändiſch vereinigter Thätigkeit nicht (?) die Rede), für dieſen Frühling zuſammenberufſt, da andere wichtige Fragen grade vorliegen. Wir können einer über zwanzig Bogen ſtarken Schrift von Bülow Cummerow, der von dem Erſcheinen und dem Inhalt des Patentes vorher unterrichtet war und bei Zeiten mit ſeiner Arbeit anfangen konnte, bald entgegenſehen, indem der ſiebzehnte Bogen bereits im Druck iſt. Ebenſo wird der Königsberger Jacobi, der durch ſein geiſtreiches Frag- und Antwortſpiel ſo bedeutend wurde, ſich über die neuerliche Veränderung der Verfaſſung verbreiten und namentlich vom juriſtiſchen Standpunkt aus die Competenzfrage beleuchten. Welche Federn ſich von Berlin aus vernehmen laſſen dürf-

ten? Jedenfalls wäre es im Intereſſe Aller wünſchenswerth, daß Diejenigen, welche ſich auf dieſem Felde einen Namen erworben haben und das Vertrauen des Publicums genießen, ihre Anſichten unverholen ausſprächen. Der Meinungen ſind ſo viele, die gährende Unzufriedenheit in politiſchen Dingen der Einen, wie der blinde Autoritätsglauben der Andern, ſtehen ſich ſo ſchroff gegenüber, daß eine offene, ſcharfe Auseinanderſetzung und Beleuchtung des Patentes eine wahrhaft verdienſtvolle Arbeit wäre. Das neueſte Werk über Berlin von Friedrich Saß iſt im Buchhandel vergriffen und eine zweite Auflage bereits im Werden. Der Verfaſſer beabſichtigt das Capitel über die hieſigen literariſchen Verhältniſſe ganz umzuarbeiten und zu vergrößern. Verboten iſt es bis jetzt nicht in Preußen, doch ſtreicht die Cenſur jede Beſprechung deſſelben in den öffentlichen Blättern; bei dem ruhigen Freimuth des Werkes indeſſen und der klaren Schreibart hat das Buch in den verſchiedenartigſten Cirkeln eine weite Verbreitung gefunden.

Karl Beck iſt neulich auf die Polizei beſchieden worden, um über den Zweck ſeines Hierſeins Auskunft zu geben. Obgleich es nicht wahrſcheinlich iſt, daß Beck ausgewieſen wird, mag es nicht überflüſſig ſein, ihm hier öffentlich ein Führungsatteſt auszuſtellen, das ihn als einen der harmloſeſten und ſtillſten Menſchen declarirt. Beck arbeitet den Morgen und Vormittag über an ſeinen poetiſchen Werken, wozu er gern ungariſchen Tabak raucht, der nicht verboten iſt! Nach einem mäßigen Mittagseſſen und Spaziergange, worin an und für ſich nichts Polizeiwidriges liegt (Beck iſt noch nie wegen Tabakrauchens auf der Straße beſtraft), findet er ſich in der Berliner Zeitungshalle ein, um ſeinen Kaffee zu nehmen, hier und da eine Parthie Schach zu ſpielen und dem literariſchen Geplauder im Rauchzimmer ſchweigſam zuzuhören. Er giebt ſich allerdings mit Verbeſſerungen ab, aber nur im Metrum ſeiner Verſe. In die Tagespolitik hat ſich Karl Beck nie gemiſcht.

Der Geſundheitszuſtand der Königin, der entſchiedener Beſſerung entgegengeht, hat keine fernern Unterbrechungen in den öffentlichen Vergnügungen hervorgebracht. Der Mittelpunkt der diesjährigen Saiſon iſt jetzt durch die Aufführung der „Jüdin" von Halevy gebildet worden. Nachdem dieſes ältere Werk, der Himmel mag wiſſen, durch welche Einflüſſe und kapellmeiſterliche Conſtellationen ſo lange unterdrückt worden iſt, hat es ſich nach langen Jahren endlich Bahn gebrochen und iſt mit unerhörter Pracht aufgeführt worden. Die neuen Decorationen, die Coſtüme und Ballets gehören zum Schönſten, was man ſeit langer Zeit in der Oper geſehen hat.

Die hier neu erſcheinende muſikaliſche Zeitung hat ſchon einen Angriff ihrer Nebenbuhlerin, der von K. Gaillard redigirten muſikaliſchen Zeitung, freilich nicht auf literariſchem Wege aushalten müſſen, indem K. Gaillard ſich über den Schaden beim Miniſterium beſchwert hat, der ihm aus der Aehnlichkeit des Titels beider Zeitungen erwachſen könnte. G. Bock, der Redacteur der neuen Zeitung, iſt demnach durch Miniſterialreſcript veranlaßt worden, den Titel ſeines Blattes zu verändern. Das Blatt ſelbſt hat guten Fortgang, nur wäre es wünſchenswerth, wenn die Verfaſſer der kritiſchen Beſprechungen, durch Einſicht in den Kriticismus auf andern Gebieten, zu der Erkenntniß gelangen möchten, daß die muſikaliſche Kritik in Maſſe noch immer auf dem niedern Standpunkt der bloßen Beſprechung

des Techniſchen ſtehen bleibt und Das, was zur höhern Ausbildung des Muſikers unabweisbar iſt, die angewandten Principien der allgemeinen Aeſthetik außer Acht läßt. Ein Kunſtblatt hat die Pflicht, auf Feſtſtellung eines großen Maßſtabes der Betrachtung hinzudringen, da der Dilettantismus immer wieder durch ſeine natürliche Einſeitigkeit und Wandelbarkeit ihm entgegenwirkt.

E. K.

II.

Aus Wien.

1.

Politiſche Indifferenz. — Die gepreßten Unterſchriften. — Jenny Lind. — Ein Wort von Anaſtaſius Grün. — Meyerbeer und kein Ende.

Die Grenzboten ſind wichtigern Angelegenheiten gewidmet, als die der Schauſpieler und Sängerinnen ſind und ich würde Ihnen auch heute nichts Aehnliches berichten, wenn es ſich nicht auf ein allgemeines, auf die hier herrſchende frivole Gedankenloſigkeit beziehen ließe. Wer in Ungarn Palatinus wird, eine Angelegenheit, die ein mit uns verbundenes Land ſo tief berührt, erregt hier höchſtens die Theilnahme der Neugierde. Ward doch das Unglück in Galizien nicht anders betrachtet, als ob es ein fremder, unſerem Organismus nicht angehörender Körpertheil geweſen wäre. Die Conſtitution in Preußen wurde hier, und das iſt ein Fall, wo mir mit einſtimmen, theilnahmlos belächelt, wenn ſie auch als ein wichtiges Zugeſtändniß an das Princip betrachtet wird. Die allgemein herrſchende Theuerung, namentlich durch den Kornwucher in Ungarn hervorgerufen, veranlaſſen die Wiener, um für die Hungernden zu tanzen, Muſik zu hören, und matte Künſte des Herrn Döbler anzuſchauen. Was in aller Welt nimmt alſo die Wiener ernſtlich in Anſpruch? — Die Jenny Lind! Eine barbariſch ſtyliſirte Adreſſe, welche die auf ſie geprägte Medaille begleiten ſoll, wird von einigen Ueberſchwänglichen und vom Medailleur (dem es des Abſatzes wegen noch zu verzeihen iſt) nicht nur in allen geſelligen Kreiſen, ſogar in Gaſt- und Kaffeehäuſern herumgetragen und Unterſchriften geworben und gepreßt. Viele unterſchreiben des Spaßes wegen, Viele wie ungezogene Knaben, welche die ſchönſten Baudenkmale mit ihrem Namen beklecken, um ſich eine gewiſſe Unſterblichkeit zu ſichern, denn wer weiß, ob dieſes Blatt nicht lithographirt erſcheint. Man kann unter den vielen Hunderten von Namen auch manche bedeutende leſen; wir wollen annehmen, daß ſie der Zudringlichkeit durch gefälliges Entgegenkommen ſich entladen wollten. Es iſt bekannt, daß der Fürſt Ditrichſtein, der Geſandte Herr von Prokeſch, daß Bauernfeld, der ſtändiſche Abgeordnete Baron Dobbelhof, ihre Unterſchriften entſchieden verweigerten und der eben hier anweſende Anaſtaſius Grün ihrer Geſinnung den Ausdruck lieh, indem er öffentlich es ausſprach: Daß andere Adreſſen in Oeſterreich vorangegangen ſein müßten, um eine ſolche Adreſſe ſich gleichfalls gefallen laſſen zu können. Die Medaille ſelbſt zeigt den trefflich gelungenen Kopf der Sängerin, die Rückſeite ſcheint uns entſchieden verfehlt. Ein Schwan, deſſen rechter Flügel von einem Lineal ſchwer zu unterſcheiden wäre, ſitzt auf ei-

nem dünnen Lorbeerzweige, der wunderbarer Weiſe unter ihm nicht zuſammenbricht. Auch iſt in einer Ueberſchrift der Sängerin ausdrücklich verſprochen, daß ſie nicht untergehen werde!!! — Meyerbeer fährt fort (noch immer?), die Proben des Feldlagers unermüdet zu leiten und das Orcheſter, dem übrigens eine ſcharfe und gute Schule Noth thut, zu reinigen. Der Zuſtand Einzelner wird als ein verzweifelter bereits geſchildert und nach den am 12. d. M. die Generalprobe abgehalten wurde, zeigte ſich der Compoſiteur mit den — Decorationen unzufrieden und ſo wurde die definitive Aufführung auf den künftigen Donnerſtag anberaumt. Nebſtbei fährt Meyerbeer fort, der für ſeinen Ruhm wie weltbekannt ſehr ängſtlich iſt, alle möglichen Muſikproductionen vortrefflich zu finden und Jedem, in deſſen Händen er eine kritiſche Feder ahnt, artigſt entgegenzukommen, es iſt dies eine Schwäche des großen Meiſters und ein Manöver, welches er Denen überlaſſen ſollte, die ſich zu ihm wie ein Hügel zum Chimboraſſo verhalten. Das Libretto des Feldlagers hat für Wien eine große Veränderung erfahren müſſen. Seine Bemühungen den „Struenſee" ſeines Bruders auf's Hofburgtheater zu bringen, dürften glücklicher, als die um die „Karlsſchüler" ſein, jedenfalls werden wir die Muſik zum Struenſee zur Anhörung bekommen, indem für ſie ein verbindendes Gedicht geſchrieben und während und zwiſchen der Production vorgetragen werden ſoll. o — o

2.

Juridiſch-politiſcher Leſeverein. — Nachdrucksgeſetz. — Preußiſche Verfaſſungseindrücke. Die Jeſuiten in Prag. — Baron Adriani.

Sie erinnern ſich wohl noch des juridiſch-politiſchen Leſevereins, deſſen Localitäten ſo angenehm und einladend ſind und deſſen ausgeſprochener Zweck, politiſche Bildung durch reichhaltig dargebotenes Leſematerial zu verbreiten, ſo edel und gemeinnützig iſt. In letzterem Jahre iſt der Reiz des Locales noch erhöht worden; die Geſellſchaft hat mehrere Tauſende für die brillante Ausſtattung verwendet und in der That einen imponirenden Salon geſchaffen. So geſchah es denn, daß ſich das Ausgabe-Budget des verfloſſenen Jahres ſtark vermehrt fand, und wenn auch in dieſem Jahre keine erheblichen Reductionen geſchahen, ſo geſchah doch auch nichts für die Erweiterung des geiſtigen Kreiſes der Anſtalt. An Zeitungen iſt blos die „Deutſche Allgemeine" zugewachſen, die, wie bekannt, jetzt erlaubt wurde; unterſagt blieben dagegen die „Kölniſche", die „Bremer", die „Weſer-Zeitung" und wie ſie alle heißen mögen, die das ſchmal geſchnittene Fähnlein des deutſchen Fortſchritts flattern laſſen. Die Zeitungsebbe gab ſofort einem Theilnehmer Veranlaſſung zu bitterer Klage, worein ſich, wie Einige behaupten, ein beleidigender Ausdruck miſchte. Der Sohn des Juriſtenprofeſſors B... antwortete dem Proponenten. Allein er ging noch ein gutes Stück weiter und erklärte ſich bereit, einen Antrag zu ſtellen, wonach jeder paſſive Theilnehmer des Vereins — d. h. Derjenige, welcher in der Generalverſammlung nicht ſitz- und ſtimmfähig iſt — ſofort auszuſchließen wäre, ſobald er ſich anſtands- und ſtatutenwidrige Motionen im Wünſchebuche zu Schulden kommen ließe. Darüber brach neuer Sturm los. Hrn. B...'s Pfeil prallte auf ihn ſelbſt zurück; denn Das war in keinem Falle

zu verkennen, daß er eine gehäſſige Präventivmaßregel vorſchlug, von der im Schooße einer aus Gebildeten beſtehenden Verſammlung nie und nimmer die Rede ſein durfte. Es mußte eingeſchritten werden — die Direction that ein Uebriges und legte ein förmliches Placat in den Vereinsſälen aus, worin ſie zur Mäßigung und zum beſonnenen Gebrauche des Wünſchebuchs anrieth. Mittlerweile ſind, obſchon auch dieſer Schritt kritiſirt wurde, die empörten polemiſchen Fluthen in das reguläre Bett des Wünſchebuchs zurückgekehrt und der Vereinsfriede iſt geſichert!

Das Nachdruckgeſetz, (?) welchem wir hier mit voller Beſtimmtheit entgegenſehen, iſt ſicherm Vernehmen nach die Frucht beharrlicher Reclamationen, welche mehrere deutſche Buchhandlungen fortwährend hier erheben ließen. So z. B. ſollen der Berliner Firma Ginsle mehrere mediciniſche Schriften ſchamlos genug nachgedruckt worden ſein. Sie wäre in ihrem Rechte geweſen, wenn ſie Repreſſalien gebraucht hätte, und namentlich ſoll ein gewiſſer Paragraph des preußiſchen Landrechts hierzu die Befugniß ertheilen. (?) Die oberſte Cenſurbehörde ſchlug den Weg der Gerechtigkeit ein, um ſolcherlei Conflicte zu vermeiden, und ſomit wird das Geſetz nächſtens im Amtsblatte der k. k. priv. Wiener Zeitung vom Stapel laufen*). Ueber den Eindruck, welchen die Kunde von der preußiſchen Ständeverfaſſung hier bewirkte, möchte ich Ihnen gern etwas Ausführliches ſchreiben; denn kurz faſſen läßt ſich die Sache kaum. Der ſo unendlich ſpecifiſch ſein ſollende Unterſchied zwiſchen ſtändiſcher und repräſentativer Conſtitutionalität will den Leuten nicht recht zu Kopfe. Dafür iſt man hier zu nüchtern und zu unſubtil; indeſſen wird die treffliche Intention des preußiſchen Monarchen allenthalben anerkannt als ein Anfang zu weitern Dingen.

Von Prag aus hört man, daß die dortige national-czechiſche Partei in einer Bittſchrift an Se. Maj. den Kaiſer ſich wenden will, um die Anſiedlung der Jeſuiten, für die bekanntlich die Fürſtin Lobkowitz ein Haus in der böhmiſchen Hauptſtadt angekauft hat, zu verhindern. Dieſer Schritt, wenn er die gehörige Bevorwortung findet, würde nicht ohne Folgen ſein.

Der zweite Band der vor drei Jahren ſo viel beſprochenen Schrift „Oeſterreich und ſeine Zukunft" iſt ſo eben in Hamburg erſchienen und hier eingetroffen. Es wurde vor einigen Monaten als Verfaſſer dieſer Schrift der Baron Adriani genannt. Ich meinerſeits habe nicht die mindeſte Kenntniß in dieſer Angelegenheit und kann weder beſtätigen, noch widerlegen; Thatſache iſt nur, daß der erwähnte Baron keineswegs ſeiner Stelle als Beamter enthoben wurde, ſondern vielmehr ſeine Entlaſſung ſelbſt eingereicht, die übrigens bis jetzt noch nicht angenommen wurde.

* * *

*) Wir bitten den verehrl. Herrn Correſpondenten um nähere Aufſchlüſſe hierüber, da der Nachdruck deutſcher Werke bereits ſeit mehreren Jahren in Oeſterreich ſtreng verboten iſt. Welche Cenſurbehörde ſchlug den Weg der Gerechtigkeit ein, die preußiſche oder die öſterreichiſche?

D. Red.

3.

Parallelen österreichischer und preußischer Reformen.

Der Februar hat in Oesterreich und Preußen mit wichtigen Dingen begonnen. Lange voraus angekündigte und in widersprechenden Gerüchten formulirte Staatsreformen sind in beiden Staaten publicirt worden. Die Kritik ist in der Presse noch stille, man traut offenbar dem Terrain noch nicht und sammelt behutsam die Meinungen, bevor man sie auszusprechen wagt. Vorauszusehen ist jedoch, daß die Anhänger der französischen und englischen Staatssysteme die beiden Patente dort und da nicht genügend für ihre Wünsche und Hoffnungen finden werden; denn so viel werden auch die Strengconservativen gestehen, daß beide Staaten nur das Minimum der gehofften Concessionen gemacht haben. Zwischen dem preußischen Patent und dem österreichischen stellen sich im Ganzen folgende Charakterunterschiede heraus. In Preußen ist die Einsetzung des allgemeinen Landtags mit den im Punkte der Steuern gemachten Concessionen immerhin, mag sie auch von einer frühern königlichen Zusage bedingt sein, ein Opfer, das die Krone in Bezug ihrer Souverainetätsrechte bringt und es ist in der Natur der Sache, daß sie nicht allzuviel auf einmal opfern mochte. In Oesterreich hingegen kostet die Frohnablösung der Regierung nicht nur kein Opfer, sondern es ist im Interesse der Staatsverwaltung, daß die Ablösung so lebhaft als möglich vor sich gehe; die enggezogenen Grenzen der kaiserl. Entschließung fordern daher die Kritik schärfer heraus. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß die eingeführte Reform in Oesterreich jeden Tag der Ergänzung fähig ist, sowohl durch Errichtung von Hypothekenbanken als durch anderweitige die Ablösung beschleunigende Hülfsmittel. Dagegen ist die neue Constituirung des preußischen Ständewesens offenbar auf eine Reihe von Jahren hinaus berechnet und ist somit in ihrer positiven wie in ihrer negativen Seite viel bedeutsamer! Charakteristisch ist ferner die Art und Weise, wie die in Rede stehenden Reformen in beiden Staaten publicirt wurden. Oesterreich hat die kaiserliche Entschließung hinten in die Beilagen der politischen Zeitungen, unter die gewöhnlichen Amtsankündigungen und Verordnungen gesteckt, fast möchte man sagen versteckt; Preußen dagegen hat sie mit Pomp und Feierlichkeit proclamirt und gleich Tags darauf officiell erläutert. Die officiellen Herolde beider resp. Regierungen werden dies in ihrem Sinn commentiren, die Wiener Officiellen werden aus dem österreichischen Verfahren den stillen lautlosen Fortschritt deduciren, während die Berliner das diesseitige Verfahren als das volle Bewußtsein des großen Geschenks erklären werden. Im Grunde liegt jedoch die verschiedene Methode der Publication in den Grundprincipien, von denen die Regierungen beider Staaten ausgehen. In Oesterreich will man der Volksmeinung principiell keine Geltung zugestehen und doch ist die Nothwendigkeit des neuen agrarischen Edicts aus den Ereignissen der letzten Zeit dringend hervorgegangen. Um dies nicht auch in der Form zuzugestehen, thut man, als ob etwas Alltägliches vorgegangen wäre und verzichtet lieber auf den Nimbus des bei allen Mängeln doch immerhin wohlthätigen Gesetzes. In Preußen dagegen, dessen Macht grade in der öffentlichen Meinung beruht, sucht man diesen Nimbus so glänzend als möglich herzustellen und thut in dieser Beziehung oft lieber etwas mehr als

weniger. Wir gestehen es unverholen, daß uns das preußische System viel lieber ist, als das österreichische, trotz der anscheinenden Bescheidenheit des letztern. Mag auch der preußische Pathos bei manchen Regierungsmaßregeln zu voll sein, so ist er doch ein Element des Nationalstolzes, ein nicht unbedeutendes Mittel, dem Nationalgeiste einen gewissen Schwung zu geben, während der Oesterreicher auch bei den besten Maßregeln der Regierung immer wie ein beschenktes Kind dasteht, das die großen Jungen in der Nachbarschaft mit einem Respect und mit einer Unterordnung ansieht, welche das Selbstvertrauen und das Bewußtsein seines eignen Werthes erlahmen läßt.

III.

Robotabolitionsjubel.

„Heisa, lustig, dudeldumdei, da geht's ja hoch her, bin auch dabei! Alle Beamtengesichter erglänzen in Vollmondstriumph und preisen das Ablösungsgesetz; die Gutsherren nicht minder, denn es läßt sich durch Nichtwollen vollständig paralysiren. Am unlustigsten bei dem Jubel ist der Bauer — „**do cela co gincho sme si doczekawali**" war sein Jubelruf bei Publication der lange vorher als bevorstehend ausposaunten Verordnung; zu Deutsch: „Wir haben was ganz Anderes erwartet."

Wir wollen keineswegs die Maßregel selbst unbedingt tadeln, doch tadeln wir mit Recht die vorschnellen Lobredner, die das heute publicirte Gesetz vor seinem Erscheinen als unendlich liberalen Fortschritt, als directen Sprung in volle Bauernglückseligkeit verkündeten, den ununterrichten, unerfahrenen Bauer zu den kühnsten Erwartungen auf totale Befreiung aufstachelten, der sich, jetzt enttäuscht, nach Bauernart hinter den Ohren kratzt, das nur Juristen verständliche Patent nicht versteht und sich nur so viel daraus abstrahirt, daß er zahlen, möglichst viel zahlen müsse, um in Zukunft nicht mehr zu roboten — eine Freiheit, die ihm von jeher zustand.

Im Ganzen ist nicht viel Neues, Reformirendes in der Entschließung, denn Abolitionsverträge durch gemeinsame Uebereinkunft waren fortan gestattet, sind auch auf mehreren Herrschaften in großem Maßstabe durchgeführt worden. Drum sollten Kanzleioptimisten nicht so viel Lärm schlagen, die Sache hinnehmen, wie sie ist, als einen etwas unreifen Versuch, der sich vielleicht im Zeitverlaufe — jedenfalls in einem langen — zur Eigentlichkeit ausbilden wird, dem, durch gebieterische Nothwendigkeit gedrängt, kräftige Erläuterungen und Zusätze folgen werden, um den scheuen Versuch zur heilbringenden That zu machen.

Neu ist an dem Gesetze wesentlich nur die von der Regierung ausgesprochene Ansicht, die Abolition sei „wünschenswerth und ersprießlich;" doch glauben wir, eine Regierung, zumal die österreichische, welcher um Heilbringendes festen Willens durchzuführen, die Hände in keiner Weise und Niemandem gegenüber legal gebunden sind, wie etwa der englischen, welche auch den Mißbrauch, ist er recht alt geworden, als Recht anerkennen muß — sich nicht auf bloßes Wünschen beschränken dürfe, sondern was die Zeit gebietet, kräftig und ganz thun müsse. Neu in dem Gesetze ist die Gestaltung, daß der Bauer seine Ueberlandgründe, die Gemeinde

ihr Communalvermögen als Ablösungsentgelt abtreten darf. Neu iſt die juriſtiſch conſequente, doch nicht gegen Mißbrauch und Trug gehörig geſicherte Vorſchrift, daß das Ablöſungscapital den Pfandgläubigern des frohnpflichtigen Gutes in der Rangordnung vorzugehen hat.

Vermißt wird der Schutz für die Gläubiger des berechtigten Gutes in dem Falle, wenn der Gutsbeſitzer ſich etwa eine ganz kleine Rente als Entgelt der Robot ausbedingt, clandeſtin aber nebſtbei ein Ablöſungscapitälchen vorweg erhält, denn im Falle der Umwandlung in Rente fordert das Geſetz die Zuſtimmung der Gläubiger nicht.

Zur vollen Wirkſamkeit dieſes verſuchsweiſen Schrittes vermiſſen wir leider die feſte Norm, nach welcher der Localwerth der Frohndienſte erhoben werden ſoll, endlich die Anordnung, daß die Ablöſung *ſtattfinden müſſe*, wenn nur ein Theil ſich dazu bereit erklärt; es verſteht ſich natürlich, daß die Bereitwilligkeit zur Ablöſung Seitens der Unterthanen eines Herrn in Geſammtheit, oder doch von ganzen Gemeinden ausgeſprochen ſein müßte.

Wurde dieſer imperative Schutz der ablöſungsfreundlichen Minorität einer Gemeinde gegen die Majorität durch das Geſetz wirklich gewährt, warum wurde derſelbe nicht auch gegen die Obrigkeiten verheißen? Die Antwort auf dieſes Warum lieſt ſich zwiſchen den Zeilen.

Sobald dieſe beiden noch vermißten Paragraphe im Zeitverlaufe, im Wege der bei uns ſo ſehr beliebten Geſetzerläuterung und Pandektenfabrikation, hinzukommen, wird das Geſetz als eine ganz heilſame Expropriationsmaßregel willkommen zu heißen ſein. Ohne dieſelben aber wird es fortan an unſerm Erbübel, der *Halbheit*, kranken und ſiechen, beſonders da die Durchführung ſo weſentlich den Kreisämtern anheimfällt, und wer kennt nicht das Duodezformat unſerer Kreisämtelei, der es an tüchtiger und insbeſondere an juriſtiſcher Durchbildung ſo gänzlich fehlt, und doch fällt dieſes Geſchäft mehr in den Bereich des ſtrengen Rechtsmannes, als in den der meiſt nach Plaiſir auslegenden und manipulirenden Kreisamtsempiriker, deren fünfzehn **netto** die Mandel voll machen.

Die nächſte Zukunft wird meine Prophezeiung wahr machen, die Zahl der kreisamtlichen „Blunders“ wird Legion ſein. Soll das Ganze nicht zur Landplage ausarten, muß den Landrechten der Provinz, deren Beamte ſtrenge Rechtskenntniß mit vielſeitiger Verwaltungsnotiz in der Regel glücklich vereinen, beurtheilender, entſcheidender Einfluß auf das Geſchäft, auf die *Werthsbeſtimmung* geſetzlich zugewieſen werden — dann kommt vielleicht Segen über das Land, dann wird der Bauer, was er heute noch lange nicht iſt, ein Menſch des neunzehnten Jahrhunderts! **Se no — no!**

So wären wir denn heute noch nicht ganz auf dem Punkte angelangt, von welchem Preußen vor mehr als dreißig Jahren ausgegangen; nach weitern dreißig Jahren kommt vielleicht auch bei uns ein unreifes Kind, ohne Nägel und Haare zur Welt, wie grade jetzt eins zu Berlin geboren worden; doch auch dieſem wird der Mannesbart einſt wachſen, je öfter man es barbiert, deſto früher.

Prag, im Februar 1847.

S. S.

IV.

Verlags-Mißbräuche in Miniatur.

Ein Theil unſerer neueſten Lyriker hat in Gemeinſchaft mit den Verlegern einen Krieg gegen die deutſchen Augen unternommen; die Miniatur-Ausgaben in Duodez nehmen zum Erſchrecken überhand. Viele dieſer Herren glauben, ſie werden plötzlich ſo groß wie Goethe und Lenau ſein, wenn ſie erſt ſo klein wie ſie werden und in jene mit Goldſchnitt verſehene Etui-Bände ſich kauern, in welche Herr von Cotta den Geiſt einiger unſerer Claſſiker gebannt hat, zur Bequemlichkeit reiſender Ladie's, welche in ihren Koffern deutſche Literatur ohne große Beſchwerde über den Canal hinüberſchleppen wollen. Es iſt die alte Geſchichte vom Kölniſchen Waſſer; man nimmt eine grünliche Flaſche, klebt einen weißen Zettel darauf und bringt den Inhalt dann als eau de Cologne auf den Markt, aber der Kaufmann wird nur ein Mal getäuſcht und hat er erſt geſehen, daß in ſolchen Flaſchen gemeiner Schnapps als Parfüm ſich aufdringen will, ſo wird er das nächſte Mal ſich wohl hüten, von der äußern Form ſich täuſchen zu laſſen. Und doch muß man der lyriſchen Jugend dieſes Gelüſte nach dem Coſtüme der Claſſiker verzeihen. Welcher Poet, der zum erſten Male in die Welt tritt, glaubt nicht, den Marſchallsſtab in der Taſche zu haben? Viele glauben ganz im Ernſt, das Glück ſei blind! Der Succeß, den einige jüngere Dichter erobert haben, iſt ihnen nichts, als ein Werk des Zufalls und ſie glauben, wenn nur Goldſchnitt und Velinpapier die Kaufluſt erſt heranlockt, kann der Ruhm nicht ausbleiben. Dem hoffenden Dichterherz iſt dies zu verzeihen, aber an den ſpeculirenden Verlagsphiliſter muß man den Anſpruch machen können, daß er ſein Handwerk verſtehe. Leider gibt es unter den deutſchen Buchhändlern eine große Maſſe, die, wie viele deutſche Fabrikanten; Alles gethan zu haben glauben, wenn ſie die Idee eines Anderen copiren. So iſt es ſeit Jahren Sitte, daß man die Cotta'ſchen Ausgaben allenthalben nachmodelt. Erſcheint Schiller im Taſchenformat, ſo regnet es plötzlich auf allen Leipziger Meſſen geſammelte Schriften in dem „beliebten Schillerformat." Erſcheint der voluminöſe Goethe und Herder zur Erſparung des Raumes in Hausbibliotheken, in einem oder zwei Bänden, ſo tauchen plötzlich von allen Seiten Geſammtausgaben von Werken in einem Bande auf, deren Dünnleibigkeit den Raum eines Bücherſchrankes auch in anderem Format wenig in Anſpruch genommen hätte. Bringt der Cotta'ſche Verlag endlich einige Dichtungen und Dichter, die wie Hermann und Dorothea, Egmont, Fauſt, wie der Cid, die Frithjofsſage, wie Uhland, Platen, Lenau und Freiligrath, ihren Siegeszug durch die Nation vollendet haben, daß ſie ſogar auf dem Tiſche eleganter Damen heimiſch ſind, in jenem coquetten Format, das reichgeziert mit Perlenſchrift und Goldrand eben nur auf jene excluſive Salons hinzielt, wo Gold und Perlen noch eine ſo wichtige Rolle ſpielen, daß man ſelbſt die Poeſie von ihnen eingerahmt ſehen will, gleich kommt der große Verlagschorus und bringt alle mögliche Kohl- und Rübenpoeſie in Goldrahmen! Wir begreifen, wenn das Cotta'ſche Beiſpiel von den Verlegern Anaſtaſius Grün's, Geibel's, Karl Beck's u. ſ. w. be-

folgt wird, die durch mehrere vergriffene Auflagen die Erfahrung gemacht haben, daß das große wahrhaft literariſch gebildete Publicum den Dichter bereits ſo vollſtändig adoptirt hat, daß es auch an der Zeit iſt, in zarten Miniaturkörperchen durch die Schlüſſellöcher jener Boudoirthüren zu ſchlüpfen, in denen nur elegante Keepſake's und Granville's Illuſtrationen das Heimathsrecht haben. Aber wenn die Gedichte von Albert Knorr und ähnlicher Anfänger gleich mit ſolcher Prätenſion auftreten, bevor ſie noch ein Menſch kennt, ſo iſt das nicht nur lächerlich, ſondern es fällt zum eigenen Schaden der Prätendenten aus, indem man gleich von vornherein mit einem Gefühl an die Lectüre geht, die jede unbegründete Anmaßung hervorbringt und der Verleger, der ſeinem Autor einen Dienſt erweiſen wollte, hat ſich und ihn in Schaden gebracht.

V.

Notizen.

Der Ehrgeiz im Converſationslexikon. — Bilder aus dem Schauſpielerleben. — Lola Montez. — Gutzkow und Räder.

— Das Brockhauſiſche Converſationslexikon, diesmal auf 15 Bände angewachſen, iſt bereits bis zum Buchſtaben T vorgeſchritten, das Pierer'ſche Converſationslexikon iſt ſo eben vollſtändig fertig geworden, während die Zeitungen täglich eine Annonce von „Wigand's Converſationslexikon" bringen, das auf 12 Bände angelegt iſt; anderer kleinerer und größerer, wohlfeiler und theuerer Unternehmungen dieſer Art nicht zu gedenken. Wir werden bald ſo viele Converſationslexika als Bundesſtaaten haben, obſchon ſie ſich von dieſen dadurch unterſcheiden, daß ſie kein Cartel unter einander unterzeichnen und der Ausgewieſene aus einem Lexikon das Bürgerrecht in einem andern lexikaliſchen Staate ſehr leicht erhalten kann. Dies iſt nicht das einzige Souverainetätsrecht, in welchem die Lexika mit den Staaten concurriren; noch ein anderes, namentlich in Deutſchland viel wichtigeres Privilegium üben ſie aus, in welchem ſie den deutſchen Königen, Großherzögen und regierenden Fürſten eine ſo entſchiedene Concurrenz machen, daß es zu verwundern iſt, wie der Bundestag dieſes wichtige Moment noch nicht zur Sprache gebracht hat. Es iſt nämlich Thatſache, daß Se. lexikaliſche Majeſtät, Herr F. A. Brockhaus, und Se. lexikaliſche Hoheit, Herr Pierer, das Recht der lexikaliſchen Ordensverleihungen in einem ausgedehnten Maße üben. Bei jeder neuen Ausgabe entwirft der Miniſter des Brockhauſiſchen Hauſes und Staatsſecretär der converſations-lexikaliſchen Angelegenheiten, Herr Dr. Espe, Excellenz, ein langes Verzeichniß von Ordensrittern, welchen die Ehre zugedacht iſt, in das Ordenscapitel der neuen Real-Encyklopädie eingeführt zu werden. Die Statuten des Brockhauſiſchen Ordenscapitels ſind aber noch viel ausgedehnter und abſoluter als die eines jeden andern Ordens. Wer einmal zum Ritter des goldenen Vließes oder zum rothen Adler vierter Claſſe ſich aufgeſchwungen hat, iſt der hohen Prärogative dieſer Auszeichnungen ein für allemal ſicher. Nicht ſo bei dem Brockhauſiſchen Hausorden. Hier wird die Souverainetät nicht nur durch die Auf-

nahme neuer Ordensritter ausgeübt, ſondern auch durch das Ausſtreichen Jener, die im lexikaliſchen Staat als ausgedient und invalid betrachtet werden. Wie viele Polen, Franzoſen, Spanier, Belgier, wurden in der ſiebenten und achten Auflage nebſt ihren Supplementen im Pantheon der Real-Encyklopädie aufgezeichnet, die jetzt, wo ihre Rolle zu Ende iſt, nicht einmal in Penſionszuſtand verſetzt, ſondern kurzweg beſeitigt ſind. Sic transit gloria mundi! So komiſch dieſes klingt, ſo hat es auch ſeine ernſte Seite. Man weiß, daß es in Deutſchland Tauſende von Menſchen gibt, die als ihr höchſtes Lebensziel das Bändchen betrachten, das vielleicht nach dreißig Dienſtjahren ihrem Knopfloch zu Theil wird. Man weiß, wie viel Männer, deren Freimuth und Gradſinn ihren Mitbürgern zu Gute kommen könnte, ihre Unabhängigkeit opfern, um einſt ein ſchmales ſeidenes Streifchen von grüner, rother, blauer oder Gott weiß, was für Farben angehängt zu bekommen. An der Seite dieſes Ehrgeizes iſt in den letzten zwanzig Jahren ein anderer aufgewachſen: der Ehrgeiz, in's Converſationslexikon zu kommen. Wir kennen Männer (und wahrlich, Männer, denen es an Geiſt nicht fehlt), die eine Stelle im Converſationslexikon als die Palme ihres Lebens betrachten, Männer, die ſich dem Teufel verſchreiben möchten, wenn die Real-Encyklopädie endlich die langgewünſchten zwanzig Zeilen enthielte: „X. X., geboren in *** im Jahre 18**, erhielt ſeine erſte Erziehung“ u. ſ. w. Man hat die getäuſchten Hoffnungen eines kleinen Beamten, der auf eine Gehaltserhöhung zur Ernährung ſeiner zahlreichen Familie wartet, oft geſchildert; man hat die Scenen ausgemalt, wo ein armer Bauer ſeinen letzten Kreuzer in das Zahlenlotto geſetzt hat und bei der Ziehung die erſehnte Nummer vergebens erwartet; man hat das lange Geſicht eines zwanzig Jahre dienenden Lieutenants, der ſich bei dem neuen Avancement abermals übergangen findet, vielfach ſkizzirt — aber Eins hat man noch nicht geſchildert: die enttäuſchten Mienen eines Mannes, der ſeit der ſechſten Auflage des Converſationslexikons von einem zum andern Mal wartet, daß die neue Auflage ſeine Biographie bringen werde, der jedes Exemplar, das gekauft wird, als einen Schritt näher zum Ziele betrachtet, weil es die Nothwendigkeit einer neuen Auflage beſchleunigt, der endlich, als dieſe vor der Thüre iſt, bei allen Menſchen anklopft, die im zehnten Gliede mit den Blättern für literariſche Unterhaltung oder ſonſtigem Brockhauſiſchen Verlag verwandt ſind, mit ſüßen Briefen und ſäuerlichem Champagner literariſche Protectionen ſucht und endlich einen Biographen findet, der die Vermittlung übernimmt. Und nun beginnt die Real-Encyklopädie ihr langſames Erſcheinen von Buchſtaben zu Buchſtaben, von Heft zu Heft; von Monat zu Monat wartet er mit pochendem Herzen, bis der Buchſtabe X da iſt — endlich, endlich erſcheint das langerſehnte Heft, um das er bereits zwanzig Mal bei ſeinem Buchhändler nachgefragt — endlich iſt es da — aber Dr. Espe hat den Artikel geſtrichen — und auf zehn Jahre hinaus iſt alle Hoffnung verloren. Es iſt ein wahrer Fortſchritt unſerer Zeit, die nicht nur alle Leiden der Menſchheit zu lindern ſucht, ſondern das Mitleid auch bis in Antithierquälervereine ergehen läßt, daß man jetzt durch die Herausgabe ſo vieler concurrirenden Converſationswörterbücher dem Unglück eines Theils unſerer leidenden Mitbrüder zu ſteuern ſucht, die der Hunger nach Berühmtheit austrock-

net wie einen armen Irländer! Kommt her, ihr Unglücklichen, die Tische sind reich gedeckt und wenn Euch Brockhaus auch von der Thüre gewiesen, verzweifelt nicht, dort ist noch ein anderes Lexikon, und dort ein drittes, nur Muth gefaßt und angeklopft!

— Von Roderich Benedix sind „Bilder aus dem Schauspielerleben" erschienen, die reich an wahren Zügen und Beobachtungen sind. Wunderlich ist der Unterschied zwischen diesen Erzählungen und den dramatischen Productionen desselben Autors. Während in Letztern, wie erst jüngstens in dem Lustspiel „Der Vetter" Charakteristik und Individualisirung der Personen sehr vermißt werden, ist in den Bildern aus dem Schauspielerleben die Charakteristik allenthalben so prägnant und kernig, daß man die Menschen im Leben gekannt zu haben glaubt; während andererseits in den Lustspielen die tolle Laune oft bis zur Ausgelassenheit sich steigert, ist in den Bildern aus dem Schauspielerleben der Humor sehr gedämpft und Manches ist ernsthaft vorgetragen, was eine heitere Behandlung viel besser ertragen hätte. Nichtsdestoweniger haben diese Skizzen etwas voraus, was andern Büchern dieser Art oft fehlt: Leben und Wahrheit.

— Briefe aus München melden, daß Lola Montez, die von dem Volk mit sehr ungünstigen Augen betrachtet wird, auf einem öffentlichen Orte sogar thätlich mißhandelt wurde. Sie hatte in Begleitung mehrerer Herren das Odeon besucht, wo ein Bürger, der sie scharf fixirte, von ihr, wie Einige behaupten, unartig apostrophirt und wie Andere mit einem Fächerhieb bedient worden sein soll, worauf das Publicum die Dame sammt ihrer Suite zur Thüre hinauswarf. Zur Ausmalung der Scene wird noch hinzugefügt, daß die Hinausgeworfene Widerstand leistete und sich an der Thüre festhielt, wobei ihr Jemand einen scharfen Hieb auf die Hand gab — was allerdings keine große Heldenthat ist. — Aus Wien meldet man, daß die Königin von Baiern dort erwartet wird — was übrigens blos als Gerücht bezeichnet wird.

— In Dresden ist eine miserable Posse von dem dortigen Komiker Räder zur Aufführung gekommen: Jupiter's Reiseabenteuer oder die olympischen Flüchtlinge, ein geist- und witzloses Machwerk, in der Art, wie fast jede Woche am Wiener Leopoldstädter Theater ein Stück durchfällt. In Wien ist es aber nur ein Vorstadttheater, auf dem man solche Dinge darzubringen sich erlaubt, wenn man aber auf einer königlichen Hofbühne, die mit den reichsten Mitteln ausgestattet ist, derlei Seiltänzerstücke aufführt, so muß dagegen im Namen aller deutschen Theaterinteressen protestirt werden. Bei der Probe dieses Stückes ereignete sich übrigens der Zufall, daß Dr. Gutzkow, der dieselbe leitete, durch einen Fehltritt in's Orchester stürzte — glücklicher Weise aber keinen Schaden nahm. Jemand äußerte hierauf, daß der neue Dresdner Dramaturg sich in Zukunft in Acht nehmen möge, da das abermalige Einstudiren eines solchen unwürdigen Machwerks ihm leicht einen gefährlichern Sturz bringen könnte in der öffentlichen Meinung!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Die Missionen in Tyrol.

Schon im verflossenen Sommer warnte eine wohlmeinende Stimme von hier in den „Grenzboten“ vor der zu weit gehenden Begünstigung des äußern Kirchenwesens in Tyrol. Was damals über Klöstererrichtung, zeitlichen Besitz- und Machterwerb der Geistlichkeit, dann insbesondere über Maßlosigkeit der Missionsschritte der Ligorianer geklagt wurde, war weder in Form noch Inhalt von der strengen Wahrheit abweichend. Ich bin mit Leib und Seele ein Tyroler, liebe herzlich und treu unser Herrscherhaus, wie nicht minder seine wohlwollenden Bestrebungen für Erhaltung des Glaubens der Väter, Bewahrung der glücklich bestehenden Religionseinigkeit und reiner Sitten aller Klassen der Bewohner, weil ich hierin die feste Grundlage einer dauerhaften Volkswohlfahrt erblicke. Es ist dies auch sicher die Gesinnung aller gescheidten Leute im Lande, mag sie die bekannte ultramontane Partei in der „Augsburger Postzeitung“ und ähnlichen Tagsblättern verdächtigen, so viel sie will. Aber ungeachtet aller Anhänglichkeit an das Bestehende ist es nachgrade unmöglich, vielen jetzt zu Tage kommenden Erscheinungen Beifall zu geben, vielmehr fühlt sich der redliche Freund des Volkes und der Regierung immer stärker aufgefordert, seine Besorgnisse vernehmbar auszusprechen, da er sich mit den Seufzern und dem oft bittern Tadel nicht beruhigen kann, der in Privatzirkeln und wo man sich frei von Spähern hält, von den klugen, geheim Freisinnigen, wie von Männern des gemäßigten Fortschrittes laut wird. Man fragt mit Recht, wodurch die Tyroler es nothwendig machten, daß man ihren, vor den meisten österreichischen Ländern durch Berufseifer und Sittlichkeit ausgezeichneten Seelsorgsclerus zur Pastorirung der Gläubigen für unzureichend ansah und sofort — außer der Vermehrung der Kapuziner und Franziskaner, wie der Glieder unserer Abteien — annoch Ligorianer, Jesuiten und Benedictiner von Muri in's Land rief, durch Anwendung verschiedener, nicht stets lobenswerther Mittel ihnen Dotationen, Besitzungen und Vermögenheiten verschaffte und mittels Suspendirung der Amortisationsgesetze ausgebreitete Erwerbungen

zum Nachtheile des öffentlichen Wohlstandes sichtbar erleichterte. Welcher zureichende Grund rechtfertigte die Uebergabe des Gymnasiums in Innsbruck an die Jesuiten, und die Aufhebung des allgemeinen Studienplanes zu Gunsten dieser Gesellschaft? Der günstige Ruf, welchen diese Lehranstalt bis in's Jahr 1839 besaß, ist durch die neuen Professoren nicht erhöht worden, und die Kenntnisse, welche die Schüler des akademischen Gymnasiums der Provinzial-Hauptstadt in die philosophischen Curse mitbringen, zeichnen sie eben so wenig vor den Zöglingen der übrigen Gymnasien des Landes aus, als ihre religiös-sittliche Bildung. Diese erfahrungsmäßige Thatsache spricht nicht sehr zum Vortheil der neuen Einrichtung, von welcher man in Ansehung der besondern Hülfsmittel und außerordentlichen Begünstigungen sich anfangs Großes versprechen durfte. Worauf man vor vier Jahren großen Werth legte — das Convict der Jesuiten für „kathol.-wissenschaftliche Bildung der Jugend" — hat sich als eine Täuschung dargestellt, da es weiter nichts ist, als ein Quasi-Theresianum mit tüchtigen Anforderungen an die Geldbeutel derjenigen „bessern Familien", welche sich durch die Ankündigung der Unternehmer und Beförderer dieser Anstalt gewinnen ließen. Daher die klägliche Leerheit der Räume dieses Institutes. Obwohl die Jesuiten nicht für die Seelsorge nach Tyrol gerufen worden, haben sie sich doch auch auf diesem Felde, das sie eifrig zu bearbeiten suchen, geringen Namen gemacht. Das rigorose Streben einiger höhern Geistlichen benutzte sie anfänglich zu Exhorten und Exercitien für den Seelsorgsstand auf dem Lande; sogar nach Brixen rief man selbe noch im verflossenen Sommer, und der alterschwache Bischof wohnte in eigner Person den Uebungen bei. Auch in Vorarlberg war der Verfasser leidensanmuthiger Gebetbücher, P. Weniger, vor mehreren Monaten mit etlichen Ordens- und Geistesbrüdern, kehrte aber von seiner Sendung wenig befriedigt nach Hause. In Folge dieser geistlichen Uebungen gewahren die Schafe an ihren Hirten, anstatt liebevoller Milde, finstern ascetischen Ernst, der alle Weltfreude verdammt, statt christlicher Freigebigkeit harte Einforderung der Urbarial- und Zehntgaben, statt sorgsamer Förderung der Schulen und milden Anstalten ängstliches Mühen nach Messen- und Kirchenstiftungen, endlich anstatt Rath und schonender Beihülfe strenges Gebot und rücksichtloses Einmischen in Haus- und Familiensachen. Nicht als ob es den Seelsorgern im Allgemeinen an guter Absicht fehlte, nein; aber die christliche Gesinnung hat mehr und mehr dem liebeleeren Geiste des Pietismus, die Anhänglichkeit an den nächsten Oberhirten und die Heerde der unbedingten Hingebung an das Interesse der ultramontanen Hierarchie, und die Lehre, daß Christi Reich nicht von dieser Welt, dem Glauben und der Ueberzeugung Platz gemacht, daß

der Kirche und ihren Lehrern Alles in der Welt ſich beugen müſſe. Dieſer Geiſt verbreitet ſich täglich mehr in den Reihen unſerer Prieſter; ihn fördern und beloben die „katholiſchen Blätter aus Tyrol“ und etliche ausländiſche Tags- und Zeitſchriften der hyperkatholiſchen Kirchenpartei, die in München, am Rhein, in der katholiſchen Schweiz und anderwärts dicht zuſammengethan, ihre ſichtbaren und unſichtbaren Gehülfen nach allen Ländern ausſendet, um die kirchlich und politiſch Freiſinnigen zu verdächtigen, den Geiſt der heil. Rockverehrung wirkſam auszubreiten und der Prieſterherrſchaft um jeden Preis weiten und ſichern Boden zu gewinnen. Werden doch darum die geiſtlichen Volksübungen der Ligorianer als apoſtoliſch dargeſtellt, die dagegen zu Tage kommenden Nachtheile weggeleugnet und als böswillige Uebertreibung geſchildert. Der tyroliſche Clerus, welcher dieſe Blätter allein lieſt und darin jene Seelſorger als Muſter belobt findet, welche die Ligorianer in ihre Gemeinden riefen, glaubt die Anrühmung der überraſchenden Erfolge dieſer Miſſionen, erblickt in ihnen ein Heil- und Hülfsmittel in mancher hirtenamtlichen Bedrängniß und meint Gott und den Obern nichts Gefälligeres thun zu können, als dem von Andern gegebenen Beiſpiele zu folgen, wofür er dann auch der öffentlichen Belobung und beſonderer Rückſicht bei Beſetzung erledigter Pfründen ſich getröſten darf. Die Uebungen der Ligorianer werden von den Ordinarien, beſonders in Brixen, bereitwillig unterſtützt. Hören wir ja das kaum Glaubliche, daß dieſe Miſſionäre aus Innsbruck demnächſt nach Brixen, dem Sitz des Biſchofs, kommen und dort ihre geiſtlichen Verſuche mitunter auch an dem Conſiſtorium und Domcapitel üben werden! Hätten dieſe Miſſionen an ſich ſelbſt nichts, was zu Beſorgniſſen Anlaß böte, ſo fällt doch in die Augen, daß wochenlange, unausgeſetzte Feier, Predigten, Aemter, Sacramentenausſpendung — nicht vollzogen durch die ordentlichen Seelſorger, ſondern von fremden Miſſionären, deren geiſtliche Gewalt vom Volke nothwendig über jene der Seelſorgsprieſter geſetzt wird — unmöglich gleichgültig ſein könne für das Anſehen, Vertrauen und die Wirkſamkeit des Secular-Clerus, der während dieſer Uebungszeit wie ein untergeordneter Jünger den apoſtoliſchen Herren und Meiſtern demüthig dient, ſich der pfarrlichen Gewalt begibt, den fremden Geſandten Kirche, Kanzel, Beichtſtuhl und Altar ausſchließend abtritt und in der Schaar der Schafe verſchwindet. Die neuen Hirten erſcheinen der Heerde anders als die Seelſorger, ſie lehren anders, ermahnen anders und gebrauchen andere Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Sie beabſichtigen eine auffallende Wirkung; dieſe darf nicht ausbleiben, wollen ſie Credit erlangen. Mäßige Mittel erzeugen nur mäßige Wirkungen; dieſe treten weder ſchnell, noch mit Aufſehen an's Licht, können alſo nicht im Plan

der Miſſionäre liegen, denen die Wundergabe vom Herrn verſagt iſt. Ihre Predigten, Ceremonien und Ermahnungen kommen daher in der Geſtalt des Sinnlich-Impoſanten, dem Gewitterſchauer mit Finſterniß, Blitzen und Donnerſchlägen vergleichbar. Wir wiſſen aus Erfahrung, wie ſich auch geſcheidte, erwachſene, furchtloſe Leute der beklemmenden Wirkungen ſolcher Erſcheinungen nicht erwehren können, wie ſollten es Nervenſchwache, Aengſtliche, Unwiſſende, Knaben und Mädchen, Alte, Gewohnheitsmenſchen und Kleingläubige? Thatſachen mögen dies erläutern. Im Jahre 1843 ſah ſich das Gubernium verpflichtet, über die Wirkungen der Miſſionen Erhebungen anzuordnen, weil ihm zur Kenntniß gebracht worden, daß die „geiſtlichen Volksübungen“ der Ligorianer im Kreiſe Oberinnthal nervenſchwache Gemüther ſo ſehr ergriffen, daß ein vollbrachter und ein verſuchter Selbſtmord, die Ablieferung einer Weibsperſon in's Irrenhaus und manche andere böſe Folgen nach der eignen Angabe der Seelſorgsgeiſtlichkeit und gemäß amtlicher Erörterung ſich ergaben. Was die eingeleiteten allſeitigen Erhebungen der Behörden durch Anführung factiſcher Umſtände klar bewieſen, war, daß die Miſſionen der Ligorianer an mehrern Orten im Lande ähnliche traurige Wirkungen, beſonders länger oder kürzer dauernde Geiſtesverwirrung, bei ängſtlichen Menſchen hervorbrachten. Man hätte erwarten dürfen, derartige Reſultate würden die Einſtellung dieſer ſogenannten Volksübungen zur unmittelbaren Folge haben; allein die engverbrüderte Partei der Jeſuiten, Ligorianer und überfrommen Römlinge, denen mancher pietiſtiſche Rigoriſt in und außer den Büreaux ſich anſchloß, war eifrig bemüht, dem Geſchehenen andere Motive unterzuſchieben, Das, was als Fehler ſich aufdrängte, zu entſchuldigen, einen großen Theil der Thatſachen auf Behelligung und Verdrehung der Feinde „des Guten“ zu ſchieben und in dieſem Sinn in den „katholiſchen Blättern“, in Predigten und wo ſich ſonſt Gelegenheit bot, den beſorglichen Maßnahmen entgegenzuwirken. Es gelang in der That; nur ſollten nach einer Hofverordnung zu den Miſſionen gemäßigte Männer beſtimmt und alle Uebertreibungen vermieden werden. Dieſe wohlgemeinte Anordnung iſt aber ſo viel als nicht beſtehend; denn die Ligorianer wechſeln höchſtens eine oder die andere Perſon der Miſſionäre, nicht aber den Geiſt, in dem ſie die Uebungen halten, ſie ändern nicht eine von den übertriebenen Ceremonien derſelben. Deswegen verlauten nach der Beendigung ſolcher Miſſionen faſt immer dieſelben Klagen einzelner Familienväter, denen das Weib, die Tochter oder ein ſonſtiges Angehörige durch die überſpannte Verfahrungsweiſe der Ligorianer in Kleinmuth und Geiſteszerrüttung gerathen. Zur Verbeſſerung dieſer übeln Wirkungen der geprieſenen Volksexercitien müſſen ſomit Aerzte und Seelſorger

lange mit Klugheit zuſammenwirken. Mancher häusliche Friede, manche eheliche Eintracht, nicht ſelten Erwerb und Vermögen gehen dabei zu Grabe oder leiden empfindlich unter dieſen Miſſionen. Die Verſtändigen machen umſonſt aufmerkſam, daß durch die lange Dauer der Volksübungen auch in nationalwirthſchaftlicher Rückſicht nicht unerheblicher Schaden erwachſe, indem die arbeitende Klaſſe ihrer ordentlichen Beſchäftigung für zwei bis drei Wochen faſt ganz entzogen wird. Alles Volk hält während der Dauer der Exercitien Feiertag, Jung und Alt ſtrömt der Kirche zu, und kein Hausvater oder Dienſtherr darf die Kinder oder das Geſinde zurückhalten, will er nicht als ein „Lutt'riſcher" vor der ganzen Gemeinde erſcheinen. Daſſelbe begegnet häufig Denjenigen, welche vom miſſionsfreundlichen Pfarrer zur vorläufigen Deckung der beträchtlichen Koſten für Herbeirufung der Miſſionäre angegangen werden. Sie ſind genöthigt beizuſteuern, bis der Seelſorger zufrieden iſt; die Weigerung brächte größern Nachtheil. Dadurch wird der Regierungsbedingung genügt, wonach die geiſtlichen Volksexercitien ohne Anſpruch auf das Kirchen- und Gemeindevermögen gehalten werden ſollen. Der Pfarrer verſichert ſtets, Alles aus Eignem zu beſtreiten. Wie troſtlos iſt es, daß ſich die Regierung auf ſolche Weiſe täuſchen läßt! Welch' wohlthätige Erfolge zum Beſten unſerer in Bildung und Gehalt verkümmerten Schullehrer, der Armen- und Krankenanſtalten könnten hervorgerufen werden, möchten unſere Seelſorger ihre Sammlungen zur Förderung dieſer und ähnlicher menſchenfreundlichen Werke der ächten Nächſtenliebe unternehmen! Es würden ihnen dennoch erkleckliche Gaben für Kirchen, Altäre und Glocken nicht fehlen. Nach und nach dürften die Gläubigen denn doch zur Einſicht gelangen, daß es den Prieſtern mit dieſem beharrlichen Trachten und Sammeln, zumal am Kranken- und Sterbelager der etwas Beſitzenden, faſt nur um Meſſeſtipendien und Jahrtagsſtiftungen, alſo zunächſt um ihren eignen Nutzen zu thun ſei — eine Entdeckung, welche, iſt ſie einmal in's Volksbewußtſein gedrungen, ſchwerlich zu Gunſten des prieſterlichen Anſehens wirken möchte.

Eben in der neueſten Zeit iſt es mit den Vermächtniſſen für Meſſen ſo weit gekommen, daß mit den im deutſchen Landesantheile erzielten höhern Stipendien einträglicher Handel nach Welſchland im Schwange geht, wo bei der größern Concurrenz an meſſeleſenden Prieſtern das Stipendium um 6 bis 10 Fl. geringer im Curs ſteht, die Differenz alſo zum Beſten der deutſchen Prieſter dient. Kehren wir wieder zu den Miſſionen zurück. Sie werden gleichfalls zu ergiebigen Sammlungen für kirchliche und prieſterliche Vortheile benutzt. Die Ligorianer, anfangs ohne Einkommen, wachſen an Ver-

mögen und Wohlstand, was offenkundig ist und in Innsbruck vor Aller Augen liegt. Je mehr durch die ultrakatholischen Tagesblätter und durch die mündliche Empfehlung der Gönner das täuschende Lob der Missionen zunimmt, desto energischer und rücksichtloser treten die Ligorianer auf. Sie trennen bei den Predigten und Uebungen die Jünglinge, Jungfrauen und Eheleute, halten mit jeder dieser Seelenklassen eigene Exercitien bei geschlossenen Kirchthüren und nehmen den durch allerlei Drastika mürbe Gewordenen eidliche Gelübde*) ab, nicht mehr zu sündigen unter sonstiger ewigen Verdammung und Ausschließung vom Empfange des Abendmahles! — Im vergangenen Herbst wagte es ein Ligorianer, in öffentlicher Kanzelrede der versammelten Gemeinde eines größern Thales vorzuhalten: jeder Tyroler schäme sich ihres Thales und müsse wegen dessen schlechten Bewohnern sein Vaterland verleugnen. So wird das Regierungsgebot wegen Sendung gemäßigter Missionäre und Vermeidung von Uebertreibungen befolgt. Was nützt es, daß vom höchsten Orte ausgesprochen ist, die in der Gottesdienstordnung nicht enthaltenen außerordentlichen Andachtübungen (Nebenandachten) seien als abgestellt zu betrachten? Sind derlei Uebungen etwa Gottesdienst? Wem fiele die Schuld zur Last, wenn in Folge solcher Beschimpfung einer Gemeinde von der Kanzel das Verbrechen der Religionsstörung sich ereignete? Wir haben aus glaubwürdiger Quelle vernommen, daß die Hofkanzlei in Wien bei Ertheilung der Bewilligung zu Missionen die größte Vorsicht empfohlen habe. Allein ohne alle Nothwendigkeit und mit auffallender Vorliebe sehen wir eine ganz verschwenderische Freigebigkeit in derlei Zugeständnissen beim Landespräsidium vorherrschen.

Die äußere Werkheiligkeit steigt ohne den wahrhaft christlichen Sinn. Man erweckt alte geistliche Orden, stiftet neue, restaurirt einsame auf Bergen und in öden Orten gelegene Wallfahrten, und in Innsbruck wird der bestehenden Verordnung entgegen eine aufgehobene Bruderschaft nach der andern durch das Treiben der Jesuiten und Ligorianer wieder hergestellt. Unter diesen neu entstandenen Verbrüderungen (mit welchen auch die marianische Congregation wieder auflebte) eilt die durch frühere Gesetze mit dem Armeninstitute vereinigte „Bruderschaft der thätigen Liebe des Nächsten" — die einzig wahrhaft christkatholische — ihrer Auflösung zu. Und doch will die Regierung, daß im Geiste der weisen Anordnungen des Kaisers Joseph diese Bruderschaft Bestand habe.

*) Wie sehr contrastirt dieses Verfahren mit der allerhöchsten Entschließung vom 14. November 1846, wonach nur Mäßigkeitsgelübde ohne Zwang bei der Abnahme und ohne Bestimmung einer Formel gestattet sind!

In Tyrol ſucht man, wie es täglich deutlicher wird, den troſtloſen Stand der Dinge wieder herzuſtellen, wie er im 17. Jahrhundert geweſen; die katholiſche Religion — dieſe jedoch nur angeblich, in der That aber die ultramontane Partei — ſoll nach außen mächtig werden; ſie will um jeden Preis ein Reich gründen von dieſer Welt. In ſolchem Streben muß ſie endlich der äußern Ordnung, der weltlichen Macht des Staats feindlich begegnen. Möchte zum Heil der Menſchen noch bei guter Zeit der Zuſammenſtoß klug verhütet werden!

Innsbruck im Februar. †

Politiſche Licht- und Nebelbilder.

II.

Wenn der Winter in's Land kommt, ſondert er die Schichten der menſchlichen Geſellſchaft noch ſchärfer, als es ſonſt ſchon der Fall iſt. Die Beſitzenden ſchmücken ihr Haus, rüſten die Schlitten und erwarten, blaſirt oder verlangend, den heitern Zug der Winterfeſte — ihnen iſt der Winter ein luſtiger, prächtiger Kerl, der tanzt, muſicirt, Komödie ſpielt und Faſchingspoſſen treibt. Die Beſitzloſen laſſen die Arme ſinken und gehen in den Wald, um Holz zu ſtehlen — ihnen iſt der Winter der ſchlimmſte Feind, der Herkules, der den Antäus von der nährenden Erde trennt.

Im jetzigen Winter bemühen ſich aber die Beſitzenden, die Schroffheit dieſer Gegenſätze zu mildern, ſie geben faſt überall einen Theil ihrer Feſte auf, um die Summe ihrer Almoſen dadurch zu vergrößern, es drängt ſich ihnen das Bewußtſein der Gegenſätze und ein Gefühl auf, das der Bußfertigkeit ähnlich iſt.

Darum iſt es wohl wichtig, den Werth dieſer freiwilligen Buße des Reichthums und die Möglichkeit der Löſung der Gegenſätze näher in's Auge zu faſſen.

Das Proletariat umfaßt alle, die Tag für Tag die materielle Friſtung ihres Lebens von Neuem anſtreben müſſen, ohne Hoffnung, durch überwiegende Einnahme, je Beſitz erringen zu können. Für dieſe Lebensfriſtung kämpft der eine Theil unſrer Proletarier durch Arbeit, der andere Theil hat dies aufgegeben und überläßt es entweder den beſitzenden Ständen, ihn durch Almoſen zu ernähren oder er ſagt ſich los vom Rechtszuſtande und begeht Eigenthumsverbrechen.

Freier phyſiſcher Lebensgenuß iſt Grundbedingung jeder menſchlichen Entwickelnng; dieſer Genuß entſteht durch vernunftgemäße Befriedigung der Lebensbedürfniſſe und dieſe Befriedigung durch menſchliches Verarbeiten der Lebensſtoffe, welche uns die Natur roh darbietet. Daraus folgt der Satz:

wer arbeitet, soll genießen. Im Wesen des Staates, als der natürlich nothwendigen Form des menschlichen Zusammenlebens, liegt es, obigen Satz durch seinen Schutz zur ungestörten und gerechten Anwendung zu bringen. Der Verschiedenheit der menschlichen Einzelheiten gemäß muß jedoch bald, aus Ueberschuß der Arbeit über den genießenden Verbrauch, verbunden mit dem Uebertragungs- und Erbrecht, Besitz und arbeitsloser Genuß; und, nach der entgegengesetzten Seite hin, aus Minderbetrag der Arbeit unter dem Verbrauch, Mangel und Unmöglichkeit des Lebensgenusses entstehen. Daher zeigt uns die Geschichte aller Staaten und Zeiten an den gegenüberliegenden Grenzen der Mittelschichten (wo Arbeit und Genuß sich das Gleichgewicht halten) die Pole des unthätigen Reichthums und der unthätigen Noth. Selten jedoch und nur vor verhängnißvollen Wendepunkten erblicken wir, wie jetzt, die Mittelschichten der Staaten fast ganz zersetzt, dem einen oder dem andern Pole anhängend: unsre Zeit hat den natürlichen Zusammenhang zwischen Arbeit und Genuß zerstört und zeigt uns, außer dem bettelnden und verbrecherischen, auch noch den arbeitenden Proletarier. Woher kommt es, daß in Deutschland der Arbeiter hat zum Proletarier werden können?

1) Durch die stehenden Heere, neben denen höchstens eine theilweise Volksbewaffnung eingeführt ist, wird in den einzelnen Staaten nicht nur $^1/_5$ — $^1/_3$ der Gesammteinnahme verzehrt, sondern auch eine bedeutende Arbeitskraft abgezogen. — Trotz der mit dem lebhafteren Handel sich mehrenden Rechtsstreite und dem durch die Noth veranlaßten Wachsen der Eigenthumsverbrechen. Wendet man sich noch nicht zu Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Schwurgerichten, sondern beharrt bei dem alten Rechtsverfahren, mit allen Instanzenzügen, und ist natürlich gezwungen, die schon übergroße Zahl der Beamten noch zu vermehren. — Das System der indirecten Besteuerung, von der Wissenschaft schon längst als unbillig, die untern Stände zu sehr belastend erwiesen, wird beibehalten und verdoppelt die Zahl der Verwaltungsbeamten. — In den meisten Ländern ist der Ertrag der Staatsgüter, welcher hier und da sogar dem der gesammten Besteuerung gleichkommt, vom Staaatshaushalte gesondert und, ohne Rücksicht auf den geschichtlichen Ursprung, lediglich dem Fürsten überwiesen.

Diese Andeutungen erklären wohl genügend den Satz, daß die Staatsverwaltung eine kostspieligere geworden ist und die Thatsache, daß, nach 30jährigem Frieden, die jetzige Besteuerung höher ist, als in den letzten Kriegsjahren.

Anscheinend sind diese Steuern sowohl auf den arbeitslosen Besitz und

das Einkommen der Staatsdiener, als auf die Arbeit gelegt. Der Grund- und Geldbesitz ist aber an und für sich unfruchtbar und todt und erhält seinen lebendigen Verbrauchswerth für den Besitzer erst durch den Ertrag, den dieser von Anderen daraus erarbeiten läßt; diesen durch den Ertrag bestimmten Werth besteuert der Staat. Das Einkommen der Staatsdiener fließt lediglich aus den Steuern ab, die der Staat erhebt; daher lastet die gesammte Besteuerung auf der Arbeit und ist der Abzug, der von der Arbeit gemacht wird. Je größer der Abzug, desto unergiebiger die Arbeit. Daher ist jetziger Zeit die Unergiebigkeit der Arbeit so sehr verringert, daß ganzen Arbeiterständen weder Lebensgenuß, noch Besitzerwerb übrig geblieben ist. Das ist ein Grund der Entstehung des arbeitenden Proletariats.

2) Noch ein mit der Besteuerung der Arbeit zusammenhängender Umstand hat gleichmäßig zu der Entstehung des arbeitenden Proletariats beigetragen: die zunehmende Häufung starren Besitzes bei einzelnen Ständen. Alle Arbeit, durch welche die Lebensbedürfnisse des Menschen befriedigt werden, zerfällt in erzeugende und gestaltende. Die erste setzt Benutzung des Bodens voraus und ist wesentlich unwandelbar, weil auf ihr die Fortdauer des Menschen — gleichviel, auf welcher Bildungsstufe er steht — beruht. Die zweite braucht keine solche Voraussetzung, ist aber wandelbar und gründet sich auf die, durch die zeitige Bildung bedingten, steigenden und wechselnden Lebensbedürfnisse der menschlichen Gesellschaft.

Hinsichtlich der erzeugenden Arbeit hat sich jetziger Zeit Folgendes herausgestellt: Domänen, Besitzungen des hohen Adels, Ritter- und theilweise Bauergüter sind rechtlich oder thatsächlich untrennbar und nehmen in allen deutschen Ländern die Hälfte bis zwei Drittheile des Grund und Bodens ein. Die Besitzer lassen diese Güter von Besitzlosen bearbeiten, genießen die dadurch erzeugten Früchte und geben den Arbeitern keinen verhältnißmäßigen Antheil am Gewinn, sondern einen Tagelohn. Folglich sind zwei Drittheile Derjenigen, die ihre Kraft der erzeugenden Arbeit widmen und, zum Fortbestehen der menschlichen Gesellschaft, widmen müssen, aus dem natürlichen Zusammenhang zwischen Arbeit und Genuß gerissen und Tagelöhner. Daß aber der Tagelohn weiter als zur nothdürftigen, täglichen Lebensfristung für den Arbeiter und seine Familie ausreiche und je Hoffnung auf Besitzerwerb, gestatte, möchte wohl auch der kühnste Optimist nicht behaupten. Daher sind zwei Drittheile der erzeugenden Arbeiter in jedem Lande nichts Andres als arbeitende Proletarier.

Die gestaltende Arbeit beruht auf dem zeitigen Bedürfnisse und bringt dem Arbeiter Abnahme und Lohn, der das Bedürfniß am besten und

wohfeilſten befriedigt. Daraus folgt die Concurrenz, der Sieg des beſten und wohlfeilſten Erzeugniſſes und der bis zur vergleichsweiſen Werthloſigkeit ſinkende Werth der übrigen Erzeugniſſe. Die beſitzenden Stände haben auch dieſen Zweig der Arbeit jetzt größtentheils an ſich geriſſen und beuten ihn aus: durch Fabrik. Der Capitaliſt zerlegt einen Gegenſtand in Theile, läßt jeden dieſer Theile von verſchiedenen mit Leichtigkeit dazu, und nur dazu, herangebildeten Tagelöhnern oder durch Maſchinen maſſenhaft hervorbringen, befriedigt die Abnehmer, wegen der Vollkommenheit der Theile, am beſten und, wegen der Tagelöhne und Zeitersparniß, am wohlfeilſten, zwingt nöthigenfalls, geſtützt auf ſein Capital, den Preis ſo lange herab, bis er alle concurrirenden Handwerker verdrängt hat und beherrſcht dann den Markt. Nun ſteht er dem großen Grundbeſitzer gleich: für den Arbeiter Tagelohn, für ſich ſelbſt Gewinn und Genuß der Arbeit.

So haben wir bei der geſtaltenden Arbeit wie bei der erzeugenden Tagelöhner, d. h. eine neue Ordnung arbeitender Proletarier. Wer ihre Anzahl ermeſſen will, der betrachte die herabgekommenen Gewerke und die jährlich wachſende Menge der blühenden Fabriken. Ja wohl, es blüht in ihnen der Reichthum des Fabrikherrn und es blüht in ihnen das Elend der Fabrikarbeiter. Hier ſteht das Proletariat auf der tiefſten Stufe, geknechtet, entſittlicht, an der Grenze des Verbrechens und ſieht darbend die goldnen Früchte ſeiner ihm tödtlichen Arbeit in den Schooß des Herrn fallen.

Wir können alſo, nach dieſer Seite hin, unſre Zeit folgendermaßen bezeichnen: die Arbeit führt nicht mehr zum Genuß und nicht mehr zum Beſitz; der Beſitz hat aufgehört mit der Arbeit zu ſteigen und zu fallen, hat ſich getrennt von der Arbeit und hängt ſich wachſend an den vorhandenen, ſtarren Beſitz; die Schichten des Staates ſind ineinander gefloſſen und ſpalten ſich wieder in die beiden Lager des Beſitzes und der Arbeit; der Staat und der Beſitz laſtet auf der Arbeit; der Unfruchtbare iſt der Genießende, der Arbeiter der Proletarier!

Betrachten wir nun die Winterbuße des Beſitzes, ſammt allen übrigen Geldſpenden und Wohlthätigkeitsvereinen. Almoſen ſind es. Almoſen gibt man dem, der die Arbeit ſchon aufgegeben hat und nur durch die Gaben Andrer ſein Leben friſten will — dem Bettler. Strömten auch Geldmaſſen auf den einzelnen Bettler herab, ſie könnten ihn wohl zum Beſitzer, nicht aber zum Arbeiter erheben und wenn alle Bettler zu Beſitzern würden, die wahre Quelle der Zeitnoth bliebe ungehemmt: das arbeitende Proletariat!

Wenn ſie nur nicht aus Eitelkeit und Hoffart, ſondern aus dem ſchönen, menſchlichen Gefühl des Mitleidens entſpringt, läßt ſich keine Art der

Wohlthätigkeit verachten, aber ungleichen Werth haben dieſe Arten dennoch und müſſen darnach geſchätzt werden. Es gibt eine Wohlthätigkeit, die dem unbewußten Drange folgt und ihre Gaben auf's Gradewohl um ſich herſtreut; ſie ſteht faſt in gleichem Range mit den Naturerſcheinungen und iſt wie der Regen, der herabſtrömt, wohin es eben kommt, gleichviel, ob auf lechzendes Saatfeld oder ſumpfige Wieſe — da kann man weder loben noch tadeln, man läßt's gewähren. Würdiger iſt die andre Wohlthätigkeit, die ihre Aeußerung dem Urtheil über den Empfänger unterwirft; ſo lange ſie ſich aber nicht auf den Standpunkt philoſophiſcher Ueberſchauung und der Erkenntniß des letzten Grundes erhebt, wird ihre Wirkung auf den Einzelnen beſchränkt bleiben und ſie die wachſende Noth ebenſowenig zu hemmen vermögen, als ein Eimer Waſſer die Feuersbrunſt. Beide Arten der Wohlthätigkeit ſind leider die häufigſten und es iſt ſchon viel, wenn ſie ein Mal einen Arbeitswilligen ſo lange hinhalten, bis die Zufälligkeiten, die ihm die Arbeit unmöglich machten, vorübergegangen ſind, oder, wenn ſie nebenher auch in das Gebiet des arbeitenden Proletariats mit eingreifen und zum Beiſpiel den Preis der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe verringern. Die wahre, bewußte und ideale Wohlthätigkeit vermag allerdings unendlich mehr, als die früheren Arten, aber gänzliche Aufhebung unſeres Nothſtandes liegt auch außer ihrem Bereiche, denn alle Wohlthätigkeit iſt Sache der Einzelnen und in der Staatsverfaſſung wurzelt die Noth.

Darum hat man ein volles Recht von den Staatsverwaltungen durchgreifende Hülfe zu verlangen. Wenn, durch eine conſequente Landwehrverfaſſung, Schwurgerichte und größere Einfachheit im Getriebe der Verwaltung ſelbſt, der Staatshaushalt minder koſtſpielig würde; wenn man ſich überwinden könnte, die Stimme des Volkes über große und kleine Gebrechen des Staates durch die freie Preſſe zu vernehmen, ſo würde dadurch wenigſtens eine geringere Beſteuerung möglich gemacht. Vor Allem wäre es aber nöthig, die Hauptlaſt der Beſteuerung von der Arbeit weg auf den wirklichen Verbrauch und Lebensgenuß des Einzelnen zu legen, den Reichthum im Luxus nach einem wachſenden Maßſtabe zu beſteuern, die nothdürftige Lebensfriſtung von allen Beiträgen zur Staatserhaltung zu befreien, die indirecten Steuern in directe zu verwandeln und endlich durch Geſetze die Verbreitung, Theilung und Circulation alles Beſitzes zu erleichtern, die Anhäufung und Erſtarrung deſſelben aber ſo viel wie möglich zu erſchweren.

Wenn man die bedeutenden Mittel, die jetzt in Almoſen zerſplittert werden, vereinigte und mit Umſicht Fabriken gründete oder Grundbeſitz erwürbe, an deren Ertrag und Gewinn man die Arbeiter Theil nehmen ließe,

ſo könnte man einigermaßen die Concurrenz der von Tagelöhnern zum Gewinn des einzelnen Beſitzers bearbeiteten Güter und Fabriken aushalten, man würde den theilhabenden Arbeitern reichliches Auskommen, Lebensgenuß und die Hoffnung auf Beſitzerwerb verſchaffen und von einem Theile des Gewinnes immer noch den Stock zu neuen Anlagen der Art gründen. Auch zweifeln wir nicht, daß die Staatsverwaltungen allmälig ſolche Unternehmen fördern und ihnen, durch Uebertragen von Lieferungen für den Staatsbedarf, die ſicherſte Grundlage unterlegen würden.

— t.

Die engliſche Poſt.

Helgolander Novelle von Eduard Boas.

I.

Mit dem Beginn des Frühjahrs 1809 herrſchte auf Helgoland ein unbeſchreibliches Wogen und Drängen. Napoleon hatte durch ſeine Decrete den engliſchen Handel vernichten, die Colonialwaaren vom europäiſchen Feſtlande verbannen wollen, jedoch ſein Plan war mißlungen. An den deutſchen und holländiſchen Küſten entfaltete ſich plötzlich ein ausgedehnter Schleichhandel, zunächſt von ſolchen Leuten unterhalten, denen die Continentalſperre ihr ganzes Hab' und Gut genommen. Aber bald lockte das kühne Hazardſpiel auch Andere zur Theilnahme herbei. Adel und Prieſter, Bürger und Bauern, Männer und Weiber ergaben ſich mit einer wahren Leidenſchaft dem Schmuggeln, und ſogar gekrönte Häupter ſuchten auf dieſem Wege ihre leeren Kaſſen wieder zu füllen. Und der Mittelpunkt des tollen, gefahrvollen Treibens war die Inſel Helgoland, die, unter großbritanniſchem Scepter ſtehend, einen ſichern Stapelplatz dicht vor der Elbe und Weſer gewährte. Häuſer, Speicher und Schuppen entſtanden hier wie durch einen Zauberſchlag, und genügten dennoch nicht; reiche und ſchwere Laſten lagen obdachlos umher. Goldene Füllhörner ſchienen über Helgoland ausgeſchüttet, die ſonſt ſo blutarmen Bewohner verdienten das Geld im Schlafe. Unternehmende Kaufleute von den verſchiedenſten Nationen drängten ſich zu der einſamen rothen Klippe in der Nordſee, ganze Flotillen kamen täglich an und gingen ab; ein lautes, merkantiliſches Getöſe wogte am Ufer und auf der großen Treppe von Helgoland.

Es war eine rauhe, windige Vorfrühlingsnacht. Dunkle Wolkenmaſſen flogen am Himmel vorbei und nur ſelten konnten einzelne Sterne herniederfunkeln. Immer dichter ſchob die graue Decke ſich zuſammen, und als die Thurmuhr in der Ferne Drei ſchlug, da ergoß der Regen ſich plötzlich mit praſſelnder Gewalt. Im Unterlande lagen, am Ufer entlang, eine Maſſe von Waarenballen, Kiſten und Fäſſern aufgeſchichtet, wohl viele Hunderttau-

ſende werth. Es ſchien, als ſei man beim Ausladen dieſer Sachen von der Nacht überraſcht worden, und die ſtrömende Fluth drohte Alles zu verderben, denn Niemand war da, um die theuern Waaren zu ſchützen. Endlich hörte man haſtige Schritte ſchallen; einige junge Burſche kamen ſpornſtreichs von der Treppe hergerannt und fingen an, die Güter mit großen getheerten Segeltüchern zu bedecken. Beſonders rührig zeigte ſich Einer von ihnen; er ſchaffte mehr als alle Uebrigen zuſammen. Wo er Hand anlegte, ging die Arbeit ſtets ſchnell und ſicher von ſtatten, denn er beſaß zugleich Gewandtheit und Kraft. Die ſchwerſten Fäſſer rollte er, ohne der Hülfe eines Andern zu bedürfen, wie leichte Spielbälle fort. Wenn die Hornlaternen, deren man ſich bediente, ein Streiflicht über ſein Antlitz warfen, ſo ſah man friſche, freundliche Züge und zwei Augen voll Muth und Stolz. Sein Wuchs war kräftig, aber biegſam; ſeine hohe Geſtalt zeichnete ihn vor den Gefährten aus. Dieſe gehorchten ihm willig, und er hatte in der That etwas Ueberwiegendes, obgleich er, wie die Andern, nur die gewöhnliche Schiffertracht, mit ſüdweſter und waſſerdichter Jacke, trug.

„Juh, wie das regnet!“ rief ein kleiner, ſtämmiger Helgolander, indem er das Waſſer vom Hut abſchüttelte. „Gut, daß wir fertig ſind.“ — „Noch nicht, Kobers!“ ſagte jener ſtattliche Burſch' mit wohllautender Stimme. „Kaffee und Zucker ſind zwar in Sicherheit, aber die Citronenkiſten müſſen auch noch unter Deck, ſonſt gehen ſie d'rauf.“ — „Du biſt gar zu gewiſſenhaft, Jasper!“ murrte Kobers. — „Der Stettiner Kaufmann bezahlt uns pünktlich,“ erwiderte Jasper, „d'rum müſſen wir pünktlich nach ſeinen Waaren ſehen. Das iſt nicht mehr, als recht und billig.“

Nachdem Alles beſorgt war, verließen die Burſche das Geſtade. Zwei von ihnen blieben im Unterland, während Jasper und Kobers die Treppe hinaufſtiegen. „Warſt geſtern wieder nicht beim Tanz!“ begann der letztere die Unterhaltung. „Ich hab' den engliſch Rihl mit der Antje getanzt. Ei, wie das Kind blitzhübſch wird. Und iſt erſt funfzehn Jahre alt. Ehe noch zwei Jahre in's Land gehen, muß ſie hier das allerſchönſte Famel*) ſein.“ — „Wohl möglich!“ ſagte Jasper kurz. „Wenn ſie ſich unterdeſſen nicht verändert.“ — „Sag' mir nur, Jasper, warum willſt du ſie denn eigentlich nicht?“ fragte der Andere nach einer Pauſe. — „Das brennt dich nicht, d'rum brauchſt du's nicht zu löſchen. Gut'n Morgen, Kobers!“

So rief der Burſch' und bog dann um die Ecke, denn ſie hatten den Falm erreicht. Jasper ſchritt die ſchmale Straße hinauf und trat durch die

*) Mädchen.

nur angelehnte Thür in's Haus ſeiner Aeltern. Im Flure war es ſtockfinſter, aber aus dem Hintergrunde leuchtete rother Schein, und Jasper ſah das Mütterchen ſchon in der Küche am Feuerherd. Nachdem er ihr einen Gruß zugerufen, ging er in die Stube, wo eine Oellampe brannte und warf die naſſe Oberkleidung ab. Aus der Kammer kam ſein Vater, der alte Rickmers, ein großer, hübſcher Mann; nun brachte die Mutter eine Schüſſel voll dampfender Suppe, Jasper rückte die ſchweren Holzſchemel zurecht und alle Drei ſetzten ſich an den Tiſch. Noch ſchlug der Regen klirrend gegen die Fenſter, der Morgen dämmerte noch nicht, weil die Wolken den Himmel gar zu ſchwarz umzogen hatten, und es war kalt im Hauſe. Darum ſchmeckte ihnen das warme Frühſtück vortrefflich, und erſt, als man den Boden der Schüſſel ſah, entwickelte ſich folgendes Geſpräch zwiſchen den beiden Männern: „Habt Ihr Alles zugedeckt?“ — „Ja, Vater!“ — „Sind wieder Schiffer angekommen?“ — „Man konnte nicht um ſich ſehen, Nacht und Regen waren zu junk *). Aber geſtern Abend lagen Schiffe genug in Sicht.“ — „Sakerment, iſt das jetzt eine tolle Wirthſchaft auf den Wogen. Die alte Nordſee muß denken, die ganze Menſchheit ſei verrückt geworden. Und viel fehlt auch nicht daran. So mag es im Süderocean bei den wilden Inſeln ausſehen, wie jetzt bei uns. Die Boote, womit die Leute ſich in's Meer wagen, ſind ausgehöhlten Baumſtämmen ähnlich und ihre Bemannung übertrifft ſie noch an Ungeſchick. Alles will reich werden durch Schmuggelei, und die Hand, welche bisher Nadel, Hammer oder Pflug geführt hat, ergreift nun mit einem Male das Steuerruder. Von den Sternen, vom Compaß und vom Senkblei verſtehen ſie nichts; das fährt blindlings über See, als ob's einen Teich vorhätte. Die Meiſten müſſen wohl zum Hängen beſtimmt ſein, ſonſt wären ihrer ſchon mehr erſoffen.“ — „Nun, ich will den Schleichhandel nicht vertheidigen, Vater, aber er hat doch neues Leben, Bewegung und Geld auf unſer verarmtes Land gebracht.“ — „Jasper, davon wird wenig bleiben. Ein Pfennig, den wir mit Mühe und Schweiß erworben, hält länger vor, als ein Goldſtück, das uns vom Glücke zugeworfen wird. Du ſollſt ſehen, Junge, das Schmuggeln dauert nicht ewig, und wenn es aufhört, dann iſt auch unſer Reichthum fort. Solche Seifenblaſen ſchimmern grün und golden, aber d'rin ſteckt leerer Wind.“

Frau Rickmers hatte bis jetzt ruhig zugehört, doch jetzt kam ſie in Eifer und rief: „Der Vaar **) hat ganz recht! Das hat wohl einen großen

*) Finſter.
**) Vater.

Namen, aber wo bleibt der Verdienſt? Man muß Alles über'n Kopf bezahlen. Geſtern hat das Pfund Butter achtundzwanzig Schillinge und das Pfund Fleiſch zwei Mark gekoſtet. Ausländiſche Waaren ſind wohl billig genug, und im Kaffee tappt man mit den Füßen, aber von Zucker wird man nicht ſatt, und Negelken*) kann man nicht zu Mittag kochen. O mein Herrgott, ich wollte wünſchen, der Bonaparte wäre zu Haus geblieben, und die Engländer hätten ihr Lebtag nicht erfahren, wo Helgoland liegt. Es giebt wohl Leute bei uns, die denken: „Juchhe! Nun iſt alle Tage Sonntag!“ Ja, wart't nur! Das bischen Glückſeligkeit geht vorüber und das Elend kommt nachgehinkt. Früher gab es ſtrenge Zucht und Sitte auf dem Lande. Kein Famel, kein Weib wollte beſſer ſein, als die andern; alle trugen dieſelbe Tracht, alle waren ſittſam und ſpröde. Auf'm Springhüß**) wurden ſonſt die Alltagskleider angezogen und die guten Schuhe ließen wir derenn***). In Socken mit Segeltuchſohlen ging es ebenſo flink. Kam dann zufällig ein fremder Schiffscapitain in's „rothe Waſſer“, ſo hatte der Tanz ein Ende, denn alle Famels liefen zur Thür hinaus. Nicht Eine wäre dort geblieben! O du mein Herrgott, wie hat ſich das geändert! Jetzt prunkiren ſie in bunten Kleidern von engliſchem Zeuge, und ſnakken und lachen mit den vornehmen Kaufleuten, daß man vor Scham roth wird. Sie thun hochherzig wie Prinzeſſinnen, gehen in die Comödie und — — nun, wir werden ja die Folgen ſehen! Ich ſage nur ſo viel: mit der alten helgolandiſchen Ehrbarkeit iſt es aus!“ — „Ihr ſeid zu ſtrenge, Mutter!“ erwiderte Jasper. Es iſt freilich ſchade, wenn alte Sitten untergehen, aber daran ſind nicht die Leute ſchuld, das liegt in der Zeit. Unſere Zeit mag ihre Fehler haben, aber ſie hat auch ihr Gutes, denn ſie giebt den Armen etwas vom überflüſſigen Gelde der Reichen ab. Geſtern kamen ein paar blutarme Schlucker an, die brachten in ihrem Boot fünftauſend Stück Eier mit. Für jedes Ei tauſchten ſie hier ein Pfund Kaffee ein, und das gilt in Hamburg einen baaren Thaler. Die Beiden ſind nun wohlhabende Leute, wenn ſie ihre Ladung glücklich in den Hafen gebracht haben.“ — „Ja, wenn!“ rief der Vater. „Da liegt eben der Knoten! Die Franzoſen paſſen auf, wie lebendige Teufel, und faſſen ſie einen Schmuggler, ſo geht's ihm ſchlecht.“ — „Ich fürchte mich nicht vor ihnen!“ ſagte Jasper. „Mit unverzagtem Herzen, mit hellem Auge und kräftigem Arm kommt man überall durch. Warum

*) Gewürznelken.
**) Tanzboden.
***) Daheim.

ſollen die Fremden ſolch großen Verdienſt allein haben und uns mit Tagelohn abfinden? Wenn's Euch recht iſt, Vater, will ich die Schlupe voll Waaren laden und ſie nach Neuwerk führen." — „Nein," antwortete Rickmers, „an ſolchen Dingen mag ich nicht Theil haben. Wider Sturm und Wogen ſoll man kämpfen, doch nicht wider die Häſcher und die Zöllner. Verunglückt man auf der See, ſo ſtirbt man einen Ehrentod, dort aber wartet der Kerker im Hintergrunde. Uebrigens, Jasper, ſei aufrichtig — du willſt nicht des Schmuggelns wegen nach Neuwerk, ſondern wegen eines Famels...." — „Ja, Vater, Ihr habt recht! Aber lügen wollt' ich nicht, ich habe mir nur ſelbſt ſolche Ausrede vorgeſpiegelt, um nach Neuwerk zu kommen. Da Ihr einmal angefangen, ſo muß ich Euch ſagen, daß ich Marieliſe, des Strandwirths Bruderstochter, ganz herzlich lieb habe und im Leben keine Andere heirathen möchte." — „Jasper," ſprach der Alte, „daran iſt nicht zu denken, gieb das fremde Famel auf, denn bei der Geſchichte kann wenig Gutes herauskommen. Du weißt, daß du die Antje Siemens heirathen mußt. Die Schlupe gehörte mir und ihrem ſeligen Vater gemeinſchaftlich. Als er zum Sterben kam, ſtand ich bei ihm und ſagte: „Sei nicht gar zu traurig! für deine Wittwe und Waiſe iſt geſorgt. Ich laſſe die Schlupe nicht verkaufen, ſondern will ſie führen und den Erben immer ehrlich die Hälfte vom Verdienſt abliefern. Und wenn mein Jasper einſt heirathen thut, ſoll er die Antje nehmen und die Schlupe ſoll ihr Eigenthum ſein." Als ich ſo geredet hatte, drückte der arme kranke Siemens mir die Hand, er ſah mich dankbar an, machte dann die Augen zu und ſtarb. Nun frage ich dich, Jasper, ob du die Antje heirathen wirſt oder eine Andere? Damit dir aber die Wahl nicht allzuſchwer wird, verbiete ich dir, ohne meine beſondere Erlaubniß jemals wieder nach Neuwerk zu fahren."

Rickmers hatte dieſe Worte zwar nicht heftig, aber mit großer Feſtigkeit geſprochen. Als er nun ſchwieg, verbreitete ſich eine ängſtliche Stille im Gemach. Jasper ſaß regungslos und ſtarrte auf den Tiſch, während die Mutter ihr Auge beſorgt auf den Sohn richtete. Die letztere ſchien irgend etwas herbeizuwünſchen, damit nur die trübe Pauſe unterbrochen würde. Die Lampe fing an zu dampfen, das gute Weib ſagte: „Es wird ſchon Tag; ich muß die Schafe melken," und ging mit der flackernden Leuchte zur Stube hinaus. Wirklich dämmerte der Tag jetzt fahl und düſter durch die Scheiben; der Alte nahm Jacke und Hut, um ſich an die Arbeit zu begeben. Jasper wollte ihm folgen, aber eine geheime Macht zog ihn noch einmal zur Mutter hin, und er trat in die Küche.

Frau Rickmers hatte geweint; ſie drückte zwar, als der Sohn kam,

ſchnell ihre Schürze an die Augen und that, als wäre ihr Rauch hineingekommen, aber Jasper bemerkte wohl, was ſie ihm verhehlen wollte. Da umfaßte er die liebe alte Frau und fragte ſie mit weichem Tone: „Mutter, ſeid Ihr auch böſe auf mich?“

Die Mutter neigte das Haupt an Jasper's Bruſt und konnte zuerſt vor lautem Schluchzen keine Antwort geben. Endlich ermannte ſie ſich und ſprach: „Mein gutes, mein einziges Kind! Aalsnig*) kann ich dir böſe ſein. Aber ſo folge doch dem Vater und nimm die Antje zum Weib. Sie wird brav ſein und herzig, das kannſt du glauben. Wer ſolch ein Engelsgeſicht hat, der hat auch ein engliſches Herz.“ — „Mutter, die Antje iſt viel zu fein für mich. Ich bin ihr gut, ſehr gut, aber ich fürchte mich, ſie anzurühren mit meiner plumpen Hand. Da ſolltet Ihr einmal die Marieliſe ſehen, die iſt groß und kernig, wie ich ſelbſt, und ich habe ihr verſprochen, daß ich ſie heirathe.“ — „Jasper, ſolch Leid thu' uns nicht. Bring' uns keine Fremde in's Haus. Sieh, der Vater und ich und unſere beiderſeitigen Aeltern waren auf dem Lande geboren; ich ſelber bin keinmal fortgeweſen und kann nicht glauben, daß die Menſchen draußen ebenſo wacker ſind, wie hier. Wir würden Alle mißtrauiſch gegen die Marieliſe ſein und ſie würde ſich nicht heimiſch fühlen bei uns, darum gieb den Gedanken auf, Jasper.“ — „Ich habe ihr die Ehe verſprochen, Mutter! ... Wenn ich ſie nicht herbringen darf nach Helgoland, ſo muß ich auch fort.“ — „O nein, nein! Rede doch nicht ſo etwas, Jasper! Könnteſt ja doch nicht weggehen von der Mutter und ſie ſterben laſſen, ohne ihr die Augen zuzudrücken. Nein, bringe die Marieliſe nur, ſie ſoll mir wie meine eigene Tochter ſein, und wegen des Vaters — — nun, Jasper, hoffe nur auf Gott!“ — „Ja, auf *den* hoffe ich!“ rief Jasper, küßte die Alte und verließ das Haus.

Es war ihm ein Stein vom Herzen gewälzt. Er ging nach dem Strande und half dort bei der Arbeit. Auch ſeinen Vater traf er unten, und die Beiden trugen zuſammen manch ſchwere Laſt in die Schuppen oder in bereitliegende Schmuggelböte. Auf einmal kam Petter Krüß, auch Snieder-Krüß genannt, weil er das Schneiderhandwerk trieb und erzählte dem alten Rickmers: es müſſe etwas los ſein; über Nacht ſei ein Courierſchiff angelangt, und im Hauſe des Gouverneurs herrſche große Bewegung. Jener hörte nicht ſehr danach, aber bald erſchien ein Bote, der die Quartiersmänner zu Sr. Excellenz beſchied. Rickmers klopfte alſo von ſeiner langen blauen Jacke das Stroh ein wenig ab, ſagte dem Jasper, was zunächſt gethan werden müſſe

*) Niemals.

und ſtieg dann die Treppe hinauf. Vom Falm rechts abbiegend, kam er zu dem niedrigen Gouvernementshauſe, wo er ſeine Genoſſen ſchon warten fand. Die acht bejahrten, aber noch immer rüſtigen Männer, wurden in's Schreibzimmer geführt, der Gouverneur Hamilton grüßte ſie zutraulich, unterzeichnete in aller Eile noch einige Papiere und ſprach dann, indem er dicht an die Helgolander trat: „Ich habe Euch rufen laſſen, weil ſogleich ein Poſtboot mit wichtigen und geheimen Briefen nach Neuwerk abgehen muß und bitte Euch, recht ſchnell die Wahl der Steuerleute zu treffen.“

Die Quartiersmänner ſahen einander bedenklich an und ſchwiegen, bis Rickmers, der Aelteſte von ihnen, das Wort nahm: „Herr Governör,“ antwortete er, „dazu haben wir kein Recht. Die Küſte liegt voller Franzoſen und wen ſie fangen, der wird in's Gefängniß oder unter die Soldaten geſteckt.“ — „Ich weiß, daß es ein ſchwerer Dienſt iſt,“ ſagte Hamilton, und bin gern bereit, dem Steuermann, welcher ſich freiwillig meldet, eine reiche Belohnung auszuwirken.“ — „Das lockt Keinen, Herr Governör!“ erwiderte Hinrich Franz, der Schiffszimmermann. „Wir können noch ſo großen Lohn ausſetzen, kein Helgolander begiebt ſich in ſolche Gefahr.“ — „Wunderliche Leute!“ ſprach der Engländer, „Ihr wagt Euch doch beim Lootſen oft in die wildeſte See und ſchaut dem Tode kühn in's Auge.“ — „Ja, Excellenz, den Tod fürchten wir nicht!“ begann Rickmers wieder, „nur müſſen wir wiſſen, wofür es gilt. Entweder Menſchenleben zu retten, oder für unſere Weiber und Kinder. Aber ich ſage es nochmals: das Wagſtück, jetzt nach Neuwerk zu ſegeln, unternimmt Keiner, denn den Franzoſen in die Hände fallen, das iſt ſchlimmer für uns als ſterben.“ — „Nun, und wie wird es gehalten, wenn Ihr ein Schiff in Gefahr ſeht?“ fragte der Gouverneur. „Wer muß in Sturm und Wetter auf's Meer hinaus, um die Ladung zu bergen?“ — „Wir loſen!“ antwortete Franz. — „So mag es denn alſo auch jetzt gehalten werden,“ fuhr Hamilton fort. „Im Namen Seiner Majeſtät des Königs befehle ich, daß die Schiffer von Helgoland loſen und daß der, den das Loos bezeichnet, unweigerlich mit der Poſt nach Neuwerk ſegelt. Die Depeſchen ſind von größter Wichtigkeit. Treffen Sie deshalb Ihre Anſtalten, meine Herren! Späteſtens in einer Stunde muß das Fahrzeug reiſefertig ſein.“

Hamilton war ein ſchöner, hochgewachſener Mann; ſein ganzes Weſen gebot Achtung. Die Helgolander liebten ihn wahrhaft, denn er nahm ſich ihrer ſtets wie ein Vater an, erwies ſich gegen Jedermann freundlich und gab auch dem Aermſten Gehör. Die acht Männer konnten ſich überzeugt halten, jene Fahrt müſſe durchaus nothwendig ſein, ſonſt würde er ſie nicht

gefordert haben. Sie machten deshalb keine nutzloſe Einwendung mehr, ſondern gingen mit ehrerbietigem Gruße zur Thür hinaus.

Bald darauf erſcholl der Ruf: „Geloot, geloot!“ durch die Straßen des Ober- und Unterlandes. Aus allen Häuſern ſtürzten die Männer, hatten Jacken und Hüte in der Hand, und rannten ohne Raſt die Treppe hinab. Aber ihre freudig erregten Geſichter wurden plötzlich lang und ernſt, als ſie hörten, es ſei kein Schiff in Gefahr, ſondern der Gouverneur habe befohlen, eine Schlupe ſolle nach Neuwerk ſegeln. Die Rath- und Quartiermänner mußten ihr Anſehen gebrauchen, um das Murren der Andern zu unterdrücken; ſie mußten ihnen ſagen, wie viel England ſchon für ſie gethan, und daß es ſchmählich wäre, wenn man dem Staate den erſten Dienſt verweigern wollte, weil er gefahrvoll ſei. Da wurde es ruhiger im Haufen, die Lootſen traten einzeln heran, und legten ihre Teeken auf ein Segeltuch. Das Teeken (Zeichen) iſt eine Medaille von Meſſing, welche auf der einen Seite den königlichen Namenszug, auf der andern einen Schiffer mit dem Senkblei und die Nummer des Lootſen trägt. Dann wurden die Zipfel des Segels zuſammengefaßt, man rief einen Knaben und ließ eine Medaille herausziehen. Sie trug die Nummer des alten Rickmers.

Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, aber keine Miene ſeines feſten Antlitzes veränderte ſich. Er nahm das Teeken zurück, und ging ſchweigend die Treppe hinauf, um das Brieffelleiſen vom Gouverneur zu holen. Als er daſſelbe empfangen hatte, begab er ſich nach Haus, denn er mußte ja von ſeinem Weibe Abſchied nehmen und einige Lebensmittel zu ſich ſtecken, da man nicht wiſſen konnte, wie lange die Fahrt dauern würde. Kaum war er drinnen, ſo kam Jasper athemlos die Straße herauf gerannt und flog durch die Hausthür. „Vater!“ rief er, in's Zimmer tretend. „Ihr ſollt nach Neuwerk? — „Ja, ich habe das Loos.“ — „Ihr dürft nicht fort, Vater! Es wird pechſchwarz auf dem Waſſer, wir bekommen gar bös Wetter, und Ihr habt drei Wochen das Fieber gehabt.“ — „Wem Gott ein Amt giebt, der warte ſeiner, heißt es in der Schrift. Alle Tage kann die Sonne nicht ſcheinen. Spute Dich, Mutter, bring' mir meine Seekappe und ein Brod.“ — „Denkt nur, Vater, wenn Ihr unterwegs krank würdet. Dann wäret Ihr verloren und die Depeſche auch. Ich bin geſund, bin jung und ſtark. Laſſet mich ſtatt Eurer fahren, Vater!“ — „Nein, Jasper, das kann nicht ſein!“ — „Ueberlegt's Euch noch einmal. Die Fahrt iſt beſchwerlich, denn es liegt viel Eis vor der Elbe. Lieber Vater, ich bitte Euch, ſchickt mich nach Neuwerk.“

Der Alte ſchaute ſeinem einzigen Sohne freundlich ernſt in's Auge —

ſein Herz wurde weich. Bat und ſchmeichelte der kräftige Burſch doch heute wieder wie in den Kinderjahren, wenn er einen Angelhaken geſchenkt haben wollte. Und weshalb? Um für ihn in eine drohende Gefahr zu gehen. Noch nie war ihm der Jasper ſo friſch, ſo ſtark und muthig erſchienen; er kam ſich dagegen recht abgelebt und machtlos vor. Rickmers wendete den Blick vom Sohne auf ſein Weib, das ſchweigend neben ihm ſtand und ſorgenvoll die Entſcheidung abwartete. Mitſprechen konnte ſie in der Männer Sache nicht, wie viel auch ihr Herz bewegte, aber den Thränen konnte ſie nicht gebieten, und große helle Tropfen rollten von ihrer Wange herab. Es war ſtill in der Stube, doch plötzlich zuckte ein Gedanke durch Jasper's Seele, und er rief mit hocherröthetem Angeſicht: „Vater, jetzt weiß ich, warum Ihr nicht Ja ſagen wollt. Ihr glaubt gewiß, ich möchte die Fahrt nur benutzen, um Marieliſen wiederzuſehen. Aber, bei Gott im Himmel, daran hab' ich nicht gedacht, und ich gebe Euch die Hand d'rauf, daß ich gar nicht zu dem Famel gehen werde."

Rickmers ergriff die dargebotene Hand des Sohnes, die braun und hart, wie ſeine eigene war. — „Nein, nein, Jasper!" ſprach er, weicher als gewöhnlich. „So hatte ich's nicht gemeint! Ich kenne dich beſſer, Junge! Es kam gewiß kein arger Nebengedanke in dein Herz, als du für den alten Vater eintreten wollteſt, und damit du ſiehſt, daß ich dir traue, ſo ſollteſt du nach Neuwerk fahren, wenn der Gouverneur ſolchen Tauſch zugeben möchte." Jasper nahm die Worte des Vaters für eine Zuſtimmung von ſeiner Seite, und war wie der Blitz zur Thür hinaus. Die Aeltern wußten nicht, was er eigentlich vorhabe, doch ehe ſie die nothwendigſten Erforderniſſe zuſammen geſucht, kam Jasper in's Haus zurück und rief mit jubelndem Ton: „Juchhe, nun darf ich fahren! Der Herr Gouverneur hat geſagt: Du biſt brav, mein Sohn; dir darf ich die Depeſche dreiſt anvertrauen. Nimm deinem Alten nur die Arbeit ab, und komme geſund wieder nach Helgoland." — Der Vater und die Mutter ſtanden ganz erſtarrt vor Ueberraſchung, denn das hatten ſie nicht erwartet. Frau Rickmers faßte ſich zuerſt und ſprach: „Nun, das iſt Gottes ſichtbarer Finger! Laß dem Jasper ſeinen Willen, Vater ... er iſt der beſte Schiffmann auf dem Lande, und der Allmächtige wird ihn ſchützen." — „Ja, Jasper, du magſt meine Stelle vertreten!" ſagte Rickmers, von Rührung faſt übermannt. „Hier gebe ich dir die engliſche Poſt, die nach Neuwerk ſoll, und gebe dir dein Wort zurück wegen der Marieliſe; das Felleiſen muß an den Strandwirth abgeliefert werden. Geh' zu ihm, und wenn er eine Rückpoſt hat, ſo bringe ſie mit. Im Uebrigen ſei vorſichtig, mein Junge — — doch, wozu die Furcht

und Sorge! Du haſt Vater und Mutter geehrt, darum wirſt du lange leben auf Erden!

Nun wurde ſchnell das Unentbehrlichſte herbeigeſchafft und die beiden Alten begleiteten, mit Schiffsgeräth und Lebensmitteln bepackt, ihren Sohn die Treppe hinunter bis an den Strand. Dort lag die Schlupe, welche Jasper gemeinſchaftlich mit Antje Siemens als Ausſteuer empfangen ſollte. Es war ein gutes Boot, tüchtig gebaut, wie alle Helgolander Fahrzeuge. In grüner Oelfarbe glänzten ſeine Planken und rothe Streifen ſäumten den Bord. Am Schnabel ſah man eine mächtige Eiche gemalt; ihre Aeſte trugen eine Fülle blauer Trauben, und ringsum war die fromme Inſchrift angebracht:

„Der Herr wolle bewahren
Alle, die mit dem Weintrauben-Baum zur See fahren."

Am Ufer ſtanden Leute genug, alte und junge, und Jasper ſah ſich eben nach einem Hülfsmann um. Da ſprang Kobers, in voller Schiffertracht, aus dem Haufen und rief: „Du fährſt nach Neuwerk, Jasper? Nun, ich halte zu dir, und will dir treulich helfen, ſo gut ich kann."

Nach dieſen Worten ſtemmte er ſich mit aller Kraft gegen das Boot, und die beiden nervigen Burſche ſchoben es ſo raſch über den glatten Kies in die Fluth hinein, als ob es ein Spielzeug wäre. Bald war die Segelſtange aufgerichtet; Rickmers reichte dem Sohne das Takelwerk, die Mutter übergab an Kobers den Proviant. Jasper hängte ſich das Brieffelleiſen, eine verſchloſſene Ledertaſche, über die Schultern, ſagte den Aeltern mit herzlichem Händedruck Lebewohl und ſprang ſammt ſeinem Gefährten in's Boot. Jetzt wurde abgeſtoßen; noch einmal winkten ſie den Zurückbleibenden einen Gruß, zogen das Segel auf, und die Schlupe, von der Brandung ergriffen, ſchoß in's hohe Meer hinaus.

Draußen war viel Waſſer und eiskalte Luft. Der Wind kam aus Nordweſt, er ließ die See zu Bergen anſchwellen und grub dazwiſchen tiefe Schluchten ein. Der „Weintrauben-Baum" flog haltlos auf und ab, aber Jasper ſaß unbekümmert am Steuer und Kobers, der das Segel zu lenken hatte, ſchaute fortdauernd nach ihm, um keinen Wink zu verlieren. Eine große, rabendunkle Wolke kam herauf, bedeckte den ganzen Horizont und ſprudelte einen ſcharfen Guß von Regen und Schnee herab. Nach einer Stunde klärte ſich das Wetter, die Wolken gaben Raum und unſere Schiffer ſahen die Sonne rothſtrahlend untergehen. Das ganze Meer ſchimmerte wie Feuer und Blut.

Nun wurd' es Nacht; nur blaſſes Sternenlicht erhellte die weite Waſſer-

wüſte ein wenig. Aber der Wind hielt aus, er wurde eher noch heftiger; hochauf ſchwollen die Wogen und warfen die Schlupe umher, daß ihre Planken krachten. Jasper fürchtete ſich indeß vor dem tobenden Elemente nicht, war er doch ſeit früheſter Jugend mit der See vertraut und hatte oftmals viel wildere Stürme erlebt. Er rührte ſich nicht vom Platz, ſprach keine Sylbe, außer, wenn er an Kobers etwas zurufen mußte, und gab nur Obacht auf den Lauf des Bootes. Das weitflackernde Steinkohlenfeuer der Blüſe von Helgoland, die Sterne oben am Himmel und das Leuchtſchiff vor der Elbe waren die Wahrzeichen, durch welche der wohlgeübte Steuermann den Weg auf der nachtbedeckten Nordſee fand.

Auch Kobers kannte das Gefühl der Furcht kaum dem Namen nach; allein die Wortloſigkeit ſeines Gefährten war ihm unheimlich. Er mußte durchaus eine menſchliche Stimme hören, wenn auch nur ſeine eigne, ſonſt wurde er von innerm Schauder überwältigt. — „Willſt Du einen Schluck Branntwein trinken?“ fragte er. — „Ich habe noch keinen Durſt!“ erwiderte Jasper. — Kobers trank und begann dann abermals: „Was mag jetzt Antje Siemens machen? Vielleicht iſt ſie mit der Mutter bei Euch und lieſt aus deines Vaters großem Buche eine Seeräubergeſchichte vom Stortebeker vor. Vielleicht ſitzt ſie auch mit der Alten zu Hauſe und ſtrickt ein Netz. Die Alte iſt eine wahre Rabenmutter gegen das Kind. Könnte ſie nicht eine Magd halten? Nein, Antje muß Alles ſelber ſchaffen, und man ſieht ihren weißen, feinen Händen doch an, daß Gott ſie nicht zur Arbeit beſtimmt hat. Solche Händchen und Füßchen . . . eine Königin kann ſie nicht ſchöner haben. Das ganze Famel iſt wie aus Wachs! — Ach, wem es doch ſo gut geboten würde, Jasper! — Sag' mir nur in aller Welt, was du an Antje auszuſetzen haſt?“

Kobers wartete auf Antwort; doch da Jasper beharrlich ſchwieg, fuhr er von Neuem fort: „Weißt du, wie mir das ſchmucke Kind vorkommt?... ich will Dir's erzählen. Sieh, ich war einmal zu Hamburg im Garten des Herrn Conſuls von Mexiko. Da ſtand ein großes Haus, das war ganz aus Glas — oben am Dach, vorn und an der Seite — nur hinten hat es eine ſteinerne Wand gehabt. Inwendig herrſchte recht ſchwüle Sommerhitze, obgleich wir erſt März hatten, und rundumher waren großmächtige Kübel aufgeſtellt; darin wuchſen Stauden und Bäume — Jasper, ſolche Stauden und Bäume hab' ich in meinem Leben noch nicht geſehen! Die Blätter waren bald wie Ruder, bald wie grüne Kronen und bald wie Menſchenhände geſtaltet; bald hatten ſie ſo ſpitze Stacheln, daß man ſie gar nicht anrühren durfte. Es war eine übermäßige Pracht und ich werd's aalsnig vergeſſen. Aber

das Herrlichſte kommt noch. Als uns der Gärtner ſo herumführte, ſtand ich auf einmal vor einer großen Blume. Ihre breiten Blätter ſahen blaugrün aus, wie das Meer, wenn es recht ruhig iſt; ein hoher, ſchwanker Stengel ſchoß dazwiſchen auf und oben dran ſaß eine Roſe . . . nein, eher eine Tulpe! . . . aber nein, eine Tulpe war's auch nicht! Sie glänzte wie weißes Porzellan und tief drinnen im Kelche ſchimmerte zartes Roth und Blau. Ein ganzer Buſch roſenfarbner Fäden kam aus dem Innern hervor, ſie hingen über den ſchlohweißen Rand, und von dem koſtbaren Geruch, der mir entgegenſtrömte, wurde ich ganz berauſcht. Wie ich die Blume ſah, kriegte ich einen ordentlichen Schreck und — du brauchſt nicht zu lachen — und zog reſpectvoll meine Seekappe ab. Mir war, als ſchickte ſich's nicht, in Gegenwart ſolcher fremden, vornehmen Blume den Hut aufzubehalten. Siehſt du, Jasper, grade ſo iſt mir zu Muthe, wenn ich vor Antje Siemens ſtehe, und ich muß immer an die Blume beim Conſul von Mexiko denken, wenn ich dem Famel begegne" — — —

Kobers hätte gewiß noch lange fortgeredet, doch plötzlich ſtieg vorn eine rieſige Welle empor, rauſchte in's Boot und überdeckte den jungen Helgolander wie mit gläſernem Mantel. Während er ſich ſchüttelte und ſprudelte, nahm Jasper das Wort. „Du ſollſt mir das Alles erzählen, wenn wir erſt wieder auf dem Lande ſind," ſprach er. Mag dich die Antje leiden, Kobers, ſo warte noch ein paar Jahre und heirathe ſie dann. Ich wenigſtens werde dir nicht in die Quer kommen, darauf kannſt du dich verlaſſen. Jetzt aber achte nur auf Wind und Wellen und wirf die Liebesgedanken über Bord."

Kobers nahm die gute Lehre an, er ſchwieg und vollzog Alles mit größter Pünktlichkeit. So ging die Nacht vorüber. Gegen Sonnenaufgang quoll ein weißer Nebel aus dem Waſſer, er wurde immer dicker und lagerte als eine undurchſichtige Wand über der See. Die beiden Schiffer hätten glauben können, ſie ſäßen in einer Stube, wären das Toſen, das Schwanken und die Sprützwellen nicht geweſen. Jasper zog einen kleinen Compaß aus der Taſche, nahm den Deckel ab und ſtellte ihn neben ſich auf die Steuerbank. Dann ging es ohne Störung weiter. Aber es wurde nun unerträglich kalt, ein innerer Froſt durchrieſelte den kräftigen Seemann und Hunger geſellte ſich dazu. „Nimm einen Augenblick das Steuer, Kobers," ſagte er. „Ich muß etwas eſſen und trinken, ſonſt wird mir dewelſk.*) Halte nur immer den Süd-Süd-Oſten-Cours; ich löſe dich gleich wieder ab."

*) ſchwindlig.

Jasper ſchnitt ſich ein tüchtig Stück Brod, verzehrte es mit vollem Behagen und nahm einen Schluck aus der Flaſche. Dann ſchlug er, um ſich zu erwärmen, die Arme mehrere Male kreuzweiſe über ſeine breite Bruſt und ſetzte ſich wieder auf die Steuerbank.

Der Nebel fing endlich an zu wallen, er zog in weißen Rieſenbildern fort, und als ihn die Sonne beſiegt hatte, ſtand ſie ſchon hoch am Horizont. Der Feuerthurm von Neuwerk war deutlich in Sicht; aber eine neue Gefahr boten die Eisſchollen dar, welche aus der Elbe hertrieben. Sie wurden immer zahlreicher, immer größer und ſtörten den Lauf der Schlupe ſehr. Die beiden Bootsleute blieben indeß wohlgemuth, denn vor Abend durften ſie doch nicht wagen, der Küſte zu nahen, und durch ihre raſtloſe Arbeit ſahen ſie dieſelbe immer näher kommen. Nun entdeckten ſie aber auch, daß an der Nordſpitze von Neuwerk ein franzöſiſches Wachtſchiff lag, und es blieb ihnen keine Wahl, ſie mußten unter deſſen Kanonen vorbeiſegeln, um an der ſüdlichen Küſte vor Anker zu gehen.

Der kurze Februartag neigte ſich dem Ende zu. Der Sonne Glanz war gedämpft; trübroth und ſtrahlenlos ſank ſie hinter einen ſtahlblauen Dunſtſchleier hinab. Je mehr die Dunkelheit zunahm, um ſo ſicherer fühlte ſich Jasper und nur die Schollen machten ihm zu ſchaffen. In möglichſt großem Bogen umfuhr er das Kaperſchiff, das mit einem einzigen Schuß ſein Boot in's Meer verſenken konnte. Aber es mußte dort ſchlechte Wachſamkeit herrſchen, denn nichts regte ſich auf dem Deck und die Mündungen der Kanonen blickten aus den offenen Luken ſtumm herüber. Endlich erreichten unſere Helgolander eine Bucht inmitten zweier Landzungen, wo ſie ungeſehen ankern konnten. Die Schlupe mußte jedoch, wegen des ſtarken Eiſes, mehrere hundert Schritt vom Ufer abbleiben, und Jasper übergab das Boot an Kobers, mit dem Bemerken, daß er, wenn Alles glücklich ginge, jedenfalls vor Tagesanbruch zurückkehren würde. Dann zog er ſeine rieſenhaften Stiefeln ganz herauf und ſtieg über Bord. Noch lag ein ſchwerer Weg vor ihm; bis weit über die Kniee im Waſſer ſtampfend, mußte er ſich zwiſchen den dichten Eisſchollen hindurcharbeiten, und trotz der kalten Abendluft rannen ihm bald große Schweißtropfen von der Stirn. Jasper's Jugendkraft beſiegte indeß auch dieſe Schwierigkeit; nach einer Viertelſtunde trat er auf den feſten Boden von Neuwerk.

Das iſt eine flache Inſel, die kaum eine Meile im Umkreis hat und zum Gebiete der freien Stadt Hamburg gehört. Starke Deiche ſchützen ſie rings gegen die Wogen, ein hoher Feuerthurm erhebt ſich dort, und etwa funfzig Menſchen bewohnten damals das Eiland. Sie trieben Ackerbau und

Viehzucht, doch um die Schiffer nicht irre zu leiten, war es den Anſiedlern verboten, Bäume zu pflanzen oder Häuſer zu bauen. Sie mußten ihr Obdach in Ställen und niedrigen Hütten ſuchen.

Eine ſolche Hütte lag ungefähr zwei Büchſenſchüſſe vom Ufer entfernt. Jasper ſah das Licht aus derſelben ſchon herüberblinzeln und ſchlich vorſichtig näher. Da zitterte auf einmal ein heller, ſcharfer Ton durch die Luft. Was war das? Der Helgolander ſtand ſtill und horchte. Der Ton wiederholte ſich — — aha! vor der Hütte entdeckte Jasper vier Pferde, und ihr Wiehern ſcholl durch die Nacht. Noch hundert Schritte weiter, da konnte er deutlich unterſcheiden, daß die Roſſe wohlgeſattelt waren, und daß lange Karabiner am Bügel blinkten. Jasper durfte nicht zweifeln: franzöſiſche Soldaten mußten bei der Ebbe von Cuxhaven hergeritten ſein. Schnell entſchloſſen machte er Halt, grub ein Loch in die Erde und legte das Felleiſen hinein. Nachdem er ſich den Ort genau eingeprägt hatte, ſcharrte er den weißen Sand wieder zu und ging vorwärts.

Nun war er ſo nahe, daß er durch's Fenſter das hellerleuchtete Innere der Hütte überſehen konnte. Richtig, dort ſaßen am Tiſche drei Chaſſeurs, welche Lorenzen, der Schankwirth, emſig bediente. Auf dem Feuerherd praſſelte und flackerte eine lebhafte Flamme, und daneben ſah Jasper ſeine Marieliſe, groß und ſchön, das runde friſche Antlitz von der Gluth übergoſſen. Der vierte Soldat machte ſich viel um ſie zu ſchaffen; er war nicht mehr jung, ein mächtiger Schnurrbart bedeckte ſeine Lippen, und die Goldtreſſen am Aermel zeigten, daß er Sergeantenrang habe. Zuweilen legte er die Hand auf Marieliſens Schulter oder auf ihren Arm, er ſchien ihr galante Worte zu ſagen, aber das Mädchen hörte nicht danach und ſchnellte ſeine Liebkoſungen, ſobald ſie irgend handgreiflich werden ſollten, mit einem kurzen Stoß des Ellenbogens zurück. Im Winkel an der Thüre ſchlief ein armer Beſenbinder, in einen alten Schafpelz eingehüllt. Der breitkrämpige Hut beſchattete ſein Geſicht, und das Waarenlager, aus drei oder vier Beſen beſtehend, hatte er neben ſich an die Wand gelehnt.

Jasper überſchaute die ganze Scene ſchnell mit ſeinem Seeadlersblick, allein dem ſonſt ſo entſchiedenen Burſchen fehlte diesmal guter Rath. An einen baldigen Abzug der Soldaten war nicht zu denken, denn erſt bei niedrigſtem Waſſer konnten ſie nach Cuxhaven zurück. Und dennoch mußte die engliſche Poſt abgeliefert, mußte er wieder in See ſein, bevor der Morgen graute. Nur ein Mittel gab es, das freilich gefahrvoll ſchien, aber dieſe Rückſicht ſchreckte den Jasper nicht ab. Er legte zwei Finger an die Lippen, blies ſcharf hinein und ließ einen ſchrillenden Ton vernehmen, wie

wenn die Möve im windigen Wetter ihren Schrei ausstößt. Marieliſe zuckte am Feuerherde ſichtbar zuſammen, denn ihr war das Signal wohlbekannt, und der Sergeant lachte ſie aus, ob ihrer Furchtſamkeit. Nun verhielt ſie ſich wieder ruhig, ja ſie lachte ſelbſt mit dem Franzoſen. Jasper überlegte ſchon, ob er das Zeichen wiederholen ſollte, als Marieliſe zur Stubenthür hinausging, und gleich darauf, vom Hofe herkommend, ſeitwärts neben der Hütte erſchien.

Sie winkte mit einem weißen Tuche, und Jasper näherte ſich. — „Biſt du's, Jasper?“ — „Ja, Marieliſe, ich bringe die engliſche Poſt. — „Drinnen ſitzt Einer, als Beſenbinder verkleidet, der wartet ſchon drauf. Gib mir das Felleiſen!“ — „Ich hab' es vergraben . . . eine ganze Strecke von hier. Es dauert wohl eine Viertelſtunde, eh' ich's bringen kann. — „So lang darf ich nicht warten. Die Soldaten ſind mißtrauiſch, und der Sergeant wird gleich ungeduldig, wenn ich außen bin. Der häßliche Menſch plagt mich noch todt! Ach, Jasper, du weißt gar nicht, wie bange mir dir geweſen iſt. Gott ſei gelobt, daß ich dich wiederſehe!“

Sie ſtrich ihm das Haar aus der Stirn und lehnte ſich einen Augenblick ſtill an ſeine Bruſt. Dann aber ermannte ſie ſich und ſprach: — „Jasper, es iſt Gefahr für dich. Sei vorſichtig! ich komme gleich wieder heraus.“

Mit dieſen Worten huſchte Marieliſe in die Hütte und Jasper ging, um das Felleiſen zu holen. Kaum hatte er es gefunden, kaum war er bei der Hütte angelangt, ſo flog auch das Mädchen über den Hof, ſie ergriff den Geliebten bei der Hand und zog ihn hart bis zu einem aus Bretern roh zuſammengefügten Schuppen. Als ſie dort im dunklen Raume zwiſchen alten Tannen und Gerümpel ſtanden, ſagte Marieliſe mit angſtvollem Tone: „Um Gotteswillen, lieber Jasper, verhalte dich ſtill! Die Chaſſeurs wollen eine Runde machen und ganz Neuwerk viſitiren. Sieh, hier iſt unſer Kartoffelkeller; ſteige hinein und rege dich nicht. Es wäre dein und mein Tod, wenn die Feinde dich entdeckten.

Das kluge und ſtarke Mädchen hob eine gewichtige Fallthür auf, nahm dem Helgolander das Felleiſen ab und umfaßte ſeine Schultern. Jasper drückte ſie an ſich, er küßte ſie herzlich, aber in den Keller wollte er nicht. Einige Schmeichelworte des Mädchens reichten jedoch hin, ſeinen Starrſinn zu brechen; folgſam ſprang er hinab und die Fallthür ſchloß ſich über ihm. Als er nun ſo auf den Kartoffeln dalag, als Alles ſchwarz und ſtill um ihn war, wie im Grabe, da rauſchten mancherlei Gedanken, mancherlei bange Befürchtungen durch ſeine Seele. Die körperliche Müdigkeit überwand indeſſen dieſe geiſtige Erregung, denn Jasper hatte ſeit vierzig Stunden an-

haltend gewacht und gearbeitet. Das iſt die beſte Medicin gegen düſtre Phantaſiegeſtalten, und nach wenigen Minuten ſchlief der Burſche auf ſeinem kalten, knolligen Lager ſo feſt, wie ſelten ein König auf Eiderdunen ſchlummern mag.

Gegen Mitternacht wurd' es laut vor dem Schuppen. Der Sergeant trat ſäbelklirrend herein; er trug eine Blendlaterne und einer von den Chaſſeurs folgte ihm. — „Hier wird er ſein! Wir müſſen ihn finden!“ rief der Patrouillenführer und leuchtete umher. Mit manchem „Morbleu!“ oder „Diable!“ wurden die alten Geräthſchaften durchſtöbert, keine Tonne blieb ununterſucht. Da ſie nichts entdeckten, wollten ſie endlich wieder abziehen, als dem Sergeanten die Kellerthür in's Auge fiel. — „Ach, hier iſt noch ſo ein Mäuſeloch!“ ſagte er mit widerlicher Freude. „Hebe den Deckel auf, Jules!... So!“ — er leuchtete mit ſeiner Blendlaterne hinab, aber der Keller war zu tief, als daß deren Strahl bis auf den Grund dringen konnte. — „Ein rechter Diebeswinkel!“ fuhr er fort. „Man ſieht nur rabenſinſtre Nacht! Zieh' deinen Säbel, Jules, und ſtochere ein wenig hinein, das wird den Spion wohl munter kitzeln.“

Jules gehorchte. Er legte ſich auf den Boden und ſtieß mit der Waffe tief in die Oeffnung. — „Fühlſt du was?“ fragte der Sergeant. Jules nickte bejahend mit dem Kopfe, und Jener rief ungeſtüm: „Nun, was iſt es?“ — „Un fripon allemand!“ antwortete der Chaſſeur geheimnißvoll. „Une pomme de terre!“ fügte er dann lachend hinzu, indem er von der Spitze ſeines Säbels eine große Kartoffel zog und ſie dem Sergeanten überreichte. Auch dieſer ſtimmte in das Gelächter ein, und dann verließen Beide den Schuppen, um ihre Runde fortzuſetzen.

(Der Beſchluß folgt im nächſten Hefte.)

Cavalierperſpective.

Die ſtändiſche Wirkſamkeit in Böhmen.

Der polemiſche Aufſatz der Beilage Hefts Nr. 2 dieſer Blätter macht es dem großen Publicum gegenüber uns zur Pflicht, die bisherigen Reſultate der wiedererwachten Wirkſamkeit böhmiſcher Stände, die eigentlichen Motive der letztangenommenen Steuervertheilungsmethode näher zu beſprechen, gegen welche ſich in dieſen Blättern ſo lebhafte Polemik erhob; jenen unſanften Widerlegungsverſuch der Beilage Nr. 2 direct zu widerlegen und agreſſiv zu beſprechen, kann nicht mehr unſere Aufgabe ſein, denn kalte Todeshand hat unſern Ankläger hinweggenommen vom Kampfplatze, Friede ſei ihm, und willig rufen wir ihm Verſöhnung nach in die kühle Grube.

Es iſt zur Kunde der Betheiligten gekommen, daß die Oppoſition gegen den beſchloſſenen, von Kaiſers Majeſtät genehmigten, gleichen Steuervertheilungsmodus, ſich in nächſtbevorſtehender Märzverſammlung mächtig zu erheben vorhabe, daß ſie vorhabe, die Rücknahme dieſes Beſchluſſes, die Rückkehr zum alten unverholen zu beantragen. Nach der Stimmung, welche jener Beſchluß, nachdem er zifferwirklich geworden, bei den Gutsherren zumal zweiten Ranges hervorgerufen, nach der Theilnahme, welche durch dieſen Beſchluß für ſtändiſche Verhandlung geweckt worden, um das eigene Intereſſe warm zu verfechten, iſt leider zu erwarten, es werde jener in Ausſicht geſtellte Antrag der Oppoſition durch eminente Mehrheit zum Beſchluß erwachſen. Wären wir wahrlich ſo entſchiedene Gegner des böhmiſchen Ständeweſens, für welche ein Correſpondent Ihres Blattes uns hält, müßten wir an jenem bevorſtehenden Beſchluſſe herzliches Gefallen finden, und tückiſch ſchweigen, bis ſie geſchehen die That, um uns dann zu laben an der den Herren Ständen aus dieſem Beſchluſſe heranreifenden Schmach, denn in der That, es würde und wird ein ſolcher Beſchluß das eclatanteſte Zeugniß geben für den Mangel politiſcher Lebensfähigkeit und Haltung des Ständekörpers, deſſen Glieder von Verſammlung zu Verſammlung, in Meinung, An-

ſicht und Perſonen wechſelnd, heute niederwerfen, was ſie geſtern gebauet, in der Mehrzahl ohne feſte Richtung; heute erſcheinen, eine zweckmäßige Maßregel zu beantragen, zu beſchließen, morgen wegbleiben, der erſtarkten Oppoſition willig, in Bequemlichkeit und Indifferenz das Feld zu räumen, den gefaßten Beſchluß ſchmachvoll niederwerfen zu laſſen.

Doch wir wollen dies tückiſche Schweigen nicht auf unſer Gewiſſen nehmen, wir wollen, wenn auch ohne Hoffnung auf Erfolg, auf die Nachtheile hinweiſen, welche der beregte retrograde Beſchluß nothwendig zur Folge haben muß, Nachtheile weſentlich für die ehrenhafte Stellung der Herren Stände, für ihre politiſche, bisher ohnehin liliputaniſche Geltung; Nachtheile alſo, welche mit dem Gewinn, etwas minder an Steuer zu zahlen, kaum in Vergleich kommen können, ſollen wir im Volke über den Ehrenpunkt, wie er in hoher Ständeregion gehandhabt wird, uns nicht ganz eigene Begriffe formen und etwa denken, dort oben betrachte man die Ehre nach Sir Johns Manier — what is that honour? —

Die heutige Mehrheit, den Kampf für den Steuerbogen mit Ungeduld erwartend, ſpricht ſich durch dieſe Ungeduld an ſich ſchon das Urtheil, ſie weiß nicht, erfaßt nicht, was eigentlicher Zweck jenes Beſchluſſes geweſen, ſie hält ſich an Kleines, Winziges, bekämpft den Motor der Sache mit Advokatenkniffen, mit Sophismen, mag immerhin ſtändiſche Würde dabei verloren gehen.

Daß jene Steuergleichſtellung vom ſtrengen Rechtspunkte aus vielleicht nicht haltbar ſei, wir wollen es vorläufig zugeben, wiewohl das Gegentheil vielleicht in kurzem an den Tag kommen dürfte. Daß durch jene Gleichſtellung dem Bauernſtande, auf deſſen Maſſe ſich jene 350,000 Fl. vertheilen, eine ſehr geringe Erleichterung zu Theil wird, während dieſe 350,000 Fl. als Mehrſteuer auf die an Zahl nach wenigern Gutsherren, nach ihren großen Gütercomplexen vertheilt, dieſen fühlbar werden, mag ganz richtig ſein, doch kann und ſoll hierin kein Grund geſucht werden, der gleichen Steueranlage zu opponiren, noch minder aber ein Grund, um gegen einen von den Herren Ständen, gleichviel von welchen, im Mai 1846 zufällig anweſenden Mitgliedern, einmal gefaßten Beſchluß Sturm zu laufen, ſeine Zurücknahme zu moviren, wohl gar zu beſchließen.

Wie ſollen wir im ſchlichten Bürgerkleide einer Körperſchaft unſere Achtung, unſere Sympathien zuwenden, die ſich ſelbſt nicht achtet, mit ſich ſelber hadert und keift, wie ſollen wir jemals wünſchen können, unſere Intereſſen, unſere Geſchicke von der Regierung, in noch ſo kleinem Antheil, einer ſolchen Körperſchaft anheimgegeben zu ſehen, einer Körperſchaft, in welcher den

Repräsentanten des Bürgerthums zumal bloße Figurantenrollen zugewiesen sind.

Es ergiebt sich aus all dem bisherigen Getriebe zu trauriger Klarheit, daß alle bisherigen Lebensäußerungen des Ständekörpers sich auf mühsam Gemachtes beschränken, und den galvanisch erkünstelten Zuckungen eines Cadavers ähneln, sobald es sich um mehr handelt, als den bloßen Hausbedarf, um mehr als ein Monument, den Ankauf eines Museumsgebäudes zu votiren. Die Volta'sche Säule wird unwirksam, wenn es sich darum handelt, den böhmischen Ständen die factisch verloren gegangene politische Bedeutsamkeit auf legalem Wege mit Beharrlichkeit zu vindiciren, so weit sie der einengenden Landesordnung ungeachtet, immerhin noch zu verdienen sein möchte, wäre sie nicht durch jahrelangen Nichtgebrauch obsolet, durch Erschlaffung, Unthätigkeit, Satrapensinn, unmöglich geworden.

Alle bisherigen Zuckungen des Ständeleichnams lassen sich bis zu ihrem Anfangspunkte genau verfolgen und führen zu der Ueberzeugung, daß diese, wie es scheint, mißglückten Belebungsversuche von einem einzelnen hochbegabten Manne*) ausgehen, für dessen Gegner uns ein Correspondent dieses Blattes in Nr. 5 sehr irrsam erklärt, während wir die Vorzüge dieses hervorragenden Charakters stets anerkannten, ihm jedoch ein günstigeres Terrain zur Entwickelung seiner parlamentarischen Gaben wünschten. Dieser Mann, dessen reger Geistesthätigkeit es nicht genügen kann, als „fruges consumere natus" zu vegetiren, dessen Scharfsinn der Reichthum an Mängeln in allen Details unserer Verwaltung klar geworden, ward, anfangs vielleicht durch persönliche Gereiztheit, zu dem schönen Entschlusse geführt, durch Wiederbelebung ständischer Wirksamkeit ein sich allmälig den Zeitbedürfnissen gemäß erweiternd ausbildsames Element zu schaffen, dessen legaler Beirath dem oft einseitigen, somit schädlichen Wirken der Beamtenschaft die Wage hielte, es galt die Lösung der schönen Aufgabe, der ständischen Wirksamkeit zeitgemäße Richtung zu geben, die ständische Versammlung fortan nicht mehr als Vertreter bloßer Standesinteressen, sondern als Vertreter gesammter Landesinteressen, als bevorwortendes Organ allgemeinen Bedürfnisses thätig werden zu lassen, auf solche Weise extremen Eventualitäten der Zukunft vermittelnd, von innen heraus bildend, entgegenzutreten. Wie wenig wurde diese leider vereinzelt gebliebene Tendenz in, wie außer der Versammlung erkannt!

Stehen auch manche der Standesgenossen dieses Mannes mit ihm auf gleicher Höhe der Erkenntniß, so fehlt es doch Allen an jener Consequenz,

*) Graf Friedrich Deym? D. Red.

jener zum Zwecke unerläßlichen parlamentariſchen Zähigkeit und Energie, ohne welche manche Löſung, welche Europa heute als ſchätzbare Errungenſchaft bewahrt, niemals erreicht worden wäre; hoffnungslos, ſelbſt lächerlich erſchienen manche Beſtrebungen im Beginne, und jene Zähigkeit hat endlich doch zum Ziele geführt.

Für den einzelnen Mann, ohne treubeharrliche Unterſtützung Gleichgeſinnter, wurde jene Aufgabe, in einer vom Moder der Erſchlaffung ergriffenen Verſammlung, unlöslich. Fand man auch im Beginne Gefallen an den Belebungsverſuchen, als es galt gleichſam zur Experimentation, zur Erprobung des Bogens, einen Vorſtand zu beſeitigen, dem perſönliche Antipathien entgegenſtanden, der das Feld räumte ohne Kampf — fand ſich auch eine Majorität zu dem Beſchluſſe, eine urſprünglich von den Geſammtſtänden übernommene Dotation einer öffentlichen Anſtalt, welche über unmotivirte Remonſtration des geiſtlichen Standes von der Regierung auf die weltlichen Stände allein umgelegt werden wollte, hinſichtlich des von der Geiſtlichkeit zu tragenden Antheils zu verweigern. —

Vermaß ſich auch die Majorität zu der Vorſtellung an die Regierung, in Zukunft möchten nur wirklich in Böhmen begüterte Stände zu Landesoffizierſtellen verfaſſungsgemäß zugelaſſen werden, ſo war doch hierdurch der eigentliche zeitgemäße Geiſt noch lange nicht geweckt, noch hatte die Verſammlung den Charakter einer Landesvertretung mit Selbſtbewußtſein nicht angenommen, wenn auch einige Deſiderien wegen des Straßenbaues, wegen Aufhebung des Lottos, wegen der Strafrechtspflege ausgeſprochen wurden, denn jene Beſchlüſſe waren noch immer im Sinne des Corporationsgeiſtes, der eigenen Intereſſen gefaßt, und dieſe werden jederzeit muthige Kämpen finden im behandſchuhten Salon, wie im Ständeſaale.

Doch hatten jene Beſchlüſſe üblen Eindruck gemacht zu Wien, man wies die Stände, in, wie behauptet wird, irriger Interpretation, auf das Einleitungsdecret der Landesordnung, und die darin ausgeſprochene Verwahrung der Landesordnung beliebig zu mindern und zu mehren, eine Verwahrung, welche, wenn ſo deutbar, dem Ständeweſen allerdings blos ein Eintagsfliegenleben ſicherte.

Gleichzeitig wurde den Ständen das allerhöchſte Mißfallen über die bisherigen Anträge zu erkennen gegeben, und gar entmuthigend hat dies Mißfallen auf die Mehrzahl gewirkt, man hat Töchter unterzubringen, jüngere Söhne, auch ältere wollen bevorzugt, befördert ſein, was ſind Landesintereſſen gegen jüngere Söhne! Kam auch eine Remonſtration gegen dieſes Mißfallen zu Stande, wurde daſſelbe hohen Ortes auch zurückgenommen, ſo

hatte doch dieser Passus den Geist der Regsamkeit in Vielen gedämpft und erstickt, welche die Rolle pro forma noch fortspielten, nachdem sie sich zu Wien sorgfältig purificirt.

Ein Comité ward erlesen, um die ständischen Gerechtsamen in ihrer Gesammtheit und Integrität zu ermitteln, nachzuweisen und in einer Denkschrift den verfassungstreuen Beweis zu führen, daß jener Vorbehalt des Minderns und Mehrens jene vernichtende Elasticität nicht habe, nicht haben könne; die Wahl der Comitéglieder fiel zumeist auf tüchtige ehrenhafte Standesherren, doch die Arbeiten des Comités schleppen sich langsam fort, ohne Theilnahme von außen, man fürchtet die Vorlegung des Resultates statt sie zu wünschen, auf dieselbe zu dringen, am liebsten sähe man die Sache verzögert und vergessen.

Unter so trüben Auspicien galt es zu handeln, der Ständeversammlung Gelegenheit zur That zu bieten, es ihr möglich zu machen in den Sympathien des Landes zu wurzeln, um die Stände auf ihre, wenn nicht verfassungsgemäße, so doch durch den Usus herbeigeführte Ohnmacht zu weisen, war im Jahre 1845 verordnet worden, es sei in Zukunft der eigentliche Schluß des Postulatenlandtags, nämlich die Abgabe des ständischen Votums, daß man die postulirte Steuer annehme, nicht abzuwarten, sondern es sei die Steuer jederzeit vor dem Monat October dem Postulate gemäß auszuschreiben, um die Finanzverwaltung vor jeder Stockung zu bewahren. —

Eigentliche Landtagsschlüsse waren seit Jahren ganz aus der Mode gekommen, im Jahre 1844 wurde die Vornahme förmlichen Schlusses von der Regierung befohlen, doch im Jahre 1845 wieder als unwesentlich erklärt!

Verfassungsmäßig steht den Ständen das Recht zu, hinsichtlich der postulirten Steuer über die Frage —an— wie über die Frage —quomodo— zu berathen, das —an— ist eine dornige Frage, an welcher man sich im Jahre 1845 ohne Erfolg versucht hatte, das —quomodo— aber, nämlich die Vertheilung der Steuer auf einzelne Steuerpflichtige ist den Ständen anheimgegeben, sie sind es, welche durch den permanenten Ausschuß die Repartition vollziehen, die Steuerscheine ausfertigen.

In dieser an sich unverfänglichen Frage wollte unser Agitator die ständische Wirksamkeit bethätigen, und zugleich jene verordnete Steuerausschreibung vor dem Landtagsschlusse neutralisiren, durch den Vorschlag eines neuen Vertheilungsmodus; denn über diesen war zu berathen, das Resultat zuerst der Hofgenehmigung vorzulegen, inzwischen war der Landtagsschluß herbeizuführen, um sodann erst die Steuer nach dem neuen Modus auszuschrei-

ben. Daß hierzu ein Vorſchlag gewählt werden mußte, welcher die Billigkeit für ſich hatte, eine, wenn auch kleine Erleichterung des Bauers mit ſich brachte, iſt natürlich, denn nur ſo ließ ſich die Genehmigung der Regierung erwarten und ein ſtändiſches Recht war mindeſtens geübt und gehandhabt.

Höchſt irrſam, ganz ungeeignet iſt es alſo, jene Motion vom Zifferpunkte aus zu bekriegen und heute zu behaupten, die Steuer ſei bereits gleich vertheilt geweſen, weil die Obrigkeiten jene neunzehn Kreuzer vom Steuergulden zwar nicht vom Grundſtück, aber doch vom Nutzen der Frohndienſte, von den Mühlen ꝛc. bezahlten. —

Wäre das wirklich unbedingt richtig — was es nicht iſt, denn der Beſitzer obrigkeitlichen Grundes, der wenige Frohnrechte, keine Mühlen hat, der Emphyteut, bleibt ohne Rechtsgrund gegen den Bauer in der Steuer begünſtigt — ſo vergeſſen die Opponenten, daß die obrigkeitliche Steuerſumme nach den urſprünglich von den Obrigkeiten einbekannten Erträgniſſen ihrer Güter, die unterthänige Steuerſumme aber nach der amtlich erhobenen Ertragsfähigkeit der Grundſtücke bemeſſen, dadurch alſo primair bedeutende Ungleichheit begründet worden ſei, welche Gottlob in wenigen Jahren durch Beſtimmung nach den kürzlich vollendeten Vermeſſungs- und Schätzungselaboraten aufgehoben ſein wird.

Die Opponenten vergeſſen ferner in kleinlich egoiſtiſchem Eifer, daß es ſich weſentlich darum gehandelt habe, ein ſtändiſches Recht zu üben, zu wahren, ſich aus freiem Entſchluſſe ſchon jetzt der Steuergleichheit zu nähern, ſich als Landesvertreter zu bethätigen, der von Regierungswegen in wenigen Jahren eintretenden wirklichen Gleichheit vorbereitend entgegenzukommen, durch loyalen freien Beſchluß; doch was vergißt man nicht gerne, um weniger zu zahlen.

Die bisherigen Verhandlungen, Umtriebe und Anfeindungen, welche jener loyale, durch Zufall zum Beſchluß gewordene Antrag, hervorrief, beweiſen gar traurig, daß eine Verſammlung, wie dieſe, kein politiſches Leben verdiene, und verurtheilt bleiben müſſe, fortan blos als Titularſtaffage zu vegetiren, denn nach Annahme jenes Beſchluſſes im Mai 1846 erſchienen zum Landtagsſchluſſe im October 1846, wiewohl jener Beſchluß bei vielen im Mai nicht Erſchienenen lebhafte Reclamationen hervorgerufen hatte, und erneuerte heftige Oppoſition in Ausſicht ſtand, — dennoch kaum zehn derjenigen, welche im Mai die Mehrheit gebildet hatten, und gaben ihr eigenes Werk vandaliſcher Zertrümmerung preis, man vermochte es nicht das Jagdvergnügen dem Ständeintereſſe unterzuordnen. Der Landesausſchuß hatte nzwiſchen des Regierungsdecretes eingedenk ſich dienſtbefliſſen bemüht, nach-

dem der neue Vertheilungsmodus indeß vom Hofe gut geheißen war, vor dem Landtagsſchluſſe, vor der Entſcheidung über die Frage —an— die Steuer im Monate September ſchleunig auszuſchreiben, man hatte ziemlich abſichtlich die Verſammlung auf den 5. October berufen, während man ſie ganz füglich im September hätte berufen können und ſollen, um ſtändiſches Recht wenigſtens der Form nach zu wahren.

Dieſe paſſive Oppoſition des Ausſchuſſes gegen ſeine Committenten der Herren Stände, erklärt ſich ganz natürlich aus den Elementen des Ausſchuſſes, welchen zwei Beiſitzer des Herrnſtandes, zwei des Ritterſtandes, zwei des geiſtlichen Standes, endlich zwei des Bürgerſtandes, nämlich die ewigen Bürgermeiſter Prags, unter Vorſitz des Regierungspräſidenten bilden; haben auch die Herren und Ritter durchaus unabhängige ganz geeignete Beiſitzer gewählt, ſtets und immer bleiben dieſe in der Minorität von vier zu fünf, das beſoldete Bürgerthum, der wohldotirte Clerus, endlich der Chef der Regierung ſind Herren des Beſchluſſes.

Die Verſammlung des fünften Octobers war ſtürmiſch, wie dieſe Blätter ſchon berichteten, um den Beſchluß zu retten, gelang es dem Antragsſteller, die Schwierigkeit zu umſchiffen, einige zum Glücke ganz unhaltbar geſtellte Schlußanträge zu beſeitigen, einen dem Poſtulate conformen unbedingten Landtagsbeſchluß zur Annahme zu bringen, während über liſtige, wortverrenkende Clericalanträge der Wunſch der Majorität zu Protokoll niedergelegt ward, es möge jener Gleichheitsbeſchluß als nur für das Jahr 1847 gemeint betrachtet werden.

Seit dieſem fünften October grollen die Opponenten, die kleinen Ritter, ſelbſt einige größere, höher geſtellte, dem Beſchluß, verwünſchen alles Stände- und Landtagsweſen; mahnt ſie doch jeder Steuermonat an die ihnen aufgedrungene Großmuth, ſelbſt viele der urſprünglichen Unterſtützer des Antrags ſind von früherer Anſicht zurückgekommen, die Loyalitätsintonation iſt verflogen, wie flüchtiger Schwefeläther, ſie fühlen die Einſchnitte des Steuerſcheins allmonatlich, und geſellen ſich zur Oppoſition.

Mit Zuverſicht läßt ſich erwarten, daß die nächſte Verſammlung mit überwiegender Mehrheit beſchließen werde, zum lieben Alten zurückzukehren, doch gleich zuverſichtlich ſteht bevor, daß die Regierung ſolchen Beſchluß nimmer genehmigt, er wird der Regierung die gewünſchte Veranlaſſung geben, auszuſprechen, man könne die Intereſſen der Steuerpflichtigen, des Landes, unmöglich den ſchwankenden Beſchlüſſen einer Verſammlung preisgeben, welche in Perſonen und Anſichten zu Extremen wechſelnd, heute verwirft, was ſie geſtern beſchloſſen. — Und kann auch im Grunde eine Regierung

eine Corporation ſolcher Art achten, ihren Beirath irgend würdigen, ſich in ihren Stabilitätsplänen beirren laſſen??

Blicken wir zurück, ſo ergibt ſich, daß böhmiſche Stände, ſeit ſie aufzuleben ſchienen, durch Mangel an conſequenter Haltung nur Rückſchritte machten in Bedeutung, in Rechtsumfang.

Jener Vorbehalt des Minderns und Mehrens wurde in ertödtender Weiſe interpretirt und hängt wie ein Richtſchwert über ſtändiſcher Exiſtenz.

Das bisher unbeſtrittene Recht der Debatte über die Frage — an —, iſt durch die angeordnete Steuerausſchreibung ſelbſt vor dem Landtagsſchluſſe, factiſch vernichtet und mit dieſem der Lebensnerv der Corporation.

Der Monat März wird das Grabmal ſetzen der galvaniſirten Lebensmaske böhmiſcher Stände, und vorausſichtlich wird der eine Mann, der einzige, der, umgeben von wenigen ſchwachen Gehülfen, die ſeine löblichen Tendenzen zu faſſen, in ſich aufzunehmen vermochten, das mißglückte Werk begann — ſeinen galvaniſchen Apparat zur Seite ſtellen, und enttäuſcht ausrufen — **Fuit experimentum in corpore vili!**

Prag, Februar 1847.

S. S.

Tagebuch.

I.

Aus Darmstadt.

Zweierlei Eindrücke. — Darmstadt und Augsburg. — Bibliothek und Museum. — Die Umgegend. — Literarische Persönlichkeiten. — Geistige Stimmung. — Die Frauenwelt. — Die Schaubühnen und die parlamentarische Bühne.

Der erste Eindruck, den Darmstadt auf den fremden Besucher ausübt, wird je nach dessen Stimmung ein ganz verschiedener sein. Freundlich werden die breiten, reinlichen Gassen, fast durchgehends mit geschmackvollen Häusern besetzt, die großen freien Plätze, die wie ein blühender Kranz fast die ganze Stadt umgebenden, mit nicht geringem Geschmack in weite Parks verwandelten meilenweit sich fortziehenden Laubwaldungen, den Frieden und Stille liebenden Wanderer ansprechen. Wem aber das Brausen und Drängen eines lebendigen Menschenschwarms, das Geräusch, was Handel und Wandel in den Straßen einer Stadt hervorbringt, ein Bedürfniß ist, dem muß Darmstadt todt, einförmig und entsetzlich langweilig erscheinen. Menschen sieht man in den langen Gassen nur wenig, das Rollen eines Wagens erschüttert nur selten ihr Pflaster, die Lebendigkeit des Handels, aber auch wieder die mancherlei Unannehmlichkeiten, die derselbe in seinem Gefolge mit sich führt, fehlen hier gänzlich. In gleichem Umfange könnte die Stadt die doppelte Menschenmenge in sich aufnehmen und würde doch nicht beengt sein, so übergeräumig ist ihre Anlage, aber solche Leere hat z. B. bei Augsburg uns einen unangenehmen Eindruck gemacht, denn wir fühlten, es war hier anders, es herrschte hier meist Leben, Alles war darauf berechnet, daß Handel und Wandel hier ihr Geräusch treiben sollten, und nur das Sinken der Stadt in Folge der Veränderung der Umstände, hat jetzt das Gegentheil davon eintreten lassen. Bei Darmstadt ist dies aber nicht der Fall; daß hier niemals Gewühl geherrscht, ja auch nur jemals herrschen sollte, fühlt man gleich im ersten Augenblick; man würde es bedauern, wenn dies geschehen sollte, denn der ganze Charakter der Stadt würde dadurch leiden, die vollkommene Harmonie, die jetzt darin herrscht, gestört werden und eben diese Harmonie, diese friedliche Ruhe, hat auf uns gleich einen so angenehmen Eindruck ausgeübt, hat unser Bleiben, was nur Tage wäh-

ren ſollte, auf Monate ausgedehnt. Es iſt wirklich ein prächtiger Ort zum ſtillen, ruhigen Leben, zum geiſtigen Arbeiten und Schaffen, ganz wie für Dichter, Gelehrte und ſich aus dem Geräuſch der Welt zurückziehen Wollende, geeignet. Eine Bibliothek, ſo reich ausgeſtattet und ſo liberal dem Publicum zur Benutzung geöffnet, wie wir nur wenige in Deutſchland kennen, ein Muſeum mit einer guten Auswahl von Zeitungen und Flugſchriften, mannichfache Sammlungen von Alterthümern und Naturalien bieten zum eigenen Studium reichhaltige Hülfsmittel, das Geräuſch der Straßen ſtört nicht in der ſtillen Studirſtube, und der ſinnende Poet braucht bei ſeinen Spaziergängen auch nicht zu fürchten, in ſüßer Selbſtbewußtloſigkeit die ihm Begegnenden über den Haufen zu rennen, denn nur wenige Wanderer ſtoßen ihm auf, und ſchattige Waldungen können Stunden lang ſeine Irrgänge aufnehmen. Will man aber lärmendes Geräuſch, eine ſich treibende Menſchenmenge zur Abwechſelung ſuchen, in einigen Minuten iſt man in der Judengaſſe Frankfurts, in einigen Stunden am Rheinhafen von Mainz; ſucht man liebliche Gegenden, kühle Bergthäler, weite Fernanſichten, breite klare Ströme, die Bergſtraße mit ihren Obſthainen, die Wälder des Odenwaldes mit ſeinem „Melibocus“ und „Felſenmeer“, Heidelbergs liebliches Thal, der mächtige Rhein mit den traubenreichen Rebhügeln an ſeinen Geſtaden ſind in der Nähe und in wenigen Stunden und für wenige Kreuzer erreicht man alle dieſe Punkte, die ſchönſten mit, die Deutſchland in ſeinem reichen derartigen Schatz aufzuweiſen hat, von Darmſtadt aus. Dazu wohlfeiles Leben, geräumige Wohnungen zu billigen Preiſen; alle dieſe Vorzüge haben ſtets mehrere von Deutſchlands beſſern Schriftſtellern und Dichtern hier gefeſſelt, obgleich dieſelben ſonſt die Reſidenzluft grade nicht aufzuſuchen pflegen. Levin Schücking, der ſeine Gattin hier holte, Freiligrath, Eduard Duller, Dräxler-Manfred, C. Buchner, Louiſe von Plönnies, ſie alle weilten oder weilen mit Behaglichkeit in dieſer kleinen und freundlichen Reſidenz, und manches gelungene Buch und manches treffliche Gedicht iſt hier entſtanden. Nicht ohne vortheilhaften Einfluß iſt die Anweſenheit dieſer und noch mehrerer anderer literariſchen Perſönlichkeiten auf den ganzen geiſtigen Bildungszuſtand der höhern Stände der Stadt geblieben. Es herrſcht viel Bildung unter denſelben, mehr vielleicht, als in manchen andern ſonſt bedeutendern Städten. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß hierin nicht noch Manches zu wünſchen übrig bliebe, daß nicht beſonders oft eine gediegene Unterlage fehle, daß dieſe Bildung häufig mehr ſcheinbar als gründlich, mehr äußerlich, als tief gehend ſei, aber eine Neigung, auch geiſtige Genüſſe aufzuſuchen und in geſelligen Kreiſen utile cum dulce zu verbinden, trifft man gar vielfältig, und beſonders zeichnet ſich auch das ſchöne Geſchlecht hierin auf vortheilhafte Weiſe aus. Den Namen des ſchönen verdient daſſelbe aber in Darmſtadt in der That, denn die Stadt iſt auffallend reich an hübſchen, ja oft wirklich ſchönen Mädchen und Frauen aller Stände. Wir haben hier Geſichter geſehen, ſo edel geformt, Augen ſo glühend und ausdrucksvoll, Figuren, ſo ſchlank und vollendet im ganzen Wuchs, daß wir gewiß dieſelben im ferneren Leben nicht wieder vergeſſen werden. Mit Fug und Recht können wir die Stadt allen Heirathscandidaten von ganz Deutſchland empfehlen, ſie werden eine reiche Auswahl von allen Klaſſen und Altersſtufen, an denen ſie wohl ihr Herz verlieren können, dort finden. Und auch vor zu

vielen Concurrenten unter der dortigen jungen Männerwelt brauchen sie sich nicht zu fürchten. Größtentheils sind dies junge Angestellte bei den daselbst residirenden vielen Behörden aller Art, oder Lieutenants der starken Garnison; viel Geld pflegt in der Regel bei denselben nicht vorhanden zu sein, die Gehalte sind nicht allzuhoch, das Hinaufrücken geht nur langsam, und so nimmt schon nothgedrungen die Zahl der Heirathscandidaten von Jahr zu Jahr ab und eine bedeutende Menge von der Natur mit allen äußern und innern Vorzügen reich ausgestatteten Mädchen, muß nothgedrungen in den traurigen Stand der alten Jungfern eintreten. Freilich mehr oder weniger findet dies Verhältniß, eine Frucht unserer unnatürlichen gesellschaftlichen Zustände, wohl überall statt, in dem Maße aber, wie in Darmstadt, haben wir es sonst nirgends gefunden. Auch sonst wird der Fremde sich leicht daselbst einheimisch fühlen, denn er wird fast überall auf eine so zuvorkommende einnehmende Weise, wie es nicht grade in allen Orten der Fall ist, dort aufgenommen werden. Es liegt viel Liebenswürdiges im Charakter der Darmstädter, eine glückliche Mischung der Eigenschaften des Nord- und Süddeutschen, wie des Rheinländers und Schwaben; geistige Gewandtheit, verbunden mit Gemüthlichkeit, leichtes Bekanntwerdensein und wieder Innigkeit findet man nicht selten. Mitunter macht sich wohl ein gewisser affectirter Ton, wie man ihn vorzugsweise in unsern kleinen wie mittlern Residenzen findet, ein Ueberschätzen als Bewohner der Hauptstadt des Landes, ein kleinliches Nachahmen der in den Kreisen des Hofes herrschenden Gebräuche, ein lächerliches Ringen nach Rang und Titel bemerkbar, und sonst angenehme, achtungswerthe Leute zeigen hierin oft gar schwache Seiten. Doch nie ein Gemälde ohne Schatten, ein Zustand ohne Schwächen, eine Stadt ohne Mängel.

Das Theater, mit ein Träger unserer modernen geselligen Zustände, ist den Kräften des Landes und der Stadt angemessen. Von dem frühern Glanze, der nur durch ungeheure Summen erhalten werden konnte, ist freilich seit dem Regierungsantritt des jetzigen Großherzogs Vieles verschwunden. Klagen auch hier und da einzelne Darmstädter über diesen Verfall, der verständige Theil der Bewohner des Landes ist freudig mit dieser Umänderung einverstanden, da der frühere Zustand ein auf Kosten der Kassen hervorgerufener künstlicher war. Der Intendant, Baron von Dalwigk, leitet das Ganze mit gutem Willen und vieler Umsicht; obgleich er, wie wohl jeder Theater-Intendant, von manchen Seiten bisweilen getadelt wird; das Orchester ist vorzüglich, die Decorationen prächtig, die Scenirung stets richtig und geschmackvoll. Die Oper zählt tüchtige Kräfte, wie die Herren Breiting, Reichel, Kreutzer, Gramolini und eine liebliche Soubrette, Mad. Marlon, unter ihren Mitgliedern. Weniger bedeutend ist leider das Schauspiel, unter dessen Personal allein die Damen Eppert und Fürst Erwähnung verdienen. Ein überaus wohlfeiles Abonnement erleichtert übrigens allen Ständen den Besuch des Theaters.

Ueber den jetzt versammelten Landtag brachten diese Blätter kürzlich einen längern Bericht aus anderer Feder, eine ausführliche Schilderung. Manches in demselben billigen wir vollkommen; mehreren Punkte aber müssen wir entschieden widersprechen, besonders die Art, wie es hervorgehoben wird, daß ein zufällig nicht in Hessen, sondern in Würtemberg geborener, sonst allgemein geachteter Mann

in der Kammer ſitzt, iſt ſehr zu tadeln. Iſt dies unſere deutſche Einheit, wenn wir ängſtlich nachſpüren, in welchem deutſchen Lande ein Beamter oder Abgeordneter geboren iſt und daraus Gelegenheit zu Angriffen gegen denſelben entnehmen wollen? Die bekannten Abgeordneten der badiſchen zweiten Kammer: Welcker, Itzſtein, Rapp, Mittermaier, ſind z. B. alle keine geborene Badenſer, und kein Vernünftiger in ganz Baden, mag er einer Partei angehören, welcher er wolle, wird ihnen dies zum Vorwurf machen.

W.

II.

Aus Sachſen.

Es iſt ein erfreuliches Zeichen unſerer Zeit, daß man ſich in allen Kreiſen des Lebens ſeiner mehr bewußt zu werden und von ſeinem Weſen und Treiben ſich Rechenſchaft zu geben ſucht. Auch bei uns Sachſen, d. h. den Meißnern, trifft dies zu: wir ſprechen und ſchreiben jetzt offener über uns in Anklage und Vertheidigung, als es früher der Fall war. Ich ſage, uns Meißnern geht es ſo, denn mit dieſer Bezeichnung der Bewohner der alten Markgrafſchaft Meißen läßt ſich am beſten ein Ganzes der Entwickelung bezeichnen, wie es ſich in dem größern Theile des jetzigen Königreichs Sachſen dem Beobachter darſtellt. Wir mögen die geſchichtliche Entwickelung dieſes Volksſtammes oder das gegenwärtige Leben in demſelben betrachten, ſo werden wir überall verſtändige Auffaſſung der Lebensverhältniſſe, redlichen Fleiß, gutherzige Thätigkeit, beſcheidene Genügſamkeit als hervorſtechende Eigenſchaften des ſächſiſchen Charakters wahrnehmen können. Nur bei ſolchen Eigenſchaften der Bewohner konnte der durch viele Noth mehr und öfters, als irgend wo anders, geſtörte Wohlſtand des Landes ſo ſchnell wieder hergeſtellt, nur durch ſolche Eigenſchaften in dem kleinen Ländchen eine ſo einflußreiche Betheiligung an den induſtriellen und commerciellen Beſtrebungen der Zeit ermöglicht, nur durch ſolche Eigenſchaften endlich ein auf gründliche Schulbildung geſtütztes wiſſenſchaftliches und politiſches Leben entwickelt werden, wie wir es in der einen Beziehung ſeit Jahrhunderten, in der andern beſonders in den letzten ſechzehn Jahren durchlebt haben. Aber vergeſſen wir auch nicht unſere Mängel. Was den Sachſen faſt gänzlich abgeht, das iſt eines Theils die Innerlichkeit und Tiefe, andern Theils die Begeiſterung und Entſchiedenheit, die wir im Leben anderer deutſchen Volksſtämme wahrnehmen können. Und dennoch iſt der den Sachſen oft gemachte Vorwurf, daß ihnen ein ſcharf ausgeprägter Charakter fehle, nicht ungegründet, da die oben erwähnten Eigenſchaften gewiſſermaßen nur einen tüchtigen Bildungsſtoff darbieten, der erſt durch höhere Ideen und einen kräftigen Enthuſiasmus zu einer in jeder Beziehung entſprechenden Form gelangen kann. Sehen wir uns rückwärts und um uns blickend nur ein wenig in den verſchiedenen Entwickelungskreiſen des ſächſiſchen Lebens um; überall werden wir dieſe Eigenſchaften ſchmerzlich vermiſſen. Unſere Natur bietet uns in einem nicht kleinen Theile unſeres Ländchens ſo viel Poeſie dar; dennoch hat dieſe unſer Leben ſehr wenig berührt. Einen eigentlichen großen Dichter haben

wir nicht erzeugt und ſelbſt begabte Dichter zweiten und dritten Ranges mit einer nur einigermaßen bemerkenswerthen Individualität, wie ſie Oeſterreich, Schwaben, das Rheinland, ja ſelbſt der deutſche Norden in Menge aufzuweiſen hat, ſind bei uns höchſt ſelten aufgetreten. Und dieſelbe Erfahrung machen wir in den übrigen Künſten. Was ſich bei uns in dieſer Beziehung neuerdings geſtaltet hat und noch geſtaltet, iſt meiſtens ein Erzeugniß fremder Anregung und Leitung, denn ſelbſt der geniale Schnorr, wenngleich ein Sachſe, hat ſich doch ganz in einer andern Atmoſphäre gebildet, ſo daß wir auf ihn keine großen Anſprüche machen können. Unſere Bildhauer, Hänel, Rietſchel, ſind allerdings Sachſen, doch auch ſie haben ſich vorzugsweiſe in fremder Schule gebildet und außerdem iſt die Plaſtik in ihren Beſtrebungen meiſtens von ihren Umgebungen ſo iſolirt, daß wir Das, was hier geleiſtet wird, uns ſchwerlich als ein uns zukommendes Verdienſt annehmen können. Für die deutſche Oper brach auch ein „Fremder", Carl Maria Weber, hier die Bahn, auf welcher allerdings nämlich Inländer, wie z. B. Wagner, mit rühmlichen Eifer vorwärts geſchritten ſind. In allen dieſen Beziehungen fehlt es uns nicht etwa an Empfänglichkeit, das uns Dargebotene zu genießen und zu würdigen, aber an der Fülle productiver Kraft, wie ſie in vielen andern deutſchen Ländern in ſo vielen Geſtaltungen hervortritt. Daſſelbe bemerken wir aber auch in der Wiſſenſchaft und in der höhern Auffaſſung der Natur und des Menſchenlebens. Wir haben ſtets viele ſcharfſinnige und gründlich gebildete Gelehrte und tüchtige Geſchäftsmänner aller Art gehabt und nirgends vielleicht iſt die Wiſſenſchaft ſo geſchickt und wirkſam populariſirt worden, als in Sachſen; aber die ſpeculative Philoſophie der neuern Zeit und die höhere Kritik der Wiſſenſchaft und des Lebens hat wohl kein gebildetes Land unſeres Vaterlandes weniger berührt, als Sachſen. Wie Viele können wir nach Leibnitz und Leſſing, die uns ſo bald fremd wurden, aufweiſen, welche ſich der großen Zahl genialer Männer der Wiſſenſchaft und des Lebens, einem Kant, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Stein, Scharnhorſt, den Humbold's, Niebuhr u. v. a. anreihen ließen*). Und auf dieſem Gebiete fehlte es nicht allein an genialer Thatkraft, ſelbſt die Empfänglichkeit für die Auffaſſung war hier oft zu vermiſſen. Kant hat freilich, wie überall, auch bei uns, nachhaltig gewirkt; denn deſſen regenerirendem Einfluſſe konnte ſich kein Fleckchen unſeres Vaterlandes entziehen, in welchem wiſſenſchaftliches Intereſſe herrſchte. Aber die andern oben genannten Männer haben bei uns meiſt wenig Theilnahme gefunden. Während z. B. eine große Menge Theologen in andern deutſchen Staaten mehr oder weniger von Schleiermacher und Hegel berührt worden ſind, war unter unſern Predigern, bei ſehr tüchtigen philologiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſen, ganz der zeitherigen Richtung der Landesuniverſität gemäß, ſtets eine mehr praktiſche rationaliſtiſche oder gemäßigt ſupernaturaliſtiſche Auffaſſung der Dogmen vorherrſchend, denn in Leipzig hat immer nur die Philoſophie Glück gemacht, welche vorzugsweiſe als formales Bildungsmittel praktiſchen Nutzen gewährte, wie früher die populariſirte Kantiſche

*) Hier wird Jeder an Fichte denken. Aber auch er ſteht uns ziemlich fern. Denn er wirkte erſt in Jena, dann in Berlin in Verhältniſſen, die ſeiner Heimath ganz fremd waren.

und ſpäter, in allerdings ſtrengerer wiſſenſchaftlichen Form, die Herbart'ſche Philoſophie. — Sollen wir uns nun aber durch dieſe Wahrnehmungen entmuthigen laſſen? Keineswegs. Denn zuerſt iſt zu bedenken, daß im Weſentlichen, wie kein Einzelner, ſo auch kein Volk über ſich hinaus kann: es muß zufrieden ſein mit Dem, was es hat und dies redlich benutzen. Wir haben ja, wie oben erwähnt worden, viele ſchöne Eigenſchaften, die uns befähigen, auch unſerer Seits zum Nutzen des Ganzen zu wirken. Wir ſind fleißig und praktiſch und können daher Manches leichter fördern, als z. B. unſere durch größere Tiefe und Innerlichkeit bevorzugten ſchwäbiſchen Landsleute. Die Orthodoxie, der Myſticismus findet bei uns keinen Boden; die verſtändige Auffaſſung der Religion iſt wohl nirgends tiefer in's Volk gedrungen, als in Sachſen. Dies iſt ein gutes Element gegen manche reactionären Gelüſte unſerer Zeit, wofür uns unſere Landsleute dankbar ſein müſſen. Dann aber kann ſich unter uns noch Manches entwickeln, was bis jetzt weniger hervorgetreten iſt. Die Geſchichte, deren Entwickelung nicht allein in unſerer Macht lag, hat uns ſeither wahrhaftig nicht ſehr begünſtigt. Schon im Mittelalter war die den Slaven abgenommene Mark Meißen von den herrſchenden Ideen der Zeit und ihrer Entwickelung im Ritter- und Bürgerthum weniger berührt, als andere deutſche Länder. Die Reformation kam ziemlich ſpät zu uns, nachdem ſich ihre fruchtbarſten Elemente in den deutſchen Städten und auf den Univerſitäten anderer Landſtriche ſchon abgeſetzt hatten; wir erhielten durch ſie allerdings Befreiung von den Feſſeln des alten Dogma und gute Schulen, aber die geiſtige Freiheit erſtarrte bei uns bald in der geiſtloſen Orthodoxie der Theologen. Nach der väterlich ſorgſamen Landesverwaltung des Kurfürſten Auguſt kamen für uns ſehr böſe Zeiten, in denen der Wohlſtand des Landes und das Selbſtgefühl der Sachſen vernichtet wurde. Erſt Friedrich Auguſt der Gerechte erhob das Land aus dem materiellen Elend und machte den Boden für eine ſpätere gedeihliche Entwickelung urbar; aber die lebendige Aeußerung eines nationalen Bewußtſeins, ein freierer Geiſtesſchwung, war bei ſeiner Individualität und unter den traurigen Verhältniſſen ſeiner Zeit nicht möglich. Erſt ſeit 1830 haben wir uns aufgerafft und ſtreben in dem immer lebendiger werdenden Bewußtſein, daß wir zum deutſchen Vaterlande gehören, tüchtig vorwärts. Dieſe Erfahrung berechtigt uns zu der Hoffnung, daß vielleicht die Kräfte nur ſchlummern, welche im lebendigen Verkehr mit den Deutſchen des Südens und des Nordens uns künftig auch in andern Richtungen thätiger hervortreten laſſen werden. Beſitzen wir doch bei aller oft gerügten Scheu, uns herauszumachen, bei vieler Beſchränktheit des Geſichtskreiſes auf Haus und Heimath, die, wie allen Deutſchen, ſo uns ganz beſonders eigen iſt, mehr Empfänglichkeit, das Fremde in der Stille auf uns einwirken zu laſſen, als die meiſten unſerer Stammverwandten, welche in ihrer Individualität abgeſchloſſener ſind. Aber auch ſelbſt dann, wenn dieſe Hoffnung als eine ſanguiniſche erſcheinen ſollte, ſei man mit Dem zufrieden, was wir nach unſern Kräften mit redlichem Streben zur Entwickelung des zu regenerirenden Vaterlandes beitragen.

E. B.

III.

Aus Hamburg.

Lindley und Hübbe. — Verkleidete Polizei. — Concerte. — Mitte Februar.

Unsere Stadt war von jeher sehr fruchtbar an Broschüren; jeder noch so kleine Trouble in unsern Verhältnissen wirft eine Flugschrift auf. Größere oder kleinere Theaterangelegenheiten werden in einem fliegenden Blatte besprochen. Dies war schon seit Schröder's Zeiten so. Besonders fruchtbar war auch die jüngste Zeit den Broschüren, welche durch die Debatten über unsere Finanzen und öffentlichen Bauunternehmungen hervorgerufen wurden. Wie es scheint, hat ein allgemeines Mißtrauen sich der Gemüther bemächtigt. Dieses Zeichen der Zeit scheint abermals ein Beweis für die Gültigkeit des alten Satzes zu sein: die Gegensätze berühren sich, denn so groß und allgemein, wie jetzt das Mißtrauen, war früher das Vertrauen. Manche Rückblicke und Bedenken werden dadurch angeregt: Wie mag es früher, wo Keiner an die Ueberwachung dachte, in den öffentlichen Angelegenheiten wohl hergegangen sein! Wie ich schon früher erwähnte, ging diese Reaction zuerst gegen den englischen Ingenieur Lindley und die Engländer überhaupt, so z. B. gegen die von Ersterem angelegte städtische Wasserkunst und andere in Aussicht stehende Projecte, nunmehr aber werden auch die heimischen Personen nicht verschont, und, was an und für sich nicht mehr wie billig, zur Rechtfertigung und Vertheidigung über ihre Ausführung öffentlicher Unternehmungen aufgefordert. Unter andern widerfuhr dies auch jüngst dem Wasserbau-Director Hübbe, einem Manne, der sich sonst eines langjährigen, allgemeinen Vertrauens erfreute. Diese Angriffe sind übrigens leicht zu erklären, wenn man sich daran erinnert, daß Herr Hübbe einer der Ersten war, der gegen Hrn. Lindley und dessen verfehlte Sielanlagen, wodurch so ungeheure Summen gradeswegs weggeworfen wurden, zu Felde zog. Man will also gleichsam sagen: Ihr habt bisher nur Hrn. Lindley, unsern Schützling, angefeindet, seht jetzt auch einmal euren Hübbe! —

Unsere Behörde soll schon Sorge tragen für das mit der Eisenbahn etwa herüberkommende Berliner Diebsgesindel, weshalb die Policisten die Straßen und öffentlichen Locale mehr und mehr zu überwachen anfangen. Zu dem Ende ist auch das Polizei-Personal noch um 20 Mann vergrößert worden, die, wie es in der Motivirung ausdrücklich heißt, die Straßen durchstreifen sollen, wenn es auf dem Stadthause für sie nichts weiter zu schaffen giebt. Wohlunterrichtete wollen aber wissen, daß diese 20 neuen Policisten nichts weiter sind, als geheime Bigilanten mit der oben angedeuteten und in ihrem Charakter liegenden Beschäftigung, die als Policisten selbst irgend einem hiesigen Bürger noch nicht einmal bekannt sind, geschweige an einem Abzeichen der Kleidung u. s. w. erkennbar. Ja es ist gradezu gegen die Grundsätze unserer Republik, die, wenn sich diese heimlichen Ueberwachungen nur nicht am Ende auch auf unsere bürgerlichen Verhältnisse erstreckten und Vereine, Bürgerversammlungen, selbst einzelne mißliebige Individuen controllirten!

Der Musikdirector am Stadttheater, Hr. Kapellmeister Carl Krebs, veranstaltete in den letzten Tagen, wie schon im vorigen Winter, abermals ein gran-

dieſes Concert in der ſonſt ziemlich verödet ſtehenden, obgleich neu erbauten „Tonhalle", ein Concert, in welchem gegen 300 Perſonen mitwirkten. Der große Saal der „Tonhalle" iſt akuſtiſch, aber ſehr ſchlecht gebaut, obgleich neuerdings einige Verbeſſerungen darin vorgenommen worden ſind. Nur durch Maſſen kann hier gewirkt werden, und ſolche Maſſen-Wirkungen ſind grade die Luſt und das Vergnügen des Hrn. Krebs, deſſen Lieblingsinſtrumente Poſaunen und überhaupt Blechinſtrumente ſind. Sein Geſchmack iſt ſtark ſpontiniſch. Indeſſen hat Herr Krebs den Ruhm, daß er ſolche Maſſen allzeit mit Präciſion und Energie in Bewegung zu ſetzen weiß. Das Hamburger Publicum, welches in äſthetiſcher Hinſicht leider nicht zu dem gebildetſten gehört, wie denn das Votum aus unſerem Theater, beſonders da es gegenwärtig noch ſo ſehr durch Clique und Claque verdorben wird, in Deutſchland wenig gilt, — das Hamburger Publicum, ſag' ich, bietet dem Kapellmeiſter jedoch jedesmal eine ſehr freundliche Hand, es goutirt Maſſen, wie alles Maſſenartige und in die Sinne Fallende. Die Concertgeberei iſt übrigens in Hamburg augenblicklich ſo im Schwunge, wie ſie es nur in irgend einer Stadt ſein kann, ſo daß ſogar die Polizei ſich zu einem beſondern Mandat genöthigt geſehen hat.

† †.

IV.

Aus Wien.

Rothſchild bei Tiſche. — Beiſele als Ariſtokrat. — Der preußiſche Centrallandtag. — Seitenblicke. — Erzherzog Stephan. —

Der Carneval iſt ohne beſonders charakteriſtiſche Zeichen zu Ende gegangen. Maskenzüge ſind bei uns nicht Sitte — man müßte denn das große diplomatiſche Diner, welches Baron Salomon Rothſchild der Erſte gab, zu den Maskeraden unſerer Zeit rechnen wollen, in ſolcher Beziehung aber iſt Jahr aus Jahr ein Faſching! Der Herr Baron haben ſich übrigens prächtig aus der Affaire gezogen und das Diner war eins der brillanteſten der Saiſon. Zur Rechten des Hausherrn ſaß der päpſtliche Nuntius, zur Linken der Herr Finanzminiſter-Hofkammerpräſident. Die linke Seite iſt bekanntlich die Seite des Herzens!

Je ſtiller es in dieſem Faſching, wegen der Hoftrauer und wegen der Theurung, in den höchſten und den unterſten Schichten der Geſellſchaft zuging, um deſto geräuſchvoller ging es in den Mittelkreiſen zu. Der kleinere Adel, die Finanz u. ſ. w. gaben prächtige Feſte und ſuchten in ihrer vornehmthuenden Coquetterie bei den Einladungen vorzüglich glänzende, ariſtokratiſche Namen zu fiſchen. Es iſt eine Thatſache, daß die Frau eines auch in Deutſchland bekannten hieſigen Mannes, die ihrem Couſin den Auftrag gab, keinen Tänzer zu laden, der nicht Baron oder „wenigſtens decorirt iſt", eine Zuſchrift von einem jungen Manne erhielt, der um die Erlaubniß bat, in ihrem Salon erſcheinen zu dürfen. Die Bitte war mit einem großen Wappen geſiegelt und unterzeichnet war Baron Beiſele.

Mit Spannung folgt man hier der Discuſſion der deutſchen Preſſe über den preußiſchen Centrallandtag und mit noch größerer Spannung erwartet man

den bedeutungsvollen 11. April, wo die 600 Landstände in Berlin sich versammeln sollen. So schüchtern die Statuten des neu creirten Centrallandtags offenbar sind und so wenig man darin eine eigentliche Repräsentation eines Staates erblicken kann, so muthvoll erscheint dagegen der Schritt, 600 debattirende Personen aus den verschiedensten Classen und Kreisen der preußischen Monarchie zusammen zu berufen, da die Geschichte zahlreiche Beispiele liefert, wie ein oder zwei große Talente in so feierlichen Augenblicken auf die Gesammtheit zu wirken vermögen. Die Rheinprovinz, Ostpreußen und Schlesien haben bedeutende Redner und feurige Geister in ihren Provinziallandtagen aufzuweisen; welchen Einfluß werden diese erringen? Nicht minder begierig ist man auf die Haltung des Adels aus dem Großherzogthum Posen — hier ist Oesterreich indirect mit betheiligt, da das Beispiel, wenn auch nicht rückwirkend, doch immer von Einfluß auf den galizischen Adel sein kann. Wie man aber über die stillen Absichten denken mag, welche Preußen bei der Constituirung und Zusammenberufung dieses Centrallandtags haben mag, ob es ein wirkliches Zugeständniß an das Repräsentativsystem ist, oder ob es auf Schwächung des Provinziallandtags abgesehen wurde, ob Finanzverlegenheit oder effectiver Patriotismus die Quelle der neuen Erscheinung ist. Das Eine kann man der preußischen Regierung nicht absprechen, daß sie ein muthiges Herz besitzt und die Geister der Nation stets wach und rührig erhält. Der Gegensatz zu unserm Staatsprincip liegt zu nahe, als daß man darüber schweigen könnte. Mag man in gewissen Kreisen immerhin sagen, Preußen sei es nicht Ernst mit der Belebung der ständischen Repräsentation, die augenblickliche That ist gegen diese Behauptung und bei einer arrière-pensée, wie die Superklugen voraussetzen, wäre das Spiel allzugefährlich. Unsere Landstände in Böhmen und Niederösterreich versammeln sich im März und leicht zu errathen ist die Anregung, welche die Conversation des ständischen Adels durch das preußische Patent erhielt. Die so eben erschienene Schrift „Oesterreich und seine Zukunft" (2ter Theil), die viel praktischer und umsichtiger ist, als in ihrer ersten vor drei Jahren erschienenen Hälfte, regt das ständische Thema ganz besonders und mit Nachdruck an.

Erzherzog Stephan wird in nächsten Tagen nach Böhmen sich begeben und man ist hochbegierig auf die Instructionen, die er mitnimmt. Ueber seinen Nachfolger in Prag ist noch nichts Bestimmtes zu hören. Graf Chotek, der in diesen Blättern unter den Candidaten gezählt wurde, hat durchaus keine Chancen.

⊙

V.

Das österreichische Patent zum Schutze des literarischen Eigenthums.

Bekanntlich hat der Bundestag das Eigenthumsrecht literarischer und Kunst-Erzeugnisse unter dem allgemeinen Principe festgestellt, daß dem Urheber (Autor) das ausschließliche Eigenthum seines geistigen Productes bis dreißig Jahre nach seinem Tode angehört. Die weitere Ausführung dieses Grundsatzes hat die Bundesversammlung der Gesetzgebung eines jeden einzelnen Bundesstaats überlassen. Die österreichische Legislation hat diesen Gegenstand in einem so aus-

führlichen klaren und billigen Geſetze zuſammengefaßt, daß nichts zu wünſchen übrig bleibt, als daß — literariſchen Productionen nicht blos der Schutz, ſondern auch die Möglichkeit des Entſtehens geſichert werde! Seeſtaaten beginnen gewöhnlich mit einer Handelsmarine und erſt, um dieſe zu ſchützen, errichtet man eine Kriegsmarine; in Oeſterreich iſt der Fall umgekehrt, man hat zuerſt die Kriegsmarine zum Schutz der literariſchen Erzeugniſſe geſchaffen, während man die Handelsmarine, d. h. die Möglichkeit literariſchen Verkehrs, des Aufblühens einer freien geiſtigen Thätigkeit in den alten Banden ſchmachten läßt. Wir wären viel dankbarer geweſen, wenn man das literariſche Eigenthum gegen die Vernichtung und Verſtümmelung vor dem Erſcheinen geſchützt hätte, als vor der Vervielfältigung und unrechtmäßigen Piraterie nach dem Erſcheinen.

Betrachtet man indeſſen das am 16. d. M. veröffentlichte kaiſerliche Patent ohne Seitenblicke, ſo muß man es als das vollſtändigſte und ausgedehnteſte Geſetz dieſer Art anerkennen, welches bisher in den deutſchen Bundesſtaaten erſchienen iſt. Nicht nur, daß es das literariſche und artiſtiſche Eigenthum gegen unbefugte Veröffentlichung, Nachdruck und Nachbildung im Allgemeinen ſchützt, wendet es auch ſeine Aufmerkſamkeit der bisher noch nirgends begegneten Vorkehrung gegen Nachdruck in Zeitſchriften und Tagesblättern zu. Zeitſchriften (nicht politiſchen Inhalts), die einen Aufſatz einem gedruckten Werke oder einer anderen Zeitſchrift entnehmen, dürfen den Raum eines Bogens (des Originals) nicht überſchreiten und in dem ganzen Jahrgang einer Zeitſchrift darf der Raum der aus einer und derſelben Quelle nachgedruckten Aufſätze nicht mehr als zwei Bogen ausmachen; die Angabe der Quelle iſt unerläßlich. Bei politiſchen Zeitungen, wo der Nachdruck von Artikeln aus anderen Blättern zur Feſtſtellung der Thatſachen, wie zur Charakteriſtik der Parteien häufig eine der weſentlichſten Bedingungen iſt, können ſolche Grenzen allerdings nicht feſtgeſtellt werden; doch ſind auch ſie zur genauen Angabe der Quelle verpflichtet.

Ferner zeichnet ſich das Patent durch die Feſtſtellung des dramatiſchen Eigenthums aus. Zu dem ausſchließlichen Rechte des Urhebers eines muſikaliſchen oder dramatiſchen Werkes — heißt es im §. 8 — „gehört auch jenes der öffent„lichen Aufführung und es iſt dieſe vor Ablauf der geſetzlichen Schutzfriſt, ſo„wohl im Ganzen als mit Abkürzungen oder unweſentlichen Abänderungen ohne „Einwilligung des Autors oder ſeiner Rechtsnachfolger in ſo lange verboten, als „das Werk nicht durch den Druck oder Stich veröffentlicht worden iſt. Als eine „ſolche Veröffentlichung iſt nicht anzuſehen, wenn der Autor einzelne in Druck „gelegte Exemplare als Manuſcript ausgibt und dies ausdrücklich auf den Exem„plaren erſichtlich iſt. Die vom Autor erhaltene Befugniß zur Aufführung be„rechtigt, auch wenn keine Beſchränkung vorbehalten wurde, zur beliebigen Wie„derholung derſelben. Aus mehreren gemeinſchaftlichen Verfaſſern eines dramati„ſchen Werkes wird im Zweifel Jeder (derſelben?) für berechtigt gehalten, die „Aufführung zu geſtatten.“

Die „geſetzliche Schutzfriſt“ für die Aufführungen dramatiſcher und muſikaliſcher Werke wird in einem folgenden Paragraph bis auf 10 Jahre nach dem Tode des Autors feſtgeſtellt, ohne daß man eigentlich den Grund erſehen kann, weshalb

ſie von der allgemeinen Friſt von 30 Jahren, welche für andere literariſche Productionen angeſetzt iſt, eine Ausnahme bilden, es müßte denn in Bezug auf das kaiſerliche Handbillet von 1843 geſchehen ſein, wo bei Bewilligung einer Tantième für die Aufführungen am Hofburgtheater das Autorrecht gleichfalls bis auf 10 Jahre nach deſſen Tode feſtgeſtellt wurde. —

Bei einer dem ausſchließenden Rechte des Autors oder ſeiner Rechtsnachfolger zuwider veranſtalteten öffentlichen Aufführung im Ganzen oder mit Abkürzungen iſt (außer der geſetzlichen Strafe) zu Gunſten deſſelben die Einnahme jeder ſtattgefundenen Aufführung ohne Abzug der Koſten ihm zuzuſprechen, gleichviel, ob das Werk allein, oder in Verbindung mit Andern zur Aufführung kam.

Das Charakteriſtiſche des ganzen kaiſerlichen Patents iſt, daß der Nachdruck oder ſonſtige Eigenthumsverletzung dieſer Art nicht blos den Civilgerichten heimfällt, ſondern als ſchwere Polizeiübertretung zu betrachten iſt und nach dem Strafgeſetzbuch vom 3. September 1803 behandelt wird, ſo daß außer der Entſchädigung des Autors oder ſeines Rechtsnachfolgers die Sache des Civilproceſſes bleibt, das Vergehen an ſich mit einer Strafe von 25 bis 1000 Fl. C.-M. oder mit Arreſt von einer Woche bis zu ſechs Monaten gebüßt wird. Wer mit den Erzeugniſſen des Nachdrucks Handel treibt — wiſſentlich! — iſt einer verhältnißmäßig ähnlichen Strafe unterworfen und wird in Fällen mehrmaliger Wiederholung nach Umſtänden ſogar mit dem Verluſte ſeines Gewerbes beſtraft. Auch die Ueberſetzungen ſind bedacht und es ſteht jedem Autor frei, auf dem Titel oder in der Vorrede ſeines Werkes ſich die Ueberſetzung deſſelben vorzubehalten, (jedoch muß dies ausdrücklich geſchehen) wo ſodann jede innerhalb eines Jahres vom Erſcheinen des Originalwerkes ohne Einwilligung des Autors veröffentlichte Ueberſetzung als Nachdruck zu betrachten iſt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes kaiſerliche Patent blos auf den Nachdruck ſolcher Werke ſich beſchränkt, die in Staaten erſchienen ſind, wo die Gegenſeitigkeit in Bezug auf öſterreichiſche Literatur und Kunſtproducte geſichert iſt. Der Geltung deſſelben gegenüber des deutſchen Bundesgebiets wird ausdrücklich erwähnt, nur — heißt es — muß nachgewieſen werden, daß die in dem Bundesſtaate, in welchem das Original erſchienen iſt, geſetzlich vorgeſchriebenen Bedingungen und Förmlichkeiten erfüllt worden ſind.

Das Patent, als deſſen eigentliche Verfaſſer der Hofrath Malz genannt wird, geht durchaus von wohlwollenden, praktiſchen und gerechten Geſichtspunkten aus und iſt als eine vollſtändig zeitgemäße und der Anforderung der Gegenwart entſprechende Completirung nicht blos öſterreichiſcher, ſondern deutſcher Legislatur anzuerkennen. Um ſo ſchärfer und ſchneidender drängt ſich die Frage auf: Wie kommt es, daß man auf der einen Seite die Berechtigung im geiſtigen Eigenthum in ſo weiten Grenzen anerkennt und doch andererſeits ſo ſchreiende Eingriffe in daſſelbe ſich erlaubt? Wie kommt es, daß die öſterreichiſche Geſetzgebung dieſen Rechtsbegriff nach unten zu ſo ſorgfältig und lobenswerth zuſpitzt, während man von oben das ſchlimme Beiſpiel der willkürlichſten Eingriffe jeden Augenblick liefert? Wie kommt es, daß man ſich in beifallswürdiger Abſicht nicht damit begnügt, dem in ſeinem Eigenthum verletzten Autor die Zuflucht zu dem Civilprozeß offen zu laſſen, ſondern ſogar das Strafgeſetz zu ſeinem Schutze in Bewegung

ſetzt, während man andererſeits das geiſtige Eigenthum des Schriftſtellers der Willkür des bornirteſten Kanzleibeamten, Gymnaſiallehrers, ja ſogar abgedankten Schauſpielern heimgibt, das Civilrecht ihm vollſtändig abſchließt und das höchſte Eigenthum eines Menſchen, ſeinen Gedanken dem Polizeibelieben heimſtellt, deren unterſte Beamten oft zu Richtern über die höchſten Humanitäts- und Seelenfragen ernannt ſind und von denen keine Appellation an die Juſtizſtelle, die doch ſonſt über Mein und Dein zu entſcheiden hat, ſtattfindet? Wie kommt es, daß, während man im Schutz des geiſtigen Eigenthums einerſeits ſo weit geht, wie die Geſetzgebung noch im vorigen Jahrhundert kaum daran gedacht hat, andererſeits die Eingriffe einer Behörde preisgegeben werden, der man ſelbſt in den Zeiten der frommen Maria Thereſia die Competenz hierzu einzuräumen ſich auch nicht im Traume einfallen ließ?

Bis 1730 und zum Theil noch ſpäter bis zum Regierungsantritte Joſeph II. wurde die Cenſur von der Wiener Univerſität ausgeübt; Kaiſer Joſeph übertrug ſie 1782 an die Studienhofcommiſſion. Im Jahre 1792 wurde die Cenſur der vereinigten Hofkanzlei und endlich im Jahre 1801 durch Decret vom 21. December der Polizeihofſtelle zugewieſen, in deren Händen ſie ſich noch gegenwärtig befindet.

Mit ſieghafter Ueberzeugung drängt ſich uns eine Stelle in's Gedächtniß, welche in den ſo eben erſchienenen zwei Bänden von „Oeſterreich und ſeine Zukunft" enthalten iſt, die allerdings vor dem Erſcheinen des ſo eben publicirten kaiſerlichen Patents niedergeſchrieben wurde. „Man geht bei uns von der ſonderbaren Vorausſetzung aus, daß eigentlich und überhaupt gar nichts gedruckt werden ſollte, und daß blos in Fällen, wo es ſich um die Veröffentlichung ſolcher Dinge handelt, welche Niemandem, wer es auch ſei, irgend einen Anſtoß geben können, ausnahmsweiſe die Bewilligung zum Drucke ertheilt werden könne — daher dieſe Bewilligung ſelbſt in einem ſolchen Falle für die Regierung facultativ ſei. Es wird alſo die Druckverweigerung als Regel und abſolutes Recht der Regierung, die Zulaſſung dagegen als eine von ihrem bon plaisir abhängige Ausnahme angeſehen, daher ſich dieſe letztere auch in keinem Falle verpflichtet findet, ihre abweisliche Verfügung in irgend einer Weiſe zu motiviren ...." Die Cenſurbehörde muß ſich vor Allem „von einer andern ebenſo unſtatthaften und verkehrten Anſicht losmachen — daß nämlich die Regierung für Alles, was in Oeſterreich geſagt, gedacht, beſonders aber gedruckt wird, ſolidariſch verantwortlich ſei."

Wer Oeſterreich aus der Nähe kennt, wird aus Erfahrung wiſſen, wie tiefbegründet dieſer Vorwurf iſt, und doch hat ſich die Regierung durch die Veröffentlichung des ſo eben erſchienenen Patentes gewiſſermaßen inconſequent gezeigt. Ausdrücklich heißt es im §. 21: „Die zur Drucklegung oder ſonſtigen Vervielfältigung eines Werkes erlangte Cenſurbewilligung dient nicht zur Entſchuldigung, wenn ſich zeigt, daß hierbei ein unerlaubter Nachdruck oder eine unerlaubte Nachbildung ſtattfand." Wie? Die Cenſur vertritt nicht Alles? Le pavillon ne couvre pas la marchandise! Die Regierung ſieht ein, daß ſie durch die Bewilligung zum Druck, für das Gedruckte und die damit verbundene Präjudiz gegen andere Intereſſen ſich nicht verantwortlich machen kann? Iſt ſie hier nicht verantwortlich, warum will ſie es durchaus anderweitig ſein? Welche Inconſequenz! welcher Widerſpruch gegen das ſo lange feſtgehaltene Princip!

Oesterreich hat mit dem neuen Patent einen schönen und anerkennungswerthen Schritt zur Emancipation des geistigen Eigenthums gethan — so thue es denn auch den zweiten oder richtiger noch den ersten Schritt; es trenne vor Allem die Censur von der Polizei, und da es sich zur Freigebung der Presse nicht entschließen kann (eine Freigebung, die wir bei dem dermaligen Bestand der Rechtsverhältnisse, bei Mangel an Geschworenen und bei den häufigen Eingriffen der politischen Behörden in die richterlichen nicht einmal wünschen!) so erfülle es wenigstens die von sämmtlichen Wiener Schriftstellern in der Petition vom 11. März 1845 ausgesprochenen drei Punkte: Erlassung eines Censurgesetzes auf Grundlage der Instruction von 1810 — Verleihung einer unabhängigen Stellung für die Censoren — Gründung eines wirksamen Recurs-Zuges in Censurangelegenheiten! — Wahrlich, bescheiden genug ist diese Forderung!

VI.

Schumann's Paradies und die Peri.

Aus Berlin.

Robert Schumann befindet sich gegenwärtig mit seiner Gattin (Clara Wieck) hier und leitete am Mittwoch, den 17. Februar, die Aufführung seines Oratoriums: Das Paradies und die Peri im Saale und mittelst der Unterstützung der Singakademie und der philharmonischen Gesellschaft. Die Versammlung bestand aus den musikalisch gebildetsten und gesichtetsten Elementen der Societät, wie denn auch der König dem ganzen Werke mit gespannter Aufmerksamkeit bis zum Schlusse folgte. Es läßt sich über dasselbe viel Gutes sagen, die Intentionen des Componisten sind stets edel und sinnig, seine Instrumentation kann wahrhaft geistreich genannt werden, die Singstimmen sind mit Einsicht in die Natur des menschlichen Organs angewandt, und doch ließ das Werk, zu dem sich noch ein musikalisch äußerst dankbarer Text gesellte, gänzlich kalt. Der Grund liegt wohl darin, daß die Gesammtheit der Composition aus einem träumerischen Hinleben der Seele hervorgegangen ist und der Schöpfer sich nur selten so zusammenrafft, um Kraft der Worte auch durch Kraft der Töne auszudrücken. Seine musikalischen Gedanken sind mehr ein Singen über die poetischen Momente, als eine Darstellung derselben durch die Gesangsmittel selbst, er schattirt den Vortrag zu wenig, seine Declamation endlich, ein Vorwurf, den ich einem so feinen, ja kritischen Kopfe wie Schumann, nur gezwungen und ungern mache, bewegt sich oft widerhaarig gegen den Sinn der Worte, ihren Rhythmus und die Satzbildung, und die auffallendsten Pointen und überraschendsten Scheidepunkte der Dichtung stand er nicht an, in einem Alles überschwemmenden Arioso zu Grunde gehen zu lassen.

Die ewigen Hindernisse, die der Componist der natürlichen Bildung der Einschnitte in den Weg legte, schaden nun einer allgemeinen Auffassung und Popularität des Werkes ungemein, denn die Menge ist nur wenig geneigt, für Esprit im Einzelnen dankbar zu sein, sondern verlangt vielmehr nach dem, was sie Faßlichkeit nennt, wozu sie und, wie Alle ein Recht haben, d. h. Rhythmisirung und Individualisirung von Themen, wie sie z. B. im Kriegerchor trefflich

durchgeführt ſind. Ueberhaupt bewies Schumann ſeine Stärke in den Chören, deren Executionen auch bei weitem die gelungenſten des Abends zu nennen ſind, obwohl ein Dirigent, der mehr darauf ausgegangen wäre, dictatoriſch die Mitwirkenden zu reger geiſtiger Theilnahme anzutreiben, ſtatt mit in die Partitur verſenkter Naſe ſeine Gedanken iſolirt noch einmal während der Aufführung zu durchträumen und durchgrübeln, auch hier ganz andere Reſultate erzielt haben würde.

Die Berliner Singakademie vergißt ganz und gar, daß ſie für Geld ſingt, daß ein Sperrſitz einen Thaler koſtet und das Publicum demnach ein Recht hat, etwas Preiswürdiges zu hören. Sie pflegt für gewöhnlich ihre Proben über das Knie zu brechen, wie ſie denn auch das Paradies und die Peri mit zwei Proben unter Hinzuziehung der Inſtrumente abfertigte, eine Menge Mitglieder halten ihre Vornehmheit für ſo ungeheuer, daß ſie zwar in der Generalprobe mitſingen, aber nicht zur Aufführung kommen; nicht die Fähigkeit allein entſcheidet bei Auswahl zum Sologeſang, ſondern ein ganzes Babel von diplomatiſch-politiſch-ariſtokratiſch-plebejiſch-muſikaliſch-unmuſikaliſchen Rückſichten. Die göttliche Grobheit, die Hülfswiſſenſchaft der Muſik, ging in der Singakademie ganz verloren, dafür macht ſich ein Surrogat geltend, eine Art bitterſüßer zweifelhafter Höflichkeit, die namentlich bei ſo eigenſinnigen Dilettanten gar nicht anſchlägt. Der Berliner liebt, wie der Franzoſe, wenigſtens in der Muſik, ein kräftiges Regime, keine dirigirende, ſelbſtgefällige, männliche Kokette, keinen Träumer, keine podagriſtiſche alte Herren, keine italieniſchen Maeſtri. Man will Männer an der Spitze der Aufführungen ſehen. Ich habe Ihnen ſchon bei Gelegenheit des Fauſt ein Charakterbild der Singakademie entworfen und werde jetzt beim Schluſſe des Winters nichts thun, als mich auf jenes berufen und hinzuſetzen, daß Alles beim Alten geblieben iſt, die Soli aber, vor Allem die Tenorpartie, denn die Frauen und Mädchen ſingen heut' zu Tage noch immer ein Minimum beſſer, als die Männer, in ſehr ſchwachen Händen waren. Gott beſſere es!!

E. K.

VII.

Meyerbeer's Feldlager in Wien.

Wien, 19. Februar.

Seit acht Tagen wurden auf unſerer Börſe brillante Geſchäfte mit einem Papiere gemacht, das ſonſt auf keinem Courszettel zu finden iſt: in Sperrſitz- und Logenkarten des Theaters an der Wien, wo geſtern endlich auch die lang angekündigte Meyerbeer'ſche Oper: „Vielka" vulgo das Feldlager, zur Aufführung kam; es wurden Sperrſitze zu 30 — 40 fl. C.-M. und Logen zu 100 fl. C.-M. verkauft! Es gab Menſchen, die um 2 Uhr in's Theater gingen, um auf den letzten Gallerien einen Platz zu erhalten, und mit Speiſe und Trank ſich verſahen, wie auf eine große Reiſe; einer dieſer Menſchen hatte ſich in den mitgebrachten Wein der Art verſenkt, daß man ihn hinauswerfen mußte. Um 5 Uhr wurde Niemand mehr eingelaſſen, die Kaſſe war ſchon um 4 geſchloſſen. Um halb 7 begann endlich die Oper und endete gegen 11 Uhr. Die beiden erſten Acte wurden ſtürmiſch aufgenommen, der Beifall unterbrach die einzelnen Scenen und Meyerbeer wurde mehr als 10 Mal zum Theil bei offener Scene gerufen. Daß der unvermeidliche Lorbeerkranz, der ſchon ganz andern Leuten als Meyer-

beer zugeworfen wurde, nicht ausblieb, versteht sich von selbst; Meyerbeer hat ihn jedoch trotz des Zurufs nicht aufgehoben, bis ihn Staudigl ihm auf das Haupt setzte. Der dritte Act fand den Enthusiasmus erschöpft, woran theils das wahrhaft miserable Sujet, theils die Ermüdung des durch vier Stunden abgematteten Publicums Schuld ist, obschon auch die Composition in diesem Acte ihre schwächsten Seiten haben mag. In Berlin mag die patriotische Aufregung bei der Vision der Vielka den Effect steigern; in Wien fällt dieses Element natürlich weg. Die Oper selbst enthält großartige Einzelnheiten, die Gesammtwirkung reicht jedoch nicht zu der Höhe der andern Meyerbeer'schen Opern und der Wiener Witz meinte: „Wir haben eine europäische Oper erwartet und haben nur eine preußische bekommen. Die Censur hat mit Ausnahme des Titels und einiger das österreichische Nationalgefühl unangenehm berührenden Stellen nichts geändert; der Componist hat es zwar durchzusetzen gewünscht, daß Friedrich II. selbst auf die Scene komme, es ist aber bei der Berliner Einrichtung geblieben und ein Popanz schritt über die Bühne statt des großen Preußenkönigs. Ohne Jenny Lind ist die Oper nicht zu geben und mit ihrer Abreise wird sie auch vom Repertoir verschwinden. Im Ganzen galt der Beifall mehr dem Componisten als der Composition, und dies wird wahrscheinlich auch in Paris das Schicksal dieser Oper sein.

Weil grade von Paris die Rede ist, muß ich eines Artikels der Augsburger allgem. Zeitung erwähnen, der, aus Paris datirt, Meyerbeer in einer Weise angriff, die auch der entschiedenste Gegner der Meyerbeer'schen Richtung verurtheilen muß. Daß grade die Allgemeine Zeitung sich dazu hergab, einen der wenigen deutschen Zeitgenossen, die sich Weltruf erworben haben, so tief in den Staub zu reißen, ist doppelt verwunderlich und obendrein aus Paris, den Franzosen gegenüber und bei Gelegenheit einer Oper von — Verdi! Dieses Herunterzerren hervorragender Männer war bisher eine Passion, auf die vorzüglich die Berliner ein Monopol hatten, ein Privilegium, das man ihnen immerhin gönnen mag als ausschließliches Eigenthum. Hier in Wien sündigt man in der entgegengesetzten Seite und hat eine komische Leidenschaftlichkeit, das Wohlwollen in die Höhe zu pumpen und den Enthusiasmus der Art überströmen zu lassen, daß man allenthalben die Vermischung unserer Bevölkerung mit heißblutigen magyarischen und italienischen Bestandtheilen merken muß; wenn man aber die Wahl hat zwischen den beiden Sünden der österreichischen und der preußischen Hauptstadt, so scheint uns die Wiener Art jedenfalls die menschlichere und liebenswürdigere. Die süddeutschen Blätter haben in der Regel die richtige Mitte zwischen dem Berlinerianismus und dem Wienerianismus eingehalten und der Artikel der Allgemeinen Zeitung fiel als Ausnahme von der Regel um so mehr auf. Indessen wurde Meyerbeer hierin auch von einem seiner Landsleute bedient. Ein vor wenigen Tagen aus Paris angekommener Musiker erzählte mir, der Verfasser jenes Correspondenzartikels sei ein Herr Gatti (ich weiß nicht, ob ich den Namen richtig schreibe), der an die A. Z. von dem Liedercomponisten Kücken empfohlen worden ist. Letzterer bereitet jetzt in Stuttgart eine Oper zur Aufführung vor und mag wohl dem europäischen Rufe Meyerbeer's gegenüber sein bekanntes Harfenmädchenlied in sich hineinbrummen: „Ach wenn du wärst mein eigen, wie lieb solltest du mir sein! —

o—o

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Zur Memoirenliteratur.

I.

Ein ziemlich umfang- und inhaltreiches Werk liegt in den erſten fünf Bänden vor uns, die in der Verlagshandlung zu Belle-Vue erſcheinende: „Bibliothek ausgewählter Memoiren von Pippitz und G. Fink.“ Offenbar hatten die Herausgeber, welche in dieſen fünf Bänden nur ruſſiſche und polniſche Denkwürdigkeiten bringen, dabei die noch immer ſehr unvollſtändige Kenntniß des deutſchen Publicums in der Geſchichte der ſlaviſchen Völker im Auge und wirklich waren, mit Ausnahme von Cuſtine, die franzöſiſch geſchriebenen Memoiren über Rußland entweder einer unverdienten Vergeſſenheit verfallen, oder nur in einer ſcandalöſen Verballhornung (wie die im Anfang der dreißiger Jahre in Leipzig erſchienene chronique scandaleuse des Petersburger Hofes) wieder vorgeführt worden, deren Einſeitigkeit ſie für die Geſchichte vollends unbrauchbar machte. Den Inhalt der zwei erſten Bände der vorliegenden Memoiren-Bibliothek bilden des Major Maſſon „geheime Denkwürdigkeiten über Rußland,“ denen eine hiſtoriſche Einleitung aus der Feder der deutſchen Herausgeber und Auszüge aus dem Buche des Fürſten Dolgoruky: **Notices sur les principales familles de la Russie**“ vorausgehen. Die gut geſchriebene Einleitung, die vorzüglich nach Karamſin und Mannſtein „**mémoires historiques, politiques et militaires sur la Russie**“ bearbeitet iſt, beginnt nach einem flüchtigen Blicke auf die alte Geſchichte Rußlands mit Peter dem Großen und geht bis auf die Regierungsgeſchichte Katharina's II., indem ſie ziemlich flüchtig über Eliſabeth und Peter III. hinausgeht. Wir wollen indeß einige Züge feſthalten, die nur Wenigen bekannt ſind, ſo z. B. die ergötzliche Schilderung des Beſuches Peter I. und ſeiner Katharina in Monbijou nach den Memoiren der Markgräfin von Baireuth, der witzigen Schweſter Friedrichs des Großen. Nachdem ſie erſt erzählt, wie unglücklich die Königin von Preußen war, als ſie auf Peters ausdrückliches Verlangen ihm und ſeinem Gefolge das eben neuerbaute Monbijou ein-

räumen mußte, und wie ſie Alles, was nur einigermaßen werthvoll und gebrechlich war, vor ihrer Ankunft wegräumen laſſen, beſchreibt ſie den Empfang des Czaren, der, nachdem er den König umarmt, auch der Königin dieſe Güte erweiſen will, die ihn aber mit vieler Energie zurückſtieß. Die Czarin — nämlich die im ci-devant ſehr beliebten „Mädchen von Marienburg" ſo idealiſirte Katharina I. — fing damit an, der Königin die Hand zu küſſen, was ſie zu wiederholten Malen that. Dann ſtellte ſie ihr den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg, welche in ihrer Begleitung, und vierhundert (!) ſogenannte Damen vor, die in ihrem Gefolge waren — der Mehrzahl nach deutſche Mägde, welche die Verrichtungen von Hofdamen (?), Kammerfrauen, Köchinnen und Wäſcherinnen beſorgten. Faſt alle dieſe Geſchöpfe trugen jedes ein reichgekleidetes Kind auf dem Arm und wenn man ſie fragte „ob daſſelbe ihnen gehöre, ſo erwiderten ſie mit einem Knixe auf ruſſiſche Manier: der Czar hat mir die Ehre angethan, mir dieſes Kind zu machen!" Die unausſprechliche Naivetät, die in dieſer ganzen Erzählung liegt, läßt kaum errathen, daß ſie zu einer Zeit ſich zutrug, wo das Formenweſen zu Berlin ſeine vollſtändigſte Ausbildung durch Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. ſchon erlangt hatte. Nicht minder charakteriſtiſch und ergötzlich iſt die Beſchreibung Katharina's. „Die Czarin," fährt die boshafte Markgräfin fort, „war klein und unterſetzt, ſehr gebräunt und hatte weder Anſtand noch Anmuth. Man brauchte ſie blos zu ſehen, um ihr niedriges Herkommen zu errathen. Ihrem Aufzuge nach hätte man ſie für eine deutſche Comödiantin halten können. Ihr Kleid war auf dem Trödelmarkte gekauft worden, es war altmodiſch, mit Silber und Schmuz überladen und den Vordertheil des Rockes zierte eine ſonderbare Stickerei von Edelſteinen, welche einen Doppeladler vorſtellte, deſſen Flügel mit ſehr ſchlecht gefaßten Diamanten vom kleinſten Karat beſetzt waren. Längs dem Aufſchlag ihres Kleides hatte ſie ein Dutzend Orden und ebenſoviel Heiligenbilder und Reliquien angeheftet, ſo daß man, wenn ſie ging, ein Maulthier zu hören glaubte, denn alle dieſe Orden, welche aneinander ſtießen, machten grade ein ſolches Geräuſch."

Wenn die Markgräfin nicht übertreibt, ſo muß dieſer Beſuch in Berlin unendlich reich an den pikanteſten Zügen geweſen ſein; ſie gibt hier noch ein Paar zum Beſten, unter Andern, daß Peter der Große ſeine Frau nöthigte, eine Statue der Venus vulgivaga vor dem ganzen Hofe zu küſſen. Die Einleitung bringt ferner das allerdings ſehr wahrſcheinliche Gerücht, daß das ehemalige Dragonerſchätzchen, das eine jener Launen des Schickſals, die ſelbſt einem türkiſchen Fatalismus etwas abrupt vorkommen müſſen, zur Kaiſerin von Rußland machte, Peter dem Großen ebenſo untreu ward, wie

ihrem Dragoner, und wir können nicht umhin, zu bewundern, welchen Einfluß ſie auf den Czar zu erringen wußte, da ſelbſt dieſer despotiſche überkräftige Mann ſie nicht zu ſtrafen wagte, ſondern in ſehr kleinlicher Weiſe ſeinen Grimm an dem armen Teufel ausließ, der das Unglück hatte, der Czarin beſſer zu gefallen, als der Selbſtherrſcher aller Reußen. Indeß hat man nach den Antecedentien Katharina's I. weniger Urſache, Steine der Anklage auf ſie wegen gemeiner Geſinnung zu werfen, als auf ihre Nachfolgerinnen, die deutſchen Fürſtentöchter Eliſabeth I. und Katharina II., welche außer ihrer wahrhaft adamitiſchen Anſicht über die Liebe noch eine zweite fatalere Leidenſchaft — die für Schnaps — hatten, und deren gewaltſam geklärtes Zeitalter keine der Entſchuldigungen zuläßt, welche die erſte Katharina für ſich in Anſpruch nehmen konnte. Ganz Deutſchland kennt die chronique scandaleuse des Petersburger Hofes, durch die ruſſenfeindlichen Publicationen franzöſiſcher und deutſcher Memoirenſchriftſteller; man kann nicht ohne Ekel und Grauen dieſen wimmelnden Knäuel von Grauſamkeit, Wolluſt und Perfidie betrachten, jene furchtbare Verhöhnung ſelbſt der nothwendigſten Formen, die das Zeitalter der Fontanges und Dübarry's immer noch mit einem gewiſſen Reiz und Intereſſe bekleiden, bei der man mit der brutalſten Rückſichtsloſigkeit zu glauben ſchien, man könne in Rußland, weil es am Ende der civiliſirten Welt liege, ungeſcheut Alles thun, was nur irgend Laune und Leidenſchaft angaben. Wir begegnen in der Einleitung nur noch bekannten Geſchichten, und gehen zu dem Anhange über, dem Buche Dolgoruky's über die ruſſiſchen Adelsfamilien, welches allenthalben ſo ungeheures Aufſehen erregte und dem Hochmuth der Petersburger neuen Ariſtokratie wahrhafte Todesſtöße gab. Dolgoruky iſt der wahre Prototyp eines Ariſtokraten, deſſen Liberalismus eigentlich nur in einem zornigen Aufbäumen gegen das eiſerne Joch der Regierung, deſſen Sympathien für das Volk nur in einer ſouverainen Verachtung des neuen Adels beſteht. Mag Dolgoruky auch noch ſo liberale Verſicherungen ausſprechen, es geht aus dem Inhalte des Buches die unläugbare Intention hervor, die übermüthige, auf die Gunſt des Monarchen pochende Beamten- und Militairariſtokratie vom neueſten Datum lächerlich zu machen und zu demüthigen. Es wurmt den Enkel Rurik's, den mediatiſirten Fürſten — deſſen Haus älter und erlauchter iſt, als das von dem Zufall begünſtigtere der Romanow, daß er Glanz und Anſehen theilen muß mit den Kleinmichel, Benkendorf und Cancrin, — ja daß ſie überlegen ſeien durch ihren Antheil an der ausübenden Gewalt. Darum ſagt Dolgoruky mit tiefeinſchneidendem Hohne, „wir ſind der ruſſiſche Adel, wir, die im ſammtenen Buche" ſtehen, in der „barhatnaia kniga," dem goldenen Buche

des ruſſiſchen Patriziats, in das die Nariſchkyn, die Woronzoff mit all' ihrem Einfluß doch nicht gelangen konnten." Er erzählt uns, daß 43 noch beſtehende Bojarenfamilien, die zum Theil in die Klaſſe der unbetitelten Edelleute (ſolchen, die nicht Fürſten, Grafen und Barone ſind) gehören, in das ſammtene Buch eingetragen ſind und daß der Oberkammerherr von Tatiſtſchef, einer von dieſen Patriziern, den Grafentitel, als ihn nicht erhebend, ausgeſchlagen habe. Das iſt der altſlaviſche Stolz, das veredelte Bartruſſenthum, das freilich auch ſagen kann: „Wir haben Rußland groß gemacht, ehe ihr kamet, es war ſchon ohne die Oſtſeeprovinzen, ohne die Pahlen, Toll und Diebitſch, ohne die Neſſelrode und Pozzo di Borgo, das mächtigſte Reich der Welt!" —

Einige Adelstitel verhöhnt der Fürſt gradezu — er macht ſich über den Titel Baron als einen ſolchen luſtig, den nur Schreiber und Banquiers bekämen. Er ſagt ausdrücklich: „Der Fürſten- und Grafentitel iſt in Rußland der Gegenſtand des Ehrgeizes und der heißen Begierde aller Beamten, der Barontitel hat aber keinen geſellſchaftlichen Werth und ihm klebt ſogar eine Art Lächerlichkeit an, was daher kommt, daß er gewöhnlich den Hofbanquiers verliehen wird, in einem Lande, wo der Gewerbsſtand gar kein Anſehen genießt. Man ſah ſogar im Jahre 1726 einen der Hofzwerge Tſchetihin mit dem Baronstitel geſchmückt werden." Darin aber hat der Fürſt, auch von ſeinem Standpunkte aus betrachtet, Unrecht. Die Launen der Selbſtherrſcher haben von jeher wenig Rückſicht auf die Anſprüche ihres Adels genommen, denn unter den ſechs Hofnarren der Kaiſerin Anna figuriren zwei Fürſten, ein Galitſyn und ein Wolkonsky, dann ein Graf Apraxin, — ihre Collegen waren zwei portugieſiſche Juden, Pedrillo und la Coſta und ein Leibeigener Balakrow. Und warum mußte Galitſyn Hofnarr werden? weil er auf einer Reiſe katholiſch geworden war und nur dieſen Ausweg hatte, ſein Leben zu retten — Wolkonsky und Apraxin waren als politiſche Malcontenten in demſelben Falle. Raffinirter hat keiner der geiſtreichen Despoten des übrigen Europas ſeinen ſtolzen Adel gedemüthigt, als die Czaren von Rußland. Der Fürſt Dolgoruky mag zufrieden ſein, daß man vor zwanzig Jahren ſeinen Verwandten nach Sibirien ſchickte und dort im Elend umkommen ließ — funfzig Jahre früher hätte ihm auch jene Zumuthung widerfahren können, gegen welche man freilich mit dem Stoße des erſten beſten Küchenmeſſers proteſtiren kann. Als ein Beweis mehr für das geringe Anſehen, in dem die ruſſiſchen Orden ſtehen, mag noch die Notiz hier angeführt werden, daß die Czarin Anna einen eigenen Orden, den des heiligen Benedict — alſo nicht etwa eine Cölner Narrhalla-Decoration — ſtiftete, mit

dem ſie die beiden obenangeführten Narren Pedrillo und la Coſta ſchmückte. Der Orden beſtand aus dem Kreuze des heiligen Alexander an einem rothen Bande. Seltſam, daß er ſpäter nicht mehr vertheilt wurde, man ſollte ihn doch, wenn auch in Rußland Niemand darnach lüſtern war, zur Verzierung deutſcher Gelehrten, wie der Vertreter des ruſſiſchen Erbrechtes auf Holſtein einer iſt, beſtehen laſſen.

Ueber den Urſprung vieler jetzt ſehr vornehmer Adelsfamilien in Rußland erfahren wir ſehr merkwürdige Dinge: Von Rurik, dem erſten Großfürſten Rußlands, ſtammen in directer Linie ab: die Fürſtenhäuſer Gortſchakow, Viaſewsky, Schahofskoy und Gagarin. Von Iwan dem Dickköpfigen ſtammen die Fürſten Wolkonsky ab, die Galitſyn, das zahlreichſte ruſſiſche Fürſtengeſchlecht, von dem 1775 mehr als ſechzig Glieder in kaiſerlichen Dienſten ſtanden, und die unter allen Häuſern auch das meiſte Unglück darin hatten, und die Kurakin ſind ebenfalls Abkömmlinge Rurik's. Die Bagration ſtammen von den georgiſchen Czaren, die Fürſten Suwarow-Italinski von einem moskowitiſchen Popen ab, die Argutinski ſind armeniſcher Abkunft und halten Artaxerxes Longimanus, den Perſerkönig — xenophontiſchen Andenkens — für ihren Stammvater. Die Barklay de Tolly — ſeit 1815 Fürſten — ſind Enkel des Bürgermeiſters von Riga, Gottlieb Barklay — die Lieven hingegen ſind aus einer alten liefländiſchen Familie. Fürſt Paskievitſch von Warſchau iſt der Enkel eines kleinruſſiſchen Soldaten, Fürſt Kotſchubey der eines tartariſchen Ueberläufers. Zu dieſen kamen noch einige deutſche Fürſtenfamilien, wie die Wittgenſtein, griechiſche, wie die Kantakuzeno und muhamedaniſch-aſiatiſche, wie die mediatiſirten Fürſten von Georgien, die ſogar Anwartſchaft auf die Nachfolge der türkiſchen Sultane haben. Der erſt kürzlich gefürſtete Woronzoff, deſſen Vorfahren unter Peter III. eine ſo ſcandalöſe Rolle ſpielen, iſt in Dolgoruky's Buch noch unter den Grafen angeführt. Die Romanow, das herrſchende kaiſerliche Geſchlecht ſtammt alſo nicht einmal von Rurik ab und iſt deshalb viel weniger legitim, als eine große Anzahl ſeiner Unterthanen.

Noch neuer und ſeltſamer iſt der Urſprung der meiſten Grafengeſchlechter. Die angeſehenſten ſind die Scheremetev und Apraxin, die Buturlin, die Puſchkin, die Kutuzow. Alle dieſe ſtehen im „ſammtnen Buch" — aber die übrigen genannteſten ruſſiſchen Grafenhäuſer datiren meiſt nicht von daher. Da ſind die Czernyſchew, die Grafen wurden, weil General Gregor Czernyſchew eine Maitreſſe Peters I., das Fräulein Rjewski heirathete. Der Urſprung der Potemkin, der Orlow iſt bekannt, ihre Wappen rühren alle aus dem Bettlaken Katharina II. her. Von dem Stammvater der

Kutaiſow erzählt Maſſon eine vortreffliche Anekdote, die auch den originellen Suwarow betrifft. Johann Kutaiſow kam als tſcherkeſſiſcher Sclave nach Petersburg, wo er zuerſt Kammerdiener Kaiſer Paul's, dann Baron, Groß-ſtallmeiſter und Graf wurde. Als Suwarow aus dem italieniſchen Feldzuge nach Petersburg zurückkehrte, ſchickte ihm Kaiſer Paul ſeinen Günſtling Kutaiſow entgegen, um ihn zu beglückwünſchen. Der geiſtreiche und boshafte Soldat ſagte zu ihm: „Verzeihen ſie, Herr Graf, einem alten Manne, deſſen Gedächtniß abnimmt, aber ich erinnere mich wirklich nicht mehr an den Urſprung Ihrer erlauchten Familie. Sie haben ohne Zweifel den Grafentitel erhalten, weil Sie irgend einen großen Sieg erfochten haben?“ — „Ich war nie Soldat,“ erwiderte der Exkammerdiener. — „So waren Sie gewiß Geſandter?“ — „Nie, mein Fürſt!“ — „Miniſter?“ — „Ebenſo wenig!“ — „Welches wichtige Amt haben Sie denn bekleidet?“ — „Ich hatte die Ehre Kammerdiener Sr. Majeſtät zu ſein!“ — „O! das iſt ſehr ehrenvoll, Herr Graf!“

Darauf klingelte Suwarow ſeinem eigenen Kammerdiener und ſagte zu ihm: „Troſchka! ich wiederhole dir alle Tage, du ſollſt aufhören zu trinken und zu ſtehlen, du willſt nicht auf mich hören. Wohlan, ſieh' den Herrn da, er war Kammerdiener wie du; da er jedoch nie ein Trunkenbold oder Dieb geweſen iſt, ſo hat er es jetzt zum Oberſtallmeiſter Sr. Majeſtät gebracht, beſitzt alle ruſſiſchen Orden und iſt Reichsgraf! Trachte ſeinem Beiſpiel nachzufolgen.

Eine ganz beſondere Meinung von ihrer Abkunft haben die Nariſchkyn, nämlich die von den alten Beherrſchern der Stadt Eger in Böhmen abſtammen, deren Vorfahren aber noch im 17. Jahrhundert Ackerleute im Dorfe Staro-Kirkino waren und eigentlich Nariſchkin hießen. Natalie Nariſchkin wohnte in Moskau im Hauſe ihrer Pathin, der Frau Matiejew, deren Gatte ſich vom gemeinen Soldaten bis zum Bojaren und Freunde des Czar Alexis erhoben hatte. Dieſer Fürſt beſuchte ihn manchmal, verliebte ſich bei dieſer Gelegenheit in Natalie und heirathete ſie. So ward ſie die Mutter Peter I., ihr Vater fand nun ſeinen Namen zu gemein (er läßt ſich zu einer ſchmuzigen Zweideutigkeit gebrauchen), wurde ermächtigt, ſich Nariſchkyn zu nennen und mit ſeinen Söhnen in den Bojarenſtand erhoben. Seinem Enkel Alexander verlieh Peter I. den Grafentitel, allein weder er noch ſeine Nachkommen wollten ihn tragen. Die Familie behauptet ſogar, ſie habe den Fürſtentitel ausgeſchlagen; dieſe Angabe gehört jedoch wohl in eine Klaſſe mit der Souverainetät von Eger. — Die Memoiren Maſſon's werden wir in einem zweiten Artikel beſprechen. K.

Die engliſche Poſt.

Helgolander Novelle von Eduard Boas.

II.

Noch nicht weit konnte die Patrouille ſein, da ſtürzte eine weibliche Geſtalt haſtig von draußen in das finſtre Gebäu; es war Marieliſe. Sie riß die Fallthür auf und rief mit angſtvollem Ton: „Jasper, Jasper!“ Keine Antwort ſcholl zurück. Eine Fiebergluth ſchüttelte das arme Mädchen; ſie legte das Ohr an die Kelleröffnung, und leiſe, ſchwere Athemzüge ſcholen herauf. Indem trat auch der Wirth in den Schuppen; er trug einen weiten grauen Mantel und hielt die große, verſchloſſene Blechlaterne in der Hand. Durch die Ausſchnitte der letzteren blitzten rothe Lichtfunken und zuckten wie Glühwürmer über das wüſte Gerümpel, über Decke und Wände des Schuppens hin. Marieliſe flog dem Oheim entgegen und rief: „Vater, der Jasper liegt ſterbend im Keller. Sie haben ihn erſtochen.“ — „Still, ſtill!“ ſagte Lorenzen. „Die Franzoſen könnten's hören, und dann ſind wir auch unglücklich.“ — Schnell glitt er mit ſeiner Leuchte in das Verließ hinunter. Wahrlich, da lag der brave Burſche ſtarr und ſteif, ohne ein Lebenszeichen zu geben. Der Alte faßte ihn an und wollte ihn aufrichten, doch Jasper fuhr bei der Berührung ſchnellkräftig empor, packte den Wirth beim Arm und rief: „Wer iſt da? . . Was wollt Ihr von mir?“

Marieliſe erkannte ſeine Stimme und ſtieß einen Freudenſchrei aus. Dem Jasper that kein Finger weh; er hatte feſt geſchlafen und ahnte nicht, wie nahe der Säbel des Franzoſen ſeiner Bruſt geweſen. Als er nun heraufſtieg, ſchlang das Mädchen die Arme ſo kräftig um ihn, als ob ſie ihn erdrücken wollte, und heiße Thränen rannen über ihr Geſicht. Jasper war zu Anfang ganz verwirrt, er wußte nicht, was man eigentlich meinte. Nachdem aber Marieliſe, die draußen beim Schuppen gelauſcht, ihm erzählte, was die Chaſſeurs geſprochen und gethan, da ſchlug er das Auge zum Himmel empor und dankte Gott, der ihn beſchützt hatte, voll ſtiller Inbrunſt.

„Meine ſelige Mutter hat mir oft geſagt," begann Marieliſe, „wenn Einer ſchläft, dann tritt ſein Engel zu ihm und hält Wache über ihn. Es muß wohl wahr ſein, denn über dich hat der gute Engel recht ſichtlich gewacht."

Jasper antwortete nichts, ſondern er umſchlang ſeine Liebſte und gab ihr einen langen, herzlichen Kuß.

„Gott ſei Dank, daß es ſo gekommen iſt!" ſprach der Wirth. Doch nun müſſen wir weiter denken. Der Beſenbinder hat das Felleiſen in Sicherheit gebracht, und ich trage die Rückpoſt hier unterm Mantel. Allein die Franzoſen merken Arg . . . ich darf nicht länger auf Neuwerk bleiben. Meine Schankhütte iſt ziemlich aufgeräumt; die Feinde werden wenig in Fäſſern und Flaſchen finden. Leicht mag ich mich verſteckt halten, bis ich nach Holſtein und von da nach England hinüber kann, aber was fangen wir mit der Marieliſe an? — —

Der Burſch und das Mädchen blickten einander ſo treuherzig in's Geſicht, als wollten ſie ſagen: es ſei ihnen unmöglich, ſich zu trennen. — „Soll ich ſie hier auf der Inſel laſſen," fuhr Lorenzen fort, doch Marieliſe unterbrach ihn ſchnell. — „Nimmermehr! Hier bleib' ich um keinen Preis! Wie könnt' ich mich vor dem Sergeanten ſchützen, wenn ich ganz allein, ganz hülflos wäre?" — Es entſtand eine tiefe Pauſe, und das Mädchen ſagte gar traurig: „Ach man iſt doch recht unglücklich, wenn man keine Aeltern und keine Heimath hat! . . . „Aber nein!" fügte ſie vertrauungsvoll hinzu, „die Mutter ſagte: alle Waiſen haben eine Heimath im Himmel und ihr Rathgeber iſt Gott!"

Nun wurde auch Jasper's Auge feucht und er ſprach: „Lieb Herz, komm mit nach Helgoland! Meine Alten werden dich nicht von der Thür weiſen, wenn ſie dich ſehn. Gelt, du gehſt mit mir, Marieliſe?" — „Darf ich denn?" fragte ſie den Wirth, vor Erwartung zitternd. — „Du darfſt, und mußt Gott danken, daß es dir ſo geboten wird," erwiderte Lorenzen. „Ich kenne die Rickmers, das ſind brave Leute. Hole raſch dein Bündel, wir haben keine Zeit zu verlieren. Wenn der verdammte Bonaparte ſammt ſeinen Hundsvöttern aus dem Lande gejagt, wenn endlich wieder Friede iſt, dann komme ich nach Helgoland und nehme dich mit mir."

Die letzten Worte konnte Marieliſe nicht hören, denn ſie war längſt zur Hütte hinaus, und kaum hatte Lorenzen die Poſt an Jasper überliefert, ſo ſtand ſie da, ein gar kleines, weißes Bündel in der Hand tragend. Der Abſchied von ihrem Pflegevater war bald gethan, ſie faßte den Arm des Liebſten, und eilig, aber oft umherſchauend, ob auch Niemand folge, ſchritten

ſie dem Strande zu. — „'s iſt die höchſte Zeit!“ ſagte Jasper. „Der Himmel wird ſchon weiß im Oſten. Wir kommen ſonſt nicht beim Kaper vorbei.“

Die Beiden haſteten ſich noch mehr, denn wirklich verbreitete ſich ein grauer Dämmerſchein in der Luft; man mochte die nähern Gegenſtände gut erkennen. Am Strande bot ſich ein Hinderniß dar. Die Hochfluth hatte eine Menge Eis herangebracht und beim abſtrömenden Waſſer blieben die Schollen zurück. Sie lagen zuſammengeſchoben, aufgeſchichtet; das Mädchen konnte kaum darüber hinweg, und ſie verbiß gewaltſam den Schmerz, den ihr die ſcharfen Kanten machten. Bald war indeß ihre Kraft zu Ende, ſie vermochte nicht mehr zu gehn. Entſchloſſen hob Jasper die Liebſte auf ſeinen Arm und trug ſie leicht wie ein Kind über den beſchwerlichen Pfad. Nun trat er mit ihr in's Waſſer, und auch hier umrauſchten ihn die Eisſchollen noch. Von der Schlupe war nichts zu ſehn, Kobers mußte wohl tiefer in See gegangen ſein, um bei der Ebbe nicht auf den Sand zu gerathen. Immer mühſamer kämpfte ſich der Burſch mit ſeiner Laſt durch die Wogen, ſein Arm zitterte, und Marieliſe fühlte, daß er ſie nicht mehr lange würde halten können. Aber ſie unterdrückte ihre Angſt, um dem Jasper das Herz nicht noch ſchwerer zu machen. Und auf Jasper's Herzen laſtete es auch wahrlich ſchon ſchwer genug. Trotz aller Stärke war er einer ſolchen Anſtrengung nicht gewachſen, denn das Waſſer ging ihm hoch an die Hüften, und er dachte mit Zittern an den Augenblick, wo ſein Arm lahm werden, wo das Mädchen in's Meer ſtürzen würde. — „Kobers! Kobers!“ rief er laut, aber nur die Möven antworteten ihm. Zurück durfte er nicht, denn er hörte Pferdegetrappel am Ufer; die Chaſſeurs waren dort. Mit jener Gewalt, welche die Verzweiflung verleiht, ſpannte er ſeine Kräfte an und ſchritt weiter. Bis an die Bruſt ſtiegen ihm die Wellen, und — richtig, da lag die Schlupe im Morgengrau. Dieſer Anblick gab ſeinen Gliedern neue Elaſticität, Jasper kämpfte vorwärts, und er konnte nun ſchon den bunten Weintraubenbaum am Schnabel erkennen. Da rief er zum zweiten Mal: „Kobers, Kobers!“ doch wieder blieb Alles ſtill. — Gott im Himmel, wenn den Gefährten ein Unglück getroffen hätte, wie ſollte er dann die Geliebte retten? Bei dieſem Gedanken war Jasper an's Boot gelangt, er ließ das Mädchen ſacht über Bord gleiten, und mußte einen Augenblick ausruhen, um friſchen Athem zu ſchöpfen. Indem bemerkte er einen dunklen Gegenſtand in der Schlupe, er ſchwang ſich raſch hinein und ſchüttelte denſelben. Da richtete ſich Kobers, denn er war es, halben Leibes in die Höhe und ſchaute den Jasper mit ſtieren, verſchlafenen Augen an.

— „Ermuntere dich, Junge! Jetzt iſt nicht Schlafenszeit. In einer Viertelſtunde geht die Sonne auf.“

Schnell ſprang Kobers auf die Beine; er war von der Müdigkeit überwältigt worden, doch um ſo flinker zeigte er ſich nun. Kaum eine Minute dauerte es, da war das Boot ſegelfertig, die Fahrt ging von ſtatten und der Wind paßte vortrefflich. Schon ſchimmerten die Sterne bleicher, ſchon erloſch einer nach dem andern, aus Oſten flog und ſtrahlte es hellroth herauf. Jetzt hatten ſie das Kaperſchiff in Sicht, doch es ſchwankte ruhig, ſchweigend auf den Wogen, ein lebloſer Koloß. Die beiden Schiffer konnten unbeſorgt nach ihrer Arbeit ſchauen, nur Marieliſe ſah aufmerkſam hinüber. — „Ach, wie ſchön das iſt!“ rief ſie mit einem Mal. — Aus der vorderſten Luke des Kapers quoll nämlich eine große grauweiße Blume hervor, und wie feurige Staubfäden zuckte es in ihrem trichterförmigen Kelch. Gleich darauf hallte ein dumpfer Knall über die Fluth, und dicht neben der Schlupe ſchlug etwas in's Waſſer, daß es hoch aufſpritzte. Das Mädchen ſchrie laut vor Schreck, aber Jasper drehte das Steuer, daß der Wind mit voller Macht in's Segel blaſen konnte. Gleich darauf geſchah ein zweiter Schuß, doch die Kugel blieb diesmal einige Klaftern hinter dem Boote zurück. — „Gottlob, wir ſind ihm aus der Linie!“ ſprach Jasper nun. „Die Herren Franzoſen ſind etwas ſpät aufgeſtanden; ſie thun uns keinen Schaden mehr. Vor Verfolgung können wir auch ſicher ſein, denn die Eisſchollen bilden einen guten Wall zu unſerm Schutz.“

Hei, wie flog das Schifflein über die Wogen! ſie ziſchten ſchäumend, wo der Kiel ſeine Furche grub, und rund blähte ſich das Segel. Die Sonne ſtieg empor und küßte das fluthende Meer mit ihren Strahlen. Aber erwärmen konnte ſie die rauhe Februarluft nicht; Marieliſe wurde ganz bleich vor Froſt. Vielleicht war auch die verfloſſene Nacht, die ihr ſo viel Schrecken, ſo viel Angſt gebracht, oder die Seefahrt an der Bläſſe ſchuld. Jasper's Auge ſah wohl, daß ſein Mädchen ſich krank fühle; er machte ihr, dicht bei ſeinem Sitz, ein weiches Lager von Segeltüchern zurecht, darauf mußte ſie ſich niederlaſſen, und trotz allem Widerſtand von ihrer Seite zog er die wollene Ueberjacke aus, um ſie warm zu bedecken.

Ein paar Tümmler, die Delphine der Nordſee, folgten dem Boot und trieben ihr luſtiges Spiel im Waſſer. Bald plätſcherten ſie hier, bald dort, überſchlugen ſich und ſchienen einander zu necken. Kobers zeigte die poſſierlichen Thiere der fremden Reiſegefährtin, von der er nicht einmal wußte, wie ſie hieß, und ſie lächelte freundlich dazu. Auf hoher See kam ihnen ein Boot entgegen, und die ſcharfſichtigen Burſche erkannten es ſchon von

weitem als ein helgolandiſches. Hinrich Bredow, ein junger, ſtattlicher Lootſe, und der alte Oelrichs ſaßen darin. Sie mußten wohl vom Lande kommen, denn die Schiffer nahmen ihre Seekappen ab und ſchwenkten ſie dreimal um den Kopf. Das iſt ein Zeichen für die Inſulaner, daß daheim noch Alles geſund ſei; bleibt es aus, dann hat ſich gewiß ein Unglück ereignet. Jasper und Kobers erwiderten den Gruß gebührend, hierauf ſtrichen die Schlupen an einander vorbei, und nach kurzer Zeit hob ſich am Horizont ein grauer Nebelpunkt empor — die beiden Helgolander winkten ſich fröhlich zu, aber keiner ſagte ein Wort. Erſt als das unſichere Wölkchen ſich zum rothen Fels geformt hatte, von deſſen Stirn eine Häuſergruppe und ein Kirchthurm niederſchauten, deutete Jasper dorthin und ſprach mit freudigem Stolz: „Siehſt du, Marieliſe! Das iſt unſer Land!“

Die heimathloſe Waiſe ſchlug ihr großes ſchwarzes Auge auf, es folgte der Weiſung, und ein banges Lächeln zitterte um ihren Mund. Dann blickte ſie den Jasper zärtlich an und ſenkte die Wimpern, als wollte ſie ihm die Wehmuth verhüllen, die in ihrem Auge lag.

Aber, wenn Jasper gleich ein rauhgewöhnter Seemann war, er beſaß dennoch ein Herz, um ſolche Trauer zu verſtehen. Der Jubel in ſeiner Bruſt verhallte plötzlich, eine Schaar finſterer Sorgen umnachtete die Sonne ſeines Glücks. Jasper's Mienen wurden ernſt; er fragte ſich: werden die Aeltern dieſem armen, lieben Kinde, das du ihnen bringſt, gaſtlich die Hand bieten, wie einer guten Anverwandten, die auf längere Zeit zum Beſuch kommt? Oder werden ſie es an der Thür ſtehen laſſen, einer überläſtigen Fremden gleich, die den Hausfrieden ſtören will? — Jasper zitterte vor der Entſcheidung, und er hätte den Lauf der Schlupe nun hemmen mögen, der ihm bis dahin viel zu langſam geweſen war.

Allein der Wind kehrt ſich an die Stimmung der Schiffer nicht; er ſchwellte das Segel mit aller Kraft. Noch ſtand die Sonne ſtrahlend am Himmel, als die Schlupe auf Helgolands Küſte ſtieß, und Jasper hob ſein Mädchen ſorgſam heraus. Kobers folgte ihnen, doch bald nahm er Abſchied, denn er blieb im Unterlande. Das junge Paar, deſſen Seelen ſo übereinſtimmend von Liebe und Hoffnung und Bangigkeit durchtönt wurden, ſtieg ſchweigend die Treppe empor, und Jasper beantwortete heut zum erſten Mal die Grüße der Vorübergehenden nicht, die verwundert das Mädchen anſchauten. Er machte einen kurzen Umweg, beim Gouverneurshauſe vorbei, und Marieliſe mußte draußen warten, während er eintrat, um das Felleiſen abzubringen. Hamilton ſelbſt war nicht anweſend, ein Secretair nahm die Poſt in Empfang. Dann ging es, bald ſchnellen, bald zögernden Schrittes,

nach der Wohnung seiner Aeltern, und die Herzen der Beiden klopften fast hörbar laut.

Dort lag das kleine Steinhaus; die Mutter stand auf der Schwelle, und ihr Freudengruß rief auch den Vater herbei. Sie war ihrem Jasper um den Hals gefallen, und als sie ihn tüchtig geherzt hatte, sah sie erst das fremde Mädchen neben ihm. — „Wer ist denn das?" fragte sie erstaunt. — „Mutter, das ist die Marielise!" erwiderte Jasper.

Da stand die Waise vor der Frau, deren Tochter sie nun werden sollte; sie schlug das prächtige schwarze Auge bittend empor, und die glänzenden Strahlen der untergehenden Sonne färbten ihr erglühendes Antlitz noch feuriger. Auf ihrem Ebenholzhaar saß ein kleiner Hut, mit Wachstuch überzogen, ähnlich wie die Franzosen ihn zu tragen pflegen; ein schwarzes Mieder, mit Silberlahn und bunter Folie gestickt, umspannte prall wie ein Harnisch des Mädchens schöne, volle Brust. Dazu trug sie einen faltigen Friesrock von violblauer Farbe, scharlachrothe Strümpfe mit Zwickeln und feste Lederschuh, auf denen blanke Schnallen blitzten. Das weiße Bündelchen, ihren ganzen Reichthum verschließend, hielt sie in der bebenden Hand.

Die starke, gesunde Gestalt, mit dem lieblichen Gesichte, schien der Frau Rickmers wohlzugefallen, und sie hieß das Mädchen durch einen frommen Gruß willkommen. Unterdeß war auch der Alte herangetreten und hatte dem Sohn die Hand geschüttelt. Als die Mutter sah, daß er seine Blicke dann auf die Fremde richtete, sprach sie: „Das ist die Marielise." — „Ei, wie kommt denn die nach Helgoland?" fragte Rickmers.

In diesem Augenblick flog alle Furcht, alle Sorge aus Jasper's Seele fort, und er sprach mit zuversichtlichem Ton: „Vater, ich habe sie mitgebracht . . . ich habe sie mitbringen müssen! Die Franzosen schöpften Verdacht gegen den Lorenzen, daß er die englische Post bestellen helfe; er durfte nicht auf Neuwerk bleiben, und mußte fliehen. Nun wußte Marielise nicht aus noch ein, sie hat ja keine Aeltern mehr, zu denen sie gehen konnte. Ich sagte also: Marielise, komme zu uns, in unserm Hause ist noch Platz für dich . . . . — „Das hast du recht gemacht, Jasper!" meinte der Alte. „Sei willkommen, Marielise! Deinen Vater seliger hab' ich gut gekannt. Wir sind einmal mitsammen nach Wangeroog gefahren, und ich hätt's nicht gedacht, daß er so früh würde sterben müssen! . . . Na, Mutter, nun thu's Naachtert *) auf. Der Bursch und das Famel mögen wohl hungrig sein."

Gar nicht lange nachher saßen alle Vier um den Tisch im behaglichen

*) Abendessen.

Stübchen. Frau Rickmers hatte noch etwas Torf in den Ofen gesteckt, und das Beste, was ihre Speisekammer enthielt, wurde heute hergegeben. Der Vater aber holte gar eine große Quartflasche voll Portwein, das Geschenk eines Schiffscapitains, hervor, und so verwandelte sich das Abendbrod in einen rechten Festtagsschmaus. Als nun die erste Eßlust gestillt war, mußte Jasper die Geschichte seiner Fahrt ganz ausführlich vortragen, und die Alten ließen während der Erzählung ihre Augen mit Wohlgefallen bald auf ihm, bald auf Marielisen ruhn. Das Mädchen fühlte sich so innerlich froh und glücklich in diesem Hause, bei diesen Leuten — mit Worten hätte sie es nicht sagen können, wie ihr zu Muthe war, doch sie mußte sich zusammennehmen, sonst wären ihr die hellen Freudenthränen über die Backen geströmt. Vor drei Jahren, als ihre Aeltern plötzlich gestorben, hatte sich Lorenzen der Waise angenommen. Er war gewiß ein recht braver Mann, aber in seiner Schankhütte, wo nur Matrosen und Soldaten einkehrten, vermißte Marielise die stille, fromme Weise, welche sie im Aelternhause gelernt, und sie entwöhnte sich am Ende davon. Heute kam jener kindliche Friede von neuem in ihr Herz, und als die Mahlzeit vollendet war, faltete sie unbewußt die Hände und betete, wie vormals, mit lautem Ton:

Du lieber Gott, du bist so gut,
Du gibst uns Speis' und Trank,
Gesundheit auch und frohen Muth —
O Vater, habe Dank!

Eine tiefe Stille verbreitete sich im Stübchen, als das Mädchen dies kurze Gebet mit wohlklingender Stimme sprach; Sonntags in der Kirche konnte es nicht stiller und andächtiger sein. Dann erhoben sich Alle; die Mutter machte für Jasper auf dem Hausboden ein Bett zurecht, weil Marielise in seiner Kammer schlafen sollte. Die letztere war am nächsten Morgen schon frühe munter und es ging ihr Alles so hübsch und so geschickt von statten, daß Frau Rickmers sich gar nicht satt daran sehen konnte. Nach dem Frühstück machten sich die Männer an ihr Tagewerk; ein Dreimaster, von Jamaica kommend, lag auf der Rhede, und seine Ladung sollte gelöscht werden. Unterdeß waren auch die Frauen nicht müßig; Marielise wusch und putzte, daß es eine Art hatte. Fenster und Bänke, Tische und Fußböden mußten blitzen, als wären sie ganz neu gemacht.

Zimmer, Flur und Küche waren nun sauber, auf dem Herde kochte das Mittagessen bereits, und im warmen Stübchen saß die Wirthin mit ihrem Gast. Frau Rickmers besserte an einem großen Netz die zerrissenen Maschen aus, und Marielise nähte eine Schürze für Jene. Das Zeug dazu hatte

Jasper der Mutter einmal aus Hamburg mitgebracht, allein, es lag schon ein volles Jahr im Kasten, denn ihre Augen taugten zum Nähen nicht mehr, und das theure Schneiderlohn mochte sie doch auch nicht gern ausgeben. Die buntgefleckte Katze saß neben den Beiden, sie schnurrte laut und strich sich mit der Pfote emsig Kopf und Hals. „Wir sollen Gäste bekommen... die Katze putzt sich!" sagte Frau Rickmers, und kaum, daß sie die Worte ausgesprochen, so klopfte es an die Thür. Die Wirthin rief: Kum in! Ein großgewachsener Herr im blauen Frack trat herein und zog höflich die mit breiter Goldtresse besetzte Mütze. Die Alte sprang hastig empor, erwiderte unter vielen Knixen den Gruß, wischte einen Holzschemel mit der Schürze ab, obgleich er ganz rein war, und nöthigte den Fremden Platz zu nehmen. Den stattlichen Besucher kennen wir bereits; er heißt Hamilton und ist Gouverneur von Helgoland. Sein Blick fiel auf Marielise, die ihre Arbeit fortgesetzt hatte und schüchtern bei Seite trat. „Was habt ihr denn da für einen Gast, Frau Rickmers?" fragte er, „das Famel hab' ich doch nie auf dem Lande gesehen." — „'s ist eine Fremde, Herr Gouverneur... von Neuwerk drüben... unser Jasper hat sie jister*) mitgebracht. — „Ei so! der Jasper? Nach dem wollt' ich mich eben erkundigen und wollte ihm sagen, daß er brav sei, denn er traf mich nicht, als er das Felleisen abgab. Mutter, ihr könnt euch was einbilden auf den Jungen... er ist der tüchtigste Bursch von Helgoland."

Der Alten schoß das Wasser in die Augen, sie nickte froh mit dem Kopfe, aber antworten konnte sie nicht.

„Ich wollte mir erzählen lassen von seiner Fahrt," fuhr Hamilton fort, und wendete sich dann zu Marielisen: Da ich ihn nicht zu Hause treffe, so thust du mir wohl den Gefallen, mein Kind, und sagst mir, wie Jasper die Briefpost überliefert hat."

Das Mädchen wurde feuerroth, sie zupfte verlegen am Miederband und der Anfang ihres Vortrags klang sehr unzusammenhängend. Der Gouverneur schien trotzdem der hübschen Fremden gern zuzuhören, und bald sammelte sie sich auch — es war fast, als ob der Stoff ihr eine gewisse Begeisterung anhauche. Mit lebendigen Worten schilderte sie alle Gefahren, die Jasper überwunden hatte, und Frau Rickmers mochte sich im Stillen nicht genug verwundern, wie das Famel dem Herrn Gouverneur die ganze Geschichte so geschickt vörsnacken konnte. Hamilton merkte wohl, daß der Fluß ihrer Worte aus einem liebenden Herzen strömte; als sie geendet, lobte er den zu-

*) gestern.

verläſſigen Boten und auch ſie, die ihm treulich beigeſtanden. — „Nun, das Uebrige wird ſich ſchon machen!“ ſprach er zuletzt, gab der Frau Rickmers die Hand und verließ das Haus. Die Wirthin begleitete ihn bis draußen an die Thür; vielleicht, weil die Sitte es forderte, vielleicht auch, um die Nachbaren auf den vornehmen Beſuch noch mehr aufmerkſam zu machen.

Als Rickmers und Jasper zum Mittageſſen heraufkamen, fand die Mutter gar kein Ende, Hamilton's herablaſſendes Weſen und Marieliſens gutes Benehmen zu preiſen. Dieſe ſtieg überhaupt tagtäglich in ihrer Gunſt, und das war keine Zauberei, denn wer das friſche, frohe Kind im Hauſe ſchalten und walten ſah, der mußte es lieb haben. Alles ging der Marieliſe flink, aber dennoch wacker von der Hand, und wenn ſie auch die ſchwerſte Arbeit that, ſtets lächelte ſie, ſtets ſang ſie ein helles Liedchen dabei. Und häuslich war ſie — Frau Rickmers meinte oft: Ei, ich bin doch auch ſtreng gehalten worden, aber ſo de heel Weck*) hätt' ich nicht ausgedauert derenn**).

Des Mädchens geringe Luſt zum Ausgehen hatte freilich ihren richtigen Grund, denn wohin ſie kam, da beguckten die Jamels von oben bis unten ihre fremdartige Tracht, ſtellten ſich zuſammen, ziſchelten einander in die Ohren und hielten ſich von Marieliſen fern. Denn es iſt ein alter Fehler der frieſiſchen Stämme, daß ſie mißtrauiſch ſind, daß alles Fremde ihnen lächerlich erſcheint. Am liebſten wäre das Mädchen ganz und gar zu Hauſe geblieben, nur hier fühlte ſie ſich glücklich. Aber Jasper ruhte nicht, ſie mußte Sonntag Abends mit in's rothe Waſſer gehen. Zwar tanzte er oft mit ihr, und auch Kobers holte ſie bisweilen zum Tanz, weil er ſie von der Ueberfahrt kannte, doch das andere Jungvolk hielt ſich entfernt, und die arme Waiſe kam ſich mitten im Jubel recht einſam vor.

Nur Eine geſellte ſich gern zu ihr, das war Antje Siemens. Ja, Kobers hatte Recht gehabt: das Mädchen glich einer Blume, einer wundervollen Blume, aus milderer Zone hierher gepflanzt auf den rauhen Felſen von Helgoland. Woher hatte ſie dies dunkelblonde Seidenhaar, dieſe großen, herrlich blauen Augen und dieſe lilienweiße Haut, mit leichtem Roſenathem angehaucht? Woher die ſchmalen Purpurlippen, die blendenden Zähne, die zarte Hand und den kleinen Fuß? Woher den elfenſchlanken Wuchs, den Reiz in ihrer Miene und die Anmuth jeder Bewegung? — Da halfen alle Fragen nicht, das liebliche Weſen — halb Kind, halb Jungfrau — war ein Wunder. Und wer ſie ſah, der forſchte oder fragte nicht viel, ſondern glaubte

*) die ganze Woche.
**) daheim.

an das Wunder und betete es an. Obgleich Antje erſt vierzehn Jahre, Marieliſe achtzehn zählte, ſo herrſchte doch bald das beſte Einvernehmen zwiſchen ihnen. Ihr Aeußeres bildete einen vollkommenen Gegenſatz. Während das Mädchen von Neuwerk in hoher, blühender Fülle aufgewachſen war, beſaß Antje den feinſten, weichſten Gliederbau, und dennoch umſchlangen ſie ſich voll inniger Liebe — ſo klammert ſich die Seele an den Körper feſt.

Auch Frau Rickmers umfaßte ihre Hausgenoſſin treu und warm; ſie konnte das Mädchen nicht mehr entbehren. Eines Morgens ſagte ſie zu dem Eheherrn: „Vater, ich habe einen Traum gehabt, der war wunderlich und ſchön. Ich ſah unſer erſtes Kind, die kleine Kathrein, die uns ſtarb, als ſie kaum ein Jahr alt geworden. Weißt du wohl, wie traurig wir dazumal geweſen ſind? Du mochteſt eine ganze Woche nicht eſſen und der Herr Pfarr ſagte: das ſei Sünde! Gott habe uns das Kind genommen, er werd' es auch wiedergeben! Und zehn Monate nachher wurde der Jasper geboren. Nun, der iſt gewiß ein herziger Burſch und man muß vor Freude faſt weinen, wenn man ihn anſieht. Er hat uns nie keinen Gram gemacht, aber ich dachte oftmals ſo: wenn die Kathrein nicht todt wäre, jetzt würde ſie groß ſein und würde mir ſchaffen helfen hier und da, daß ich mich nicht ſo gar zu placken brauchte. Weißt du, Vater, was mir geträumt hat? Ein Engel mit goldenen Flügeln kam, der hielt die Marieliſe bei der Hand und ſagte: das iſt die Kathrein! dann war er verſchwunden." — „Hm, ein ſchnurriger Traum!" meinte Rickmers nachdenklich. „Da liegt gewiß eine Bedeutung drin." — „Freilich, und was für eine! Iſt doch der Traum ſchon vorher eingetroffen. Wenn die Kathrein noch lebte, wär' ſie nun auch ſchon verheirathet, und man ſähe ſie kaum ein paar Mal die Woche. Aber Marieliſe wohnt im Hauſe, ſie haſtet ſich, ſie ſchickt und ſchafft den lieben langen Tag — möcht' uns ihre Hände unter die Füß' legen. Nur einerlei war im Traume anders! Als ſie mit dem Engel zu mir kam, hatte ſie helgolandſche Kleider an" .... — „Helgolandſche Kleider? Hm, hm! ... Ja, Alte, da ſtickt eben der Knoten." — „Nu, Vater, das ginge ſchon. Die Marieliſe brauchte ja nur welche anzuziehen und es wäre in Ordnung." — „Das macht ſich nicht ſo, Mutter! trägt man denn ſeine Kleider blos von ungefähr? ... Wenn ich die Seekappe abthue und die Jacke und die großen Stawelen*), zieh' dafür einen Leibrock an und pralle Brök**), wie ſie die Kaufleute tragen, bin ich dann noch ein Loots, ein Fiſchersmann? Nein!

*) Stiefeln.
**) Beinkleider.

Und kannſt du den Peik*) mit einem kattunenen Rock, den Haudſcalduk**) mit einer oſtfrieſiſchen Blechhaube vertauſchen? Kannſt du das?" — „Nein, Vater! das kann ich nicht." — „Alſo: Gott gab jedem Menſchen ſolche Kleider, wie ſie für ihn paſſen und taugen. Keiner hat ſie ſich ſelbſt ausgedacht, ſondern ſchon lange vor ihm haben ſeine Aeltern und Urältern ſie gleichermaßen getragen, weil es auf ihrem Lande, zu ihrem Tagewerk ſo am beſten war. Die Kleider gehören zum Menſchen und ſie müſſen bleiben, wie ſie von Anfang her geweſen ſind."

Frau Rickmers ſah wohl ein, daß der Alte recht habe, und ſie ſagte kein Wort mehr. Aber Jasper, der zufällig draußen auf dem kleinen Hofe ſtand, als das Geſpräch in der Küche geführt wurde, ging zur Pforte hinaus, ſchnalzte luſtig mit der Zunge und lief dann durch die Gaſſen wie ein geſcheuchtes Wild. Er hielt nicht eher inne, als bis er die Feuerblüſe erreicht hatte, in deren Umgebung viele Schafe weideten. Bei dem einen kniete Marieliſe und melkte es in ihren kleinen Holzkübel, der ſilberweiß geſcheuert war. Das Mädchen ſchaute gar lieb und freundlich zu Jasper auf; er mußte ihr was Geheimes zu vertrauen haben, denn er bückte ſich recht dicht an ihr Ohr hinab und flüſterte leiſe. Ihr gefiel der Vorſchlag ganz gut, ſie nickte fröhlich dazu und ihr Auge leuchtete noch heller als ſonſt. Nun war ihr Geſchäft vollendet, ſie hob das Milchgefäß vom Boden empor und ging mit Jasper. Während ſie aber zufällig das weite blaue Meer anblickte, wo einzelne Wellen ſich ſchäumend überſchlugen und im Sonnenglanz wie weiße Perlen glitzerten, wo nach allen Seiten hin mächtige Segelſchiffe zogen, und hoch darüber ragte der Felſen, auf dem die Häuſer, die Kirche und der Feuerthurm ſtanden, und ſie ſelbſt mit Jasper, da ſprach das heimathloſe Kind: „Es iſt recht ſchön auf Helgoland!"

Am nächſten Sonntagmorgen — die Aeltern hatten ſich ſchon zum Kirchgang bereit gemacht — trat Marieliſe in die Stube. Zuerſt wußte die Mutter gar nicht, wer da kam, doch dann ſchlug ſie vor Verwunderung die Hände über den Kopf zuſammen. Wie das Mädchen ſo daſtand, in neuer helgolandiſcher Tracht, es war zum Malen. Sie trug den Peik, einen breitfaltigen Scharlachrock, mit gelbgrüner Borde eingefaßt, und um die üppigen ſchwarzen Haare hatte ſie das Nösduk, einen bunten Shawl, turbanähnlich geſchlungen, ſo daß ſeine Zipfel an der Seite herabhingen. Frau Rickmers küßte das blitzhübſche Kamel und auch der Alte ſchmunzelte wohlgefällig drein,

*) Der rothe Friesrock.

**) Helgolandiſcher Frauenhut.

aber Keiner fragte, wo die Kleider hergekommen, ſondern man begab ſich ſelbander zur Kirche. Es war ein heller, warmer Märztag, die Sperlinge zwitſcherten um die Dächer, und aus dem Raſen des Kirchhofs flogen ſcheu ein paar fremde, goldſchillernde Zugvögel auf, die bei ihrer langen Wanderſchaft dort ein Ruheplätzchen geſucht hatten. Voran gingen Marieliſe und Jasper, die Aeltern folgten ein Stück hinterher. Die beiden letztern ſchwatzten heimlich, aber doch laut genug, daß der Burſch' hören konnte, wie der Vater bedenklich ſprach: „Ja, wenn die Sache mit der Schlupe nur nicht wäre!"

Am andern Vormittag wurde Jasper zum Gouverneur beſchieden. Derſelbe wiederholte das Lob ſeines wackern Benehmens; er hängte ihm die engliſche Verdienſtmedaille in's Knopfloch und übergab ihm ein Papier, mit großen Fracturbuchſtaben beſchrieben. Es enthalte ſeine lebenslängliche Anſtellung als Signalmeiſter, fügte Hamilton hinzu, womit ein Jahrgehalt von ſechszig Pfund Sterling verbunden ſei. Der Burſch' war vor freudiger Beſtürzung ganz außer ſich, und alle ſeine Gedanken wirbelten um Marieliſens Bild. Nur abgebrochene Dankesworte konnte er ſtammeln; doch endlich ſammelte er ſich und fragte: „Excellenz, was muß ich denn thun, wenn ich Signalmeiſter bin?" — „Du bleibſt mir zur Hand, bringſt mir die Briefe herauf, ſobald das Poſtſchiff anlegt und trägſt ſie hinunter, ehe es abgeht." — „Weiter nichts?" — „Nein!" — „Excellenz, dann kann ich das ſchwere Geld nicht nehmen. Wofür ſollt' es denn ſein? Weil ich nach Neuwerk gefahren bin? Ei, das war keine Hexenkunſt, und ich that es für meinen Vater, den das Loos getroffen. Die Medaille nehm' ich, die will ich tragen, bis an mein letztes Stündlein, und ſie ſollen mich damit begraben. Es iſt ſchon viel mehr, als mir zukommt. Auch den Dienſt wollte ich verſehen, wenn's dabei Arbeit gäbe, oder doch ab und zu eine rechte Gefahr — — aber, Herr Governör — ſechszig Pfund alle Jahr — und für's bloße Briefetragen — — werfen Sie deshalb keinen Zorn auf mich, Herr Governör — das Geld würd' ich mit Sünden verdienen!" — „Seltſamer Menſch!" murmelte Hamilton. „Du magſt immerhin einſchlagen! Es iſt ein Ehrenpoſten, den ich dir gebe, denn ich habe deinen Werth erkannt. Dagegen will ich dir gern verſprechen, daß ich, wenn es ein Unternehmen gilt, wozu Muth und Treue und Tüchtigkeit erforderlich ſind, keinen Andern wählen werde, als dich." — „Gut, Herr Governör, nun werd' ich Signalmeiſter und bedanke mich ſchönſtens!" — „Noch eins, Jasper! Wird bald eine Hochzeit in Eurem Hauſe ſein?" — „Ja, Excellenz! ſo bald als möglich!"

Hamilton lächelte und winkte entlaſſend mit der Hand. Jasper war

wie der Blitz zum Hause hinaus, und draußen am Falm begegnete ihm Kobers. Jubelnd flog er diesem an den Hals und rief: „Junge, Kobers! Nun freie nur um Antje; die Schlupe soll ihr ganz allein gehören. Noch heut' werd' ich dir Schiff und Zeug ausliefern; sei fleißig, und was du erübrigen kannst, das bring' der Frau Siemens. Wenn dich das Famel nur gern mag, so geht Alles seinen Strich. Aber noch Eins, Kobers! Nimm den Weintraubenbaum in Acht ... es ist ein treues, braves Schiff und der beste Segler von Helgoland.

Kobers glaubte zu Anfang, es sei nicht richtig mit Jasper, doch der nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit, daß er im vollen Lauf nach Hause folgen mußte. Als er hier Alles ausführlich erzählte, als er die Medaille vorzeigte, sammt dem Patent, da brach ein ungestümer Freudensturm los. Der alte Rickmers willigte ein, daß Kobers die Schlupe fortan ganz für Frau Siemens steuern sollte, denn sechszig Pfund jährlich, das waren tausend Mark, und so viel hatte der reichste Helgolander nicht. Jetzt gab es viel zu thun im Hause — bei der Hochzeit des neuen Signalmeisters durfte es nicht knauserig hergehen. Marielise war wie im Himmel, sie sang den ganzen Tag und schaffte noch emsiger, als zuvor. Im Brautkranz sah sie prächtig aus; der Bräutigam trug sein Ehrenzeichen auf der Brust, und wie die Beiden am Altar standen, flüsterten Alle: „Deht es en smuck Paar!" — Antje war Brüdfamel*); Kobers konnte das Antlitz nicht von ihr wenden, und Abends im rothen Wasser, wo der Hochzeitstanz gehalten wurde, verließ er sie keinen Augenblick.

*) Brautjungfer.

Die österreichische Censurvorschrift von 1810.

Das k. k. Patent zum Schutze des literarischen Eigenthums hat die Censurfrage in Oesterreich offenbar in eine neue Phase gebracht. Durfte und mußte man bisher annehmen, die Regierung gehe von der Voraussetzung aus: „Daß eigentlich überhaupt gar nichts gedruckt werden sollte und daß blos in Fällen, wo es sich um die Veröffentlichung solcher Dinge handelt, welche Niemandem irgend einen Anstoß geben können, ausnahmsweise die Bewilligung zum Drucke ertheilt werden könne" — so liegt jetzt der Beweis vor, daß sie das Princip vollkommen anerkenne, der Gedanke und die geistige Hervorbringung eines Menschen sei sein Eigenthum wie jedes Realding, und der Schutz des Gesetzes müsse ihm dabei eben so zuerkannt werden, wie bei jedem andern Eigenthum. Will nun Oesterreichs Verwaltung nicht den Stempel der Willkürherrschaft haben, will das Gouvernement nicht mit jener asiatischen Ukasentyrannei sich verwechselt sehen, deren tel est notre plaisir den ganzen Rechtsbegriff des Staates bildet, so muß es seine bisherige Censurorganisation jetzt ändern; der Gedanke, als Eigenthum anerkannt, darf fortan höchstens nur in solchen Fällen verkürzt werden, wo das allgemeine Expropriationsgesetz anwendbar ist. Solcher Urtheilsspruch kann aber nur von wirklichen Richtern, die auch sonst über das Mein und Dein zu entscheiden haben, gefällt werden, und wenn die Regierung sich auch die Präventiv-Censur vorbehält, so muß sie zum allerwenigsten ein unabhängiges Appellationsgericht installiren, welches die Interessen des Gedankeneigenthümers gegen die Expropriationsübergriffe des Censors schützt. Die Instructionen für den Censor aber müssen vor Allem ganz andere sein, als bisher, wo der Gedanke nicht als Privateigenthum gegolten hat. Der Begriff des Gemeinschädlichen muß jetzt mit ganz andern Cirkeln ausgemessen werden, als zu der Zeit, wo man ohne alle Scheu in den Gedankenbesitz des Schriftstellers eingriff und nach dem Belieben jeder Polizeiseele darin so viel confiscirte, als ihr wohlgefiel.

Es iſt in letzterer Zeit viel von der Cenſurvorſchrift von 1810 die Rede geweſen, die wie eine Mythe den Leuten im Gehirn ſpukt, ohne daß von Zehntauſenden, die davon ſprechen, Einer ſie kennt, da ſie kaum in einer Geſetzſammlung zu finden iſt. Die wenigſten Juriſten haben ſie jemals zu Geſichte bekommen, und man muß eine Art Jagd darauf machen, ehe man in den Beſitz eines Exemplars — wäre es auch nur in Abſchrift, gelangt. Dieſe Cenſurvorſchrift ſteht nun in dem Geruch ungeheuren Liberalismus' und in der That findet ſich darin die Stelle vor: „Kein Lichtſtrahl, er mag kommen, woher er wolle, ſoll in Zukunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben." Dieſe Phraſe klingt ſehr verführeriſch und hat, da ſie von der Fortſchrittspartei oft citirt wird, Veranlaſſung gegeben zu jenem Glauben an ihrer mythiſchen Freiſinnigkeit. Wir glauben daher, den mit uns gleichgeſinnten Oeſterreichern einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir den Text jener Vorſchrift grade jetzt zu allgemeinerer Kenntniß hier abdrucken, damit die Unbekanntſchaft mit derſelben nicht zu Irrthümern verleitet und das Geſchrei nach ihrer Rehabilitation uns nicht etwas bringt, was unſere Wünſche keineswegs befriedigen kann. Allerdings enthält jene Vorſchrift einzelne gute Punkte, welche die ſpätere Reaction factiſch aufgehoben hat. Die ganze Vorſchrift indeſſen bewegt ſich in einem Ideenkreis, den ſelbſt die öſterreichiſche Geſetzgebung in neuerer Zeit überſchritten hat und die Verfaſſer und Mitunterzeichner des letzten k. k. Patents zum Schutze des literariſchen Eigenthums würden ſelbſt Anſtand nehmen, ihre Namen unter eine Vorſchrift zu ſetzen, aus welcher mit Ausnahme des Eingangs und des achten Paragraphs, der naivſte Dilettantismus überall hervorguckt.... Wir laſſen den Text der Vorſchrift dem Wortlaute nach hier folgen:

Seine Majeſtät, unabläſſig bemüht, das Wohl Aller und der Einzelnen auf jedem Wege zu befördern, überzeugt, daß die Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, die Vervollkommnung der Einſichten, verbunden mit der Veredlung der Geſinnungen zu den vorzüglichſten Mitteln gehören, erſteres zu bewirken, wohl wiſſend, daß eine zweckmäßig geleitete Leſe- und Schreibfreiheit beſonders geeignet ſei, dieſe herbeizuführen, dabei aber ganz eingedenk der oberſten Regenten- und Vaterpflichten, welche die intellectuelle und ſittliche Bildung, wie die Sorge für den phyſiſchen Wohlſtand umfaſſen und es ebenſo wenig geſtatten, die Unterthanen am Geiſte und Herzen, als an ihrem Körper verderben zu laſſen, haben allergnädigſt geruht, folgende Grundſätze für die künftige Leitung des Cenſurweſens und als Maßregeln für das Benehmen der Cenſoren zu beſtimmen.

Kein Lichtſtrahl, er komme, woher er wolle, ſoll in Hinkunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben, oder ſeiner möglichen Wirkſamkeit entzogen

werden, aber mit vorsichtiger Hand sollen auch Herz und Kopf der Unmündigen vor den verderblichen Ausgeburten einer scheußlichen Phantasie, vor dem giftigen Hauche selbsüchtiger Verführer und vor den gefährlichen Hirngespinnsten verschrobener Köpfe gesichert werden.

§. 1.

Bei der Beurtheilung der Bücher und Handschriften muß vor Allem genau unterschieden werden zwischen Werken, welche ihr Gehalt und die Behandlung des Gegenstandes nur für Gelehrte und den Wissenschaften sich widmende Menschen bestimmt und zwischen Broschüren, Volksschriften, Unterhaltungsbüchern und den Erzeugnissen des Witzes.

§. 2.

Zu einem sogenannten gelehrten Werke qualificirt nicht der Umfang des Buches, sondern die Wichtigkeit und Beschaffenheit des behandelten Gegenstandes und die Art der Behandlung desselben.

§. 3.

Die gelehrten Werke theilen sich wieder in zwei Klassen. In die erste gehören jene Schriften, welche durch neue Entdeckungen, durch eine bündige und lichtvolle Darstellung, durch die Auffindung neuer Ansichten u. s. w. sich auszeichnen; in die zweite die saft- und markloſen Compilationen und Wiederholungen des hundertmal Gesagten u. dgl. m.

§. 4.

Die Werke der ersten Art sollen mit der größten Nachsicht behandelt werden und ohne äußerst wichtige Gründe nicht verboten werden. Ist ja eine Beschränkung nöthig, so lasse man selbige nicht öffentlich ankündigen.

§. 5.

Werke der zweiten Art verdienen keine Nachsicht, weil sie keinen Vortheil bringen und ihr Inhalt aus besseren Quellen geschöpft werden kann. Sie sind daher nach den bestehenden Censurgesetzen zu behandeln.

§. 6.

Broschüren, Jugend- und Volksschriften, Unterhaltungsbücher müssen nach der ganzen Strenge der bestehenden Censurgesetze behandelt werden. Hier muß nicht nur Alles entfernt werden, was der Religion, der Sittlichkeit, der Achtung und Anhänglichkeit an das regierende Haus, die bestehende Regierungsform u. s. w. gerade zu oder mehr gedeckt entgegen ist, sondern es sind auch alle Schriften der Art zu entfernen, welche weder auf den Verstand, noch auf das Herz vortheilhaft wirken, und deren einzige Tendenz ist, die Sinnlichkeit zu wiegen *). Es soll daher alles Ernstes getrachtet werden, der so nachtheiligen Romanen-Lektüre ein Ende zu machen. Dabei versteht es sich von selbst, daß hier jene wenigen guten Romane, welche zur Aufklärung des Verstandes nnd zur Veredlung des Herzens dienen, nicht gemeint sein können, wohl aber der endlose Wust von Romanen, welche einzig um Liebeleien als ihre einige Achse sich drehen, oder die Einbildungskraft mit Hirngespinnsten füllen.

---

*) Das hat Gentz nicht concipirt. D. Red.

§. 7.

Die Erzeugniſſe des Witzes, die Producte der Dichter ſind auf die Großzahl berechnet und können daher nicht wohl von der Kategorie der Volksſchriften getrennt werden. Sind aber auch die claſſiſchen Werke der Art nicht nach der ganzen Strenge der §. 6. gegebenen Grundregeln zu behandeln, ſo können ſie doch auch nicht mit der §. 4. angezeigten Nachſicht behandelt werden, um ſo weniger, als ſie das wahre Wohl der Einzelnen oder des Ganzen zu befördern, nicht geeignet ſind, wohin doch die eigentliche Tendenz der §. 4. bezeichneten Bücher geht.

§. 8.

Werke, in welchen die Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Zweigen gewürdigt, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbeſſerungen angedeutet, Mittel und Wege zur Erringung eines Vortheiles angezeigt, vergangene Ereigniſſe aufgehellt werden u. ſ. w. ſollen ohne hinlänglichen andern Grund nicht verboten werden, wären auch die Grundſätze und Anſichten des Autors nicht jene der Staatsverwaltung. Nur müſſen Schriften der Art mit Würde und Beſcheidenheit und mit Vermeidung aller eigentlichen und anzüglichen Perſonalitäten abgefaßt ſein, auch nichts ſonſt gegen Religion, Sitten und Staat Verderbliches enthalten.

§. 9.

Kein Werk iſt von der Cenſur befreit und das Reviſionsamt iſt dafür verantwortlich, wenn eines ohne das Gutachten des beſtimmten Cenſors von den Buchhändlern hinausgegeben wird.

§. 10.

Schriften, welche das höchſte Staatsoberhaupt und deſſen Dynaſtie oder auch fremde Staatsverwaltungen angreifen, deren Tendenz dahin geht, Mißvergnügen und Unruhe zu verbreiten, das Land zwiſchen Unterthanen und Fürſt locker zu machen, die chriſtliche und vorzüglich die katholiſche Religion zu untergraben, die Sittlichkeit zu verderben, den Aberglauben zu befördern; Bücher, welche den Socinianismus, Deismus, Materialismus predigen, endlich Schmähſchriften aller Art ſind ſo wenig geeignet, das Glück Einzelner und das Wohl des Ganzen zu erhöhen, als ſie ſelbes vielmehr vom Grunde aus zerſtören und können daher ſo wenig auf Nachſicht, als Meuchelmörder auf Duldung Anſpruch machen. Sie ſind nach der Strenge der bisher beſtehenden Vorſchriften zu behandeln.

§. 11.

Die gegebenen Grundſätze gelten nicht nur für gedruckte Schriften und Werke, ſondern auch für Handſchriften.

§. 12.

Schriftſteller, deren Handſchriften von der Polizei-Hofſtelle die Zulaſſung zum Drucke verſagt wurde, können, wenn ſie ſich gekränkt glauben, ihre Handſchriften mit Beifügung der Rechtfertigungsgründe an die politiſche Hofſtelle ihres Landes überreichen, welche darüber an Se. Majeſtät Bericht zu erſtatten hat, nämlich ob ſie dem damnatur der Polizei-Hofſtelle beipflichte, oder aber zur Zulaſſung ſtimme.

§. 13.

Werke, welche durch die Recenſurirung verboten wurden, können, wenn ſie in neuen Auflagen erſcheinen oder auf das Neue aus dem Auslande hereinkommen, wieder in die Cenſur eingeleitet und nach den vorliegenden Grundſätzen beurtheilt werden.

§. 14.

Die Cenſoren ſollen mit möglicher Schnelligkeit, in ſo weit es ohne Nachtheil der ordentlichen Cenſurirung geſchehen kann, die Abgabe der Bücher beſchleunigen und vorzüglich muß auch dafür geſorgt werden, daß die Bücher nicht unnöthiger Weiſe auf dem Reviſionsamte liegen bleiben, ehe ſie an die Cenſoren vertheilt werden, wie auch, daß ſie von dieſen ſchneller, als bis jetzt geſchah, abgeholt werden.

§. 15.

Von jetzt an erhält die Cenſur nur folgende Urtheilsformeln für gedruckte Werke:

1. Admittitur.
2. Transeat.
3. Erga schedam conced.
4. Damnatur.

Admittitur ertheilt der Cenſor jener Schrift, welche öffentlich verkauft und auch in den Zeitungen angekündigt werden darf.

Transeat Schriften, welche nicht ganz zum allgemeinen Umlauf, aber auch nicht zu einer ſtrengern Beſchränkung geeignet ſind. Sie können zwar öffentlich verkauft und in die Kataloge aufgenommen, aber nicht in den Zeitungen angekündigt werden.

Erga schedam erhalten Werke, in welchen die Anſtößigkeiten das Gute und Gemeinnützige überwiegen und welche ohne Gefahr nur Geſchäftsmännern und den Wiſſenſchaften geweihten Menſchen gegen Reverſe von der Polizei-Hofſtelle bewilligt werden können.

Damnatur iſt als der höchſte Grad des Verbotes nur jenen Schriften vorbehalten, welche den Staat, die Religion oder die Sittlichkeit untergraben.

Die Erlaubniß, ſolche Schriften zu leſen, ertheilt ebenfalls die Polizei-Hofſtelle und ſie wird vierteljährig Sr. Majeſtät ein Verzeichniß der Perſonen, welchen der Art Bücher und Schriften zugeſtanden wurden, vorlegen.

§. 16.

Profeſſoren und eigentlichen Fachgelehrten ſollen Bücher, welche in ihr Fach gehören oder auf ſelbes Bezug haben, niemals verſagt werden, ſie mögen mit erga schedam oder mit damnatur bezeichnet ſein, ausgenommen ſie beſtänden blos aus Schmähungen und wären übrigens gehaltlos.

§. 17.

Die Formulare bei den Handſchriften bleiben wie bisher. Nur tritt eine neue hinzu: Toleratur. Ein Manuſcript, welches auf dieſe Art erledigt wird, kann zwar gedruckt und in den Katalogen, aber nicht in den Zeitungen angekündigt werden. Es gilt für ſolche inländiſche Schriften, welche zwar von einem gebildeten Publicum geleſen werden können, aber nicht geeignet ſind, in die Hände

ungebildeter Menschen zu kommen. Diese Erledigungsart ist auch anwendbar auf politische Schriften, von deren weiterer Verbreitung die Staatsverwaltung keine Notiz nehmen will.

§. 18.

In Beziehung auf den Nachdruck werden folgende Grundsätze festgesetzt:

1) Die bestehende gesetzliche Duldung des Nachdruckes von Werken, die im Auslande erschienen sind, ist im Ganzen nicht aufgehoben.

2) Jedoch berechtigt hierzu keine Censurformel, sondern die Erlaubniß zum Nachdruck einer Schrift muß bei der Polizei-Hofstelle nachgesucht werden, welche das Buch in dieser Hinsicht auf das Neue in Censurirung bringt und dann über Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit des Nachdruckes entscheidet.

3) Werke, welche von fremden Buchhändlern allein oder in Gesellschaft mit inländischen im Manuscripte der hiesigen Censur vorgelegt, von selber zugelassen und dann erweislich in einer der Hauptstädte der Monarchie gedruckt werden, dürfen nicht nachgedruckt werden. Doch muß in jedem Falle vor dem Drucke die Anzeige an den Landeschef gemacht werden, damit selber die Einleitung treffe, sich von der Wirklichkeit des Druckes in den k. k. Staaten zu überzeugen und die Polizeihofstelle davon in Kenntniß zu setzen.

§. 19.

Von Handschriften wissenschaftlicher Werke wird kein Duplicat mehr gefordert, wohl aber bei kleinern Schriften, wenn nicht die Polizeihofstelle in einzelnen Fällen davon dispensiret.

§. 20.

Die Ankündigung einer Schrift wird von dem Revisionsamte nicht unterschrieben, bevor nicht davon die vorgeschriebenen Exemplare an die Hofbibliothek abgeliefert sind.

§. 21.

Ob ein Werk vor dem Drucke noch einer andern Hofstelle zur Einsicht mitgetheilt werden soll, wird in jedem einzelnen Falle die Polizei-Hofstelle entscheiden.

§. 22.

Die früheren Verordnungen, welche durch diese Vorschriften nicht abgeändert oder aufgehoben werden, bleiben in ihrer Wirksamkeit.

Wien, 10. September 1810.

(Folgt die Unterschrift.)

Tagebuch.

I.

Faſchings- und Faſtenkomödien.

Paris — Aſchermittwoch.

Da Herr Alexander Dumas ſein Théâtre historique auf dem Boulevard du Temple noch immer nicht eröffnen kann, hat er ſich dazu hergegeben, in eigener Perſon vor dem pariſer Publicum eine Komödie aufzuführen. Sie ſpielt ſchon ſeit drei Wochen und — wunderbar bei einem Stücke von ſolcher Dauer, ſie erhält das pariſer Publicum noch immer in Spannung. Man kann wohl ſagen, daß Dumas nie eine beſſere Carnevalskomödie geſchrieben habe. Der erſte Act des Stücks beginnt mit dem Preßproceß des Hrn. Dumas oder vielmehr des Hrn. Dumas-Davy, Marquis de la Pailleterie. Die deutſchen Journale haben von dieſen Gerichtsverhandlungen ſchon Notiz genommen, ſie ſind aber zu amüſant, als daß es überflüſſig ſcheinen ſollte, ſie in der Kürze und in ihrem Zuſammenhange mit dem übrigen Drama für dieſe Blätter nochmals anzuführen. Manche Bemerkungen über die franzöſiſchen Feuilletonsheiden werden ſich ganz natürlich daraus ableiten laſſen, und ſo kann es dem deutſchen Leſer nur zu Nutz und Frommen gereichen, wenn er ſich die franzöſiſchen Romanſchriftſteller, um derentwillen er die vaterländiſchen Autoren ignorirt, ein wenig in der Nähe anſieht.

Alexander Dumas, der König der Feuilletoniſten, hat, wie bekannt, ſchon vor Jahren mit den Herren Veron und Girardin, den Redacteuren des Constitutionnel und der Presse einen Contract abgeſchloſſen, demzufolge er dieſen Beiden alljährlich 18 Bände Romane zu liefern verſpricht. Hingegen hatten ſich Veron und Girardin verpflichtet, Herrn Dumas eine Rente von 65,000 Franken auszuzahlen. In dieſem Contract war zugleich bedungen worden, daß Dumas keinem andern Journale ſeinen literariſchen Hadſchiſch verkaufe. Die beiden Journale, ſelbſt unter einander Concurrenten, ſollten ausſchließlich das Privilegium beſitzen, das Publicum mit Werken des großen Alexanders in ſanfte Träume zu lullen. Indeſſen hatte Dumas von frühern Jahren her noch andere Verpflichtungen zu Journalen und Buchhändlern. So ſchuldete er

den Debats Monte Christo	30,000	Zeilen,
dem Siecle, Vingt ans après	24,000	"
einem Unbekannten, dem Vicomte de Bragilonne,	36,000	"
der Democratie: La maison rouge	24,000	"
dem Commerce	24,000	"
der Patrie	6,000	"
Herrn Cadot	6,000	"
Herrn Dumont	12,000	"
In Summa also	162,000	Zeilen.

Nach Abschluß dieses Contracts ließ Herr Dumas seine Villa Monte Christo im Faubourg St. Germain auf's Prachtvollste meubliren, ließ sich von seinem Freunde und Gönner, dem Herzog von Montpensier, das Privilegium zu einem Theater geben, das er sogleich wieder für eine enorme Summe verkaufte, kaufte das Theater von St. Germain, um darin die jungen Schauspielerinnen für das Theatre historique einzuüben, und — reiste nach Spanien zu den königlichen Hochzeitsfesten, Veron und Girardin und die ganze übrige Sippschaft im Stiche lassend. Nun, da er zurückgekehrt ist, treten die Redacteure hervor und wollen ihren Contract geltend machen, und Dumas? — —

In der That, wir bedauern, die Vertheidigungsrede Dumas' nicht im vollen Umfange mittheilen zu können. Er giebt darin Bericht von seinem Schreiben und Treiben; die ganze Bude schlägt er auf und rechnet den Zuhörern vor: so viel Zeilen machen so viel Bände, diesem komme 26,000, diesem 30,000, jenem 80,000 zu. Er nennt seine Bücher selbst marchandise-Waaren und legt dar, wie er in einem einzigen Jahre 80 Bände solcher Waare geliefert. Und dabei wird er stolz und ruft: „Der Akademiker sind vierzig, sie alle mit einander sind nicht im Stande, 80 Bände zu schreiben. Ich habe gethan und thue noch, was nie ein Mensch noch gethan hat."

Empört dich, deutsches Gemüth, das dergleichen liest, die Gemeinheit in dieser ganzen Anschauung schriftstellerischer Production und die Nudität der Darlegung? Doch ist der Mann, der eine solche Ansicht von der Stellung der Literaten der Nation gegenüber hat und sie ungescheut kundgibt, Einer, an dessen Berühmtwerden du selbst wacker mitgebaut und von dessen Romanen du keinen einzigen ungelesen, unbewundert, unübersetzt an dir vorübergehen ließest. Doch sehen wir weiter. Herr Lecan, der Advokat der Gegenpartei, weist hierauf die Uebertreibungen in dieser Angabe nach. Da verlangt Dumas das Wort; die Richter, die eine Gelegenheit, sich und das Auditorium zu unterhalten, nicht vorübergehen lassen wollen, bewilligen es ihm gern und so beginnt er: „Meine Antwort ist leicht. Ich brauche Ihnen, meine Herren, nur den Contract vorzulegen, Sie werden daraus ersehen, daß die Zeiträume, in denen ich meine Lieferungen zu machen hatte, mit gegenseitigem Einverständniß beliebig modificirt werden konnten und daß ich nicht im Stande war, die fünf Bände, die man von mir fordert, am ersten Juli zu liefern. Man wirft mir vor, daß ich die Dame de Montsorcau stück- und fetzenweis geliefert habe und ich erinnere dagegen, daß ich damals fünf Feuilletons im Gange hatte. Man sollte mir eher Dank wissen, meine Pflicht erfüllt zu haben. Meine Gegner behaupten, ich hätte in meiner

prächtigen Villa von St. Germain müßig geſeſſen. Ja müßig, indem ich die acht Bände meines Balſamo ſchrieb. Zugleich freilich ließ ich Shakespeare und Dumas einprobiren, aber das waren nur Muſeſtunden. Durften dieſe mir nicht gegönnt ſein, der ich in zwei Monaten 7000 Zeilen zum Druck gab? Was meine Reiſe anbelangt, ſo muß ich erklären, daß ich nie um ſie angeſucht habe. Der Herzog von Montpenſier, der mir gewogen iſt, ſagte mir: Kommen Sie zu meiner Hochzeit, es liegt mir daran, daß Männer, wie Sie und Hugo einem nationalen Feſte beiwohnen. Herr Salvandy ließ mich rufen und fragte: Können Sie nach Spanien und Algerien reiſen? — Das trifft ſich vortrefflich, erwiderte ich, denn ich muß ausruhen. — Sie reiſen nach Spanien, erwiderte der Miniſter, Sie beſuchen Algerien, das ſchönſte Land der Welt, ein Land, ganz unbekannt, insbeſondere den Miniſtern, die davon ſprechen, ohne es zu kennen und denen es noth thut, etwas darüber zu erfahren. — So ging ich denn nach Spanien; ich war der einzige Franzoſe, der der Trauung beiwohnte. Bei dieſer Gelegenheit war's, daß ich den Orden Karl's III. erhielt, der nicht mir, dem Literaten, aber mir, Alexander Davy, Marquis de la Pailleterie, gegeben ward. — Nach dieſen Feſtlichkeiten ging ich nach Tunis, der Prinz von Tunis war abweſend, aber ich wurde darum nicht minder ehrenvoll von ſeinem Stellvertreter, dem Bruder des Bey's, empfangen. Er heftete auf meine Bruſt den Orden des Nitcham. — Um nach Tunis zu reiſen, hatte die franzöſiſche Regierung ein Dampfſchiff von 220 Pferdekraft, den Veloce, zu meiner Verfügung geſtellt. Als wir die Küſte Afrikas berührten, vernahm ich, daß eine Schaar Gefangener durch ſchnelle Intervention von unſerer Seite befreiet werden könnten. Es handelte ſich um zwölf Köpfe, die von einem Tage zum andern geköpft werden konnten. Ohne Säumen ließ ich den Veloce zur Befreiung Cognord's und ſeiner tapfern Gefährten eilen und rettete Alle. Man fordert heute von mir 50,000 Franken, weil ich in Afrika geweſen, was liegt mir daran? Ich habe zwölf meiner Landsleute gerettet! Das iſt wohl 50,000 Franken werth. Ich bin mit 10,000 Franken abgereiſt, die der Miniſter des Unterrichts zu meiner Verfügung ſtellte. Sechs Männer begleiteten mich, die die Kunſt vertraten, wie ich die Literatur. Konnten uns 10,000 Franken genügen? Ich mußte für 50,000 Fr. Eiſenbahnactien verkaufen, an denen ich 7000 Franken verlor und gab noch 26,000 Franken von meinem Gelde aus!"

Der große Alexander! Sollte er nicht ein Nachkomme des Freiherrn von Münchhauſen ſein? Er war in Spanien, war in Algerien, überall vertrat er die Größe Frankreichs. Er rettete zwölf Landsleute vom Natagan. Zwei Orden hat er erhalten, den von Karl III. und den des Nitcham, nicht minder werth, weil er von einem chokoladebraunen Fürſten herkommt. Und das Schiff — 220 Pferdekraft, und vor ihm hat es nur Fürſten gedient! Es iſt grandios und wunderbar, wie nur eine Epiſode aus Monte Chriſto (der übrigens von Fiorentino und nicht von Dumas iſt); aber ſchon Münchhauſen ſagt: Lügen iſt ein Laſter, insbeſondere ſchon deswegen, weil es gleich herauskommt. Und ſo iſt's mit Dumas gegangen; das Rodomontadengebäude hat keine Woche lang geſtanden. Zuerſt wurde ihm nachgewieſen, daß er gar keinen Antheil an der Befreiung der Ge-

fangenen habe, dann kommt es heraus, er habe ſich des **Veloce** nur durch die wunderbare Zuverſichtlichkeit und Präpotenz ſeines Weſens bemächtigt.

Und dies iſt der zweite Act des Carneval-Dramas. Mitten in einer Kammerſitzung, wo von dem libre échange und andern ſchwerfälligen Handelsfragen die Rede war, fand es Herr Caſtellane, ein reicher feudaliſtiſcher ſtolzer Marquis vom Faubourg St. Honoré nöthig, die Frage zu thun: wie die Regierung dazukam, den Véloce, der täglich 1300 Franken koſtet, Herrn A. Dumas für ſeine Vergnügungsreiſe nach Tunis zur Verfügung zu ſtellen. Dieſe Frage verſetzt die Miniſter in nicht geringe Verlegenheit. Der Marineminiſter erwidert: er wiſſe nicht, wie dies gekommen ſei; der Kriegsminiſter behauptet, es ebenſo wenig begreifen zu können. Indeſſen ſalutiren die Herren Caſtellane, Lacroſſe, Lherbette Herrn Dumas als **entrepreneur de feuilletons et homme sans pareil**. Ein Deputirter, Herr Malleville, hat ſich beſonders das zu Herzen genommen, daß Dumas behauptet, Salvandy habe ihm geſagt: Gehen Sie nach Algerien und lehren Sie unſeren Deputirten, die immer von Afrika ſprechen, ohne es zu kennen, Afrika kennen. Alle Augen richten ſich auf Herrn Salvandy und fordern Auskunft über dieſe verletzende Bemerkung; er leugnet direct, ſie gegen Herrn Dumas geäußert zu haben.

Nicht der Umſtand, vom Miniſter Lügen geſtraft worden zu ſein, ganz etwas Anderes empört nun Herrn Dumas' adeliges Blut. Herr Caſtellane hat ihn „**cet homme**", dies Individuum, genannt, und er fordert Genugthuung. Es iſt dies übrigens nicht das erſte Mal, daß Herr Dumas Jemanden gefordert hat. Als Thiers Miniſter war, forderte er dieſen, weil er nach der erſten Vorſtellung Dumas' Drama Angely verbot. Damals lachte ihm der Miniſter in's Geſicht, diesmal iſt es anders. Die Cartelle, die Briefe gehen hin und her — es fehlt Herrn Dumas nicht an Muth und ſeltſam genug, es fehlt ihm nur an einem Secundanten. Er bittet Hrn. Viennet, der **Pair de France** iſt, ſein Secundant zu ſein, und dieſer antwortet ihm: Sie haben in Ihrem Proceß nicht der Schriftſteller Dumas, aber der Marquis de la Pailleterie ſein wollen. Ich will nichts Anderes als Schriftſteller ſein und kann Ihnen, der Sie den Stand des Schriftſtellers haben degradiren wollen, nicht ſecundiren! — So ſtehen die Sachen. Doch iſt alle Wahrſcheinlichkeit da, daß ſich Alles applaniren und das deutſche Publicum nicht in Gefahr kommen werde, ſeinen Dumas zu verlieren. Dies wäre ein großes Unglück, denn Dumas iſt einer der erſten Schriftſteller — Deutſchlands!

Vorgeſtern war ein Ball bei dem Herzog von Nemours. Alle Herren erſchienen dabei im Coſtüm von Pierrots, alle Damen in der Maske von Columbine. Es mag ſehr komiſch geweſen ſein, Hrn. Guizot als Pierrot zu ſehen; es läßt ſich denken, daß Lord Normanby als Harlekin ihm manchen Schlag mit der Pritſche gegeben haben mag.

Heute bringen die Anſchlagezettel die Nachricht von der unwiderruflichen, ganz nahe bevorſtehenden Eröffnung des **Théâtre historique** (früher Montpensier). Man hat ſich von dieſem Theater Wunder verſprochen; wir werden ſehen, ob es die Erwartungen erfüllt. Jedenfalls ſchreibe ich Ihnen in meinem nächſten Briefe darüber.

II.

Ein franzöſiſches Buch über Deutſchland.

Wie viel iſt ſeit Jahren hin und her geſchrieben worden, um eine entente cordiale zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Literatur zu ſtiften! Doch Deutſchland hat kein Glück bei den Franzoſen oder umgekehrt — denn es fragt ſich noch, auf weſſen Seite der größere Verluſt — Frankreich hat kein Glück mit ſeinen germaniſchen Stücken. Wird einmal ein menſchliches Wort in franzöſiſcher Sprache über deutſche Poeſie gedruckt, ſo muß es in jenem für Bücher ſo ominöſen Winkel erſcheinen, den man Belgien nennt; in der Hauptſtadt des Nachdrucks, deren Name auf dem Titelblatte des beſten Buches hinreicht, jeden Pariſer, d. h. jeden franzöſiſchen Leſer zu verſcheuchen .... Dies war mein erſter Gedanke, als ich ein eigenthümlich anziehendes Buch zuſchlug, das vor einiger Zeit in Brüſſel erſchienen iſt und den Titel führt: „De l'Allemagne moderne". Nicht daß der Stoff und Inhalt ſo erſchöpfend und umfaſſend wären, wie der vielſagende Titel, allein überraſchend waren mir Ton und Faſſung jedes einzelnen Kapitels und ganz neu für einen Franzoſen der Gedankengang des Ganzen. Das erſte Kapitel beginnt mit „Goethe's Jugend", als dem Morgenroth deutſcher Dichtung; das letzte ſchließt mit einer pſychologiſchen Erklärung galliſcher Anſchauungen über uns ſeit Mercier's und Staël's Zeit bis auf Blaze und Michiels. Die mittlern Stücke, von denen ich noch ſprechen werde, ſind zufälliger an einander gereiht. Einzelne darunter, die früher in der belgiſchen Revue nationale erſchienen ſind, wurden im Lande viel geleſen und waren merkwürdiger Weiſe das Allererſte, was die gebildetern Flamänder über Leute, wie Heine und Börne, Hebel und Zſchocke, Grün und Lenau erfuhren. So gewiß iſt es, daß man mit unſern germaniſchen Brüdern in Belgien nicht auf Flämiſch, ſondern auf Franzöſiſch verhandeln muß, um über Deutſchland angehört zu werden *).

Lohnt nun auch die kleine Propaganda, die das Buch in einigen belgiſchen Kreiſen für Deutſchland gemacht hat, ſchwerlich das Streben des Verfaſſers, ſo iſt es jedenfalls geeignet, dem deutſchen Leſer eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten. Man kann dreiſt behaupten, daß kein neuerer Franzoſe ein ſo getreues Bild von uns entworfen hat, wenn auch der Rahmen, den die Pariſer Portraits aus Deutſchland haben, oft von tauſend falſchen Diamanten funkelt. Taillandier wird von gewiſſen Seiten mit guten Angaben verſorgt und er weiß ſie ſehr geſchickt anzubringen; aber die Pracht und Sauberkeit ſeines Styls verbergen doch nie, wie mechaniſch er die Bruchſtücke ſeines Wiſſens aneinander fügt. Blaze, Chasles u. ſ. w. haben für unſere Geiſterwelt eine gar ſchmeichelhafte Bewunderung, nur ſtammt ihre Verehrung weniger aus Geiſt- und Herzen, als aus der

*) Trotz der mehr als cavalieren Art und Weiſe, mit der die Franzoſen Belgien behandeln. Pariſer Politiker nennen es ein proviſoriſches Königreich, ein weggeliehenes Departement, eine langweilige Provinz. In literariſcher Beziehung wird es noch herablaſſender in's Schlepptau genommen. Alfred de Muſſet nennt es „un pays, on il y a beaucoup de libraires et pas un homme de lettres!"

Phantaſie. Und was für eine Phantaſie! Dem neuromantiſchen Kritiker iſt Deutſchland nur der Rede werth, wenn er es als ungeheuerliches Labyrinth ausſchreien und aus unſern Schriftſtellern indiſche Götzen oder Callot-Hoffmann'ſche Geſpenſter machen kann. Er mißt den deutſchen Genius nach Elle und Klafter, wie eine ägyptiſche Pyramide, er ſtellt ihn auf ein alpenhohes Fußgeſtell — aber fühlt und verſteht er ihn? — Es ſind kindiſch-gravitätiſche Geſichterſchneider, dieſe Apoſtel des Germanismus in Paris, und im Grunde iſt es ihnen weniger um Verſtändniß als um Effect zu thun; ſie wollen ihre Jünger nicht einweihen, ſondern mit Staunen über die Weisheit ihrer Lehrer erfüllen.

Hier herein, meine Herren! Nur herein! Da haben Sie den geheimnißvollen Eingang zum mondbeglänzten germaniſchen Zauberwald, wo Fauſtus alle Nacht ſpazieren geht, bis Gretchen mit einem blutrothen Streif um den Hals erſcheint, am Arm eines jener blaſſen Studioſen, die ſich mit ihren langen blonden Haaren hier verirren und den Erlkönig belauſchen, wie er den Salomoniſchen Becher in die Tiefe wirft, aus der die ewigen Klagen der Senſchut *) emportönen. Dort fällt Räuber Moor im Zweikampf gegen die ſchneidende Kategorie von Kant, aber die myſtiſche Formel Hegel's erlöſt ihn alsbald und führt ihn über den Blocksberg des Pantheismus zum Himmel hinauf. Erhaben, wunderbar, aber ſehr ſchwer, meine Herren, ſehr ſchwer und gefährlich. Wehe Dem, der ohne einen grauen Druidenführer ſich in dieſe Wildheit wagt! Wir ſind durch die Gunſt der Nibelungen, die uns in einem Münchener Salon zu Theil ward, in alle Myſterien eingeweiht worden, aber nicht Jeder hat dieſes Glück u. ſ. w. u. ſ. w.

Iſt dieſe Carricatur zu arg? Wenigſtens wird man geſtehen müſſen, daß die ſonderbare Kunſt der Neuromantiker, das unerhörteſte Zeug in ein deutſches Buch hineinzugeheimniſſen und herauszufabeln, unwiderſtehlich zum Spott herausfordert. De l'Allemagne moderne iſt nun grade in dieſer Beziehung mehr als ein wohlthuender Gegenſatz; es iſt ſo anſpruchslos einfach, ſo frei von halsbrecheriſchen Parallelen und Combinationen, überall ſo ernſt auf den weſentlichen Kern der Dinge gerichtet und dabei ſo lebenswarm und farbenfriſch, daß man kaum ſeinen eigenen Augen traut. Das Kapitel über Zſchocke legt mit Recht ein großes Gewicht auf einen Schriftſteller, deſſen Einfluß beim Volke größer als ſein Ruf in der Literatur iſt; doch werden die Anſichten des Verfaſſers über Zſchocke's Glaubensbekenntniß in Deutſchland nicht immer getheilt werden, ſo wie ſein Urtheil über Heine Gegner in zwei Lagern finden wird. Das Kapitel von den politiſchen Dichtern, welches durch reizend erzählte Epiſoden aus den Fahrten einzelner Poeten der Neuzeit belebt iſt, zeigt eine große Vertrautheit mit der Kriſis, zu der die deutſche Bewegung gekommen ſcheint. Ebenſo hat le catholicisme allemand politiſchen Werth. Die geiſtige Oberherrſchaft des proteſtantiſchen und die unſichere Aufklärung des katholiſchen Deutſchlands, die plumpen Mißgriffe der Ultramontanen und die religiöſe Ohnmacht der modernen Reformatoren ſind mit ſcharfen Strichen gezeichnet, die Agitation im Ganzen jedoch als eine verhaltene oder „maskirte" politiſche Schilderhebung dargeſtellt. So viel, was den ſtoffli-

*) Sehnſucht. Siehe zur Erklärung dieſes germaniſchen Wunders im Corsaire-Satan den Bericht über Chasles' und Michelet's Vorträge.

chen Gehalt dieses Buches betrifft, dem etwas größere Ausdehnung und Abrundung zu wünschen wäre.

Das hervorragende Verdienst des Buches ist, wie ich schon angedeutet, die Vereinigung von zwei seltenen Eigenschaften: gediegenes Französisch und eine Sachkenntniß, die vom besten Willen begleitet ist; viel Gemüth und viel bon sens. Ein Vollblut-Franzose kann unmöglich so viel Herz und, was mehr ist, so viel Instinct für unsere Leiden und Freuden haben. Ein Deutscher, sollte man denken, kann noch weniger den Ton treffen, den man bei unsern geistreichen Nachbarn anschlagen muß. Es ist schwerer als man denkt, die Wucht deutscher Stoffe mit französischer Grazie zu handhaben. Der größte Meister im Uebersetzen übertrage Gervinus in's Französische, und kein Franzose wird ihn verstehen.

Nun, der Verfasser ist ein Deutscher! Aber so wie die Kritik keine bloße Kopfarbeit ist, sondern oft reiche und dichterische Erlebnisse dazu gehören, um einen lebendigen, nachfühlenden Kunstrichter zu bilden, ebenso und noch mehr gehört ein Zusammentreffen eigenthümlicher Schicksale dazu, um einen französischen Dolmetsch deutschen Geistes zu erziehen, wie man ihn bei uns lange gewünscht hat und wie der Verfasser zu werden verspricht. Herr Emile Frensdorff, Agrégé an der Brüsseler Universität, ist ein Deutscher, der sich als Jüngling in's französische Leben warf und in Paris und Straßburg studirte, aber erst französischer Schriftsteller werden mußte, um zu erkennen, daß die Fremde Geist und Phantasie befriedigen, aber den Durst des Herzens zuletzt doch nicht stillen kann. Mit neuer verdoppelter Liebe warf er sich daher auf das Studium deutscher Literatur und Zustände. Die französische Feder war ihm jedoch geblieben und er beginnt, Gebrauch von ihr zu machen. Mögen wir uns nicht täuschen, wenn wir de l'Allemagne moderne als den Keim einer umfassendern Arbeit, als den Anfangspunkt einer längern literarischen Thätigkeit von ähnlicher Tendenz begrüßen.

III.

Aus Paris.

Regierungspolitik in der Kammer. — Bergauf. — Deutschland in Paris. — Lola Montez. — Die preußische Verfassung. — Ein Wort von Heine. — Berliner Erwartungen.

Im Eulenspiegel kann man unter vielen andern schönen Sachen auch französisch constitutionelle Verhaltungsregeln lernen. Eine Hauptregel aber ist, daß man Gott einen guten Mann sein läßt, lacht und scherzt, so lange es bergauf geht. Erst bergab kommt die Bescheerung und das Weinen. Die erste Hälfte eines Landtages in Paris geben wir frohen Muthes bergauf, die zweite purzeln wir kopfüber bergab. Die ganze, lange erste Hälfte des Landtages sorgen die Minister dafür, daß die Herren Volksvertreter so gut wie gar nichts zu thun haben. Der Carneval, die Fastenvergnügungen, Gesellschaften, Soireen, Concerte, Theater füllen dann die leeren Stunden sehr schön aus. So kommt das Frühjahr heran, mit ihm die Landsaison und erst dann beginnen auf einmal die Geschäfte auf unsere fleißigen Herren Deputirten wie aus Gewitterwolken herabzustürzen, und später immer toller, bis zuletzt die Hauptgesetze ganz in die Hundstage fallen, und alle Welt

ſie ſchockweiſe in ein paar Stunden abfertigt, um ſelbſt abgefertigt zu werden, und in den Bädern und auf dem Lande von des Landtags Mühen auszuruhen.

Gegenwärtig geht's noch immer luſtig bergauf. Außer dem großen, ſchönen, tapfern Kampftage der Adreßdebatte iſt bis jetzt ſo zu ſagen noch gar nichts Geſchäftliches abgemacht worden. Ein paar Nothgeſetze und Lückenbüßer iſt Alles. Glauben Sie nicht, daß die Regierung etwa nicht vorbereitet ſei, im Gegentheile. Sie legte vor ein paar Tagen die erſten Geſetzprojecte vor, und zwar faſt nur ſolche, die der diesjährige Landtag vom vorjährigen erbte, und die ſomit ſeit acht Monaten ausgearbeitet und ganz fertig in den Mappen der Miniſter lagen. Mit dieſen Geſetzen nun werden wir wahrſcheinlich bis zum ſchönen Wetter, bis zu den grünen Bäumen reichen. Dann kommen neue Sachen, ſo unbedeutend als möglich, bis endlich ganz zuletzt die Geſchäfte des Jahres. Wir haben alſo vorerſt das Zuſehen, und können von Anderm reden.

Warum nicht von etwas Vaterländiſchem? Ueberdies kann ich verſichern, daß in dieſem Augenblick die deutſchen Angelegenheiten auch in Paris die wichtigſten Gegenſtände des Tagesgeſprächs ſind. Wo ein Deutſcher ſich in einer Geſellſchaft ſehen läßt, hat er ſehr bald Frage und Antwort über Dies und Jenes zu beſtehen. Und zwar gibt es Sachen, deutſche Angelegenheiten, die in dieſem Augenblick hier in Paris von dem tollſten Spottvogel bis zum ernſteſten Politiker herab, die Leute höchlich beſchäftigen. Eh lien und die Lola Montez! iſt ein unerſchöpflicher Stoff für alle Seelenverwandten des Corſaire-Satan und des Charivari. Ich höre, ſie ſoll nächſtens in dem Theater Variété auf die Breter kommen; die ſeelenvolle Dejazet ſoll ſie bereits einſtudiren, Bouffé ſoll les vieux péchés an demſelben Abend geben. Ich werde Ihnen zur Zeit ausführlicher darüber berichten.

Die ernſten Leute aber ſprechen alle von der preußiſchen Conſtitution. Kein Menſch weiß, was er davon halten ſoll, und man kann ziemlich ſicher ſein, daß, wenn man einem Franzoſen die Sache noch ſo klar auseinander geſetzt hat, er am Ende noch wirrer iſt, als zu Anfang. Sie haben nun einmal keinen Maßſtab für etwas, das nicht vollkommen in ihre Auffaſſungsweiſe hineinpaßt. Aber das verhindert ſie nicht, einen gewiſſen politiſchen Tact zu beſitzen, der ſie oft ganz richtig leitet, und der ihnen, ohne Ausnahme, den letzten Ereigniſſen in Preußen gegenüber ſagt, daß hier eine neue Zeit beginnt. Es iſt ihnen nicht ganz geheuer dabei, ſie ſehen den Entwickelungen in Deutſchland mit einer gewiſſen Scheu zu. H. Heine ſagte einmal in ſeiner kecken Art und tollen Laune den Franzoſen: „Wenn wir Deutſchen einmal anfangen, dann bleibt bei Leibe ruhig, ihr lieben Freunde in Frankreich, denn ſelbſt wenn ihr applaudiren möchtet, ſo könnten wir das mißverſtehen und böſe werden. Geht es in Deutſchland los, ſo werden die Adler vor Angſt aus der Luft herabfallen und die Löwen in der Wüſte vor Schrecken die Schwänze zuſammenkneifen.." Das haben nun die Franzoſen längſt vergeſſen. Aber dennoch beherrſcht ſie ein Gefühl, als ob dieſe freundſchaftliche Warnung noch irgendwo in ihrem Gehirne an verborgenem Orte wirke. Sie hatten ſchon ſeit 1840 eine gewiſſe Achtung vor dem jungen Nationalgefühle Deutſchlands; ſeit vierzehn Tagen ſchütteln ſie bedenklich die Köpfe.

Hält der vereinigte Landtag in Berlin halbwegs, was er zu verſprechen ſcheint, ſo gewinnt dadurch Deutſchland in Frankreich mehr nachhaltige Kraft, als wenn es noch einmal ein Leipzig und ein Waterloo aufzuführen Gelegenheit hätte.

Alle, die an den Ernſt der letzten Ereigniſſe in Preußen glauben, ſtehen ſchon heute unter dem Gefühle dieſes Eindruckes. Aber nicht Alle glauben daran. Es gibt Viele, die einfach ſagen: Man hat Geld nöthig in Preußen, und wenn man es erlangt hat, dann iſt das Spiel wieder zu Ende. Andere gehen weiter: „Rechte erhält das Volk doch in Preußen nicht, ſondern nur eine Gnade. Sie können, nach dem Syſtem des Bundestages, Geld zugeſtehen, aber keines verweigern. Ihre Zuſammenkunft iſt nicht geſetzlich nothwendig, ſondern hängt von der Willkür ab. Bei Kriegsgefahr werden ſie gar nicht gefragt. Und um der Sache die Krone aufzuſetzen, genügt ein Drittheil eines Standes, ein Sechstheil der Verſammlung, um den Willen von fünf Sechstheil zu Vernichten". So die Zweifler. An Preußen liegt es, zu beweiſen, daß ſie auch hier das deutſche Weſen nicht verſtehen. Und gelingt dieſer Beweis, gelingt es dem erſten vereinten Landtage in Berlin, die Welt zu überzeugen, daß Ruhe und Ernſt ihn lenken und zu einem feſten, klargedachten und deutſchgewollten Ziele führen — ſo werden Preußen und in ihm Deutſchland eine Taufe der Würde und des Anſehens erhalten, die mit einem Schlage dem vorherrſchenden Uebergewicht Frankreichs und England in den Angelegenheiten der Welt ein Ende macht.

Das hoffen Viele, fürchten Manche hier. Es möge geſchehen.

IV.

Aus Berlin.

1.

Die deutſchen Gelehrten als populäre Salonredner. — Die Ateliers-Beſuche. — Gudin. — Die fremden Künſtler. —

Zu den Wintergenüſſen des hieſigen Publicums gehören die zwölf wiſſenſchaftlichen Vorleſungen, die Sonnabends in der Singakademie von fünf bis ſechs Uhr gehalten werden. Da die Prinzeſſin von Preußen, als Protectorin des Vereines, niemals dort fehlt, ſo gehören die Vorleſungen zum guten Ton und alle Plätze ſind ſchon beim Schluſſe des Cyklus für das nächſte Jahr beſtellt. Der Eintrittspreis von zwei Thalern für zwölf Vorleſungen wird nur zur Koſtenbeſtreitung für Local und Beleuchtung benutzt und der Ueberſchuß, welcher ſich auf ein paar tauſend Thaler beläuft, gegenwärtig zur Anlegung einer Bibliothek für die untern Volksklaſſen verwendet. So uneigennützig dies Unternehmen von Seiten der Vortragenden, ſo erfreulich die Wißbegier eines Volkes iſt, ſo muß man doch geſtehen, daß dieſe Vorleſungen das unfruchtbarſte, unerquicklichſte Ding von der Welt ſind. Man kann ſich da überzeugen, wie bei der Mehrzahl der deutſchen Gelehrten noch immer die Wiſſenſchaft und das Leben von einander geſon-

dert ſind; man kann lernen, wie viel Langeweile ein Publicum erträgt, wenn es dieſe Langeweile für faſhionable hält. Aber die Schuld dieſer Langeweile liegt nicht allein an den Gelehrten, ſondern auch in der Einrichtung des Inſtituts. Zwölf verſchiedene Männer ſprechen Jeder eine Stunde über Gegenſtände aus ihrem Fachſtudium. Bedenkt man nun die umfaſſende Kenntniß, die ernſte Gründlichkeit eines deutſchen Gelehrten, ſo muß man einſehen, wie unglücklich ihn grade das Bewußtſein ſeines großen Reichthums machen muß. Er beſitzt eine Strahlenkrone, von der er nur ein Fünkchen der neugierigen Menge zeigen ſoll; aber das Fünkchen hat nur Werth, iſt nur ſichtbar als Theil des Ganzen, und ſo bleibt ihm, nach ſeiner traurigen Ueberzeugung, kein Ausweg, als dies große, leuchtende Ganze in aller Eile der ſtaunenden Menge hinzuhalten, die davon natürlich mehr geblendet und erſchreckt, als erfreut und erquickt werden muß.

Mit ſeltenen Ausnahmen ſind dieſe Vorleſungen in ſo hohem Grade ſinnverwirrend und betäubend, daß der ältere Theil des Publicums, die alten Militärs und Beamte, die adeligen Damen und Geheimräthinnen, ihr Mittagsſchläfchen halten, während der unglückliche Lector ſeine Lungen und Augen ruinirend ſo ſchnell als möglich das umfangreiche Heft von Anfang bis zu Ende herunterlieſt. Auf ſolche Weiſe erfuhr man in dieſem Winter, wie viel Eier jeder Stöhr, wie viel der Karpfen habe und wie viel Häringe es in der Welt gibt. Man ſchwindelte vor Zahlen, man fürchtete, keinen Platz zu finden vor lauter Fiſchen, und war nur getröſtet, weil man den Sonnabend vorher, bei Gelegenheit der Coloniſationen und Auswanderungen, ebenſo viel Zahlen in Bezug auf Menſchen hatte nennen hören, wodurch eine Art von innerm Gleichgewicht zwiſchen den Fiſchen und deren Conſumtion in den Seelen der Zuhörer hergeſtellt ward.

Einer ſpricht uns von „Wahrſcheinlichkeit" und breitet in ſechzig Minuten das ganze, viel umfaſſende Thema vor uns aus; der Andere entwickelt uns in ſechzig Minuten „die Bildung und Auflöſung der Gegenſätze in der römiſchen Geſchichte von Romulus bis zu Cäſar", und grade vor embarras de richesse hat das Auditorium gar nichts von dieſen Vorträgen. Ein geiſtreicher Profeſſor, welcher ſelbſt Theilnehmer des Vereines iſt, ſagte von demſelben, „es ſei ein Inſtitut eingerichtet, in dem der geiſtreichſte Mann die Möglichkeit hätte, innerhalb einer Stunde ſich lächerlich und ein großes Publicum ungeduldig zu machen."

Dies iſt wahr; und doch könnte es anders ſein; entweder, indem man vier Profeſſoren erſuchte, in dieſen zwölf Sitzungen über vier Gegenſtände zu verhandeln, wodurch es möglich würde, eine Materie durch drei Stunden in Ruhe zu entwickeln und die Aufmerkſamkeit der Hörer durch wirkliche Belehrung zu feſſeln; oder wenn man die Vorleſungen, falls ſie als Vergnügungsſache betrachtet werden, wirklich unterhaltend zu machen wüßte. Dazu iſt es nöthig, einen in ſich abgeſchloſſenen Stoff zu wählen, wie es bisweilen geſchah. Raumer's einſtige Vorleſung über Wallenſtein, Häring's Vortrag über den Proceß von Warren Haſtings, Raupach's über die Nonne Roswitha, die Akropolis von Profeſſor Kurtius und der letzte Vortrag von Marchand aus Halle über Alchymie, gaben den Beweis, wie leicht und lebhaft das Auditorium durch wirklich Anziehendes zu feſſeln iſt. Die meiſten dieſer letztgenannten Vorträge wurden zudem nicht abgeleſen, ſondern

frei gesprochen und hatten also schon das belebende Element des zündenden, neugebornen Gedankens voraus, das immer sich als wirksam bewährt.

Jede Wissenschaft hat Punkte, die in das Alltagsleben eingreifen; diese herauszuheben und mit der Erkenntniß von Laien in Anknüpfung zu bringen, muß die Aufgabe des Institutes sein. Auf diese Weise kann es nützlich werden, Theilnahme erregen, und die Vortragenden werden den Dank des Publicums wahrhaft verdienen, für das sie sich jetzt in einer Weise opfern, die weder den Einen noch den Andern ersprießlich oder ehrenvoll ist.

Eine andere Gewohnheit großer Städte scheint jetzt auch, sehr zum Vortheil des Publicums, unter uns Platz greifen zu wollen: es ist der Besuch der Ateliers hiesiger Künstler und Fremder, die nur momentan unter uns verweilen. Für die Letztern beweist der treffliche Bildhauer Wiechmann eine schätzenswerthe Gastlichkeit. Wie er vor zwei Jahren Gudin ein Atelier bei sich einräumte, so hat er es jetzt für den Landschaftsmaler Louis Gurlitt aus Altona gethan, dessen Bilder hier große und verdiente Aufmerksamkeit erregen. Er hatte, nach mehrjährigem Aufenthalte in Italien in das Vaterland zurückgekehrt, fünf italienische Landschaften, welche schon in Rom in Privatbesitz übergegangen waren, zu der Berliner Kunstausstellung gesendet. Ohne allen Charlatanismus, ohne alle blendende Effectmacherei gemalt, zeichnen sie sich grade durch ihre edle, natürliche Einfachheit vor der Mehrzahl der modernen Landschaften aus.

Gurlitt verschmäht es, die Vedute zu malen, deren wunderlich gekrümmter Baum, deren verfallene Osterie nur Werth hat für Den, welcher die Gegend kennt. Er will ein Bild der Natur geben *) und seine italienischen Campagnabilder sind ebenso anspruchslos naturtreu, ebenso dichterisch aufgefaßt, als seine nordischen Strandgegenden und Dünen **).

Neben einem großen, äußerst sorgfältig gemalten Bilde von Palermo hat er technisch schnell und gewandt wie Gudin und wohl gewissenhafter in der Ausführung als Jener, hier mehrere kleinere Landschaften a la prima gemalt ***). Man freut sich, daß neben jenem Franzosen und dem Belgier de Kayser, für die Berlin sich enthusiasmirte, einmal ein deutscher Künstler, der jeden Charlatanismus vermeidet, allein durch die Macht seines großen Talents die Anerkennung und Theilnahme findet, welche wir sonst vorzugsweise gern den Ausländern zu zollen pflegen. Dies ist lobenswerth und könnte Veranlassung werden, daß sich mehr bedeutende Künstler nach Berlin verlocken lassen, welches sie bis jetzt vermieden, da Berlin in dem üblen Rufe stand, die Kunst mit vornehmer Herablassung, statt mit freudiger Huldigung zu behandeln.

A. M.

---

*) Er malt deshalb vorzugsweise gern große, weite Ansichten der Gegend.

**) Gurlitt fühlt, daß die höchste Aufgabe des Landschafters darin besteht, die Natur nachzuahmen, und daß keine künstliche Gestaltung ihr höhern Reiz verleihen könne.

***) Die allgemein und mit Recht bewundert werden.

2.

Colporteure. — Leopold Schefer. — Lola Montez. — Bälle und Tänzer. — Muſikaliſche Leiden.

Mit der Noth finden ſich auch immer Candidaten des Zuchthauſes ein, die ein Gewerbe daraus machen, mit den Mänteln von allerlei chriſtlichen Empfindungen behangen, die Geldbeutel gutmüthiger Seelen auszuplündern. Ein ehemaliger, jetzt wohlhabender Colporteur, ich nenne dies Individuum nicht, denn es wird hoffentlich vor Gericht ſich ſelber nennen müſſen, iſt jetzt hier Literat geworden und giebt vier Journale zu gleicher Zeit und zu gleichem Zweck, d. h. zu einem wohlthätigen heraus. Vornehmlich zum Beſten verarmter kleiner Kinder (zur Beſſerung reich gewordener großer Lumpe wäre augenſcheinlich noch verdienſtlicher), wozu er ſich an bekannte Wohlthätigkeitsanſtalten drängt und mit den Namen hochſtehender Perſonen und hieſiger ariſtokratiſcher Familien ſich eine Art Aushängeſchild für ſeine, von den betreffenden Inſtituten gar nicht zu controllirenden Unternehmungen aerſchafft. Seine elegant, nach Art der Livréebedienten gekleideten Helfershelfer, gehen nun in den Häuſern umher und bieten in halben Bogen, à 1 Sgr., dieſe Hefte aus, indem ſie von dem Grafen oder Baron X. grüßen und die Beſtellung ausrichten, er ließe ſagen, man möchte doch abonniren. In meinem Haushalt befinden ſich gegenwärtig einige Blätter der Art, die zudem für dieſen Preis enorm theuer ſind. Es muß die Pflicht aller auf ihre Ehre haltenden Literaten ſein, dieſe Freibeuterei und ihre Robert Macaire's zu entlarven. Zudem überſteigt die Frechheit einiger Colporteure wirklich alles Maaß.

Ihre Majeſtät die Königin iſt wieder hergeſtellt und von Leopold Schefer in der Voſſiſchen Zeitung mit einigen Verſen begrüßt worden, die für die bekannte poetiſche Haltung des Blattes (Rellſtab und Fr. Förſter ſind die Gemen, welche die erforderlichen Feſtgedichte abmandeln) gut genug, aber für einen Ruf wie Schefer's, ſchlecht genug ſind. Wir gehören zu Denjenigen, welche ſich über das gute eheliche Verhältniß und die reine Sittlichkeit des hohen Paares aufrichtig freuen, um ſo mehr, je ſeltener in dieſer Sphäre dergleichen von Tag zu Tag werden; können aber nicht einſehen, in wiefern die Grippe der hohen jetzt geneſenen Frau, auf die ferne einſame Muſe Schefer's ſo influiren könnte.

Von Lola Montez wird gegenwärtig hier viel geſprochen. Die Carrière dieſer Perſon, die ein weiblicher Caſanova zu ſein ſcheint, erinnert lebhaft an eine für Deutſchland ganz vorübergegangene Epoche, wo ſüdeuropäiſches Gezücht unſer Vaterland überſchwemmte. In gewiſſen Kreiſen ſoll ein Gedicht circuliren, das von einem ihrer Verehrer an ſie gerichtet iſt, worin ſie, allerdings neu und überraſchend, mit einer Sonne verglichen wird, die den ganzen Horizont dieſes Dichters ausfülle und durch ihren Niedergang tiefe Finſterniß verbreiten würde. Von hieſigen Zeitungen hat außer der Speuer'ſchen die Zeitungshalle einige Notizen über ſie gebracht. Mit tiefer Betrübniß aber habe ich bereits einige Gloſſen im Coustitutionnel geleſen, die für die armen Baiern höchſt drückend ſein müſſen.

Unſere Wintervergnügungen nehmen ihren ruhigen oder vielmehr höchſt unruhigen Fortgang. Man giebt, namentlich in Familien, viele Bälle, wo die jungen Damen mit Jünglingen tanzen müſſen, die eben ihre nicht fehlerfreien latei-

niſchen Exercitien vollendet oder die dürre Elle an den Nagel gehängt haben. Junge Männer tanzen kaum mehr, nur die Kämpfer des Vaterlandes behaupten ſich unangefochten in dem Gefilde der weiblichen Gunſt und ſchlagen die kümmerlichen Vertreter des unerwachſenen oder abſtudirten Civilſtandes durch ihr doppelfarbiges Tuch, ihre ſchlanke Taille, ihr mit dem geiſtigen Ideenkreiſe ſympathiſirendes Geſpräch glorreich aus dem Felde.

Berlin wird jetzt eigentlich in Muſik erſäuft. Die Klavierhauerei hat ihre höchſte Stufe erreicht. Bengel, voll Arroganz mit langen Haaren und Fingern, legen dem Publicum die Reſultate ihres Fleißes vor; die engliſchen Saiten ſteigen im Preiſe, deutſche halten nämlich nicht mehr Stich, man kauft eiſerne Hämmer auf, die hölzernen ſind zu ſchwach, man denkt darauf Piano's aufzumauern und die Kritik beginnt auf neue und unerhörte Wendungen biſſigen Spottes und recenſirender Grobheit zu ſinnen, um ihnen den Rücken auszuklopfen.

E. K.

V.

Aus Wien.

1.

Preußen und Baiern. — Münchner Gerüchte. — Die Kaiſerin Mutter. — Circular des Herrn von Abel. — Ein Witz.

Oeſterreich als deutſche Macht hat zwei Rivalen, Preußen im Norden und Baiern im Weſten. Obgleich das verhältnißmäßig kleine Baiern nicht die Wichtigkeit hat, wie das in ſeiner Hegemonie immer mehr und mehr wachſende Preußen, ſo iſt es doch als der nach Oeſterreich bedeutendſte ſüddeutſche Staat, als katholiſcher Mitanführer, als conſtitutionelles Reich und als ein von mannichfachen großen Traditionen getragenes Land mit einer Dynaſtie, die ſtets Nebenbuhlerei der öſterreichiſchen Hausmacht geweſen, ein wichtiger Nachbar für uns bei allen Kataſtrophen, welche die Geſchichte der Zukunft bedrohen. Es iſt ſomit nichts natürlicher, als daß man hier auf die Bewegungen in Baiern ſtets ein aufmerkſames Auge richtet, um ſo mehr, als mannichfache Familienbündniſſe die Dynaſtien beider Länder äußerlich verknüpft. Nun begibt ſich aber in dieſem Augenblicke ein merkwürdiges Schauſpiel innerhalb der Grenzen unſerer beiden deutſchen Großnachbarn. Während Preußen dnrch einen Schritt zum conſtitutionellen Princip, wie unzureichend der neue Landtag auch in den Augen der Conſtitutionellgeſinnten erſcheint, eine große Stufe aufwärts in den Hoffnungen und in dem Intereſſe der deutſchen Nation ſteigt, ſieht man im Gegentheil in Baiern einen, wenn auch vielfach kritiſirten, doch auch vielfach verdienſtvollen und gefeierten Monarchen in eine unabſehbare Stellung ſich bringen und die Sympathien, welche ihm von vielen Seiten, trotz mancher Sonderbarkeiten, bisher gezollt wurden, erſchüttert. Es circuliren hier über die letzte Miniſterkriſis und ſonſtige Münchner Ereigniſſe tauſend Anekdoten! Nicht blos die Staatskanzlei und die kaiſerliche Familie er-

halten tagtäglich Depeſchen und Briefe, ſondern auch der höhere Clerus führt eine lebhafte Correſpondenz mit den Standesgenoſſen in München und Alles ſieht mit Spannung auf die Dinge, die ſich da entwickeln werden. Die meiſte Ausbeute für die öffentliche Converſation bilden die Briefe, welche unſere Künſtler von ihren Münchner Collegen erhalten, die als natürliche Anhänger des kunſtſinnigen Souverains zwiſchen Aerger und Humor ſchweben und, im doppelten Erguß von beiden, tauſend pikante Thatſachen erzählen. Dieſen Abend erzählte man ſich in mehreren Salons und in den Theatern, die Königin von Baiern ſei hier angekommen. Es iſt heute zu ſpät, um genauere Erkundigung einzuziehen, indeſſen werden Ihre Leſen, bevor dieſer Brief gedruckt wird, aus den Tagesblättern die Beſtätigung oder Nichtbeſtätigung der Nachricht erfahren. Die Kaiſerin Mutter, die ſchon ſeit mehrern Wochen in großer Zurückgezogenheit lebte, iſt jetzt für keine Audienz mehr zugänglich, da ein Geſichtsleiden, deſſen energiſche Vertreibung die Aerzte für gefährlich erklären, zu ihrem Seelenkummer ſich geſellt hat, deren Urſachen bei einer ſo zärtlichen und anhänglichen Schweſter leicht zu errathen ſind. Das geſchriebene Circular, welches Herr von Abel und ſeine Collegen zu ihrer Rechtfertigung umher gehen ließen, iſt gleich in den erſten Tagen hierher gekommen. Es ſollen über 60,000 Abſchriften in Baiern davon circuliren. Im erſten Augenblicke, als die Nachricht von dem Miniſterwechſel hierher kam, glaubte man, es ſei ein Principienſtreit und ein Sieg der liberalen Partei, als man jedoch die nähere Veranlaſſung und die Namen der Miniſter in spe kennen lernte, machte ein geiſtreicher Diplomat den Witz: **Parturiunt montes etc.**

† †.

2.

Ein Preßproceß. — Oeſterreichiſcher und franzöſiſcher Patriotismus. — Meierbeer contra Cenſur. — Burgtheater. — Friedrich Liſt. — Lenau's Vermögensverhältniſſe. —

Die Aufführung von Meyerbeer's Vielka, oder richtiger das Textbuch, hat eine gerichtliche Klage gegen die Buchdruckerei, aus der es hervorgegangen, zu Folge gehabt. Die Cenſur hatte aus einem Chor einige verhöhnende Worte auf den Feind, alſo auf Oeſterreich herausgeſtrichen, da ſie wahrſcheinlich einen Scandal befürchtete, wie in Paris bei der bekannten Stelle in Halevy's Charles VI. „Jamais en France l'Anglais ne regnera.“ Freilich im umgekehrten Sinne Denn während man in Paris den ſtürmiſchen Beifallchor des Publicums ſcheute, ſo beſorgte man hier im Gegentheil ein Trommeln des Mißfallens, obſchon beide Fälle das gemein haben, daß die Aeußerung des Auditoriums gegen eine befreundete Macht ſich gerichtet hätten. Durch ein Verſehen ſind jedoch die betreffenden Worte doch gedruckt und geſungen worden.. Bei einem franzöſiſchen Publicum wäre dies allerdings nicht ohne Spektakel vorübergegangen. Die Wiener aber ließen ſich's wenig kümmern und applaudirten herzhaft darauf los — zum Glück für den Buchdrucker, der jetzt mit einer Strafe von 200 fl. C.-M. davon kommen wird. Die Verballhornirung oder Verbeſſerung des ohnehin elenden Text-

buches (die Aenderungen wären keineswegs ſo unbedeutend, wie in einem Ihrer letzten Briefe aus Wien gemeldet wurde) ließ ſich der Componiſt gefallen. Dagegen weigerte er ſich entſchieden und ſtandhaft, auch nur ein einziges Mal die Hugenotten zu dirigiren, ſo lange ſie in ihrer gegenwärtigen Verſtümmelung als Ghibellinen und Guelfen auf dem Theaterzettel figuriren. Die Sängerin Haſſelt und mehrere andere Perſonen gaben ſich alle mögliche Mühe den Componiſten zu bewegen, nur für einen Abend ſein Werk am Kärnthnerthor-Theater zu leiten — er blieb unbeweglich, und da die Cenſur es auch blieb, ſo fällt die Sache in den Brunnen. Von der Muſik zu Struenſee werden wir nun Einzelnes hören. Das Trauerſpiel ſelbſt bleibt uns entzogen. Dagegen ſteigen die Chancen für Laube's Karlsſchüler (alſo noch nicht entſchieden? — Die Verhandlungen über die Einverleibung Krakau's haben kaum länger gedauert als die Negociationen über die Aufführung dieſes Stücks!) wenn nur der Dichter durch zu viele Conceſſionen ſich nicht um den Effect bringt, wie dies ihm, Gutzkow und Prutz bereits widerfahren iſt.

Die Sammlungen für Friedrich Liſt's Erben gehen ſehr langſam von Statten. Sie werden ſich erinnern, daß der geniale Nationalökonom in der letzten Zeit ſeines Hierſeins im Herbſt 1845 mannichfache Anfechtungen von Seiten unſerer Geldariſtokratie hatte und auch von oben her mit nicht ſehr günſtigen Augen betrachtet wurde. Schon damals ſagte ein anderer Correſpondent in den Grenzboten: „Die Kröſuſſe in Oeſterreich ſind nicht gewohnt, ſich von einem Schriftſteller ernſte Wahrheiten in's Geſicht ſagen zu laſſen; ſie ſind der Meinung, Jeder, der nicht zur Börſe gehört, und nicht zur Conferenz im Arbeitscabinet des Finanzminiſters zugelaſſen wird, ſei eine von Rechtswegen ihnen untergeordnete Creatur. Liſt wird von hier die Ueberzeugung mitnehmen, daß hier ſo lange kein Platz für ausgezeichnete Geiſter ſein kann, als man nicht geſonnen iſt, den Geiſt ſelber zu tätoviren: Denn dieſe ſeltenen Männer haben den Stolz des ächten Talents, den Eigenſinn des Charakters, ſie mögen blos dergeſtalt dienen, als ſie dem Drange zur Verwirklichung der angeſtrebten Ideale folgen dürfen und werden nur dann nützlich, wenn man ihnen geſtattet, egoiſtiſch zu ſein; als bloßes Werkzeug, als willenloſe Maſchine ſind ſolche Leute niemals zu brauchen und Liſt vermöchte eben ſo wenig ein Gentz zu werden, als Gentz im Stande geweſen, ein Ueberzeugungsdaſein zu leben wie Liſt.“ — Wenn man alles, was zwiſchen dieſen Zeilen liegt, verſteht, ſo wird man begreifen, daß die Sammlung für den Todten von Kufſtein wenig Beförderer hier findet.

Für den unglücklichen Lenau iſt hier eine Collecte beantragt, um ſeine Subſiſtenz in Winenden zu ſichern. Wie verhält es ſich denn mit den 20,000 fl. C.-M., von denen die Journale vor einigen Jahren ſo viel zu erzählen wußten, die ihm durch ſeine Werke zugeſichert worden ſind? Wie mit dem Grund und Boden, den er in Amerika beſaß und für den, wie wir hören, tauſend Dollars eingegangen ſind? Warum erſcheint nicht endlich der in den Händen des Herrn Hofrath Reinhard in Stuttgart befindliche Don Juan, da er doch bis zum Epilog fertig iſt? Warum endlich wird dieſes nationale Eigenthum, wenn man auch aus hoffnungsvoller Rückſicht auf die Geneſung des Dichters mit der

Herausgabe zögert, nicht von seinem hier gestellten Curator, dem Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Bach, reclamirt?*)

VI.

Aus Prag.

Baron Puteany. — Doctor Brauner. — Ein Raubmord. — Prostitution. — Pauperismus im fünften Hauptviertel. — Ein jüdischer Major. — Seitenblicke auf die Lombardei.

Einer Ihrer Correspondenten ist dieser Tage hier zu Grabe getragen worden. Es war hier wohl kaum ein Geheimniß mehr, daß das „Mitglied der böhmischen Stände", welches in den Grenzboten so heftig — wenn auch mit vieler Sachkenntniß — gegen Ihre beiden andern Prager Correspondenten polemisirte, der Landstand Baron Karl Puteany, ehemaliger Besitzer von Nußle und Wrsowitz war. Als praktischer Oekonom war er einer der thätigsten und ausgezeichnetsten im Lande und seine Energie und seine tüchtige Kenntniß in allem Rechnungswesen, in Bauten und Anlagen, war eine der bedeutendsten Waffen, mit welchen der frühere oberste Burggraf, Graf Karl Chotek, von den Ständen bekämpft wurde und auch später gehörte er zu den entschiedenen Verfechtern der ständischen Gerechtsame, obschon er diese aus einseitigen und ziemlich engherzigen aristokratischen Gesichtspunkten auffaßte. Daß er ein Freund des Bauers und der Städte war, läßt sich ihm nicht nachrühmen; sein Verlust wird in Bezug auf seine Gesinnung von den Männern seiner Farbe ziemlich schwer empfunden, in Bezug auf seine Kenntnisse wird er aber auch in weiteren Kreisen bedauert werden. Er war übrigens ein schlichter Mann ohne imponirende Aeußerlichkeit, obschon sein Auftreten allenthalben einen eigenthümlichen und selbstbewußten Charakter verrieth. In der Sprachfrage gehörte er der gemäßigten Fraction der Czechen an; in seinen politischen Ansichten würde er in England zu den Torys gezählt worden sein, die überhaupt unser Adel sich mehr zum Vorbilde nimmt, als es nicht nur im Interesse des Landes, sondern selbst in ihrem eignen Interesse zu billigen oder zu entschuldigen ist.

Ein in Wien kürzlich erschienenes Buch über böhmische Bauern-Zustände von dem ehemaligen Oberamtmann und Justiziar Dr. Brauner (auf der fürstlich Karlos Auersperg'schen Majoratsherrschaft Wlaschim), ist wieder Gegenstand lebhaften Erstaunens für unsere Philister, ob der Liberalität unserer Censur. Man muß sich schämen über die politische Unmündigkeit, die bei uns noch so oft zum Vorschein kommt. Das Buch — der erste Theil eines auf drei berechneten Werkes —

*) Wenn der Herr Correspondent nicht grade in der Stellung wäre, um in solchen Angelegenheiten gut unterrichtet zu sein, so würden wir die bedrohte Subsistenz unseres unglücklichen Dichters nicht für möglich halten. Jedenfalls kann die öffentliche Anregung dieses Gegenstandes nur von guten Folgen sein. Sollte eine Collecte wirklich nöthig werden, so thäte man wohl daran, sie auch in weitern Kreisen zu eröffnen. Der edle Sänger des Savonarola zählt der Freunde und der Verehrer in Deutschland genug, als daß nicht in kurzer Zeit die nöthige Summe beisammen sein sollte. D. Red.

iſt zwar im Intereſſe des Bauers geſchrieben, aber wir müſſen erſt die folgenden Theile abwarten, ehe wir ihm Vertrauen ſchenken können. Uns ſelbſt erſcheint es bisher mehr als ein Ausbruch des Aergers über gutsherrliche Undankbarkeit, als eine warme und aufrichtige Parteinahme für den Bauernſtand, den Herr Dr. Brauner in ſeiner Amtseigenſchaft nicht immer auf das mildeſte behandelte. Wir wollen gern die Schwierigkeiten der Leitung einer Patrimonialgerichtsbarkeit, und vollends einer Auersperg'ſchen, in Betracht ziehen, aber wir hätten im Intereſſe der Sache und des Buches manchen Ausfall weggewünſcht. Vor der Hand wollten wir nur auf das Werk hindeuten — bei ſeinem vollſtändigen Erſcheinen aber daſſelbe ausführlicher beſprechen, da mehrere wichtige Fragen in dieſem Bande noch nicht berührt ſind und die Anſicht des Verfaſſers darüber abgewartet werden muß. Von den bis jetzt behandelten Fragen, iſt die der Forſtcultur ziemlich vollſtändig und mit vielem Glück dargeſtellt.

Seit einigen Tagen iſt ein an einer hieſigen Judenfrau verübter Raubmord Gegenſtand des Geſprächs, da das Verbrechen in der ziemlich belebten Geiſtgaſſe und zwar am hellen Morgen ſtattfand. Ein jüdiſcher Rentier, Namens Jacob Bunzel, ein Greis von 70 Jahren, der mit ſeiner kaum jüngern Ehehälfte von dem Erträgniſſe eines mäßigen Capitals lebte, begab ſich, ſeiner Gewohnheit nach, Morgens gegen 7 Uhr zum Frühgottesdienſt in die Synagoge, als ein junger Menſch, der wahrſcheinlich die Gewohnheiten des Hauſes kannte, ſich in die Zimmer ſchlich und der alten Frau drei tödtliche Meſſerſtiche beibrachte. In dieſem Augenblicke kehrte jedoch der greiſe Hausherr von ſeinem Gebete heim und der überraſchte Mörder verſetzte auch dieſem einen Meſſerſtich; aber das Geſchrei hatte mittlerweile die Magd herbeigezogen und der Miſſethäter entfloh mit Rücklaſſung einer Kappe, die bald auf ſeine Spur leitete — es iſt ein junger Burſche von 19 Jahren, den der ihm nachgeſchickte Steckbrief mit dem Namen Abraham Glaſer bezeichnet. Nach der Aeußerung unſerer Criminaliſten ſind Verbrechen dieſer Art ſehr ſeltene Erſcheinungen unter den Juden, und in unſerer Stadt ſoll ein jüdiſcher Mörder ein ſeit 30 Jahren nicht da geweſener Fall ſein. Die Erſcheinung ſoll tiefer liegen und der Pauperismus des größten Theils der hieſigen jüdiſchen Bevölkerung, die meiſt auf den Handel angewieſen iſt und auch dieſen (mit Ausnahme der Fabrikbeſitzer) nur innerhalb des engen Ghettos und fünf bis ſechs baufälliger Häuſer in der Nähe der Sct. Galli Kirche treiben darf, ſoll grauenhaft ſein. Ein angeſehener jüdiſcher Arzt, den ich in dieſen Tagen ſprach, machte mich auf viele bedauerliche Erſcheinungen aufmerkſam, die immer trüber zu werden drohen, wenn nicht die Legislation einen entſcheidenden Schritt zur Verbeſſerung der jüdiſchen Verhältniſſe thut und namentlich den erſtickenden, verarmenden und demoraliſirenden Ghetto- und Tandelmarkts-Zwang aufhebt. So ſoll auch vor fünfzehn Jahren ein proſtituirtes Mädchen in der jüdiſchen Gemeinde etwas unerhörtes geweſen ſein, da die ſtrengen Sitten und Familiengeſetze des jüdiſchen Cultus ſtets eine infamirende Cenſur gegen ſolche Entartete ausübte. Durch den Pauperismus und die unerträglichen Nahrungsverhältniſſe ſoll jedoch die Proſtitution in unſerem „fünften Hauptviertel" ungemein zahlreiche Opfer finden. Ebenſo ſoll die Auswanderungsluſt dort ſo überhand nehmen, daß viele junge Leute und zwar die beſten Köpfe und Hände ſich nach Amerika

wenden. Daß es den Juden an Bildungstrieb, an höheren Aufschwung und effectiven Verdiensten nicht fehlt, zeigen nicht nur die großartigen Fabriken, welche die Bemittelten und die wenigen Reichen allenthalben errichten und von denen einige zu den ersten des Landes gehören, sondern auch die unverhältnißmäßig große Zahl von Jünglingen, die sich zu den Studien drängen, obschon, wenn sie dieselben beendet haben, eine andere Art von Pauperismus ihrer wartet, da sie zu Staatsanstellungen und auf die Güter der großen Grundbesitzer nirgends zugelassen werden — es soll nicht weniger als 30—40 promovirte Doctores der Medicin unter den Juden hier geben. In der Armee, wo es viele Juden gibt, können sie es meist nur bis zum Corporal, höchstens bis zum Feldwebel bringen und es wird als eine der größten Seltenheiten citirt, daß so eben der Infanterie-Hauptmann Brisker, obschon ein Jude, zum Major und Transportcommandanten in Verona avancirt sei, da er dreißig Dienstjahre, von denen zwanzig als Offizier, zählt. Solche Ausnahmen, meinte mein Gewährsmann, würden in allen Fächern, in Industrie, Handwerken, ja sogar im Ackerbau, zu dem die Juden, weil durch Jahrhunderte davon fern gehalten, die wenigste Neigung zeigen, doch überall zu finden sein und sie würden bald nicht zu den Ausnahmen gehören, wenn die Regierung die mittelalterlichen Judengesetze, die in ganz Deutschland nicht ihres Gleichen haben, endlich der Zeit und der dringendsten Nothwendigkeit gemäß, ändern würde, ein Schritt, den sie um so leichter thun könnte, als sie innerhalb der Monarchie selbst das Beispiel und die Früchte einer bessern Judenordnung kennt — in der Lombardei!

Ich gestehe, daß diese Frage mir ziemlich fern liegt, weshalb ich auch auf das Urtheil meines ehrenwerthen Gewährsmanns mich berufen muß. Aber aus der Lombardei könnte unsere Regierung noch gar manche andere Wohlthat für uns herbeiholen, z. B. die treffliche Gemeindeordnung, nach der die Erbländer allenthalben das dringendste Bedürfniß haben. Wir sind freilich keine schwierigen und unsichern Italiener, unsere Treue ist gewiß — wozu uns die Wohlthaten der lombardischen Einrichtungen schenken? Es thut's so auch!

K. v. W.

VII.

Oesterreich und seine Zukunft.

Wien, Ende Februar.

Dieser vor drei, vier Jahren erschienenen, viel besprochenen Schrift, hat der ungenannte Verfasser jetzt einen zweiten Band folgen lassen, den wir, obschon gegen einzelne Punkte manches einzuwenden ist, im Ganzen doch als einen großen und höchst bedeutenden Fortschritt in der Debatte und Entwickelung unserer österreichischen Zustände freudig begrüßen. Das Incognito, welches bisher der Verfasser verbarg, ist in letzterer Zeit gelichtet worden, ein Grund mehr, um die Entschiedenheit zu loben, mit welcher derselbe seine Meinung ausspricht. Es ist immer ein Gewinn für die gute Sache, wenn die Kämpfer mit offenem Visir auftreten und es beweist eine größere Zuversicht auf den Erfolg. Wir wollen hier nicht auf die Einzelnheiten des Buches eingehen. Die Hauptsache ist, daß ein Losungswort gegeben ist, das die Hauptpunkte zusammengefaßt wurden, welche

die Parthei des Fortschritts in Oesterreich wünscht und anstrebt. Es hat dieser Parthei bisher an Einheit und Disciplin durchaus gefehlt, weil sich ihre einzelnen Bestandtheile nicht über die Schlagworte vereinigt hatten. Eine jede politische Parthei aber muß eine gemeinsame Fahne haben, wenn sie wirken und sich nicht zersplittern will. Bis jetzt herrschte bei uns ein Conflict der Meinungen, der an die babylonische Verwirrung erinnert; die Leidenschaftlichen überstürzten sich in ihren Wünschen, die Aengstlichen scheuten sich vor dem allergesetzlichsten Schritt und eben deshalb ist bisher so wenig erreicht worden.

Die vorliegende Schrift sucht diesem Mißbestand zu begegnen; die drei Forderungen, welche der Verfasser an die Regierung stellt, sind von der Art, daß sie von allen Männern der Fortschrittsparthei in Oesterreich adoptirt werden können. Er verlangt Erstens: Erweiterung der ständischen Verfassungen durch eine angemessene Repräsentation des Bürgerstandes und gleichzeitig Vermehrung ihrer Befugnisse, Provinzialstände mit Oeffentlichkeit und dem (ihnen schon gegenwärtig de jure, wenn auch nicht de facto, zustehenden) Recht der Steuerbewilligung. Zweitens: Größere und den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Freiheit der Presse und eine gründliche Reform des Unterrichtswesens. Drittens endlich: Eine freie Gemeindeverfassung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß hiermit ein guter Theil unserer allerwesentlichsten politischen Bedürfnisse ausgesprochen ist, wenn wir auch im Detail das Glaubensbekenntniß des Verfassers näher kennen zu lernen wünschten. So z. B. thäte es Noth zu erfahren, was der Verfasser unter einer „angemessenen" Repräsentation des Bürgerstandes sich eigentlich denkt. Im Ganzen aber muß man, um gerecht zu sein, zugeben, daß der Verfasser, wenn auch seine, aus dem ersten Theil seiner Schrift, wohlbekannten aristocratischen Gesinnungen noch hier und da durchschimmern, es doch mit der allgemeinen Entwickelung ehrlich meint und gerne reichen wir ihm die Hand. Wir finden darin einen Gewinn für die gute Sache, daß ein engeres Band zwischen dem Gleichgesinnten aller Stände und aller Provinzen der Monarchie sich herausstellt und erkennen in dem halbverhüllten Verfasser gerne einen Wortführer an, der durch Fähigkeiten, Gesinnung, Kenntnisse und gesellschaftliche Verbindungen zu der Aufgabe, die er sich gestellt, wahrhaft berufen ist um so mehr, als mit dem Erscheinen des ersten Bandes von Oesterreich und seine Zukunft, die politische Literatur in Oesterreich eigentlich erst das praktische Gebiet betreten hat und eine Art öffentliche Meinung auch in gewissen Schichten der Gesellschaft herausgebildet hat, die sich bisher einer süßen Gedankenlosigkeit beflissen haben. Der Verfasser scheint uns in dem Zwischenraume der zwischen dem ersten und zweiten Bande seines Buches liegt, einen bedeutenden Fortschritt gemacht zu haben, er ist weniger Aristokrat und mehr Staatsmann geworden. Mögen ihm seine Standesgenossen die Hand bieten. Wir sind in manchen Dingen keineswegs so sanguinisch wie er und theilen nicht überall seine fröhliche Zuversicht; aber gewiß scheint uns, daß wir nur dann eine vernünftige Reformirung unseres Staatslebens erlangen werden, wenn wir mit Einheit und Entschiedenheit auf unser Ziel lossteuern. ⊙

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Würzburg und die Würzburger.

Wer aus Sachsen oder vom Rhein in die Hauptstadt Frankens kommt, würde sich nicht wenig täuschen, wenn er schon in Würzburg jenen eigenthümlichen Typus des bairischen Landes und seiner Bewohner zu finden vermeinte. Würzburg mit seinen Umgebungen gehört nur der Form nach zu Baiern, in Wahrheit bildet es fortwährend ein für sich dastehendes Ganze. So sehr auch die Regierung das Gegentheil erstreben will, es gelingt ihr nicht. Der Reisende, dem dies vielleicht auffällt, wird von den Einwohnern gar gern belehrt, daß er sich hier noch nicht im Königreich Baiern, sondern im „Großherzogthum" Würzburg befinde. Man würde sich übrigens irren, wenn man bei den Würzburgern Mangel an Zuneigung für die jetzige Dynastie suchen wollte. Man brauchte blos den festlichen Empfang gesehen zu haben, der dem König bei seiner Durchreise bisher immer bereitet wurde, um sich von der bisherigen Stimmung zu überzeugen. Dennoch verweilt der König hier niemals länger, als eine Nacht. Aschaffenburg und das Bad Brückenau ist sein bevorzugter Sommeraufenthalt, der dieses Jahr schon mit dem Frühling beginnen soll. „Würzburg ist nicht schön, aber fromm," sagt Karl Gutzkow in einer Reiseskizze. Wenn er das Innere der Stadt meint, so hat er recht. Um so mehr aber verdient die herrliche Lage hervorgehoben zu werden. Wer einen Ueberblick über die Stadt und deren nächste Umgebung wünscht, der besteige jenen Berg am linken Mainufer, worauf die sogenannte „Kapelle," ein in byzantinischem Styl erbautes, überaus geschmackvoll eingerichtetes Kirchlein, gelegen ist. Die Aussicht über die Stadt, den Strom und das Mainthal, wie sie sich hier bietet, möchte ihres Gleichen suchen. — Gutzkow hat ferner recht, wenn er Würzburg fromm nennt. Orgelklang, Glockengeläute und Gesang hört man von Sonnenaufgang bis zum späten Abend. Darf dies als Maßstab für die Frömmigkeit dienen, so ist Würzburg die frömmste Stadt in Deutschland. Zu jeder Tageszeit sieht man schöne Mädchen aus allen Ständen mit dem schwarzen Gebetbuch

in der Hand, das sie, nebst dem weißen Taschentüchlein, gar züchtig zu halten wissen, über die Straßen dahin eilen, obschon man oft bemerken kann, wie diese frommen Beterinnen mit ihren dunkeln Augen die Vorübergehenden recht weltlich mustern. —

Würzburg gehört zu den ältesten Städten Deutschlands; als Sitz eines Bischofs ward es bald reich und blühend. In der „Hofstraße, unweit des Residenzschlosses, sieht man die Ueberreste eines mittelalterlichen Gebäudes, worin Friedrich Barbarossa einst eine Hochzeit feierte. Noch jetzt vereinigen sich drei Factoren, um der Stadt eine bleibende Bedeutung zu verleihen: die Festung, der Handel und die Universität. Als Festung kann ihr allerdings keine große Wichtigkeit zugeschrieben werden, denn die ringsumher liegenden Berge würden die Einnahme leicht und jede Vertheidigung überflüssig machen. Hiervon abgesehen, bleibt jedoch die Garnison, aus zwei Regimentern bestehend, für das städtische Leben immer von Bedeutung. Der Handel ist beträchtlich und wird durch den Freihafen, den man demnächst hier zu errichten beabsichtigt, noch mehr begünstigt werden. Unter den Fabriken verdienen die von moussirendem Frankenwein, vulgo Champagner! besonderer Erwähnung. —

Die Universität zu Würzburg wurde im 17. Jahrhundert durch den Bischof Julius begründet, einem Mann, dem seine zahlreichen wohlthätigen Stiftungen in der Geschichte der Stadt einen unvergänglichen Namen erwarben. Für die neuerrichtete Hochschule bot er Alles auf, um sie zu möglichster Blüthe zu bringen; sie hatte im Lauf der Zeiten verschiedene Phasen zu durchlaufen und entsprach bald mehr, bald weniger der Idee ihres Stifters. Die Medicin war es vorzüglich, die hier gepflegt wurde; wir werden unten Gelegenheit haben, ausführlicher darauf zurückzukommen. Vom gegenwärtigen Standpunkt der drei übrigen Facultäten läßt sich nicht viel sagen. Die theologische ist noch die bedeutendste, nicht den Leistungen, sondern der Zahl der Studirenden nach. Die Professoren stehen im Ruf strengster Orthodoxie und mögen demgemäß auch ihre Schüler heranbilden. Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß einige gesinnungstüchtige, aufgeklärte Männer unter ihnen sind, denen das Treiben der Andern wenig zusagt. Wir rechnen hierher den jüngern Professor Reißmann, einen tüchtigen Orientalisten und sehr beliebten Lehrer. — Die juristische Facultät hat an dem ausgezeichneten Professor von der Pfordten, der nach Leipzig übersiedelte, einen herben, bis jetzt nicht ersetzten Verlust erlitten. Der Professor Edel, in der wissenschaftlichen Welt wenig bekannt, that sich wenigstens auf der letzten Versammlung der bairischen Stände als Mitglied der zweiten

Kammer ehrenvoll hervor. Hofrath Lang, der Pandecten vorträgt, ſteht bei den Studenten in Mißcredit. Sein allzu deutliches Streben nach Popularität ſcheint grade eine entgegengeſetzte Wirkung hervorzubringen. — Von den Philoſophen wollen wir ſchweigen. Es gab freilich eine Zeit, wo aus dem ſtillen Mainthal ein neues geiſtiges Licht über ganz Deutſchland ausſtrahlte, wo der ſchnellanwachſende Ruhm Schelling's Hunderte von ſtrebſamen Jüngern nach der alten Frankenſtadt lockte. Damals hatte die bairiſche Biercultur noch nicht den Gipfel ihrer heutigen Vollkommenheit erreicht; man begeiſterte ſich an dem feurigen Rebenſaft, den die benachbarten Berge in ſo reichlicher Fülle lieferten.

Die Berge ſtehen noch immer, die Reben blühen und gedeihen, aber wenn der Herbſt vorüber iſt, dann führt man die gefüllten Fäſſer zum Verkauf in's ferne Ausland und — trinkt ſelber Bier. Geld kam ſo in's Land, aber die Begeiſterung ging hinaus. Es iſt dies vielleicht eine etwas komiſche Symboliſirung, aber ſie paßt ganz und gar.

Die Sammlungen der Univerſität ſind reichhaltig und wohlgeordnet. Die Bibliothek, jetzt zum Theil in der ehemaligen Univerſitätskirche aufgeſtellt, beſitzt viele altdeutſche Handſchriften. Beſonderes Lob verdient die Bereitwilligkeit und Gefälligkeit, womit auch den Studirenden begegnet und das Gewünſchte verabreicht wird. Wir kennen Univerſitäten, wo es als halbes Wunder zu betrachten iſt, wenn einmal ein Student ein Buch aus der Bibliothek erhält; man ſagt, dieſe ſei vorzüglich um der Profeſſoren willen da. Und grade an ſolchen Orten klagt der akademiſche Senat am lebhafteſten über Mangel an wiſſenſchaftlichem Sinn! Wo ſoll dieſer Sinn herkommen, wenn die Herren nicht das Einfachſte zu ſeiner Erweckung thun? In Würzburg iſt es in dieſer Beziehung beſſer. Hier herrſcht in der That ein reger wiſſenſchaftlicher Sinn unter der ſtudirenden Jugend, weil man ihn von oben herab befördert, weil die Profeſſoren nicht in ſtolzer Aufgeblaſenheit ſich von ihren Zuhörern iſoliren, ſondern im Gegentheil darnach ſtreben, mit ihnen in ein freundſchaftliches, geſelliges Wechſelverhältniß zu treten. Dies übt einen überaus wohlthätigen Einfluß auf den Geiſt und das ganze Weſen der Studentenſchaft aus. Von jener unſeligen Feindſchaft zwiſchen Corpsverbindungen und ſogenannten Obſcuranten, die an dem Gedeihen mancher Univerſitäten als Wurm nagt, finden ſich in Würzburg nur geringe Spuren. Den Studenten wird der Zutritt in die höheren geſellſchaftlichen Kreiſe überall erleichtert, und ſie ſind allenthalben beliebt und wohlgelitten. —

Wenden wir uns zu den merkwürdigſten Gebäuden Würzburgs, ſo ſteht unter dieſen das Juliushospital oben an. Mit Ausnahme der großen

Spitäler in Wien und Prag und allenfalls auch noch der Charité zu Berlin möchte es das größte Krankenhaus Deutschlands sein, jedenfalls hat kaum ein anderes Institut der Art über so bedeutende Mittel zu verfügen. Sein Zweck ist ein dreifacher: es dient als eigentliches Hospital für Kranke, dann auch als Irrenhaus und endlich als Verpflegungsort für alte, arbeitsunfähige Leute. Vom Bischof Julius zuerst errichtet, wurde es im Laufe der Zeit mehrmals umgebaut und beträchtlich vergrößert. In architektonischer Hinsicht bietet es nichts Bemerkenswerthes. Das dreistöckige, mit mehr Geschmack aufgeführte Hintergebäude steht zu der nach der Straße gewendeten, kleinern Hauptfronte in unangenehmem Mißverhältniß. An sonnigen Nachmittagen, im Frühling besonders, wenn der Schnee schmilzt und linde Lüfte wehen, bietet der Hofraum des Juliushospitals und der hinter den Gebäuden befindliche botanische Garten ein gar buntes, die Aufmerksamkeit des Beschauers fesselndes Bild. Eine Menge von Kranken und Genesenden, oft mehr als hundert, beleben jene Räume. Welche Contraste in den einzelnen Gruppen! Hier lachende, heitere Gesichter, denen die wiederkehrende Gesundheit mit leichtem Roth die Wangen färbt — dort, gestützt auf den Arm des Wärters, eine bleiche, abgezehrte Jammergestalt, der nur allzu deutlich anzusehen ist, wie derselbe Frühling, der Andern Leben und Gesundheit bringt, auch den Tod in seinem Gefolge führen kann. Im Herbst zu sterben, ist leicht; aber dann Abschied nehmen zu müssen von der freundlichen Gewohnheit des Daseins, wenn neues Leben durch die Adern der erstarrten Schöpfung rinnt, wenn die Natur ihr Blüthenkleid anzulegen beginnt — das muß schwer, sehr schwer sein! Zwischen grünen Hecken und dunkeln Fichten, an der rechten Seite des botanischen Gartens, steht ein kleines Gebäude mit zwei Thürmchen, in byzantinischem Styl erbaut. Es ist die Anatomie. Von den Kranken wird die Gegend gemieden. Der Anblick dieses Gebäudes, das auch mancher Gesunde mit leisem Frösteln betritt, kann ihnen kein angenehmer sein. Fast täglich erscheinen zwei alte Invaliden, die auf verdeckter Bahre einen Leichnam hineintragen. Ein Kamerad von ihnen, mit dem sie vielleicht seit Jahren durch diese Räume gewandert waren, hat sein Dasein beschlossen und soll nun im Tode noch der Wissenschaft einen Dienst leisten. Vielleicht schon in einigen Wochen folgen die Träger der Leiche dem Abgeschiedenen nach und werden von Andern nach dem kleinen Häuschen geschafft. Ein Gefühl von Wehmuth und Mitleid überkommt den Beschauer beim Anblick eines solchen Leichenconducts.

Bischof Julius hatte seine beiden wichtigsten Stiftungen, Krankenhaus und Universität, mit einander in Verbindung gesetzt, indem er verordnete,

daß erſteres zugleich als akademiſches Hospital und Bildungsſchule für junge Aerzte dienen ſolle. Der würdige Mann ſah gar wohl ein, wie grade dem Arzte reichliche Erfahrung und praktiſche Durchbildung am meiſten Noth thut. Wo aber könnte er dies mehr erlangen, als in einer Anſtalt, die durch ihre reichlichen Mittel in den Stand geſetzt iſt, Kranke aller Art aufzunehmen und zu verpflegen? So hat denn das Juliushospital zu Würzburg ſeinen Ruf als mediciniſche Bildungsanſtalt durch zwei Jahrhunderte auf's ehrenvollſte behauptet. Es war eine glückliche Fügung, daß meiſt Männer an der Spitze ſtanden, welche die vorhandenen Mittel weiſe zu benutzen verſtanden und als praktiſche Aerzte Tüchtiges leiſteten. Unter ihnen ragt beſonders Einer hervor, deſſen ganzes Weſen und Wirken ſo ſegensreich, ſo höchſt eigenthümlich war, daß ich es gern ausführlicher beſprechen möchte, wenn der enge Raum dies geſtattete. Es war Schönlein, der in den zwanziger und anfangs dreißiger Jahren den Lehrſtuhl der ſpeciellen Pathologie und Therapie zu Würzburg einnahm. Wie über Jeden, der das Alltägliche meidet und nach Auszeichnung ringt, hat man auch über dieſen Mann die verſchiedenſten Urtheile gefällt. Darin aber vereinigen ſich ſelbſt ſeine Gegner, daß es nicht leicht einen Arzt gegeben hat, der einen ſtärkern diagnoſtiſchen Scharfblick und eine mächtigere Gabe der Mittheilung beſeſſen hätte. Schönlein iſt niemals als mediciniſcher Schriftſteller aufgetreten; er wirkte und wirkt noch einzig und allein durch ſeine Schüler; ſie ſind es, die ihn berühmt machten. So lange noch ein Schüler Schönlein's lebt, wird auch der Name des glücklichen Lehrers mit Begeiſterung genannt werden; wenn aber einſt keiner mehr von denen übrig iſt, die mit eignen Augen das wunderbare Wirken jenes Mannes, den magiſchen Einfluß, den er auf ſeine Umgebung ausübte, zu beobachten Gelegenheit hatten, dann wird ſein Gedächtniß auslöſchen, ſeines Namens nur noch in der Geſchichte kurze Erwähnung geſchehen.

Nachdem Schönlein einen Ruf nach Zürich angenommen hatte, erhielt einer ſeiner Schüler, Hofrath von Marcus, noch jetzt Director des Juliushospitals, ſeine Stelle. War es ſchon ſchwer, nach Schönlein überhaupt als akademiſcher Lehrer und Leiter eines ſo großartigen Inſtituts aufzutreten, ſo war es gewiß noch viel ſchwerer, ſich in jenen Eigenſchaften wirkliche Anerkennung zu verſchaffen. Marcus hat dieſe Aufgabe glücklich gelöſt. Mit umfaſſenden theoretiſchen Kenntniſſen verbindet er eine ſeltene Sicherheit in der Praxis und, wenn auch nicht in gleichem Maße, Schönlein's Mittheilungsgabe und Beredtſamkeit. Ich kenne nur wenige kliniſche Lehrer, die für den jungen Arzt ſo anregend, ſo belehrend wirkten, als grade Marcus.

Die chirurgiſche Abtheilung des Juliushospitals ſteht unter Hofrath Textor's Leitung. Es iſt ein gemüthlicher alter Mann, in ſeinem Aeußern etwas rauh und barſch, den wir aber Alle doch lieb hatten. Wenn auch nicht als Schriftſteller, ſo nimmt er doch als praktiſcher Wundarzt eine der erſten Stellen ein. Seine Operationen, ſelbſt die ſchwierigſten und lebensgefährlichſten, waren meiſt mit glücklichem Erfolge gekrönt. Darauf thut er ſich aber auch etwas zu Gute. Wir Studenten hatten immer unſere Freude, wenn er — und keiner Operation ward das vorauszuſchicken verabſäumt — uns vorpredigte, wie man in Würzburg eben ſo viel lernen könne, als in Wien und Paris, wie nur der Deutſche ſtets das Ausland bevorzuge und darum das alberne Sprichwort habe: „Es iſt nicht weit her". — So viel über das Juliushospital und die Männer, denen jetzt deſſen ärztliche Leitung anvertraut iſt. Kein angehender Mediciner, der zu ſeiner Ausbildung im letzten Jahrzehent jene Anſtalt beſuchte, wird ihr das Zeugniß verſagen, daß man dort die wahre Bedeutung der Wiſſenſchaft erkannt hat und ſie in entſprechender Weiſe fördert. Rohe, allein auf chemiſchen Hypotheſen beſtehende Humoraltheorien, wie ſie an kleinern Univerſitäten jetzt hin und wieder ſich breit machen, fanden in Würzburg nie Eingang und werden wohl auch zukünftig von dort fern bleiben.

Dem Juliushospital gegenüber zieht eine breite Lindenallee hin. Wandeln wir im Schatten der ſchönen Bäume den Weg aufwärts, ſo gelangen wir in die Theaterſtraße, an deren Ende ein großes, majeſtätiſches Prachtgebäude unſere Aufmerkſamkeit feſſelt: das königliche Reſidenzſchloß. Es wurde im Jahre 1720 von einem Grafen von Schönborn, damaligem Biſchof, nach dem Muſter des Schloſſes zu Verſailles, erbaut und diente bis zu Anfang unſeres Jahrhunderts als biſchöfliche Reſidenz. Der Styl iſt einfach, verfehlt aber ſeine Wirkung nicht. Das prachtvolle München hat kein Gebäude aufzuweiſen, deſſen Eindruck ein ſo gefälliger und dabei doch großartiger wäre, wie der des Schloſſes zu Würzburg. Ein großer Garten mit ſchattigen Laubgängen und ſchönen Anlagen, dem Publicum ſtets geöffnet, liegt hinter der Reſidenz. Während der ſchönen Jahreszeit ſpielen hier an Sonn- und Feiertagen, Mittags von 11 bis 1 Uhr, abwechſelnd die Muſikchöre beider Regimenter. Um dieſe Zeit iſt der Garten ein Tummelplatz aller Klaſſen der hieſigen ſchönen und unſchönen Welt. Prächtige Damen und beſcheidene Griſetten, Militärs und Studenten, drängen ſich in den breiten Alleen oder luſtwandeln auf verſchlungenen Wegen durch das grüne Buſchwerk. Die innere Einrichtung des Schloſſes iſt prunklos, dem Aeußern wenig entſprechend; die prächtigen Geräthſchaften und was ſonſt mobil war,

ſind zum großen Theil hinweggeſchafft worden. Auch von den übrigen Eigenthümlichkeiten anderer Schlöſſer, die im vorigen Jahrhundert erbaut wurden, findet ſich hier wenig. Keine lauſchigen Cabinetchen, zu ſüßen Schäferſtunden geeignet, keine verſteckten Tapetenthüren und geheimen Gänge — wenigſtens wird dem Fremden nichts davon gezeigt. Ob die frommen Biſchöfe Würzburgs ſolcher Schlupfwinkel nicht bedurften oder wirklich entſagten — wer möchte darüber entſcheiden? —

Die Zahl der Kirchen und Kapellen iſt im Verhältniß zur Stadt ſehr beträchtlich; es ſind ihrer mehr als zwanzig. Unter dieſen muß zunächſt der Dom erwähnt werden; er iſt einer der älteſten in Deutſchland. Das Aeußere bietet wenig Bemerkenswerthes. Deſto überraſchender iſt das Innere, weniger durch Glanz, als durch edle, großartige Einfachheit. An den Seiten ſind die marmornen Statuen der meiſten Biſchöfe aufgeſtellt; daß Julius, der Stifter des Hospitals und der Univerſität, nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt. Dicht neben dem Dom ſteht die Kirche zu St. Kilian, im Innern reich und geſchmackvoll verziert. In einer unterirdiſchen Kapelle zeigt man das Grab des „heiligen Kilian", des Schutzpatrons der Franken. Am 8. Juli, wo alljährlich deſſen Gedächtniß gefeiert wird, ſtrömen Tauſende von Menſchen, ſelbſt aus weiterer Entfernung, nach der Stadt, um jenes Grab zu beſuchen, und wie bei den meiſten Erbauungsfeſten dieſer Art beginnt der Morgen mit feierlichem Gottesdienſt, während der Abend mit Tanz und diverſen Vergnügungen ſehr unerbaulicher Art endet. Unter den übrigen Kirchen verdienen wohl nur das Stift Haug und die Marienkapelle noch einer beſondern Erwähnung. Auch im königlichen Reſidenzſchloß befindet ſich eine kleine Kirche, ſehenswerth in hohem Grade wegen der prächtigen und geſchmackvollen Ausſtattung. Wenn ich nicht irre*), ſo beſitzt Würzburg gegenwärtig noch drei Klöſter. Das Urſulinerinnenſtift iſt eine Penſionsanſtalt für junge Mädchen aus den höhern Ständen. Der Unterricht und die ganze Kloſtererziehung iſt wie überall in Klöſtern. Man erzieht ſehr gute katholiſche Chriſtinnen, und die Frömmigkeit wird ganz beſonders ſyſtematiſch eingetrichtert. Die beiden Mönchsklöſter, namentlich das der „Reurer" (Barfüßer), ſtehen beim Volk in ſchlechtem Credit. Man iſt ziemlich allgemein der Anſicht, die frommen Brüder könnten der menſchlichen Geſellſchaft beſſere Dienſte leiſten, als durch Beten, Meſſe leſen oder Unfrieden ſtiften in den Familien. In vielen Häuſern iſt ihnen der Zutritt gradezu unterſagt. Leider üben ſie immer noch auf gewiſſe Klaſſen der Einwohner einen Einfluß, der zuweilen auf ſehr traurige Weiſe an den Tag tritt.

*) Der Verfaſſer lebt gegenwärtig nicht mehr in Würzburg. D. Red.

Haben wir bisher von der Stadt und deren Merkwürdigkeiten gesprochen, so müssen wir nun mit einigen Zügen die Bevölkerung zu charakterisiren suchen, die, Militär und Studenten ungerechnet, sich wohl auf etwa 24,000 Seelen belaufen mag. Die Würzburger sind ein lebenslustiges, gemüthliches Völkchen. Ich weiß keine Stadt in Deutschland, wo der Fremde sich so bald heimisch fühlt, wo er in allen Kreisen mit solcher Herzlichkeit aufgenommen wird. Standesrücksichten und Schnürstiefeln der Etikette kommen hier selten in Betracht. Nur ein kleiner Theil des alten fränkischen Adels zieht sich stolz zurück, wird aber weder beachtet noch vermißt. Nach heiterer Geselligkeit geht das allgemeine Streben. Drei oder vier geschlossene Gesellschaften suchen diesen Zweck, je auf ihre Weise und nach ihren Mitteln, zu erreichen. Obenan steht die Harmonie, ein Institut, das sich durch treffliche Leitung auszeichnet. Das Gesellschaftslocal ist nicht grade elegant, wohl aber geräumig und zweckmäßig. Im Lesecabinet finden sich die vorzüglichsten politischen, belletristischen und wissenschaftlichen Zeitschriften; es kann in seiner Art wirklich vollständig genannt werden. Im Winter veranstaltet die Gesellschaft glänzende Bälle, wobei heiterer und ungezwungener Ton herrscht. Die Würzburgerinnen entfalten da ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit, und sie sind wirklich reich an diesen Eigenschaften. Nicht leicht trifft man in einer Stadt Deutschlands unter dem weiblichen Geschlecht schönern Wuchs, vollere, reizendere Gestalten; eine gewisse Elasticität in allen Bewegungen gibt ihnen etwas eigenthümlich Anziehendes; regelmäßige Schönheit muß man jedoch nicht suchen. Ein Maler, der sich mit Studien zu Madonnenköpfen beschäftigt, würde hier schlechte Ausbeute machen. Aber auch unregelmäßige Züge können schön sein. Die Kunst, ein vollendetes Ideal weiblicher Schönheit darzustellen, kann sogar in einer geschickten Zusammenfügung an und für sich nicht symmetrischer Einzelnheiten, die sich erst in der Totalwirkung ausgleichen und zu einem harmonischen Ganzen gestalten, eine lohnende Aufgabe finden. In hohem Grade auffallend ist die verhältnißmäßig geringe Bildung des schönen Geschlechts unter den „höhern" Ständen. Der Grund mag hauptsächlich in der schon erwähnten Klostererziehung zu suchen sein. Was die Mädchen hier nicht lernten, das lernen sie noch viel weniger in den Sonntagsschulen, die Alle ohne Ausnahme von der Confirmation bis zum achtzehnten Jahre besuchen müssen. In diesen Schulen herrscht eine gar sonderbare Unterrichtsmethode; es kommen darin nicht selten Dinge zur Sprache, die für keine gebildeten Ohren, am wenigsten aber für die eines jungen Mädchens, taugen.

Einen glänzenden Beweis für den treuherzigen, biedern Sinn der Be-

wohner Würzburgs lieferte das im August 1845 daselbst abgehaltene große Sängerfest. Hier herrschte einmal in Wahrheit deutsche Gastfreundschaft, deutsche Einigkeit ohne Phrase. Neid oder Gewinnsucht, die in Cöln und Bonn bei den bekannten Festen eine so traurige Rolle spielten, hatten hier keine Wurzeln; verbannt waren alle Unterschiede der Abstammung, des Standes und Glaubens, und ein inniges Band umschlang die Gäste wie die Heimischen. Das Bewußtsein einer gemeinsamen großen, kräftigen Nation drängte alle kleinlichen Rücksichten, alle egoistischen Bestrebungen in den Hintergrund. Bekanntlich wurde unter den vielen Gästen, die aus den verschiedenen Gauen Deutschlands herbeigeströmt waren, den Schleswig-Holsteinern die größte Aufmerksamkeit gewidmet und hier, an den Ufern des Mainstroms, ertönte zuerst aus dem Munde der verschiedensten Volksstämme der oft citirte Gesang:

„Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!"

Besonderer Erwähnung verdient bei dieser Gelegenheit die große Vorliebe der Würzburger für Musik überhaupt. Fremde Virtuosen finden hier noch eine gläubige und zuvorkommende Aufnahme und machen, was gewiß noch seltener ist, gute Geschäfte, obschon in der Stadt selbst an musikalischen Instituten, Gesangvereinen und dergleichen kein Mangel ist. Hier muß zuerst die Musikschule des Professor Fröhlich genannt werden, in welcher jungen Musikern und angehenden Componisten gründlicher Instrumental- und Compositionsunterricht ertheilt wird. Durch seine theoretischen Werke über Musik, auch durch Composition zahlreicher Lieder und Schulchöre hat sich ferner Eisenhofer, Rector des Gymnasiums zu Würzburg, in der musikalischen Welt einen geachteten Namen erworben. Wer in seiner Jugend Flöte oder Violine erlernt hat, erinnert sich gewiß auch noch des Namens einer dritten hier lebenden musikalischen Persönlichkeit, des Namens Küffner. Die Sonaten, Duetten, Opernarrangements dieses Componisten hat ein Jeder gespielt, denn sie sind so leicht und gefällig, so ganz für den Anfänger geeignet. Und daß der Vorrath zu der angenehmen Unterhaltung niemals ausgehe, dafür hat der Tonsetzer gesorgt, indem er mehr als 200 einzelne Piecen der bezeichneten Art an's Licht förderte. Auch größere Werke, Oratorien, Messen, sogar mehrere Opern sind von Küffner erschienen, ohne daß man ihnen jedoch gleichen Beifall nachrühmen kann. Wer nach Würzburg kommt, wer Küffner's Namen kennt und über eine freie Stunde zu verfügen hat, der mache dem alten Manne die Freude, ihn zu besuchen. Es schmerzt ihn, daß er von der Gegenwart vergessen ist. Die Vergangenheit hat für ihn so schöne Erinnerungen aufzuweisen — ist es da nicht verzeihlich, wenn

er in seinem ganzen Wesen, Denken und Handeln, selbst in seinem Aeußern jener Vergangenheit angehört? —

Im Winter, wenn die Gartenwirthschaften und Bierkeller vor den Thoren geschlossen sind, concentrirt sich das gesellige Leben innerhalb der Stadt und ganz besonders hat sich dann das Theater der allgemeinen Gunst zu erfreuen. Das Gebäude ist weder schön noch geräumig, für Würzburg jedoch hinreichend; es mag etwa 8 bis 900 Zuschauer fassen. Ehemals andern Zwecken dienend, wurde es erst später zu einem „Tempel" Thaliens umgeschaffen. Es ist Eigenthum der Stadt, die es unentgeldlich, nur gegen geringe Caution, einem Director überläßt, der alle sechs Jahre neu gewählt werden soll. Ich glaube, viel reichere Städte, wie z. B. Leipzig, könnten sich an diesem Princip der Würzburger Stadtverwaltung ein Beispiel nehmen. Der gegenwärtige Vorsteher des Theaters, Director Bürchl, behauptet sich bereits seit 20 Jahren in dieser Stellung. Gewiß eine Seltenheit beim Theater! Man sollte daraus schließen, das Publicum wäre sehr zufrieden mit seiner Leitung — nichts weniger; man klagt und klagt mit Recht. Der Mann ist reell, er zahlt seinen Mitgliedern die Gage pünktlich aus und hat noch niemals Banquerott gemacht. Das ist aber auch Alles, was zu seinem Ruhme gesagt werden kann. In den Leistungen steht sein Theater gewöhnlich auf sehr niedriger Stufe; allem Neueren wird systematisch der Weg vertreten. Es ist das um so weniger verantwortlich, da die äußern Verhältnisse, wie schon erwähnt, dem Director in hohem Grade günstig sind und die Municipalität kein Pachtgeld für das Haus fordert. Wenn irgendwo, so könnte in Würzburg ein musterhaftes Theater bestehen, jenes Ideal einer Bühne, wie es Immermann einst in Düsseldorf vergeblich zu verwirklichen strebte. In keiner Stadt Deutschlands wird man ein genügsameres, wohlwollenderes Publicum finden. Man geht in's Theater, auch wenn man nicht zufrieden ist, mag auch das schlechteste Stück gegeben werden, mag die Darstellung noch so mangelhaft sein. Ein leeres Haus gehört zu den größten Seltenheiten. Diese Nachsicht des Publicums wird vom Director mißbraucht, er hält es für ganz überflüssig, bedeutende Anstrengungen zu machen, da ihm seine Einnahmen ohnehin gewiß sind. So ist denn kaum abzusehen, wie und auf welche Weise dieser Schlendrian ein Ende nehmen wird.

Mit den literarischen Leistungen und Bestrebungen Würzburgs sieht es nicht viel besser aus wie mit dem Theater. Die Einwohner sind recht verständige, kreuzbrave Leute, denen aber literarischer Sinn gänzlich abgeht. Ein sprechender Beweis hierfür ist die kleine Zahl der Buchhandlungen, denn für eine Universitätsstadt von 24,000 Bewohnern (uneingerechnet der Stu-

denten und des Militärs) ſind deren drei doch auffallend wenig. Als Verlagshandlung kann unter dieſen nur eine, die Stabel'ſche, genannt werden. Ihr Verlag beſchränkt ſich auf katholiſche Andachtsbücher, geiſtliche Tractätchen u. ſ. w., deren jährlich hier eine nicht geringe Anzahl zu Tage gefördert und in die Welt geſchickt wird. Dieſelbe Verlagshandlung gibt auch die „Neue Würzburger Zeitung" nebſt dem Unterhaltungsblatt „Mnemoſyne" heraus. Redacteur beider Blätter iſt ein Herr J. Häule. Es fehlt der „Würzburger Zeitung" durchaus an Tendenz, Farbe und Charakter; ſie iſt eine ganz unterthänige Dienerin und Nachbeterin der Münchner Hofzeitung, von der ſie an Gehaltloſigkeit allerdings noch übertroffen wird. Das Beiblatt „Mnemoſyne" druckt in der einen Hälfte des Jahres ſeine Novellen aus den neueſten Taſchenbüchern, in der andern aus den „Erheiterungen" oder ſonſtigen Zeitſchriften ab. Als Sonntagskoſt liefert der Redacteur regelmäßig ein Gelegenheitsgedicht. Einige längſt bekannte Anekdoten bilden das geiſtreich zuſammengeſtellte Feuilleton. Seit Beginn dieſes Jahres erſcheint unter Redaction C. Göbel's, eines begabten jungen Mannes, ein „Würzburger Converſationsblatt", deſſen erſte Nummern ein günſtiges Vorurtheil erwecken. Ob das Unternehmen bei den oben angedeuteten localen Verhältniſſen gedeihen wird, läßt ſich nicht entſcheiden.

Wir brechen unſere Skizze hier ab, obwohl ſich zur Vervollſtändigung noch gar Manches hinzufügen ließe. Wenn in fünf bis ſechs Jahren die Eiſenbahn vollendet iſt, die Bamberg, Würzburg und Frankfurt verbinden ſoll, dann wird die Hauptſtadt Unterfrankens einen erneuten Aufſchwung nehmen und weit größere Bedeutung erlangen. Bis dahin muß man ſich mit den niedlichen Maindampfſchiffen begnügen, die im Sommer ſtromauf und abwärts fahren und beſonders zur Curzeit, wenn die fränkiſchen Bäder mit fremden Gäſten gefüllt ſind, auch dem freundlichen Würzburg täglich eine nicht geringe Anzahl von Reiſenden zuführen.

Werner.

Ein böhmischer Musikant.

Der prächtige Sommerabend leuchtete über das Land, da trugen mich die treuen Wanderbeine von den Kuppen des Erzgebirges den lachenden Thälern zu. Noch dehnte sich die starre Felsengegend mit ihrem braunen Moor und schwarzen Tannen ringsum, am Fuße des jähen Abhangs aber lagen schon Dörfer, tief in die grünen Obstbaumgärten eingebettet.

„Laßt uns hier ausruhen, Alter," sprach ich zu meinem Führer, „wir können in einer Stunde unser Nachtquartier erreichen."

Der stämmige Greis hob das Bündel von den Schultern und streckte sich auf's Moos hin. Ich setzte mich auf einen Stein und blickte schweigend in das weite, vom Sommerabend überglühte Land hinein.

Der Alte liebte zu erzählen; den ganzen Tag hatte er mich mit Gebirgssagen unterhalten; auch jetzt wurde ihm das Schweigen zu lange. „Die Dörfer da," sagte er, „sind doch viel schöner und gehäbiger, als all' die andern in der Runde. Viel reinlicher sind sie, und der Wohlstand blickt aus jedem Fenster heraus. Es sind Musikantendörfer. Andere liegen freilich tiefer im Lande hinein, die hier sind die letzten im Gebirge. Ja seht, Herr, auf allen Wegen und Straßen trifft man böhmische Musikanten, die Mädchen mit den Harfen ziehen auf die Messen und Märkte, die Männer und Burschen mit Horn und Trompete blasen in London, Paris und Brüssel in den Schenken und vor den Kaffeehäusern. Fast Alle kommen aus diesen Dörfern. Sollte man's glauben? fast schon seit hundert Jahren wird in diesen Hütten Musik getrieben, tausend und tausend Musiker sind bereits von hier aus in die Welt gegangen, und hunderte streichen die Geige und blasen das Horn, um im nächsten Frühjahre hinauszugehen. Herr, es ist ein seltsames Leben in diesen Dörfern. Wenn man Abends die Gassen hinabgeht, ist Alles Musik und Gesang. Das Horn, die Flöte, der Baß und die Harfe schmettert, klagt und brummt und klimpert, daß es eine Lust ist und ein

Jammer. Blickt man durch's Fenſter, da ſitzt die Mutter und ſchleußt Tannenholz zu Lichtſpänen, der Vater aber legt die Geige an's Ohr und ſtimmt ſie und ſpielt die Walzer, die er am Pfluge erſonnen. Das einjährige Kind, mit kaum einem Hemd am Leibe, rutſcht ſchon auf einem Beine in der Stube herum, ſucht das Waldhorn aus den Notenpäcken hervor und tutet drein, daß lachen muß, wer es anſieht. Faſt Alles, was in dieſen Dörfern lebt, iſt Muſiker; die Greiſe, die das Feld beſtellen oder bei einer Profeſſion ſind, waren einſt Muſiker und haben ſich erſt nach langen Reiſen zur Ruh geſetzt, von den Hausfrauen, die nun ſo wirthſchaftlich das Haus beſtellen, haben ſich die meiſten einſt als Harfnerinnen umgethan. Auch ich, der ich Euch alles das ſage, bin als Bube von zwölf Jahren mit vielen Andern, die Flöte unter dem Arm, ausgezogen und bin bis nach Paris gekommen."

Ich hörte aufmerkſam zu, und da der Alte innehielt, bat ich ihn fortzufahren. „Ihr müßt dort Viel erlebt haben," meinte ich, „was des Erzählens werth iſt."

„Von meiner Wanderſchaft," erwiderte der Alte, „iſt wenig zu ſagen. Ich war zu jung hinausgekommen, als daß ich was Rechts hätte erleben können. Einmal in Paris ward mir angſt und bange und wie einem ausgeſetzten Kinde zu Muth. Ich verlangte wieder heim. Ach ſeht, es iſt eine ungeheure Stadt, und dabei ſo ſchlecht und verderbt, daß man denken muß, wenn man dort ſtirbt, ſo kann man von dort unmöglich in den Himmel kommen. Ich hatte Vater und Mutter daheim und von den Muſikern, bei denen ich ſtand, war Niemand aus der Freundſchaft, Niemand, der ſich meiner annahm. So kam es, daß, wenn ich vor den Thüren die luſtigſten Walzer aufſpielte, die hellen Thränen mir die Backen herabliefen. Zum Glück kam eine Bande böhmiſcher Muſikanten derzeit in Paris an, die in England geweſen war — wider Willen eigentlich, denn ein engliſcher Schiffscapitain hatte ſie dahin entführt, es wäre darüber eine ganze Geſchichte zu erzählen — kurz eine andere Bande, die auf dem Rückweg war, kam dort an und ich ging mit ihnen heim. Wie ich vor Freuden geweint habe, als ich die heimathlichen Hütten wiederſah und das älterliche Feld — das iſt nicht zu ſagen und gehört nicht hierher. Nun gut, von meiner Reiſe weiß ich wenig, aber von Einem, der auch aus jenem Dorfe da unten auszog, vom armen Friedel, gäb's Viel zu berichten. Der arme Friedel! Habt Ihr nie von ihm gehört, Herr?" — „Nein, niemals." — „Es iſt eine ſeltſame Geſchichte," ſagte der Alte, „faſt unglaublich für Die, die nicht in dieſem Gebirge geboren ſind. Ich weiß nicht, ob ich ſie Euch erzählen ſoll. Ihr würdet vielleicht über den armen Friedel lachen und das thäte mir leid, denn

ich hab' ihn noch gekannt und kann ſeiner immer noch nur mit Wehmuth gedenken."

Ich bat den Alten, zu erzählen. Er blieb eine Zeit lang, den Blick auf die Erde gerichtet, in tiefes Schweigen verloren und ſchien ſeine Erinnerungen zu ſammeln; dann kehrte er ſich um und blickte in die überſonnten Höhen hinaus. Plötzlich fuhr es wie ein Blitz innerer Bewegung über ſein ſtarres Geſicht, die braunen eingeſtürzten Wangen rötheten ſich, aus den Augen ſchlug ein ſeltſames Feuer auf.

„Seht Ihr den Bergrücken dort, der durch eine Feldſchlucht mitten durch geſpalten iſt?" fragte er in ſeltſamer Haſt. — „Das weiße Gebirgsgrat, das von der Sonne ſo roth angeglüht iſt?" ſagte ich. — „Richtig, es iſt von einer tiefen Schlucht geriſſen, in deren Grund ein Bach hinbrauſt, den Ihr nicht ſehen könnt. Und nun — ſeht Ihr in der Luft über dem Bergrücken die ſchwarzen Vögel kreiſen?" — „Es ſcheint eine Schaar von Geiern zu ſein." — „Herr, das ſind die Geier, die das Gold des armen Friedel bewachen!" ſagte der Alte dumpf vor ſich hin.

Ich blickte meinen Führer verwundert an und, das Kinn in die Hand geſtützt, begann er wie folgt:

Der arme Friedel kam in einem jener Dörfer zur Welt und war der Sohn eines Muſikanten, der weit herumgekommen war und ſich dann mit der Tochter eines wohlhabenden Bauern verheirathet hatte. Er war ein ſchöner, bleicher Knabe, der eine Scheu vor Menſchen hatte und ſich Tage lang in den Haiden und Schluchten dieſer Berge umhertrieb. Es iſt nicht ſelten, daß die Einſamkeit hier oben, die Stimme der Wäſſer, der Schall und Widerhall in den Bergen, bei den armen Leuten, die hier geboren werden, einen ſtillen, brütenden Ernſt erweckt, daß ſie von den Menſchen abſeits gehen, als ſuchten ſie etwas Geheimnißvolles, das man in den Städten nicht kennt und nicht begreift. Es gibt hier Leute, die einſam und in ſonderbarem Tiefſinn verloren, den Quellen und Erzen in den Eingeweiden der Erde nachſpüren, Andere, die plötzlich die Gabe der Weiſſagung erhalten. Der Friedel forſchte nun zwar nicht nach Erz und Quellen, noch viel weniger las er in den heiligen Büchern, bis der Geiſt des Predigens und Prophezeiens über ihn kam — aber er mochte doch ſeine ſeltſamen Gedanken haben, daß er Tage lang in den Bergen umherzog und Abends die Taſchen voll Kräuter und Steine heimbrachte. Frühzeitig hatte er die Geige ſpielen gelernt, aber er übte ſeine Kunſt nicht, um, wie die Andern, die luſtigen Walzer aufzuſpielen, mit denen der böhmiſche Muſikant die Städter zu beluſtigen weiß, er trug ſein Inſtrument in die Einſamkeit der Felſen, und wenn er heim-

kam, wußte er ſo ſchöne und ſeltſame Weiſen, daß der härteſte und kälteſte Menſch davon ergriffen ward. Niemand konnte begreifen, wo er das Alles herhabe und ſo ſagten Manche, er müſſe mit den Geiſtern in Verkehr ſein, die hier in gewiſſen Nächten des Jahres umgehen und ſich den Menſchen von reinem Herzen oft freundlich erweiſen.

Eigentlich war ſeine Mutter Schuld daran, daß er ſo abſonderlich gerathen war. In frühern Jahren, wenn er weinte und nicht einſchlafen wollte, ſagte ſie zu ihm: „Friedel, wenn du älter ſein wirſt, kriegſt du eine ſchöne Braut mit Haaren von purem Gold und blauen Veilchenaugen. Schlaf nur, mein Kind, du biſt zum höchſten Glück berufen.“

Das hatte ſich der Knabe gemerkt, und als er nun heranwuchs, wollte er immer die Jungfrau mit dem Goldhaar und den Veilchenaugen ſuchen gehen. Er meinte, er müſſe ihr in der Einſamkeit oben früher oder ſpäter begegnen.

Indeß hatte ſich ein Dorfkind, die Chriſtel des herrſchaftlichen Jägers, die ich auch gekannt habe, in den ſchönen Friedel ſterblich verliebt. Abends, zur Zeit, wenn er in's Dorf zurückzukommen pflegte, erwartete ſie ihn ſchon am Wege hinter dem Schlehdorn verſteckt, und kam hervor und ſagte: „Wo biſt du wieder geweſen, Friedel? Biſt wohl recht hungrig, du armer Bub?“ Da breitete ſie wohl die Schürze auseinander, holte Semmel oder Kuchen hervor und lud den Knaben ein, ſich neben ihr auf den Rain zu ſetzen. Er aber war recht hart mit dem armen Kinde. Sah er ihr nicht die Liebe aus den Augen vorleuchten? Wohl ſetzte er ſich zu ihr, aber nur, um ihr von der Jungfrau mit dem Goldhaar und den Veilchenaugen zu erzählen, die er noch immer nicht gefunden habe.

Da kam Friedel's Mutter, die immer ſchwach und kränklich war, zu ſterben. Als ſie auf dem Todtenbette lag, rief ſie ihren Sohn zu ſich und ſagte: „Friedel, du biſt nun alt genug, um dich durch's Leben zu ſchlagen. Nimm dich, wenn ich geſtorben ſein werde, deines kleinen Brüderchens an. Dein Vater iſt jung und lebensfroh, er wird ſeine Chriſtel bald vergeſſen und gar bald wieder heirathen. Ich kenne auch Die, die deine Stiefmutter werden wird, und das kommt noch eben hinzu, mir das Herz zu brechen. Dich wird's ſo hart nicht treffen, aber dein armes Brüderchen, das ein ſo ſchwaches Kind iſt, wird viel zu leiden haben. Nimm dich ſeiner an und ſei ihm, wenn ich nicht mehr bin, Schutz und Schirm. Vom hohen Himmel werd' ich auf dich und den Kleinen herabſehen und dich ſegnen, wenn du an ihm deine Pflicht erfüllſt. Mehr erlaubt ja Gott den armen Todten nicht.“

Bald darauf ſtarb die Gute und was ſie geſagt, traf wunderbar ein. Friedel's Vater verheirathete ſich, als das übliche Trauerjahr kaum vorüber war. In der erſten Zeit war die neue Frau freundlich mit den hinterlaſſenen Kindern, aber als eigne Kinder ankamen, da hatten die Waiſen gar viel zu leiden. Knappe Koſt, harte Worte und viel Schläge Tag für Tag! Da nun der Vater wieder auf die Wanderſchaft gegangen war und die Frau das Regiment im Hauſe allein in den Händen hatte, ſo mußten die beiden Waiſen ſo Unſägliches leiden, daß es alle Nachbarn empörte. Da eines Tages, als die Stiefmutter nach dem Kleinen mit einem Löffel geworfen hatte, daß er weinend und blutend, am Kopfe getroffen, dalag, da konnte Friedel es nicht mehr aushalten. Er erinnerte ſich des Auftrags ſeiner Mutter und ſchwur, ihn fortan nach beſtem Vermögen zu erfüllen. Als die Stiefmutter oben auf dem Boden des Hauſes beſchäftigt war, nahm er das Brüderchen auf den Arm und ging mit ihm fort, um das väterliche Haus nie mehr wiederzuſehen.

Es war im Herbſte gegen das Ende des Tages, der kalte Wind blies über die Halde. Friedel wanderte rüſtig fort, den Kleinen tragend; aber ſo voll war ſein Herz von Gift und Groll und Angſt und Sorge, daß er nicht achtete, wohin er ging und ſich mit einem Male bei einbrechender Nacht in einer fremden Einſamkeit ſah. Er hielt an und horchte, nur Wildwaſſer hört er rauſchen; er rief, aber der Wind ſchnitt ihm die Stimme vom Munde weg und Niemand gab Antwort. Das Kind auf ſeinem Arme fing an zu ſchreien vor Hunger und Kälte, aber Friedel hatte in der Haſt ſeiner Flucht nichts als ſeine Geige und ein Bündel Kleider mitgenommen. So lief er weiter, Verzweiflung im Herzen. Plötzlich erblickte er in der Nähe, im Dunkel der Bäume eine verlaſſene Scheuer. Er eilte auf dieſe zu, weiter in der Tiefe des Thales war ihm als blickten Lichter. Ein Dorf, aus dem Hülfe zu holen, ſchien in der Nähe. Friedel's Brüderchen, das arme, kränkliche Kind war nach langem Weinen eingeſchlafen und athmete friedlichen Schlummer. Friedel, der vom Tragen todtmüde, dachte: ich lege den Kleinen hier in der Scheuer auf's Heu, er ſchlummert wohl ruhig weiter, bis ich für uns Beide ein anderes Nachtlager ſchaffe.

Aber Lichter in der Nacht ſind täuſchend. Das Dorf war fern, ſehr fern und als Friedel endlich hinkam, da waren alle Häuſer verſchloſſen und das Pochen an den Thüren wollte nichts helfen. Immer kälter wehte der Wind, die erſten Schneeflocken wirbelten von dem ſternloſen Himmel herab. Friedel ſetzte ſich auf die Schwelle eines Hauſes nieder und weinte bitterlich. Von ſeinem lauten Schluchzen erwachte endlich ein altes Mütterchen, ſchlug

das Fenſter auf und frug den armen Jungen nach der Urſache ſeines Leides. Er erzählte Alles, daß er ohne Heimath und Brod und Schlafſtätte ſei und das Brüderchen, um das er ſorgen müſſe, ferne in einer Scheuer verlaſſen habe.

Die Alte war eine gute Frau, ſie kleidete ſich an, ſteckte eine Laterne an und verſprach beiden Kindern Quartier und Eſſen ſchaffen zu wollen, bis ſie ein weiteres Unterkommen gefunden haben würden. Dann machte ſie ſich auf, die Laterne in der Hand und von Friedel geführt, um den Kleinen zu holen. —

Durch die Finſterniß tappend, erreichten ſie die Scheuer. Die Alte leuchtete auf's Heu hin, da lag der Kleine in der frühern Stellung. Aber da ſie ihn aufhob, war er eine kalte, ſtarre Laſt — Friedel's Brüderchen war todt. —

Friedel's Schmerz, als er den Tod des Pfleglings nicht mehr bezweifeln konnte, war ohne Grenzen. Als man den Kleinen begrub, warf er ſich ihm in's Grab nach, man mußte ihn mehrere Tage bewachen, denn er hätte ſich um's Leben gebracht. Im hitzigen Fieber, in das er darauf verfiel, glaubte er immer die Mutter vor ſich zu ſehen, die ihn des Vergeſſens eines heiligen Eides anklagte. Als er geneſen war, ging er zum Pfarrer zur Beichte und ſprach: „Ich bin nicht beſſer als ein Mörder, leget mir die ſchwerſte Buße auf, die nur auszufinden iſt.“

Der Pfarrer, der ihn ſo zerknirſcht ſah, ſuchte ihn zu beruhigen, anſtatt ihn noch tiefer zu demüthigen. Er verwies ihn auf die göttliche Gnade und verſicherte ihn, daß die reine Kindesſeele den graden Weg in die Wohnung der Engel gefunden habe, da ſie den kranken frühgebrochenen Leib abgeſtreift.

Aber Friedel's Thränen und Klagen waren nicht zu ſtillen. „Nicht um des Kleinen, um meine eigene Seele wein' ich,“ ſprach er. „Sie ſteht meineidig und eidesvergeſſen vor dem Geiſte meiner Mutter, die vom Himmel auf mich herabzuſehen verſprach.“ Und wie er denn ein Sohn des Gebirges immerfort Metalle und Erze im Sinne trug, that er in die Hand des Pfarrers ein ſeltſames Verſprechen. „Ich ziehe jetzt hinaus in die Welt,“ ſagte er, „denn an die Heimath bindet mich nichts mehr. Ich will darben und ſparen und was ich durch mein Spiel gewinne, ſoll der Kirche gehören, auf daß meine Seele nicht ewiglich verloren gehe. Nicht früher will ich heimkehren, bis ich ſoviel Silber und Gold mir erſpielt, daß davon eine Glocke zu gießen iſt. Sie ſoll die ſchönſte und hellſte Glocke weit herum im Lande ſein. Nicht eher will ich raſten und mich entſühnt glauben, bis ich die Glocke von dieſem Kirchthurm tönen höre.

Als Friedel dieſes Gelübde gethan, zog er von dannen. Bald allein, bald in Geſellſchaft anderer Muſikanten bereiſte er die größten Städte Deutſchlands und Italiens. Wohin er kam, erregte ſein Spiel Verwunderung, der Trupp Muſiker, bei dem er ſtand, wurde berühmt und geſucht. Wenn er hervortrat und ſeine Solo's geigte, da blieb kein Herz kalt, die Frauen vollends ſchwärmten alle für den fremden Muſikanten, dem eine ſo tiefe, geheimnißvolle Trauer die Wangen gebleicht hatte. Aber nicht lange hielt er es an einem Orte aus, er ſchlug jede feſte Stellung, die ihm angeboten ward, aus, und floh Alles, was ihn binden konnte, um ein echter wandernder Muſikant, den Stab in der Hand, die Geige unter dem Arm, ſeine Straße zu ziehen. Wohl zechten ſeine Genoſſen in den Schenken und verthaten die Groſchen, die ſie ſich mit Walzern erſpielt, er ſaß abſeits bei dem halben Laib Brod und der Kanne Bieres, und wenn Alle ſchliefen, da ſtand er auf und zündete Licht an und nähte die Silberſtücke, die er ſich verdient, in ſeine Kleider. Wunderbare Macht des Metalls! Je reicher er ward, deſto unerſättlicher wurde er und deſto härter auch. War er früher ein guter Kamerad geweſen, der Jedem gern aus der Verlegenheit heraushalf, ſo ward er jetzt ein verſchloſſener, ſtummer Geſell, der die Drangſal ſeiner Nächſten kaltherzig anſehen konnte. Da ihm nun vollends einmal einer ſeiner Genoſſen die Kleider mit all dem eingenähten Gelde wegſtahl, daß er von Neuem anfangen mußte mit Sparen und Zuſammenſcharren — da wurde er immer ernſter und zuletzt ganz menſchenfeindlich. Wenn es Abends ward und von nah und fern die Glocken läuteten, da hielt er nicht mehr unterm Dache aus. Er wanderte zur Stadt hinaus, ſetzte ſich draußen auf einen Stein und helle Thränen floſſen über ſein Geſicht. Er dachte daran, daß er noch immer nicht genug Gold habe, im älterlichen Dorfe die Glocke gießen zu laſſen.

Immer weiter und weiter kam Friedel nach Italien herunter und immer verworrener wurden die Kunden, die man in der Heimath von ihm erhielt. Es hieß, er habe zuletzt mit ſeiner Bande vor dem Palaſte einer hohen Dame geſpielt, die ſei auf den Balcon herausgetreten und habe ſich an ſeinem Spiele nicht ſatt hören können. Dann, als er in die Schenke zurückgekehrt ſei, habe ihn ein reichgekleideter Lakai abgeholt und er ſei nicht wiedergekommen. Seine Geſellſchaft zerſtreute ſich, als ſie ihren Kapellmeiſter verloren, und Jahre vergingen, wo er verſchollen war und Niemand auch nur das Mindeſte von ihm wußte.

Später, Jahre lang ſpäter, ſpielten böhmiſche Muſikanten aus Utwa vor einem Landhauſe in der franzöſiſchen Schweiz. Ein ſchwarzgekleideter

Herr trat heraus, beſchenkte ſie reichlich und begehrte von ihnen ein gewiſſes Lied zu hören. Die Muſiker ſtutzten, denn mit dem Liede, das der Herr verlangte, hat es eine eigne Bewandtniß. Es iſt das Lied zum Lobe der Heimath, das der böhmiſche Muſikant in der Fremde nicht ſpielen darf. Denn wie der Schweizer im flachen Lande das Alphorn nicht blaſen hören kann, ohne das Heimweh zu bekommen, ebenſo kann der böhmiſche Muſikant das Heimathslied nicht aufſpielen, ohne zu meinen, er müſſe vor Herzeleid ſterben. Lange weigerten ſich die Muſiker, das Lied zu ſpielen; endlich traten Zwei hervor, ſtimmten die Geige und begannen erſt zaghaft, dann lauter und lauter das wunderbare Lied.

Und da nun zugleich die Abendglocken von ferne zu läuten anfingen, da hielt ſich der fremde Mann nicht länger. Thräne auf Thräne rann ihm die Wange herab. „Kennt Ihr mich nicht mehr, Freunde?“ rief er endlich. „Ich bin der Friedel aus dem Muſikantendorfe oben im Gebirge. Heute noch kehr' ich mit Euch in die Heimath zurück.“

Das Erſtaunen, die Freude der Leute war ohne Grenzen. Zuletzt wollte ihn Jeder erkannt haben und vor alter Zeit ſein beſter Freund geweſen ſein. Indeſſen hatte ſich Friedel ſo verändert, daß er nicht zu kennen war. Er war früh gealtert, und ob er gleich erſt fünfunddreißig Jahre zählen mochte, hatte er ſchon ganz graue Haare. Was ihn vor der Zeit ſo alt gemacht, ſagte er nicht, und Keiner wagte es, ihn nach ſeinem Leben zu fragen, denn eine ſeltſame Scheu hielt Alle gefeſſelt, und ob er gleich der Kamerad Aller aus alten Zeiten war, er war doch auch wie ein anderer Menſch und keiner der Ihren mehr. Er fragte nach ſeinem Vater, dem Pfarrer, ſeiner Stiefmutter — man ſagte ihm, ſie lebten Alle noch, hätten aber jede Hoffnung aufgegeben, künftighin etwas von ihm zu erfahren. Und mit einer tiefinnerlichen Angſt fragte er nun, ob auch die kleine Chriſtel vom herrſchaftlichen Förſter noch lebe. Die Antwort war, daß ſie lebe, noch unverheirathet und oft in der Kirche betend zu ſehen ſei — und da floſſen ſeine Thränen!

Des Morgens rüſteten ſich die Muſiker auf ihrer Herberge zum Aufbruch, als mit einem Male Friedel unter ihnen erſchien. Er trug die ſchwarzmanſcheſterne Jacke, in der man ihn früher geſehen hatte, ein reichangefüllter Gurt war ihm um den Leib geſchnallt.

„Meine Freunde,“ ſagte er, „in dieſem Gurt liegt ein Goldſtück bei dem andern. In die Heimath zurückgekehrt, laß ich aus den Münzen die ſchönſte Glocke gießen, die je über Land geklungen.“

Die Leute lächelten, ſie meinten, „der arme Friedel müſſe im klugen

Auslande längſt von dem abenteuerlichen Gelübde abgekommen ſein. Einer ſagte: „Wie ſeine Augen blitzen! er iſt wohl nicht recht bei Troſte.“

Durch Tyrol, Oeſterreich und das ebene Böhmen zogen die Muſikanten heimwärts. Es war wieder Herbſt, die Zeit, wo es nur eines Hauchs bedarf, um das bunte, kranke Laub von den Aeſten zu blaſen. Rauher und rauher wehten die Lüfte, als die Männer den Bergen näher kamen, die amethyſtblau durch die klare Abendluft herüber ſchimmerten. Da erſchienen die Dörfer in der Höhe, und alle Herzen wurden weich, einer fiel dem andern in die Arme und nannte ihn Bruder. Nun beſteht bei den böhmiſchen Muſikanten eine ſeltſame Sitte. Sie richten es ſo ein, daß ſie alljährlich an einem beſtimmten Tage nach Hauſe zurückkehren. Da gehen und fahren ihnen ihre Weiber und Kinder einige Stunden Wegs entgegen, einen Strauß an der Bruſt, mit den beſten Kleidern geziert, das beſte Eſſen, den edelſten Trunk in einem Tuche eingewickelt bei ſich führend. Auch unſere Muſikanten hatten ſich an die alte Sitte gehalten und ſie trafen mit andern Banden zuſammen, die in andern Richtungen ausgezogen waren und wie ſie den heiligen Tag der Heimkehr einhielten.

Als nun der Zug, der immer zahlreicher heranwuchs, aus den Thälern herauskam und die heimathlichen Haiden frei dalagen, da fuhr ein freudiges Jauchzen aus jeder Bruſt und alle Hüte flogen in die Höhe. Plötzlich erſchien in der Höhe des Gebirges ein bunter, langer Zug von Menſchen.

Es waren die Frauen der Muſikantendörfer, die ihren Gatten und Geliebten entgegenzogen, und ein hundertſtimmiges Jubeln tönte durch die Luft daher, von ferne, von ferne!

Friedel war immer ſtiller und ſchwächer geworden. Zuletzt hatten ihn ſeine Freunde auf eine Sänfte legen müſſen. Da kauerte er nun ausgeſtreckt, das Antlitz bleich und elend, die Haare wüſt um die Wangen, die Hand krampfhaft an den Gurt geklemmt.

„Wird die Chriſtel mit im Zuge ſein?“ — fragte er mit ſchwacher Stimme. „Gewiß iſt ſie dabei,“ tröſteten Alle. „An dem Tage der Heimkehr iſt ſie nie zu Hauſe geblieben. Freilich kam ſie immer bläſſer und ſtiller zurück, da Ihr nicht unter den Heimkehrenden wart, aber ihre Hoffnung auf Euch iſt noch nicht hin.“

Friedel ſtöhnte und warf ſich ſchmerzlich herum auf ſeiner Tragbahre.

Näher und näher kamen ſich die Züge. Hundert Tücher wehten. Die Langgetrennten konnten ſich ſchon wieder erkennen. Mit lautem Jauchzen flogen ſich Gatte und Gattin, Geliebter und Schatz entgegen. Die Träger hatten Friedel ſammt der Sänfte niedergeſtellt, er blieb der Letzte, und mühſam

ſchleppte er ſich an den Rand des ſchaurigen Bergabhanges hin, ein kranker, gebrochener Mann.

Er ſuchte mit verzweifelnden Blicken umher. Jeder Ankömmling hatte Die gefunden, die ſeiner harrten, er ſtand allein und Keiner bekümmerte ſich ferner um ihn. „Wo iſt die Chriſtel," fragte er. Die Antwort war, „daß ſie geſtorben ſei — vor einer Woche."

Eine große Thräne quoll aus dem Auge des böhmiſchen Muſikanten, ſeine Beine brachen zuſammen und er mußte ſich an einen Tannenbaum halten, um nicht in die Tiefe zu ſtürzen. Und langſam löſte er mit der andern Hand den Gurt, den ſchweren, goldgefüllten Gurt, rollte ihn zuſammen — und ſchleuderte ihn in die Tiefe des Abgrundes, aus dem der dumpfe Donner des Wildwaſſers zu hören war. — Er kam in's Vaterhaus zurück, aber er lebte nicht lange mehr. Er war ein Menſch, der fortan auf der Erde nichts mehr zu thun hatte. Er ſprach kaum ein Wort und ging zur Ruhe wie ein ſchon im Leben abgeſchiedener Geiſt.

Aber über die Stelle, wo ſein Gold verſunken, kreiſen ſeitdem allabendlich die Geier, als ob ſie den Schatz bewachten. Das iſt die Geſchichte vom Friedel.

Mein alter Führer ſchwieg, hob dann das Bündel auf die Schulter und rüſtete ſich zum Weitergehen.

Ich blieb noch lange in Gedanken verſunken. Denn über die tiefe Kluft, im dunkelglühenden Abendhimmel, kreiſten die Geier.

K. S. V.

Tagebuch.

I.

Ein fliegendes Blatt.

Aus Prag.

Ich eile, Ihnen eine absichtlich wortgetreue Uebersetzung eines böhmischen Flugblattes zu senden, welches hier von Bilderkrämern verkauft wird und, wie Sie denken können, ungeheure Sensation macht. Glaubte man den aberwitzigen Worten, so hätten die Deutschen in Böhmen Ursache zu fürchten, daß sie von den Jesuiten gebraten und von den Czechen aufgefressen werden. Als authentischen Beweis schließe ich das böhmische Original bei, denn wahrlich, ich nähme es Ihnen kaum übel, wenn Sie meine Mittheilung für eine Mystification hielten. So etwas konnte sich ereignen im Jahre 1846 unter österreichischer Censur *).

Rede des Jesuitengenerals, gehalten zu Rom am 1. Junius 1846 in geheimer Versammlung zu den versammelten Jesuiten, Ligorianern und Redemptoristen. Aus dem Italienischen in's Böhmische übersetzt.

Freunde! Frankreich hat unsere Mitbrüder ausgestoßen, dasselbe gedenken die Schweizer zu thun, genügend ist auch dieses bekannt und ich habe nicht nöthig, weiter darüber zu sprechen; doch hingegen eröffnet sich uns der Weg in das Königreich Böhmen, seine Aristokratie begünstigt uns. Dorthin senden wir nun die hier gegenwärtigen verjagten Brüder, dort setzen wir sie fest und breiten so die Arme unserer Macht über dieses Land.

Es ist dies dasselbe Reich, dessen Bewohner vor vier Jahrhunderten in religiöser und nationeller Hinsicht als Reformatoren auftraten und durch ihre Auf-

*) Wir haben in der That das czechische Original vor uns liegen. Es besteht aus einem großen halben Bogen in der Art, wie die Regierungsplacate und Patente gedruckt sind. Daß es übrigens mit österreichischer Censur gedruckt ist, bezweifeln wir entschieden. Es ist schon mehrere Male vorgekommen, daß derlei fliegende Blätter in böhmischer Sprache auf dem flachen Lande wie in der Hauptstadt verbreitet wurden, ohne daß man den Druckort erfuhr; wir erinnern nur an die „Prophezeihungen des blinden Jünglings", welche, der äußern Ausstattung nach zu schließen, offenbar in einer Winkeldruckerei oder mit einer Handpresse gedruckt wurden. Das vorliegende Flugblatt ist allerdings sehr gut und correct gedruckt, doch ist weder die Buchdruckerei noch der Druckort angegeben. Daß die ganze dem Jesuitengeneral in den Mund gelegte Rede apokryphisch ist, wird sogleich nach den ersten Zeilen sichtbar. Doch bleibt das Mittel, mit welcher man auf die untersten Volksklassen gegen die Jesuiten zu wirken sucht, im hohen Grade merkwürdig. D. Redaction.

klärung und ihren Heldenmuth faſt ganz Europa in Bewegung ſetzten, wobei ſie den ganzen Katholicismus demüthigten und am Zügel hielten. Zweihundert Jahre ſpäter gelang es den Jeſuiten, unſern Vorfahren, Zwieſpalt in dieſe Nation zu bringen, ſie in die Schlacht am weißen Berge zu verſtricken und nach dieſer, obgleich das Volk noch voll Kraft und Ruhm war, aller ihrer Aufklärung, ihrer Macht und ihres Ruhmes zu berauben, ſo daß ſie in ſchwarze Nacht und Unwiſſenheit, ja in Sklaverei und Schande verfiel. Bei dem Heldengeiſt des czechiſchen Volkes konnten dieſes unſere Vorfahren freilich nur durch das Vergießen von Strömen böhmiſchen Blutes und der Vertreibung einer großen Menge Czechen aus dem Lande erreichen; aber durch dieſen Vorgang war das Volk ſo geſchwächt und gelähmt, daß von den vier Millionen Czechen nur eine Million im Lande blieb, — und dieſes ungeheure Reſultat förderten die herrlichen Jeſuiten in nur zwei Jahren nach der Schlacht auf dem weißen Berge.

Darnach leuchtet hervor, daß der Sieg unſeres Ordens über die czechiſche Nation den höchſten Gipfel des Glanzes erreicht hat, welcher Glanz aber ſpäter durch die öſterreichiſche Regierung zu Nichte gemacht wurde, indem, wie bekannt, die Kaiſerin Maria Thereſia auf Anſtiften ihres Sohnes, des nachmaligen Kaiſers Joſeph, unſerem Orden befahl, das Königreich auf immer zu verlaſſen.

Seit dieſer Zeit auch ſchreiten die Czechen auf dem Wege der Aufklärung vorwärts und beeilen ſich, dem ganzen Slaventhum (slowanstro), welches mehr als eine Hälfte Europas einnimmt, die Fackel der Menſchenwürde anzuzünden.

Unſere Sorge muß es nun ſein, dieſes in Ausbildung, Gefühl und Nationalität vorwärts ſchreitende Volk auf ſeiner Bahn aufzuhalten, damit die Strahlen ſeines Lichtes in der weiten ſlaviſchen Nation nicht durchdringen, damit die 80 Millionen zählenden Slaven zu unſerem Vortheil und Nutzen in ewiger Finſterniß befangen bleiben. Gelingt es uns zum zweiten Male, die czechiſche Nation in ihrem geiſtigen Erwachen in Finſterniß und Einfältigkeit zurückzuführen und ihren Geiſt zu feſſeln, ſo erwerben wir uns unendlichen Ruhm und ſichern uns zugleich die Herrſchaft über das Slaventhum überhaupt.

Damit aber unſere Brüderſchaft in Böhmen zur Herrſchaft komme, dürfen wir die Mittel nicht vergeſſen, welche wir zur Erreichung unſerer Plane gewählt. In Rückſicht auf Böhmen will ich ſie Euch von Neuem in's Gedächtniß rufen und dringend an's Herz legen.

1) Bei den Böhmen beginnt das Licht allenthalben den Verſtand zu erleuchten, ſo daß ſich das Verlangen nach Menſchenrecht mächtig in ihnen kundgibt. Wir wollen aber Finſterniß auf die Völker wälzen, denn Gott hat ja auch die Nacht erſchaffen, damit ſie zu Theil werde dem Laien-Volke, wir behalten den Tag für uns.

2) Liebe, Eintracht und Gradheit verbreitet ſich unter ihnen durch die leitende Hand der eifrigen Vaterlandsfreunde. Wir aber müſſen ihrem Beſtreben wehren, das Volk veruneinigen, Deutſche gegen Czechen reizen und überhaupt dahin zielen, daß Stand mit Stand, Dorf mit Dorf, Stadt mit Stadt, Bürger mit Bürger, Bauer mit Bauer, Frau mit Mann, Bruder mit Bruder, im ſteten Streite ſei. Und iſt um und um Streit und Zwietracht, dann öffnen ſich die Adern des Volkes und in Strömen fließt aus ihnen ſein Blut. So ſollen die

Czechen in ihrem Blute ſich winden, vergeben wie die Schweizer, welchen wir den Funken des Unfriedens in die Bruſt warfen, daß ſie, nun alle Bruderbande zerreißend, einander zu morden beginnen. Das iſt der Weg, auf dem ſich das Menſchengeſchlecht ſelbſt verdirbt und vernichtet.

3) Das Volk müſſen wir verdummen, ſeinen Verſtand abſtumpfen, ſo daß ſich Alt und Jung zu uns drängt, um zu beichten und uns die Geheimniſſe der Familien aufdeckt, damit wir uns ſo die Herrſchaft über die Gedanken erwerben, wobei wir vor Allem unſern Vortheil im Auge haben müſſen. Eine andere, als die Eigenliebe, dürfen wir nicht kennen, daher auch der Jeſuit und Ligorianer oder Redemptoriſt Niemand andern lieben ſöll, als ſich ſelbſt ganz allein. Freilich werden wir vor der Welt von der Liebe zum Nächſten ſprechen, bei alle dem aber doch nur die Liebe zu uns ſelbſt im Herzen bewahren.

4) An die Hölle, an Wunder und Ablaß müſſen wir das Volk glauben lehren, ihm allein den Himmel über Sternen zeigen, während wir uns ſelbſt des Erdenhimmels bemächtigen. Aus dem zeitlichen Himmel, welcher nur eine Vorbereitung zum ewigen iſt, wollen wir ſie, das Laien-Volk, mit der Hölle verjagen.

Die Hölle muß den Czechen ſtets vor dem Angeſicht ſtehen, ſie müſſen an ſie glauben und ſich von den irdiſchen Freuden gänzlich losſagen, denn ſuchte das Volk ſchon hier auf Erden den Himmel, ſo würde dadurch unſere Herrſchaft vernichtet, indem ſich Niemand anhalten ließe, die Frohne zu leiſten und den Zehent zu zahlen, und dann wäre es mit uns zu Ende, wie mit allen Herren, die beſitzen, nichts arbeiten und doch üppig leben.

5) Das reifere Alter wird ſich ſchwerlich ganz unſern Abſichten ergeben, daher wir uns der zarten Jugend bemächtigen müſſen. In dieſe müſſen wir den Samen des Aberglaubens, der Hölle und der Wunder ſäen, denn was der Menſch in ſeiner zarten Jugend in ſein Gemüth aufnimmt, davon läßt er nicht ſo bald. Auf der Jugend alſo beruhe unſere Hoffnung!

6) Die Schulen müſſen wir in unſere Hände bekommen, um die Jugend zu einem uns tauglichen Werkzeug zu machen. Haben wir einmal die Jugend gewonnen, ſo iſt auch für die Zukunft das Volk in unſerer Hand, dann führen wir es leicht am Gängelbande, wohin es uns beliebt, wäre es auch in die tiefſte Sklaverei, wie den Stier in den Pflug.

7) Ingleichen müſſen wir weiter das weibliche Geſchlecht in unſere Netze fangen. Die jüngern unſerer Brüder, welche der Himmel mit blühendem Ausſehen und fließender und lieblicher Rede begabt hat, mögen ſich in die Herzen der Mädchen, Frauen und jungen Witwen einſchleichen und ſie zur Liebe entzünden. Die ältern Brüder, deren Geiſt mit natürlichem Scharfſinn begabt iſt, mögen Netze ihrer Liſt nach den alten Gräfinnen und Fürſtinnen auswerfen, welche ihre Jugend in Sünde und Unſitte verlebt, und deren es Viele gibt.

So werden die jungen Weiber unſere Brüderſchaft in der Bruſt der Liebe, die alten Sünderinnen in ihrer Buße als treue Schweſtern aufnehmen. So werden wir nach Bedürfniß die Untreue der Weiber und Geliebten bald verzeihen, bald dagegen mit der Hölle drohen. Denn nothwendig müſſen wir die Weiber gewinnen, weil wir nur durch ſie in die Familien und ihre Geheimniſſe eingeführt werden können.

8) Die Nothwendigkeit gebietet uns, Heuchler, Schmeichler und Scheinheilige zu sein, fromm die Augen gen Himmel zu heben, mit einem Wort schlau wie Schlangen zu sein und die Welt zu täuschen.

9) Um Vermögen und Land zu erwerben, müssen wir uns des letzten Willens der Sterbenden bemächtigen, sie dazu bewegen, daß sie unserer Brüderschaft, als der Herstellerin des Glaubens, ihr Vermögen vermachen und ihre Verwandte enterben. Desgleichen müssen wir die alten Weiber dazu vermögen, daß sie recht viel auf das Leben zur Kirche bringen. Ueberall laßt uns Rosenkranzgesellschaften stiften, welche zum Götzendienst führen, obgleich er Christo verhaßt war, weil er von der wahren Religion abzieht und die Seele verwirrt, was aber grade unsern Vortheil mit sich bringt.

10) Die weltliche Geistlichkeit nimmt keinen Antheil an unseren Bemühungen, sondern unterstützt die Schulen, die wahre Religion und Sittlichkeit, ist allgemein bei allem Guten und Rühmlichen betheiligt, daher müssen wir sie um ihre Geltung bei dem Volke bringen und an die Stelle der weltlichen Geistlichen uns in die Herzen der Leute drängen.

11) Unter den Czechen müssen wir das Czechenthum unterstützen, damit wir für Vaterlandsfreunde gehalten werden und auf diesem Wege uns aller vaterlandsfreundlichen Fortschritte bemächtigen und so diese Männer auf unsere Seite bringen. Es wird dieses trotzdem sehr schwierig sein, denn in ihren Adern rollt ein edles unfeuriges Blut, sie wahren in ihren Herzen die ganze czechische Nation und sind im Volke die Sittlichsten und Erleuchtetsten. Die Liebe zum Vaterlande entzündet ihre Seele zu unermüdlicher Wirksamkeit, weil sie ihre Sache für eine heilige, ehrenhafte und rechtliche halten. Dabei sind sie offenen Gemüthes, leicht entzündbar, daher wenig vorsichtig und können daher durch unsere Klugheit verblendet werden.

12) Sobald wir etwas Einfluß im Lande erhalten, dürfen wir nicht zögern, den Buchhandel in unsere Macht zu bekommen, um alle freidenkenden Bücher, Bilder und Schriften aufkaufen und verbrennen zu können. Ueberall stehe was stehet; den Samen der Freiheit müssen wir ersticken damit er nicht erwachsen könne.

13) Den Bauernstand, der viel materielle Kraft hat, dürfen wir nicht vergessen unter unsere Herrschaft zu bringen, was leicht gehen wird, denn der böhmische Bauer ist meinem Erachten nach albern; ebenso sind die Handwerker in den Städten, vorzüglich in Prag und den Kreisorten, stumpfsinnig und roh, weil sie in den Schulen Deutsch unterrichtet werden, welches sie nicht verstehen und also ebenso ungebildet die Schule verlassen, als sie dieselbe betreten.

14) Die Deutschen in Böhmen werden zunächst unserer List erliegen und uns gegen die Czechen dienen, denn zwischen ihnen besteht keine nationale Verbindung, wie bei diesen und darum werden sie, an Geist ohnehin schwächer, bei der Verdeutschung dieser leicht zum Streit gereizt werden können gegen ihre czechischen Brüder, denn größtentheils stammen sie aus czechischem Blut.

15) Des weiblichen Geschlechts müssen wir uns also gleich anfangs versichern, weil es noch nicht so sehr durchdrungen ist von dem Nationalgefühl und noch mehr der Sinnlichkeit lebt, als den Dingen seiner Nation.

Den Männern nähern wir nur nach und nach und mit Hülfe der Weiber unsere Netze; mit Denen, welche sich mit dem Wohl ihrer Nation beschäftigen, müssen wir besonders vorsichtig verfahren und unter vier Augen, mit diesen Vaterlandsfreunden müssen wir über die Regierung klagen, daß diese der czechischen Nation ihre Sprache und Rechte, das Erbe ihrer ruhmvollen Väter, vorenthält und in unmündiger Sklaverei fesselt.

16) Sollten sich aber die Czechen trotz der Anwendung dieser Mittel doch nicht in unsere Netze jagen lassen, dann fachen wir im Stillen die Flamme zwischen Czechen und Deutschen an. Die Czechen hetzen wir unter dem Mantel der Nationalität in ungünstiger Zeit gegen die Regierung, da übersprudelt das kühne czechische Blut und eine zweite Weißenberger-Schlacht ersteht, in welcher wir die letzten czechischen Geschlechter auf immer zu Boden werfen und die Nation wie vor 200 Jahren zertrümmern.

Da endigte der General seine Rede, und die ganze geheime Versammlung schritt zur Berathung über die Ausstattung der Jesuiten und Ligorianer nach Prag; Jesuiten und Ligorianer sind schwarze Vögel einer Gattung.

Man sagt, die Fürstin von Lobkowicz habe diesen Verderbern der menschlichen Seele in Prag ein Haus gekauft; wenn dem so ist, wäre es angemessen, daß die Czechen für sie zu Gott dem Herrn beten möchten, er möge ihr diese übergroße Sünde, welche sie gegen ihr Vaterland sich hat zu Schulden kommen lassen, verzeihen. Ein so einfältiges Weib sinkt gewöhnlich durch Dummheit so tief. — „Sprosta wssak żena ta neyspjsse z hlanposti tak hluboce kles.a.“

II.

Heine's „Atta Troll.“

„Lalala — er ist da, wieder da!“ mit seiner braunen Mandoline und das Volk, alt und jung zieht hinter ihm her, wie weiland die Hamelner hinter ihrem Rattenfänger. Diesmal hat er sich als Bärenführer hereingeschlichen, um nicht gleich in die Hände der hohen Staats- und Moralitätspolizei zu fallen, die, wie er uns versichert, auf ihn fahnden läßt, und der braune Bär, Atta Troll, den er zuerst in der „eleganten Welt“ tanzen ließ, wird nun von ihm auf die Leipziger Messe getrieben.

Diesmal ist Heine's Auftreten, nach einer langen Pause mit einem uns schon zumeist bekannten Gedichte, ein minder wirksames und lärmendes als sonst, er ist sogar in seiner Weise anspruchslos und versichert uns in der Vorrede ganz treuherzig, daß er bei der Publication einem Drange gefolgt sei, der wahrlich nicht von innen komme. Wenn auch Atta Troll an das kostbare „Wintermährchen“, dieses geistreiche Gedicht, von dem nur zu bedauern ist, daß es mit der Gegen-

wart, die es ſo vortrefflich abſpiegelt, verblaſſen und abſterben muß, nicht hinanreicht, ſo finden wir eine Menge jener echt poetiſchen wunderbaren Schilderungen und Weiſen darin, die Heine's Ruhm gegründet haben, und in denen er unerreicht daſteht. Folgen wir dem Dichter auf ſeinem Wege, von dem er freilich mancherlei Abſprünge macht. Auf dem Platze des Pyrenäenbades Cantereth tanzt Atta Troll, ein baskeſiſcher Bär, mit ſeiner Gattin Mumma.

Steif und ernſthaft mit Grandezza
Tanzt der edle Atta Troll,
Doch der zott'gen Ehehälfte
Fehlt die Würde, fehlt der Anſtand.
Ja es will mich ſchier bedünken,
Daß ſie manchmal kankanire —

was ihr von dem Bärenführer, der die Immoralität ihres Tanzes bemerkt, einige Hiebe zuzieht. Atta Troll, dem, trotz ſeines Anſtandes, auch einige übergezogen werden, reißt ſich plötzlich von der Kette los und verſchwindet im Gebirge. Sehr komiſch iſt die Wuth des Bärenführers geſchildert, die er an Mumma ausläßt, die ſtatt dem Beiſpiele des Gatten zu folgen, dumm genug war, ſitzen zu bleiben. Zauberhaft iſt der nächſte Geſang (III), wo der Dichter ſeinen Pegaſus apoſtrophirt:

Nur der eignen Luſt gehorchend
Tummelt ſich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegaſus,

Iſt kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgerthums,
Noch ein Schlachtroß der Parteiwuth
Das pathetiſch ſtampft und wiehert.

— — — — — —

Trage mich, wohin du willſt,
Ueber luftig ſteilen Bergpfad,
Wo Cascaden angſtvoll kreiſchend
Vor des Unſinns Abgrund warnen!

Trage mich durch ſtille Thäler,
Wo die Eichen ernſthaft ragen
Und den Wurzelknorr'n entrieſelt
Uralt ſüßer Sagenquell!

Atta Troll, in ſeine Höhle rückkehrend, findet ſeine Familie dort und hält ihr Vorleſungen über Zeitfragen, die mit der geiſtreichſten Malice behandelt ſind. Maßmann, Heine's alte Antipathie, Raumer, und beſonders Freiligrath, deſſen überladene bilderſchwere Weiſe er treffend verſpottet, müſſen herhalten, um Beweiſe für die bärenhaften Sentenzen Atta Trolls abzugeben und nachdem er ſich mehrere Capitel hindurch mit Ironiſirung von Tendenzen und Zuſtänden befaßt, wirft er ſich wieder mit einer prächtigen Schilderung eines Gebirgsmorgens in den Pyrenäen auf den verlaſſenen Stoff zurück, aber ſchon wieder zieht ihn der Anblick eines zerlumpten Spaniers, der am Pont d'Eſpagne bettelt und einiger Wanzen auf ſeinen Betttuche ab und erſt nach einigen Witzen, führt er uns im nächſten Capitel die unheimliche Figur des Bärenjägers Laskaro vor, Sohn der

Hexe Uraka, wird er nur durch ihre Zauberkünste am Leben erhalten. Der Dichter und Laskaro schiffen zur Hütte seiner Mutter hinüber. Allenthalben sind dazwischen jene herrlichen, treffenden Schilderungen verstreut, die wir nicht genug bewundern können. Wir möchten das ganze 15. Capitel hersetzen, das die Hütte eines Capoten schildert, eines baskesischen Paria, wenn es der Raum gestattete. Dieses Capitel ist an sich ein wahres Meisterstück poetischer Beschreibung. In der Hütte der Uraka sieht der Dichter außer einer mit den besten romantischen Farben gemalten Scene, wo die Hexe ihren todten Sohn mit der Salbe bestreicht, die ihn lebendig macht, einen phantastischen Geisterspuk, eine wilde Jagd nämlich, die sehr ernsthaft anfängt, aber bald in ein wildes, tolles Durcheinander sich löst, in die tiefen ernsten Töne pfeift und kichert es hinein und vor den Augen wird es wirre. Da müssen Goethe und Shakespeare, jener von Hengstenberg, dieser von den Puritanern, als Weltkinder verflucht, den Geisterritt allnächtlich mitmachen und mit Shakespeare auch sein harmloser Berliner Commentator, der selige Franz Horn auf einem Grauen reitend, der nur mühsam und stolpernd dem Renner Shakespeare's folgen kann. Ach, klagt Heine —

ach! mein stiller Franz muß reiten
Er, der kaum gewagt zu gehen

— — — —

werden nicht die alten Jungfern,
Die gehätschelt seine Ruhe,
Sich entsetzen, wenn sie hören
Daß der Franz ein wilder Jäger!"

Im Nachtrabe reiten endlich drei Damen, Diana, Fee Abunde und die Tochter des Herodes, die das blutige Haupt Johannis des Täufers, den sie so geliebt, daß sie ihn tödten ließ, mit sich trägt und es unaufhörlich küßt. Mit großem Behagen tummelt sich der Poet in dieser Geistergesellschaft und schildert endlich das tragische Ende Atta Trolls, der von Uraka, die Mumma's Gebrumme nachahmend, aus der Höhle gelockt und von Laskaro erschossen wird. Sein Pelz wird zwar verkauft, aber Atta Troll die Unsterblichkeit verheißen:

Der ****** setzt ihm
In Walhalla einst ein Denkmal
Und darauf im ******
Lapidarstyl auch die Grabschrift:

Atta Troll, Tendenzbär, sittlich
Religiös, als Gatte brünstig
Durch Verführtsein von dem Zeitgeist
Waldursprünglich Sanscülotte;

Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust,
Manchmal auch gestunken habend,
Kein Talent, doch ein Charakter!

Mumma hat mittlerweile im Pariser Jardin des plantes eine lebenslängliche Anstellung gefunden und sich dort, Atta Troll treulos vergessend, in einen russischen Eisbären verliebt, was uns der Freiligrath'sche Mohrenfürst, hier als Menageriewärter angestellt, erzählt. Den Schluß macht eine an die Vorrede an-

knüpfende Epiſtel an Varnhagen von Enſe. Die Vorrede hat uns nur Anfangs gefallen, aber Heine geräth ſpäter in ſeinen alten Fehler, von ſich allzuviel zu reden und gerade diesmal lauter ſchon oft geſagte Dinge von politiſcher Geſinnung und von ſeinem Exil bei der „ſchönen Juliette" in Paris. Heine ſoll uns damit nicht necken wollen, denn wenn wir ſeinem Genie auch die unerhörteſten Conceſſionen machen, ſo muß er uns denn doch nicht für ſo närriſch halten, daß wir ihm auch noch glauben ſollen, wenn er von ſeinem Weltſchmerz und Märtyrthum ſpricht. Soweit ſollte Heine das deutſche Publicum kennen, für das er zunächſt den Atta Troll geſchrieben hat.

III.

Aus London.

Jenny Lind und Thomas Carlyle. — Fanny Elsler und Anna Jameſon. — Hudſon der Eiſenbahnkönig. — Vater Mathews. — Bettina. — Eine Aſtronomin. — Gräfin Hahn-Hahn und Varnhagen von Enſe. — Lola Montez.

Die goldene Zeit, von welcher die Poeten aller Nationen geſungen, wer wollte noch zweifeln, daß das neunzehnte Jahrhundert uns die Verwirklichung derſelben gebracht, wenn wir einen Blick auf die Bühne der Welt werfen und überſehen, wem die „Hero-Worship" der Völker, wem der Beifall der Großen, wem die Lorbeeren von Fürſtenhand zufallen.

Die Zeitungen verkündigen: daß Jenny Lind Deutſchland mit Bewunderung erfülle, daß Herzen und Börſen und Blumen und Lorbeeren der allgefeierten Sängerin zufliegen; — daß Serenaden und Fackelzüge jeden ihrer Schritte begleiten, und daß ſie endlich einen halben Welttheil in Trauer verſenkt, indem ſie ein Engagement in Petersburg angenommen, das ihr ein monatliches Einkommen von 50,000 Franken verſpreche.

Indeſſen ſie ſtolz auf ihrem Siegeswagen von Stadt zu Stadt und Land zu Land eilt, und Gold unter ihren Ferſen rinnt, lebt einſam in einer beſcheidenen Wohnung in Chelſea Thomas Carlyle, geſchieden von allen jenen Freuden, die der Luxus oder eine volle Börſe gewährt, — arbeitet vom Morgen bis in die ſpäte Mitternacht, gönnt ſich wenig Schlaf, iſt ſpärlich mit jeder Stunde der Erholung — um der Welt nach zwei Jahren angeſtrengten Fleißes ein Werk vorlegen zu können, das ſeinem Namen und ſeinem Vaterlande ein Ehrendenkmal errichtet, — und für dieſes Werk, das Leben Cromwell's — erhält er von ſeinem Herausgeber, was Jenny Lind in einer Nacht gewinnt, und von ſeiner Königin — kein Wort! Zu eben der Zeit tanzt Fanny Elsler vor den Großſöhnen der alten Dogen Venedig's und hält dann — einer Kleopatra gleich — unter einem Regen von Blumen und Juwelen ihren Siegeszug auf dem „großen Canal," von der ſtolzen Ariſtokratie der alten Republik in zwanzig Gondeln gefolgt, wobei der tauſendſtimmige Ruf: „Es lebe Fanny, die göttliche Künſtlerin!" zum weiten Himmelszelte aufſteigt und von der Menge mit freudigem Echo wiederholt wird. Ihr Kind, die kleine vaterloſe Waiſe, ſitzt indeſſen in den leeren Gemächern allein, hört die fernen frohlockenden Stimmen, die ihr gelten, der die Natur den

Namen einer Mutter, aber nicht das Herz einer ſolchen gegeben hat, und ſehnt ſich weit hinweg in jene Räume, wo ihrer zarten Kindheit Mutterliebe und Mutterſorge gewidmet wurde. In Ecleſtone Street bei Mr. G., da hatte ſie Kinderfreuden und Kinderglück genoſſen, da war ihr gelehrt worden durch Selbſtverleugnung und Uebung kleiner Pflichten, die Zufriedenheit derjenigen zu verdienen, denen ſie die Stelle eigener Kinder erſetzen ſollte und erſetzte, da hatte jeder Schritt auf dem Pfade des Guten ſeinen Lohn, jedes Vergehen ſeine Strafe gefunden. Und nun — wo Niemand da war, ihr Wollen und Wünſchen zu beſchränken oder zu befriedigen — nun ſehnte ſie ſich nach jenem glücklichen Hafen zurück, in dem ſie geborgen den Stürmen einer Welt hätte Trotz bieten mögen, und von wo die Laune, der Eigenſinn ihrer Mutter ſie in einer unglücklichen Stunde hinweggeführt hatte. Sie weinte jetzt, die arme kleine Thereſa, und barg ihr dunkles Lockenköpfchen ſchluchzend in die Kiſſen, nach dem ſegnenden Kuſſe verlangend, ohne welchen die zärtliche Pflegemutter nie ihr eigenes Lager zu ſuchen pflegte.

Berauſcht von Weihrauch, erſchöpft und ſiegestrunken kehrt Fanny Elsler heim, entledigt ſich unmuthig ihres glänzenden Schmuckes, und ſucht, von neuen goldenen Siegen träumend, ihr Lager; indeſſen ſitzt in einem kleinen Flecken England's, in Ealing, Anna Jameſon, die vielgeſchätzte Schriftſtellerin vor ihrer grünüberſchatteten Lampe, umgeben von ihren beſten Freunden — ihren Büchern und Papieren. Sie hat dem geſelligen Verkehr einer Hauptſtadt, deſſen Zierde ſie war, entſagt, den Ertrag ihrer Nachtwachen und einer täglich unermüdeten Thätigkeit der Erhaltung einer alten Mutter und unverſorgten Schweſter zuzuwenden. Dieſer ſchöne Beruf iſt das Einzige, was ihr von mancher hingegangenen Lebenshoffnung für ihr Herz und den höhern Menſchen in ihr geblieben iſt, und heiter erträgt ſie ein Loos, das den Meiſten unter uns eine unerträgliche Bürde ſein würde. Fanny Elsler tanzt in einer Nacht ein Vermögen zuſammen; Anna Jameſon pilgert mühſam durch die Kunſtſchätze Italiens, um von ihrem Buchhändler das kleine Auskommen eines Jahres zu gewinnen. Könige und Fürſten beſtreuen den Weg der Erſteren mit Gold, während keine Zeitung den Aufenthalt der verdienſtvollen Frau nennt.

Mr. Hudſon gab ſeinen Krämerladen im Norden England's auf, und zog mit dem Ertrag ſeiner Eiſenbahnſpeculationen in das ſüdliche England. Er kauft ſich ein Haus bei „Albert Gate, Hyde Park," das mit ſeinen thurmgehäuften Geſchoſſen einem parvenu gleich zu den Wolken aufſchwebt, möblirt ſeine Zimmer mit Sammet und Seide, und läßt ſich ſtolz in ſeinen Prachtgemächern nieder. Er hat durch Eiſenbahn-Actien ſo viel gewonnen, daß er — ſtatt mit der Elle zu meſſen, Staatspapiere unterzeichnet; daß er — ſtatt die bei ihm vorſprechenden Käufer demüthig bis zum Wagen zu begleiten, ſelbſt in einer Equipage mit reichgalonnirten Dienern fährt; — denn ſolch ein Mann iſt kein Knicker, wo es mit Treſſen beſetzte Livreen gilt. Sein Vaterland hat ihm unterdeſſen den Ehrentitel eines „Eiſenbahnkönigs", (rail roid king) beigelegt, und ſeine gigantiſche Form hebt ſich unter dieſer Benennung.

So weit der äußere Menſch geht, — ſo weit das Kleid den Mann macht, iſt die Veränderung augenſcheinlich, und das Recht ſich unter den Großen groß

zu fühlen, iſt ihm da nicht abzuſprechen; aber — wollte ein Lavater in Miene und Ausdruck den Gentleman zu ſpüren verſuchen, ſo möchte er ihn vergebens ſuchen. Der Kopf iſt mit Zahlen gefüllt, aber nicht mit Gedanken. Sein Geſchmack hat ſich an der Kleidung ſeiner Diener geübt; — aber ein Canova bleibt ihm ein unnützer Stein. Er lieſt die City-Neuigkeiten; aber Sir John Herſchel iſt ihm ein Mann im Monde. Will er den Werth Anderer meſſen, ſo mißt er ihn nach Zahlen; ſeine Ideen ſind Zahlen, ſeine Unterhaltung vom Zahlen, ſein Trinkſpruch, zahlt! — Solche Eigenſchaften fordern Anerkennung. Hat ihn ſein Zahlenverdienſt zum König der Eiſenbahnen erhoben, ſo erhebt es ſeinen Sohn und Erben zur beſten Partie für die ſchönſten Töchter des Landes, gewinnt ihm die Ehre als gefeierter Gaſt auf den Feſten des Herzogs von Buckingham zu erſcheinen, und vermag die engliſche Ariſtokratie aus eigenem freien Antrieb einen Beitrag von 24,000 L. zu einem Ehrendenkmal für ihn zu unterzeichnen. Dem Verdienſte ſeine Kronen.

Unterdeſſen pilgert Vater Mathiews mühſam von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, nimmt nicht Rückſicht auf Stand oder Vermögen, dringt — wie in die Paläſte der Reichen, — ſo in die Hütte der Armuth, nimmt mit einem Steine zu ſeinem Pfühle vorlieb, ſteht nicht an, ſein ganzes kleines Vermögen an das, was er die gute Sache nennt, zu ſetzen; — opfert Zeit, Ruhe, Bequemlichkeit und was ſeinem Alter Unabhängigkeit ſicherte, um die Menſchen zu überzeugen: es ſei nicht zu ihrem Glücke nothwendig ſich zu berauſchen, ihrer Geſundheit nicht zuträglich, ſich durch ſtarke Getränke zu erhitzen, und ihrem Wohlſtande nicht erſprießlich ihren Durſt durch andere Flüſſigkeiten zu löſchen, als den klaren Quell des Brunnens.

Jahre der Mühe, Sorge und mancher kleinen Noth ſind dieſem Zwecke gewidmet; manchmal bietet ein geringer Erfolg Erſatz für ein großes Opfer, und ein anderes Mal entmuthigt gänzliches Fehlſchlagen ein Herz, das ſich in frommem Gottvertrauen zu immer erneuter Thatkraft erhebt. Ganz gegen die Gewohnheit ſonſtiger Religionslehrer will er die Menſchen nicht durch unverſtändliche Dogmen zum Glücke zwingen, ſondern nur ihr phyſiſches und moraliſches Wohl befördern, was es auch koſte.

Da endlich wirft ihn ſelbſt Krankheit nieder, und mit ihr klopft Mangel an ſeine Thüre und Noth, und verlaſſen und bedürftig ſieht er ſich endlich gezwungen, Hülfe bei Denen zu ſuchen, für die er ſeine ganze irdiſche Habe geopfert, — bei der Menſchheit. Aber dieſe — ſich auch hier nicht im Undank gegen ihre Wohlthäter verleugnend, ſchilt ihn einen Charlatan, einen Betrüger, einen Jeſuiten, — kurz, einen Solchen, der nur darum ihr Beſtes gewollt, ſeinen Säckel gemächlich bei dieſer Gelegenheit zu füllen. Er hört dieſe Sprache des Undankes — und ſeufzt! Es thut ihm leid um Diejenigen, deren eigenes Herz eine ſolche Meinung von ihrem Nebenmenſchen eingibt. Er zieht ſich zurück und — darbt. Da wird man doch endlich gewahr, daß wohl Niemand mit gefüllter Börſe das tägliche Brod entbehren würde; — man fragt nach, und erfragt die Wahrheit. Man iſt beſchämt und will das begangene Unrecht vergüten. Eine kleine Summe wird zuſammengebracht, die der augenblicklichen Noth des Bedürftigen abhilft, ihn aber noch nicht vor künftigem Mangel ſchützt. Hudſon's

Monument und Vater Mathiew's Unterſtützung; — Hudſon's Palaſt und Vater Mathiew's beſcheidenes Stübchen; Hudſon, der Eiſenbahnkönig, der Gaſt von Fürſten; — Vater Mathiew mit ſeiner Bibel und einem Glaſe Waſſer allein.

Von einer Bettina ſpricht Deutſchland, ihre kindiſchen Briefe findet man in jedem Zirkel, wo ſie ſelbſt erſcheint, weiſt man ihr den rechten Platz an. — Eine Hofräthin Witte, die dreißig Jahre lang mit jeder Ausdauer nächtlich Beobachtungen angeſtellt, und die endlich ein Modell des Mondes zu Stande gebracht, wie die Welt noch keines beſaß, — ſie, die Zierde der Frauen, wo es wirklichen Frauenwerth gilt, die ſie alle Pflichten einer Mutter und Gattin geübt, und nur die Stunden ihrer Muße dieſem wiſſenſchaftlichen Streben gewidmet hat, — ſie, auf die jeder Deutſche ſtolz ſein ſollte, lebt ungekannt in Hannover und außer einem Herſchel und Arago iſt wohl Wenigen ihr Name zu Ohren gekommen. —

Die Werke der Gräfin Hahn-Hahn findet man überſetzt in jeder Leihbibliothek England's; ein ſo bedeutender Mann, wie Varnhagen von Enſe, iſt kaum gekannt und erſt jetzt werden ſeine Denkwürdigkeiten von Sir Alexander Gordon theilweiſe überſetzt.

Die Abenteuer der Miß Montez machen hier, wo die Wiege ihrer Lebensthaten ſtand, noch mehr Aufſehen als anderswo. Miß Montez, die Spanierin, die Landsmännin des Cid iſt nämlich hier noch allen Leuten als Betſey James, als die braune Tochter Irlands im guten Gedächtniß. Vor ihrer Verwandlung in eine ſtolze Caſtilianerin hat die luſtige Irländerin in Betſey James ein ſehr trauriges Fiasko auf der Londoner Bühne erlebt. Aber große Geiſter ſind in ihrem Unglück am größten und die Landsmännin O'Connels hat dem Cid den Vorzug gegeben und Granada's und Sevilla's ſtolze Traditionen an die Stelle der ſchmutzigen Erinnerungen iriſcher Hütten adoptirt und aus der Aſche Betſey James im Regentscircus iſt der flammende Phönix Lola hervorgegangen, der in Frankreich blutige Duellproceſſe, in Preußen Peitſchenhiebe von Gensdarmen und in München hiſtoriſche Ereigniſſe producirt.

— **Amely.** —

IV.

Aus Paris.

1.

Der Scandal des Juſtizminiſters. — Mad. Keller. — Janin und Corſaire-Satan. — Der Hungerproceß. — Die Aufreizung der untern Stände. — Die Ausſöhnung mit England. — Symptome in Spanien.

März. —

Der Austritt Hrn. Martin's (du Nord) aus dem Miniſterium, die Eroberung der „Epoque" durch die „Preſſe", ein Hungeraufſtandsproceß, ein Scandalproceß Herrn Jules Janin's gegen den „Corſaire-Satan", die Ausſöhnung zwiſchen Guizot und Lord Normanby ſind, neben einer Menge Ereigniſſe zweiten, dritten Ranges, diejenigen, die die öffentliche Aufmerkſamkeit am lebendigſten in Anſpruch

nehmen. Ueber jedes derſelben ließe ſich ein Langes und ein Breites ſagen, über einzelne Bücher und nicht nur bände-, ſondern auch lehrreiche Werke ſchreiben. Die Geſchichte, die aber am meiſten Aufſehen machte, iſt die des austretenden Cultusminiſters. Was wird das gemüthliche Deutſchland ſagen, wenn es hört, daß die tableaux vivants unſerer Landsmännin den Herrn Cultus- und Juſtizminiſter aus dem Sattel gehoben haben? Denn Lola Montez und ſpaniſches Blut ſind zu dergleichen nicht grade nothwendig, wie Mad. Keller, blonder Herkunft, bewieſen hat; dieſe Ueberſetzung der Münchner Geſchichte in's Franzöſiſche iſt aber keine wörtliche, ſondern eine ziemlich freie. Die Königin der Franzoſen nahm Aergerniß an den lebendigen Bildern deutſcher und engliſcher Unverſchämtheit und benutzte die nächſte Gelegenheit, um Herrn Martin, als Cultusminiſter, deswegen zur Verantwortung zu ziehen. Aber ſie irrte ſich über die Competenz des Miniſters, und ſo ſagte ihr Hr. Martin du Nord, daß die Sittenpolizei ſeinem Collegen, Hrn. Duchatel, zukomme und dieſer allein den Scandal der lebendigen Bilder zu verantworten habe. Herr Martin, der ein ſehr frommer Mann, ein Jeſuitenfreund, war, verdrehte dabei die Augen voller heiliger Entrüſtung und half der Königin dieſe Unzucht ſo ſehr beklagen, daß die gute Königin nur noch böſer wurde, gleich zu Herrn Duchatel ging und dieſen doppelt ſtrenge zu Rede ſtellte und ſich dabei auf die frommen Aeußerungen des Cultusminiſters berief. Der Miniſter des Innern warf aber dem Miniſter des Cultus einen drohenden Zornblick zu, auf den dieſer mit einem ſo frommen, ſo demüthigen Geſichte antwortete, daß Hr Duchatel ganz im Geheimen fluchte: Wehr' dich, du Heuchler! Acht Tage ſpäter erhielt der Polizeicommiſſair eines abgelegnen Viertels der Stadt den gemeſſenen Befehl, an demſelben Tage, Schlag 11 Uhr, das Haus einer Dame zu durchſuchen, weil Anzeigen vorhanden, daß dort unmündige Kinder verführt würden. Und ſo geſchah es, und dort fand man ein vierzehnjähriges Mädchen als tableau vivant, in einem abgelegnen, geheimen Kämmerchen, in den Armen eines ſechzigjährigen Mannes. Als der Commiſſair dieſen verhaften wollte, nannte er ſeinen Namen; aber der Polizeicommiſſair ſchalt ihn einen unverſchämten Verläumder. Der Gefangene beſtand auf ſeiner Behauptung und zuletzt fing auch der Commiſſair an zu zweifeln, gab nach, eilte zu Hrn. Deleſſert, dem Polizeipräfecten, der augenblicklich mit ſeinem eignen Wagen an dem Luſthauſe vorfuhr und den Verhafteten bat, zu ihm einzuſteigen. Am andern Tage ſtand in der Zeitung, Hr. Martin du Nord habe einen Schlaganfall gehabt; acht Tage ſpäter nahm er ſeinen Abſchied, nachdem die „Union Monarchique" vorher durch eine öffentliche Erklärung dieſe ganze Erzählung als eine Verläumdung der Welt preisgab und in allen Zeitungen verkündete.

Ich habe nicht Luſt, dieſe Geſchichte eines Wortes weiter zu würdigen; der Eindruck, den ſie auf alle Klaſſen der Geſellſchaft gemacht, iſt nicht nöthig, zu ſchildern; nur glaube ich, daß der Theil, auf den ſie bleiſchwer herabfällt, ihr Gewicht am wenigſten fühlt.

Alle andern Ereigniſſe der Woche ſind durch dieſes hier in Schatten geſtellt worden. Die Art und Weiſe, wie Herr v. Girardin die „Epoque" erobert hat, verdient aber doch noch einer beſondern Erwähnung. Er hat dies Blatt auf Leben und Tod bekämpft und ſeinen Werth, als es zum Verkaufe ausgeboten

wurde, so sehr als möglich herabgedrückt und — es dann durch einen Helfershelfer aufkaufen lassen. Dieser manövrirte dann so schön, daß an einem bestimmten Tage kein Heller mehr für die Druckkosten vorhanden war, worauf er das Blatt an Herrn v. Girardin abtrat, nachdem er diesen acht Tage vorher noch so angegriffen, daß der Redacteur der „Presse", um sein Spiel besser zu verdecken, gegen seinen Helfershelfer einen Proceß wegen Verläumdung anhängig machte' den er dann natürlich Tags nachher, nachdem die „Epoque" ihm überliefert war' wieder niederschlug. Die spanische Heirath und diese Eroberung der „Epoque" durch die „Presse" sind Geschwisterkinder.

Sie charakterisiren die Politik der jetzt herrschenden Klassen. Unterdeß erzählte der „Corsaire-Satan" ganz ruhig seinen Lesern, daß der critique marié (J. Janin) seine Frau auf der That des Ehebruchs ertappt habe; ganz so klar, wie es hier steht. Der „Corsaire-Satan" glaubt ein Recht erlangt zu haben, so offenherzig zu sein. Nun stellt sich aber heraus, daß Jules Janin von dieser schönen Geschichte kein Wort weiß. Er versuchte, Mann gegen Mann, Genugthuung für sich und seine Frau zu erlangen, aber die Scandalblätter haben eine harte Haut; und so mußte der verheirathete Kritiker zur Zuchtpolizei seine Zuflucht nehmen. Der Proceß wird sehr erbaulich werden, aber wahrscheinlich den „Corsaire-Satan" seine ganze Caution kosten und ihm so wohl für die Zukunft Schweigen gebieten.

Ein Theil der Gesellschaft lacht über Dergleichen; aber es ist zu fürchten, er wird nicht stets und nicht zuletzt lachen. Im Volke wuchert eine tiefe Verachtung gegen dies ganze Treiben und neben dieser Verachtung viel Noth, viel Ansprüche auf ein Leben, wie die hohen Herren es überall zur Schau stellen, und endlich eine Lehre, die den Haß der untern Klassen gegen die obern alle Tage in hundert Zeitungen, Flugschriften und Büchern predigt. Der Hungerproceß in Besançais hat gezeigt, wie diese Lehre wirkt, denn dort wurde geplündert, zerstört, geraubt und gemordet unter dem Ausrufe: „Nieder mit der Bourgeoisie!"

Und während diese Elemente sich in der Tiefe des gesellschaftlichen Lebens bekämpfen, während dort sich eine dunkle und unheildrohende Zukunft vorbereitet, ist mit dem Erfolge, den die dynastische Politik des Julikönigthums in Spanien davongetragen hat, der Nimbus der Allklugheit gewichen, das geistige Ansehen des „Systems" vollkommen zernichtet worden. Was auch die officiellen Blätter sagen mögen, ich kann versichern, daß in all' den Kreisen, in die ich komme und n denen ich sonst sehr oft auf den unbedingtesten Enthusiasmus für das „System" stieß, jetzt tiefe Entmuthigung bei den schwachen, oft sehr klare Entrüstung bei den stärkern Naturen herrscht. Die Aussöhnung, die zwischen Hrn. Guizot und Lord Normanby stattfand, kann immerhin als ein erster Schritt zu einer Annäherung zwischen England betrachtet und dargestellt werden; es glaubt aber kein Mensch so recht daran und die große Mehrzahl aller denkenden Politiker hat das Gefühl — wenn auch nicht Jeder es ausspricht — daß trotz der Versöhnung zwischen dem englischen Gesandten und dem französischen Minister dennoch die wechselseitige Stellung beider Länder nicht um ein Haar geändert ist. Nur bedeutende Zugeständnisse von Seiten Frankreichs würden England versöhnen; aber fänden solche

jetzt statt, so würden sie nur auf Kosten des gebrochenen Ansehens des „Systems“ möglich sein.

Die Aussicht in die Zukunft ist eine dunkle, gewitterdrohende. Die Nachrichten aus Spanien sind nichts weniger als geeignet, bessere Hoffnungen zu erlauben; denn dort herrscht am Hofe selbst die höchste Gereiztheit, Intriguen, Zwietracht zwischen den gekrönten Häuptern, zwischen Mutter, Tochter, Gatten, Schwester und Bruder und ihren wechselseitigen Führern, während Alles darauf hindeutet, daß vielleicht schon die nächsten Posttage die Nachricht eines allgemeinen und höchst gefährlichen Aufstandes der Carlisten bringen werden.

Es ist vielleicht nicht Zufall, wenn grade in diesem Augenblicke der Sänger der Revolution, Béranger, wieder aus seiner Einsamkeit hervortritt. Die „Revue des deux Mondes“ brachte ein Lied von ihm, „Les colombes de la Bourse,“ das in der leichten Art Béranger's den Börsenschacher angreift, und der „National“ veröffentlichte einen Morgenruf des wiedererwachten gallischen Hahnes, der Krieg und Schlachten verkündet.

J. —y.

2.

Abermals eine deutsche Zeitschrift. — Dumas und Girardin. — Das neue Theater. — Lola Montez.

Ein Herr Mäurer hat den so oft schon verunglückten Gedanken wieder aufgegriffen, ein deutsches Blatt in Paris herauszugeben. Es soll „Deutsche Horen“ heißen und wird wohl, wie schon der antiquirte Name besagt, harmloser werden, als das zu Grunde gegangene „Vorwärts“. Ob die ersten Nummern bereits erschienen, weiß ich nicht zu sagen; in den Café's ist es noch nicht zu sehen.

Ein anderes und erfreulicheres Zeichen deutschen Lebens in Paris ist ein Concert gewesen, das Herr Goldschmitt aus Prag zu Gunsten des deutschen Hülfsvereins veranstaltete. Drei Böhmen: Goldschmitt, Schulhoff und Pixis, wirkten darin — diese böhmischen Musikanten durchziehen doch die ganze Erde! Das Concert hat, wie ich höre, 3000 Franken eingetragen!

Alexander Dumas hat seinen Proceß gegen den „Constitutionnel“ und die „Presse“ verloren. Er ist zum Ersatz der Gerichtskosten verurtheilt worden und muß im Verlaufe des Jahres 13 Bände Manuscript an die beiden Journale abliefern, widrigenfalls er zu einer bedeutenden Geldstrafe verbunden ist. Girardin, der Redacteur der „Presse“, hat in der Führung dieses Processes abermals Zeugniß seiner Klugheit abgelegt. Indeß Herr Veron, der Eigenthümer des „Constitutionnel“, den Marquis Dumas durch seinen Advokaten aufs Heftigste und Ungestümste angreifen ließ, bewegte sich der Advokat Girardin's auf Geheiß seines Clienten im Tone sanften Vorwurfs. Ja, das Feuilleton der „Presse“ war das erste Blatt, das Alexander Dumas' Fanfaronnaden vor den Gerichten entschuldigte und Herrn Castellane wegen seiner Aeußerungen in der Kammer heftig angriff. Die Folge davon wird sein, daß Dumas seine guten Romane der „Presse“ und seine schlechten dem „Constitutionnel“ geben wird.

Das **Théâtre historique**, das Dumas als Dramaturg leitet, gibt bis jetzt nur Reprisen der **Reine Margot**. Soll ich es mir als Glück anrechnen, daß ich ohne zerbrochene Glieder hineingekommen? Nach den Ankündigungen in den Journalen hatte man das Recht, etwas ganz Außerordentliches zu erwarten; hieß es doch, als sollte das **Théâtre historique** alle Pracht Assyriens und Roms hinter sich lassen. Ich erwartete Gold und Porphyr, Bronze und Sammet, etwas, was an „Monte Christo's" Herrlichkeit mahnt; ich fand ein ziemlich geschmackloses und plump überladenes Haus, das nur den Reiz einiger, noch dazu unzweckmäßiger Neuerungen hat. Statt, wie andere Theater, im Halbkreis gebaut zu sein, bildet es eine lange Ellipse. Die Bühne ist sehr breit geworden. Diese Aenderung soll den Vortheil bieten, daß man von allen Punkten gleich gut auf die Bühne sieht. Es hat zwei große Gallerien, die erste deckt das Parterre und einen Theil der Orchesterlogen; die zweite, die eigentliche Gallerie, erhebt sich in der Höhe des Hauses.

So ist das Haus deutlich in drei Abtheilungen geschieden. Ist dabei Plato's Eintheilung der Gesellschaft in der Republik berücksichtigt worden? Die Aristokratie nimmt die ersten, das Bürgerthum die zweiten Logen und das Orchester ein, die zweite Gallerie endlich ist so gebaut worden, daß sie die Blousen des Volks ganz den Augen entzieht.

In den Zellengefängnissen hat man die Einrichtungen getroffen, daß alle Gefangene der Messe beiwohnen und den Priester sehen können, ohne unter einander verkehren zu können. Die Architekten des **Théâtre historique** haben dieses Kunststück auf die Logen angewendet. Es sind Zellen, in welchen die Personen hermetisch abgeschlossen sind. Diese Einrichtung ist keine glückliche zu nennen. Von der **Reine Margot** selbst kein Wort! Es ist dies kein Drama, es ist ein Panorama, ein poetisches Unding in 13 Acten, das mit der Bartholomäusnacht beginnt und mit Karl's **IX**. Tod endigt. Am ersten Abende dauerte das Stück von 6 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens. Man konnte nebst dem agirten Schauspiel auch das Schauspiel des Sonnenaufgangs genießen. Jetzt ist das Stück bedeutend gekürzt worden, dauert aber noch immer bis lange nach Mitternacht.

Der Roman in München, diese köstliche Fastnachtsgeschichte im trockenen Deutschland, hat hier, wo Mad. Lola Montez gar viele Bekannte hat, unendliche Heiterkeit erweckt. Was gibt's Neues aus Baiern? ist die erste Frage in allen Café's. Und wunderbar! während es sich in München darum handelte, die schöne Spanierin zu dotiren, wurde ihr hier in Paris ein Proceß wegen eines unbezahlten Wäschzettels gemacht. Sie sollte 600 Franken für Bettwäsche zahlen, ja, sechshundert Franken für Bettlaken! Dortchen Lakenreißer selbst hätte in einem Jahre nicht mehr brauchen können! — Schon wird der Münchner Roman für ein Vorstadttheater dramatisirt und es ist sogar Aussicht vorhanden, daß Heinrich Heine den köstlichen Stoff in spanischen Assonanzen besingt.

A. —

V.

Aus Berlin.

Der Landtag und die öffentliche Stimmung. — Iſt die Ariſtokratie hiſtoriſch? — Möglicher Zweck einer erſten Kammer. — Der König. — Aufgabe der Stände.

Im Allgemeinen kann man ſagen, daß die bevorſtehende Einberufung der Stände weniger Spannung erregt hat, als man billiger Weiſe erwarten ſollte. Einerſeits liegt das nun wohl darin, daß die Erwartung ſeit einigen Jahren allmälig ermüdet iſt; es iſt in allen Zeitungen ſo viel von den Ständen geredet worden, daß der Berliner nichts Neues mehr daran findet. Wir glaubten nicht mehr daran, wir wurden überraſcht, und jede Ueberraſchung hat etwas Unbehagliches. Andererſeits kann man ſich immer nicht vorſtellen, daß die Regierung im Ernſt aus freien Stücken ſich eines Theils ihrer Macht begeben ſollte; man iſt mißtrauiſch, man fürchtet einen Hinterhalt; wo der liegt? einerlei! Im Grunde iſt es doch die Geldfrage, die man, trotz der ausdrücklichen Verſicherung, als die Hauptſache anzuſehen geneigt iſt. Man überſieht dabei, daß die Ideen, welche das Volk bewegen, ebenſo wenig der Regierung fremd ſind, ſo gern ſie auch darauf ſchmähen mag. Dieſer Gedanke, daß ohne Volksvertretung an eine politiſche Einheit nicht zu denken ſei, läßt ſich nirgends mehr zurückweiſen. Ja, es iſt die Frage, ob dieſer politiſche Idealismus nicht in den höhern Kreiſen ſich ebenſo eingeniſtet hat, verſtohlen, unbemerkt, wie in den Köpfen der Demagogen. Ich will nur Eins bemerken. Wir ſind von jener Seite her immer gewohnt, von organiſcher Entwickelung, Naturwuchs, hiſtoriſchem Recht u. dgl. zu hören — wie in aller Welt gehört nun eine erſte Kammer zur hiſtoriſchen Entwickelung des preußiſchen Staats? Seit wann ſind die mediatiſirten Fürſten ſo in den preußiſchen Staatsorganismus verwachſen, daß man ſie als ein weſentliches Glied deſſelben, ja gradezu als den halben Leib anſehen kann? Soll es nicht einiges Bedenken erregen, daß auf dieſe Weiſe künſtlich eine neue Ariſtokratie auf den Nacken des Volks gelegt wird? Wir waren bis jetzt in Preußen des Glaubens, daß ſtaatsrechtlich keine Ariſtokratie vorhanden ſei; der Staat wurde von Beamten regiert und zu dieſen Stellen war wenigſtens theoretiſch jeder Stand gleich berechtigt. Daß die Fürſten, daß der höhere Adel überhaupt ſich gewiſſer, perſönlicher Vorrechte erfreuten, durfte keinen Neid erregen, denn durch den Reichthum des Einen wird der Andere nicht ärmer. Nun ſieht die Sache etwas anders aus. Ich denke, dieſe erſte Kammer iſt nichts, als eine ſchwache Nachahmung der engliſchen Verfaſſung, alſo ein politiſcher Idealismus, nicht eine Einrichtung, die aus gegenwärtigen, unmittelbaren Bedürfniſſen entſpringt. Nächſtens werden die katholiſchen Biſchöfe darin aufgenommen werden und die proteſtantiſchen werden folgen; dann einige Generäle, Staatsräthe u. ſ. w., und das Oberhaus iſt fertig. Oder ſoll es nur ein Haus ſein? nur ein Raum, der noch mit der Zeit ſich füllen ſoll? Der Herzog von Anhalt iſt ſchon Mitglied; könnten nicht andere Herzöge folgen? Indeſſen ſieht das gar zu ſehr nach „hohlen Theorien“ aus. Offenbar hatte die „Allgem. Preuß. Zeit.“ erwartet, die erſehnte Conſtitution werde mit größerm Feuer aufgenommen werden; wenigſtens ſucht ſie es in einem Artikel

gleichsam zu entschuldigen, daß das Volk nicht außer sich gerieth. Sie fing sogar an, höflich gegen die schlechte Presse zu werden, wohlwollend, aufmunternd; sie gestand der „Kölnischen Zeitung" eine lobenswerthe Gesinnung zu. Natürlich wurde sie auch wieder auf einmal deutsch; sie erklärte, die wälsche Uniformität müsse den Söhnen Teut's fern bleiben. Die Deutschthümler werden entzückt sein über diese Erklärung des deutschen Wesens.

Es sind von allen Seiten her, mit Recht und Unrecht, Ausstellungen gemacht worden an der neuen Verfassung z. B. die Nothwendigkeit der Zweidrittel-Stimmen beider Kammern zur Aufnahme einer Petition u. s. w.; die Hauptsache bleibt immer, daß vorläufig, so lange nicht ein festes Grundgesetz gegeben ist, nach welchem die Stände in bestimmten Zeiträumen einberufen werden, eine Unsicherheit und ein Schwanken in den staatsrechtlichen Verhältnissen bleibt, die ein rechtes Zutrauen, eine freudige, rührige Thätigkeit nicht aufkommen läßt. — Unser König hat eine großherzige Gesinnung, das gestehn auch Diejenigen zu, die mit einzelnen Schritten seiner Verwaltung nicht einverstanden sein können. Auch dieser Schritt zeigt ein edles Vertrauen zu seinem Volk, denn mag man sagen, was man will, die Vereinigung von acht Landtagen gibt denselben eine Macht, die in gar keinem Verhältniß steht zu dem Einfluß der getrennten Stände. Dieses Vertrauen wird nicht getäuscht werden, denn die Preußen sind alle loyal, wenn sie auch in den öffentlichen Angelegenheiten das Verfahren der Regierung nicht immer anerkennen. Warum nun aber nicht ein volles Vertrauen? Wäre es nicht etwas Großartiges gewesen, wenn der Erbe Friedrich des Großen aus freiem Antrieb den Vertretern des Volks eine unabhängige, freie Stellung gewährt hätte? Um so mehr, da, nachdem es einmal so weit gekommen ist, doch in kurzer Zeit das Uebrige, d. h. die regelmäßige Folge der Landtage, ebenso zugestanden werden muß. Warum nicht mit einem Mal, aus freiem, königlichem Entschluß schenken, was man doch nach längern Reibungen sich abschmeicheln oder abdringen lassen wird. Denn daß bei jeder Ständeversammlung die Anliegen darauf gerichtet sein werden, liegt in der Natur der Sache, und eine fortdauernd abschlägige Antwort ist undenkbar. — Die Stände haben jetzt eine große Bestimmung; nur eine Verbindung der entschiedensten Energie mit der besonnensten Mäßigung kann ihre Sache fördern. Es ist mehr zu wünschen, als zu erwarten, daß ein feste Consolidation der Parteien stattfinden möge, um die Kräfte nicht in der Mannichfaltigkeit der Ideen sich zersplittern zu sehen.

H.

VI.

Aus Prag.

Die Armencommission und der Hausbettel. — Tendenzbälle. — Eine Taube unter den Pfauen. — Die Jesuiten auf dem Viehmarkte. — Schnurrbärte und fromme Väter. — Das Theater.

Während die Wiener gewaltig am Lindfieber laboriren, das in heute so bedrängter Zeit füglich als eine Landplage mehr zu beklagen ist, da es den Noth-

leidenden manche Spende entzieht, ſind wir ganz getröſtet darüber, daß alle Verſuche unſerer Theaterdirection, die ſchwediſche Nachtigall hierher zu locken, vergeblich geweſen; wäre ſie gekommen, würden wir ſie als Raubvogel betrachtet haben an den Armen, für welche unſere wackere Armencommiſſion wirklich mit Aufopferung thut, was ſie irgend vermag.

Leider findet dies Bemühen nicht den gewünſchten Anklang, die Unterſtützung des Hausbettels wirkt lähmend ein; ſind auch die Glieder des Armencomités durchaus Privatperſonen, hat auch dieſes ſelbſt durchaus keinen officiell amtlichen Charakter, ſo iſt doch die Mißliebigkeit, das Mißtrauen gegen alles Amtliche oder amtlich Scheinende im Publicum ſo groß, daß wohl auch hierin ein wichtiges Hinderniß wünſchenswerther, kräftiger Mitwirkung zum löblichen Zwecke zu liegen ſcheint, wiewohl auch der Mangel an allgemeiner Wohlhäbigkeit der Mittelklaſſe an ſich die unzureichenden Beiträge erklären mag, ob es klug geweſen, dieſe in etwas zu derber und drohender Weiſe zu Beiträgen öffentlich aufzufordern, möchten wir bezweifeln. Der Mangel an Oeffentlichkeit iſt, wie in allen Verhältniſſen, ſo auch hier ein weſentliches Hemmniß; wir leſen ja häufig von gräßlichen Noth- und Jammerſcenen Englands und Frankreichs, bedauern die armen Engländer und Franzoſen, daß es ihnen ſo elend ergeht, und wiſſen nicht, daß wir leider auch daheim ſehr Aehnliches aufzuweiſen haben, daß auch bei uns die Armen in engen, unterirdiſchen Räumen ſeufzen, eng zuſammengepfercht, daß ſechs und mehr Familien eine einzige Stube bewohnen, Moderluft athmend, welche die Lebenskeime der Neugebornen verpeſtet; man erzähle das in durchſchoſſener Schrift dem Leſepublicum und wende ſo das Mitleid, die thätige Theilnahme dem heimiſchen Elende zu; doch das iſt wohl den Tageblättern nicht geſtattet, wir ſollen glauben, bei uns habe jeder Arme ſein Huhn im Topfe; ach hätte er doch Brodes genug!

Getanzt wurde einiges für die liebe Armuth; der zu ihrem Beſten veranſtaltete Ball hat namhaften Ertrag abgeworfen, namhaft an ſich wohl, doch wie bald hatte die allgemeine Noth die Summe erſchöpft.

Ein ſolcher Ball mit ſeinen ſumptuoſen Toiletten, ſeinen Champagnerſalven, hat durch die grellen Contraſte mit dem Ballzwecke immer etwas tief Verletzendes, und gibt Kunde von der menſchlichen Jämmerlichkeit, die ſolcher Reizmittel bedarf, die das Dreifache für ſich ausgeben muß, damit dem Armen ein ſchmaler Biſſen zugeworfen werde. Das Mitleid tanzt, der Sarmatophile tanzt auch, doch dieſen hat eine Art Tarantel geſtochen, er übertäubt ſich im Tanze.

Auch die Czechomanie hat ſich ſeit einigen Jahren tanzend kund gegeben und ſehr glänzende Ballfeſte veranſtaltet, dies Jahr unterblieb der ſogenannte Czechenball; die Unternehmer hatten es übel genommen, daß die Societé ſo viel Deutſch auf dem Balle geſprochen und ein Signum locutionis nach alter Jeſuitenweiſe einzuführen, war nicht paßlich.

Dieſe Societé, worunter hier im Gegenſatze der übrigen Geſellſchaft, welche in der Salonſprache Plebs heißt, der Adel verſtanden wird, oder doch ſich darunter verſteht, hatte ebenfalls ein excluſiv ſüßes Ballfeſt gefeiert, doch wurde das Vergnügen herbe verbittert; durch unglücklichen Zufall oder durch Malice, man weiß das nicht genau, hatte eine bürgerliche Dame, ganz nett und gebildet zwar, Eingang gefunden; die Lampen brannten bald nach ihrem Eintreten trüber, die Geigen ver-

ſtimmten ſich, das bürgerliche Azot, von der Dame ausgeathmet, beengte die weit zarter conſtruirten Reſpirationsorgane der Adelsdamen, der Inſtinkt ſagte Allen zugleich, daß etwas Gräßliches vorgefallen, allgemein war die Conſternation, ein dem Lazareth entronnener Peſtkranker hätte kaum ſchreckhafter gewirkt, der Tempel des Ruhmes längſt modernder Heldenahnen war polluirt; bald war die Dame entfernt, doch zur Ehre des Jahrhunderts ohne Gewaltthat; nach Anwendung einiger Desinfectionsmittel ſtellte ſich allmälig etwas Heiterkeit wieder ein, doch hatte das Ereigniß dennoch der Freude den glänzenden, farbigen Flügelſtaub abgeſtreift und ſo den Uebergang zu der Faſtenzeit gebildet, welche uns jetzt in Ernſt und gebotener Andacht umfangen hält, damit wir uns würdig vorbereiten zum Empfange der uns angekündigten P. P. Jeſuiten, welche uns ein hoch-, doch unerleuchtet geborner Cotillon über den Hals zu werfen beabſichtigt. Dieſer Cotillon oder Petticoat, dem ein Stadttheil bereits eine Meute ſchwarzer Nonnen verdankt, weiß ſeine Rente nicht anders zu verwenden, als zu ſo traurigen Zwecken: zum Glücke iſt unſer Metropolit aufgeklärt genug, ſich dem Anzuge dieſer Luzernerpeſt zu widerſetzen, auch kommt auf ſolchen Wegen der Cardinalshut heute nicht mehr an; im Mittelſtande bereitet ſich eine energiſche Petition gegen die Zulaſſung dieſer Seelen-Tucks vor, welchen die Czechenpartei ſich kräftig anſchließen will, wiewohl die **Homines salaces***) ſchon haben verbreiten laſſen, daß ſie das Slaventhum möglichſt cultiviren wollen.

Dieſen Schauermenſchen iſt in ihrer Schlangengewandtheit jeder Weg recht, um zum Ziele zu kommen; ach wäre es uns doch erlaubt, ihnen die Wege zu weiſen! in dieſer Beziehung ſchlöſſen wir uns feſt der Czechenpartei an, mit vollem Herzen; alte Czechenſitte iſt es, alles Unliebſame der Kürze wegen durch das Fenſter hinwegzubefördern, und Fenſter hat jenes Haus in Menge, welches die blödſichtige Dame für die Salaces gekauft. Daß dies Haus am „Viehmarkte" liegt, theile ich mit als topographiſches Curioſum; ſehr herrlich wird ſich's ausnehmen, die Seelenraubtheire mit ihren Dreimaſterhüten als Symbol der Trinität in ihrem Zwinger luſtwandeln zu ſehen.

Wie ſonderbar! die geiſtlichen Oberhirten ſind beinahe überall gegen ihre Zulaſſung und doch geht dieſe allmälig von Provinz zu Provinz vor ſich, immerhin! dieſer Rückſchritt wiegt ſich in dem wichtigen Fortſchritte auf, der ſich ebenfalls für die nächſte Zukunft vorbereitet, die Militäroffiziere werden demnächſt Schnurrbärte tragen; um Preußen ein Schnippchen zu ſchlagen, wurde die Bartverordnung am 3. Februar datirt.

Mit den Bekehrungsweſen werden die frommen Väter ſich anfangs ohne leibliche Gefahr kaum befaſſen können, denn Ziska's Geiſt geht um, ſeit der Held vor Kurzem papieren erſtanden; vielleicht legt man die Theatercenſur in der frommen Väter Hände, da dieſelbe ſeit Bauernfelds „Großjährig" in gewiſſen Kreiſen in Verruf gekommen und dieſen Lapſus kaum gut machen kann, hält ſie auch Laube's Karlsſchüler noch immer feſt umkrallt, um ſie endlich vielleicht dennoch frei zu geben, doch manche Glanzfeder wird ſie dem Vogel ausgerupft haben, wir werden ihn kaum fliegen, nur ängſtlich hüpfen ſehen im engen

*) I. H. S. Jesuita homo salax.

Käfig des Soufflirbuches, deſſen rother Cenſurſtrich-Widerſchein ſtete Schamröthe auf dem Geſichte des Souffleurs reflectiren wird.

Im Theaterweſen gibt es übrigens wenig Neues, die Direction hat die Spectakeloper „Feenſee" mit wirklich großartigem Aufwande in Decorationen und Coſtüm in Scene gehen laſſen; ob ſie dabei ihre Rechnung findet, ſteht dahin, denn Prags kleines Theaterpublicum iſt ziemlich nüchtern und wenig empfänglich für Schaugenuß; „Großjährig" macht vollere Häuſer als die Spectakeloper und doch hat erſtere einen Aufwand von nur ſechzig Gulden an Honorar Bauernfelds erfordert.

Der Succeß der Oper hängt weſentlich ab vom guten Willen der Damen des Balletcorps, der Director, kein Opfer ſcheuend, hat dieſen insbeſondere ein souper fin veranſtaltet, dem er als Chairman präſidirte, in ſolcher Weiſe hat noch kein Director ſich für ſein Publicum ſacrificirt, oder neigt ſich etwa das Ruſſenthum hier wie anderswo dem Oriente zu und liebäugelt mit orientaliſcher Sitte? Wir wiſſen das nicht, doch ſo viel iſt gewiß, die Balletdamen tanzten wacker und feurig, Madame Hofmann aber ſang ſtets einige Töne, ich glaube um einige Jahre zu tief, die beiden als rivaliſirende Liebhaberinnen in der Oper beſchäftigten Damen zählen zuſammen, zu ziemlich gleichem Antheil, an neunzig Lenze, vielleicht hat eben deshalb der liebende Tenor ſo viel lamentirt, anſtatt geſungen. — w —

VII.

Prager Kunſtzuſtände.

Die geiſtigen Regungen, welche ſich in der Gegenwart in Böhmen kundgeben, beginnen in weitern Kreiſen die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, die „böhmiſchen Dörfer" dürften wohl bald ihre Bedeutung und ihren Sinn verloren haben. Ihr Blatt namentlich hat unſerem böhmiſchen Vaterlande und ſeinem gegenwärtigen Leben und Treiben ein ſtetes Augenmerk zugewendet, darum möge es uns erlaubt ſein, auch einmal unſerer Kunſtzuſtände zu erwähnen. Die Kunſt iſt hier in einem gewiſſen Sinne ein Stück des Volkslebens, da ſie bei uns nicht als privilegirte Corporation mit einem hiſtoriſchen Rechte auftritt, ſondern — wenigſtens ihr natürlicher Träger: die Akademie — vom Kunſtvereine abhängt, der ſtets aus dem Volke ſich ergänzt, in daſſelbe zurücktritt, in inniger Berührung mit ihm zuſammenhängt.

Prager Kunſt! Wer Prag blos von früher her kennt, wird es gewiß höchſt naiv, anmaßend oder ſelbſtgenügſam finden, daß wir von einem Kunſtleben, einer Akademie ſprechen, wo doch nur von zwei bis drei Künſtlern, einer Zeichenſchule die Rede ſein kann. Und er hat für die Vergangenheit ganz recht, vollſtändig recht, und dürfte es vielleicht für die Zukunft wieder haben; die nächſte Gegenwart jedoch berechtigt zu beſſern Hoffnungen. Früher herrſchte auf der Akademie allerdings ein wahres Idyllenleben, ein behagliches Abſtrahiren von allen Forderungen der Neuzeit an Kunſt und Kunſtſchule. Niemand kümmerte ſich um die ogenannte Akademie, die unter dem akademiſchen Schleier das Geſicht einer ma-

gern Zeichenſchule barg; das Publicum nicht, der Director nicht, der ſeine Zeit dadurch beſſer verwerthete, daß er ſeinen Arbeiten nachging, die Schüler nicht, denen die Schulräume im Winter zu kalt (Heizapparate waren dort nur ſpärlich bekannt), im Sommer zu warm waren. Dies Alles änderte ſich, als die Grafen Noſtitz und Thun an die Spitze der Kunſtſchule und des Kunſtvereins traten, Ruben zur Leitung der erſtern aus München berufen wurde. Daran ſchließt ſich die Anſiedlung des trefflichen Porträtmalers Seiberlz, die Berufung des Landſchaftmalers Haushofer und des beſonders durch ſeine Arbeiten über mittelalterlicht Baukunſt bekannten Architekten Grüber als Profeſſoren der Akademie.

Der Kunſtverein erhielt eine beſſere Organiſation und größere Ausdehnung, die jährliche Ausſtellung erfreut ſich einer ſtets wachſenden Theilnahme von Seiten der Künſtler ſowohl wie des Publicums, die Akademie wurde ganz umgeſtaltet, beinahe neu geſchaffen und ſelbſt monumentale Werke ſind theils in der Ausführung begriffen, wie das Franzensmonument, die Karlsſtatue, theils projectirt, wie die Fresken aus der heimathlichen Geſchichte im Ferdinandeiſchen Luſtſchloſſe. Läßt der gegenwärtige Zuſtand auch Vieles zu wünſchen übrig, kommen zwar nicht ſelten Mißgriffe, verfehlte und verzwickte Unternehmungen zum Vorſchein, iſt der Zuſammenhang mit Deutſchland nur ſehr loſe bis jetzt vermittelt, und was für andere Mängel und Gebrechen es auch gibt; beim Anblick der jährlich ſich ſteigernden Fortſchritte der Zöglinge, von denen bereits gegen 30 in den Akademie-Ateliers arbeiten, überſieht man ſie leichtlich und vertröſtet ſich auf eine beſſere Zukunft. Ja, aber grade dieſe Zukunft iſt das Untröſtlichſte bei der ganzen Sache, der gewaltige Stein des Anſtoßes, der alle die guten Hoffnungen und ſchönen Wünſche das bleiben läßt, was ſie ſind — Phantaſiegebilde einer regeren Theilnahme. Das große Publicum, die unendliche Maſſe der Gebildeten nehmen natürlich auf den beſſeren Fortgang der Kunſt den geringſten Einfluß. Die Theilnahme der gebildeten Stände beſchränkt ſich wie faſt überall auf den Beſuch der Ausſtellungen, um irgend ein Effectſtück, das ſtadtrüchig geworden, oder das Bildniß eines werthen Vetters, Patrons, einer geliebten Braut ꝛc. anzuſehen; iſt die Ausſtellung vorüber, ſo iſt auch die ganze Kunſtliebe und Kunſtkennerſchaft in den Schrank unter Schloß und Riegel geſperrt, um nach einem Jahre wieder unverſehrt auf ſechs Wochen das Tageslicht zu erblicken. Kein Wunder, daß ſich dieſe ſorgſam gepflegte und gehegte Kunſtkennerſchaft ſo viele Jahre wie ein Hochzeitsfrack conſervirt, auf die Länge hin trotz aller Nettigkeit ſo großväterlich ausſieht. Um ja keinen Biſſen zu vergeſſen, den der Kunſtgeiſt des modernen Publicums verſchlingt, müſſen wir die Beſichtigungen der Schauläſten der Kunſthändler noch anführen, wenn der Weg auf der Promenade zufällig vorbeiführt. So weit reicht dieſe Theilnahme, die im Grunde nicht ſchlimmer, nicht beſſer iſt als anderwärts und die auch füglich in unſeren drangvollen Zeiten nicht anders gedacht werden kann. So bleibt alſo nach den vorliegenden Umſtänden außer einigen wenigen reichen Privaten nur der böhmiſche Adel übrig. Er iſt reich, unabhängig, liebt den Glanz, theilweiſe auch den Ruhm; er könnte demnach hier ein ſchönes Feld der Wirkſamkeit ſich eröffnen. Es läßt ſich auch über Mangel an gutem Willen nicht grade klagen. Für ſein Daſein ſprechen die zahlreichen Ankäufe auf den Ausſtellungen, wenn auch hierdurch die heimiſche Kunſt nur mittelbar

gefördert wird, die patriotiſchen Bemühungen des F. Salm, G. Clam und einiger Anderer, die vorzugsweiſe auf eine angemeſſene Beſchäftigung der Einheimiſchen hinarbeiten. Aber im Ganzen fehlt die richtige Art der Bethätigung, der eigentliche Kunſtſinn. Das Kunſtwerk wird als Modewaare behandelt; der größte Theil des Adels bezieht daher, was er von Kunſt braucht, wie alle Luxusartikel aus Wien, kauft um hohen Preis gar häufig Pfuſcherwerk, mit dem Bewußtſein zufrieden, Reſidenzwaare zu haben. Schade nur, daß grade für dieſen Artikel Wien ein bekanntlich ſehr ſchlechter Fabriksplatz iſt. — Dieſe Theilnahmloſigkeit iſt der Ruin der heimiſchen Beſtrebungen, der Hemmſchuh jedes Aufſchwungs. Man hat für die Kunſt noch bei weitem nicht Alles gethan, wenn man zum Beſtehen einer Kunſtſchule beigetragen hat; man muß doch auch wenigſtens ihre Kräfte erproben. Taugt ſie nichts, ſo laſſe man ſie eingehen; es iſt wenigſtens conſequenter, als ſie aus der Agonie zu reißen, um ſie — in eine neue Ohnmacht zu ſtürzen. Oder ſoll die bildende Kunſt das Schickſal der deutſchen Poeſie in Böhmen theilen? —

Nur eine regſame, ausdauernde Theilnahme kann die Mängel und Gebrechen, die ſich vorfinden, heben, der heimiſchen Kunſt eine beſſere Zukunft ſchaffen, derſelben ſelbſt das Ausland zugänglich machen. Man wird uns allerdings die projectirten Fresken entgegenhalten, als den ſchlagendſten Beweis eines wirklichen Kunſtintereſſes. Wir werden ihre endliche Erſcheinung auf das freudigſte begrüßen, aber dabei keinen Augenblick vergeſſen, daß ſolche Arbeiten der Natur der Sache gemäß zu ſelten wiederkehren, als daß man daran die ganze Exiſtenz und Zukunft einer zahlreichen Kunſtgenoſſenſchaft anknüpfen kann und daß ſich hieran nur Ruben, der ohnehin keiner Aufmunterung bedarf, mit einigen wenigen ſeiner Schüler betheiligen wird. Was ebenſo ſehr Noth thut wie die Anlegung monumentaler Werke, iſt die Belebung jener Kunſtzweige, die mit dem Privatleben näher verbunden, dem Einzelnen und ſeiner Bildung zugänglicher ſind, dem Künſtler zugleich eine ſchnellere und reichere Gelegenheit zur Erprobung ſeiner Geſchicklichkeit bieten; wir meinen die kleinen Staffelbilder, gewiß den ſchönſten Zimmerſchmuck, die kräftigere Verwendung der Künſte in den Sphären eines vornehmen Haushaltes. — „Ja aber, wird es weiter heißen, ſollen wir uns bei Schülern Raths erholen, die ſelbſt nicht wiſſen, wo aus, wo ein. Wir müſſen doch warten, bis wir fertige Künſtler vor uns ſehen. Alſo nur Geduld.“ —

Man hat ganz Recht, wenn man dieſe auf die Zukunft vertröſtet, aber ſehr Unrecht, wenn man alle Künſtler, die in Prag leben, zu unfertigen Schülern rechnet, wenn man ſelbſt ſolche, deren Namen im Auslande einen guten Klang haben, mit faſt gleicher Theilnahmloſigkeit ſtraft. Daß man mit Einem oder dem Andern eine Ausnahme macht, widerlegt nicht den Vorwurf der Theilnahmloſigkeit, da nur eine gutvertheilte Theilnahme die erwünſchten Früchte tragen kann, da kein Kunſtzweig einen größeren oder minderen Grad derſelben für ſich beanſpruchen kann. Wie ſehr aber hierdurch die ganze Zukunft der Kunſt gefährdet iſt, iſt leicht begreiflich, der Kunſtjünger, der keine Anerkennung des tüchtigen Talentes um ſich herum gewahrt, wird zum Handwerker, und ſteigt von der Kunſtſtufe eher herab, wenn man ihm die lebendigen Vorbilder raubt, an denen er emporklimmen ſollte. Was im gegenwärtigen Beſtande ſo drückend iſt, iſt

der Anſchein, daß man für die Kunſt und den Künſtler keine andere Kategorie als die der Mode zu kennen ſcheint, daß man bis jetzt ſelbſt Männern, die durch ihre frühere Thätigkeit bewieſen haben, was ſie leiſten können, wie Hausbofer, Seiberlz ꝛc., beinahe keine Gelegenheit verſchaffte Werke zu produciren, die ihrer Künſtlerehre genug thun, ihren Künſtlerruf rechtfertigen. Woran es gebricht, iſt, wie geſagt, die thätige Theilnahme von oben und unten, und ſo lange dieſe fehlt, bleibt Alles auf dem alten Flecke, auf dem alten faulen Boden, haben wir Kunſtſümpfe, aber keine Kunſtflüſſe.

xyz.

VIII.

Ein Wort für den galiziſchen Adel.

Aus Galizien.

„Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ich niederkommen ſollte, ſtützete ich mich auf mein gutes Recht und den Beyſtand Gottes; aber in dieſer Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreyend wider Uns, ſondern auch alle Billigkeit und geſunde Vernunft wider Uns iſt, muß bekennen, daß zeitlebens nit ſo beängſtigt mich befunden, und mich ſehen zu laſſen ſchäme . . . . Bedenkh der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempl geben, wenn wir um ein elendes Stück von Pohlen unſehr Ehr und Reputazion in die Schanz ſchlagen — — — Ich merk wohl, daß ich allein bin, und nit mehr en Vigueur, darum laße ich die Sachen, jedoch nit ohne meinem größten Gram ihren Weg gehen“ . . . . ſchrieb die hochſinnige Maria Thereſia an den Fürſten Kaunitz.

Dieſes Gefühl vererbte ſich bei ihrer erlauchten Nachkommenſchaft und ging als Bedauern dieſer politiſchen Nothwendigkeit jener Zeiten — denn Gefühle haben Cabinette nicht — in die Politik Oeſterreichs über, veroffenbarte ſich ſchon beim Congreſſe zu Reichenbach und der Convention zu Pillnitz — bewog zu dem Dresdner Tractate vom J. 1812 — war vorherrſchend beim Wiener Congreſſe vom J. 1813 — blickte aus den Maßregeln der Regierung im J. 1828, und — wenn ich nicht irre — auch im J. 1831 hervor — und wird ſich in Folge der Zeiten noch mehrmals erneuern.

Pflege der polniſchen Nationalität war alſo im Intereſſe der öſterreichiſchen Politik, wäre es auch nur als Gegenſatz zu dem Panſlavismus oder einer noch beſtimmteren Tendenz.

Als kluge — wenn auch nicht genug energiſche, nicht genug durchgreifende — Hände die Geſchicke des National-Aufſtandes vom J. 1831 leiteten, als Irrlehren in die Gemüther nicht drangen, war die Entwickelung der National-Gefühle ſelbſt in Galizien von der Regierung nicht gemißbilligt, ſie berührte die Intereſſen Oeſterreichs nicht, dabei ſchwankte die Treue der galiziſchen Bevölkerung nicht im Geringſten, dies erkannte der verewigte Monarch mit dem Cabinetsſchreiben vom 10. Oct. 1831, ſicherte der Provinz in allergütigſten Ausdrücken Hülfe und Erleichterung zu.

Der unglückſelige Ausbruch vom J. 1846 war nicht reine nationale Schilderhebung, er war ein ſocialer Umwälzungsverſuch, dem man nur einen dünn aufgelegten Firniß der Nationalität für Kurzſichtige gab — inmitten des monarchiſchen Europa's, inmitten des tiefſten Friedens eine ſociale Revolution! c'était pis qu'un crime, car c'était une faute — et quelle faute! die wärmſten Freunde des einſt ſo mächtigen, nun ſo unglücklichen Polens mißbilligten und bedauerten ihn — Männer, die Proben der Vaterlandsliebe, aber einer bedächtigen und aufgeklärten, ablegten, waren davon ſchmerzlich überraſcht — kein Offizier vom höheren Range aus dem J. 1831, deren doch ſo viele im Lande ſind, nahm daran Antheil — es waren lauter novi homines, die in's Verderben rannten und das Land in's Verderben ſtürzten — und zur Vervollſtändigung des Unglücks zogen die Provinzialbehörden ſtrafende Maßregeln den präventiven vor.

Nach dem Schluſſe der Verhandlung über dieſe unglückliche Kataſtrophe wird ſich zeigen, daß der begüterte galiziſche Adel verhältnißmäßig zu anderen Klaſſen am wenigſten betheiligt war, und dennoch trachtete die galiziſche Bureaukratie — ehrenhafte Ausnahmen, und es gibt ihrer nicht wenige, werden ſich dadurch nicht beleidigt fühlen, werden mir im Grunde ihres Herzens Recht geben — die ganze Schuld auf den begüterten galiziſchen Adel zu wälzen; ſie trachtete es, um ihre Fehlgriffe zu decken, um ihrer Feindſeligkeit gegen den Adel Nahrung zu geben und die Freude ſich gönnen zu können, auf die höhere Klaſſe einen willkürlichen Druck auszuüben — und es gelang ihr, weil ſie allein Zutritt zu dem Throne hat, weil redliche Stimmen der Bedrängten verhallen mußten, ja ſich nicht einmal erheben konnten, da das einzige hierzu berechtigte Landesorgan, der Provinzial-Landtag, nicht zuſammenberufen wurde.

Sie bemächtigte ſich auch in Gemeinſchaft mit andern Genoſſen ihrer Geſinnungen der öffentlichen in- und ausländiſchen Preſſe; um den galiziſchen Adel in den Augen Europa's zu verunglimpfen, ſchrak man vor keiner Entſtellung, vor keiner Lüge, ja ſelbſt vor der größten Albernheit nicht zurück; die Tagesblätter öffneten ihnen ihre Spalten, verſperrten aber ſelbe — mit geringen loyalen Ausnahmen — aller Widerlegung, ſo daß man ſie mit Fug und Recht an jenen Vorwurf Boileau's erinnern konnte: que les Sottises y ont acquis le droit de Bourgeoisie, où on ne peut les attaquer impunément.

Bald hieß es: dort und dort ſeien nicht etwa Pulver — nicht Waffen — aber Giftvorräthe vorgefunden worden, der geſammte Adel habe, nicht etwa Säbel, aber Dolche geſchliffen, als wenn der ganze Adel aus lauter Calabreſer Banditen zuſammengeſetzt wäre.

Bald wieder: der Adel habe die Bauern unterdrückt, gemißhandelt und trage jetzt verdiente Früchte dieſer Behandlung; die Verläumder vergaßen, daß ſie damit die Regierung beſchuldigten, durch 74 Jahre es geduldet zu haben — aber nein, die Grundherren haben ſich dieſer Schandthaten nicht ſchuldig gemacht, ſondern das Volk iſt, wie Rotteck in ſeiner Weltgeſchichte richtig bemerkt, allenthalben dumm, zur Gewaltthat geneigt, ein bereites Werkzeug jeder böſen Leidenſchaft und jeden Wahnſinnes; ſo war es in allen Zeiten und allen Ländern!

Bald wieder: der galiziſche Adel conſpirirt in einem fort; der galiziſche Adel hat nie an's Conſpiriren gedacht, und denkt daran jetzt ebenſo wenig, den

Unſinn Einzelner wird ein Mann, der für Wahrheit Gefühl hat, der Geſammtheit nicht zumeſſen; der galiziſche Adel iſt ſtolz auf ſeine geſchichtlichen Erinnerungen, hängt mit Liebe, mit Feuer an ſeiner Nationalität, aber hängt daran offen, ohne alle Conſpiration. Die öſterreichiſche Monarchie iſt ja ein Agglomerat verſchiedenartiger Nationalitäten, ſämmtliche werden vom erlauchten Regenten, und der Herrſcherfamilie geehrt und geachtet, denn Alles, was edel iſt, ehrt und achtet jedes Nationalgefühl. So werden Beſtrebungen der Italiener und Czechen um ihre Nationalität, um ihre Literatur keineswegs niedergedrückt. So wird jener warme und einſichtsvolle Patriot Ungarns, Stephan Széchény, der ſo thätig und ſo glücklich für Ungarns Nationalität, Literatur und Wohlſtand wirkte, vom Hofe ſelbſt — aber daneben auch Ludovic Gay für ſeine Verdienſte um die illyriſche Sprache — ausgezeichnet, und um auf das Erhabenſte und Rührendſte zu kommen, auf den Edelmuth eines Prinzen, der zugleich Ausdruck der Geſinnungen des ganzen regierenden Hauſes iſt, der nun von ganz Ungarn betrauerte Erzherzog Palatinus erklärte feierlich, daß er es ungeachtet ſeines vorgerückten Alters ſo weit zu bringen hoffe, um den nächſten Landtag in Nationalſprache anreden zu können; welches donnernde Eljen wäre ihm entgegengehallt, wenn das harte Schickſal ihm dieſen Triumph zugeſtanden hätte. So wird jede Nationalität in dem großen Kaiſerreiche geachtet und geſchont — nur die galiziſche Bureaukratie bemüht ſich die polniſche zu unterdrücken und jedem Beſtreben um dieſelbe den Stempel der Conſpiration aufzudrücken.

An einem andern Orte werden wieder Adel, Mandatare, Juden und Troß, ſo nennt der Verfaſſer all das Uebrige, in einen Tiegel zuſammengeworfen, und darauf losgeſchlagen, ohne Kunde, ohne alle Kenntniß, nur mit blinder Erbitterung. **La colère ne raisonne pas, elle frappe à tort et travers, mais rarement juste.**

Ein grimmiger Bureaukrat muß es auch ſein, deſſen Stimme in Nr. 45 des „Grenzboten“ (und dann in der „Augsb. allgem. Zeit.“ vom 20. Nov. v. J. Nr. 324.) ſich vernehmen ließ, denn wer könnte ſonſt in den Gang der Berathſchlagungen einer Regierungs-Commiſſion eingeweiht ſein? Mit welcher erheuchelten Theilnahme ſpricht er von jenen Edelleuten, die mit ſo unheimlichen Augen die Deutſchen anſehen, ununterbrochen fort conſpiriren, die ſie mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten! — mit welcher Leichtigkeit von einem 30procentigen Ausfall, den der Grundherr ſelbſt tragen ſollte, alſo vom Drittheil beinahe des Eigenthums, das ſo leichthin dem Eigenthümer abgenommen werden könnte und rechtmäßig dürfte, und blos von Entſchädigung eines höhern Ausfalls, und dieß durch die Provinz ſelbſt, als wenn dieſe abgeſonderte Finanzen hätte und nicht alle die zahlreichen Expropriationen in andern Provinzen von den Provinzen ſelbſt, und nicht aus Staatsmitteln, wozu auch Galizien beiträgt, vergütet würden? — mit welcher Mißachtung aller Geſetze und aller Rechtsprincipien von Aufhebung früher geſchloſſener Abolitionsverträge, wenn die Gemeinden, nämlich einer von den contrahirenden Theilen es nur vortheilhaft findet? — Schließlich fordert er die Regierung auf, ſich als Eroberer zu geriren. Wahrlich, eine ſchöne Eroberung, Eroberung eines Landes von fünf Millionen Menſchen über ein Häuflein von ein paar hundert Unbeſonnenen, zu deren Habhaftnahme wohl einige Pelotons

Cavallerie hingereicht hätten; eine neue Theorie, die alle frühern umstößt; was würden Vatel, Schlözer, Klüber und andere Publiciſten zu einer ſolchen Eroberung, zu einem ſolchen Eroberungsrechte ſagen? Am Schluſſe die hochprangende Phraſe: „Man erobere fünf Millionen Menſchen aus den Händen von hunderttauſend kleinen Tyrannen, ſichere ihnen Freiheit und Eigenthum," oder mit andern Worten: Man nehme Schuldigen und Unſchuldigen, mitunter auch Deutſchen, die man doch nicht zu erobern brauchte, kurz, den Reichern ihr Eigenthum ohne (???) alle Entſchädigung und vertheile es unter die Armen*). Licinius, Baboeuf, Jacobiner und Communiſten alter und neuer Schule würden dieſe Sprache nicht verleugnen. Tiberius Gracchus ging nicht ſo weit, er verlangte, daß den Reichern Land über 500 Morgen abgenommen und unter die Armen vertheilt, verlangte aber zugleich, daß das Abgenommene aus dem öffentlichen Schatze bezahlt werde.

An die bewährte Loyalität der geehrten Redaction ſtellt ein Glied des mit ſolcher Wuth angegriffenen, verläumdeten galiziſchen Adels die Bitte um gefällige Aufnahme dieſer Abwehr in ihre Blätter u. ſ. w. u. ſ. w.

IX.

Notizen.

Kinkel „Vom Rhein". — Eine Carricatur.

— Wir haben bisher die bei Heckenaſt in Peſth erſcheinende „Iris" vom Grafen Majlath für das eleganteſte und prächtigſt ausgeſtattete Taſchenbuch gehalten, das die deutſche Preſſe liefert; das bei G. D. Bädecker erſcheinende Jahrbuch „Vom Rhein", herausgegeben von Gottfried Kinkel in Bonn, macht je-

*) Der Herr Einſender fällt ſelbſt in den Fehler, den er bei Andern rügt: in die allerärgſte Uebertreibung! Der in Rede ſtehende Aufſatz (in Nr. 45 der Grenzboten v. J.) theilte einen Plan zur Ablöſung der Robot mit, deſſen Grundzüge darin beſtanden, daß die Urbarialleiſtungen des Bauers in Geldwerth als Rente dem Gutsherrn bezahlt werde und daß durch den Ertrag des zwanzigfachen Betrags dieſer Rente der Grundbeſitz des Bauern frei werde von den Anſprüchen des Obereigenthümers. Dies nennt nun der Herr Einſender „man nehme den Reichern ihr Eigenthum ohne alle Entſchädigung! Jener Aufſatz (der natürlich vor der jüngſtens erlaſſenen Robotablöſungs-Vorſchrift geſchrieben wurde) machte der Regierung ihr langes Zaudern zum Vorwurf. „Wenn der Staat, wenn die Dynaſtie etwas zur Feſtſtellung der Zukunft in Galizien thun will" — heißt es wörtlich — „ſo muß es jetzt geſchehen, jetzt oder nie! Oeſterreich hätte vom factiſchen Standpunkt aus, dem galiziſchen Adel gegenüber das Recht, ſich als „Eroberer" zu geriren; wohlan, ſo erobere es im Intereſſe der Civiliſation, der Menſchenrechte, der Humanität, es erobere fünf Millionen Menſchen aus den Händen von hunderttauſend kleinen Tyrannen!" Man ſieht, in welchem Sinne das Wort „erobern" gemeint iſt und daß es ſich weder um die Grundſätze Baboeufs, noch um jene des Tiberius Gracchus handelte, ſondern um Eine Eroberung, wie ſie in Preußen, Sachſen, Baden u. ſ. w. längſt ſtattgefunden, und um eine Eroberung, bei der die Eroberten den zwanzigfachen Werth der jährlichen Bauernfrohnen in Baarem ausgezahlt oder capitaliſirt in fünfprocentiger Rente erhalten ſollen. Die Armen! Wenn Rotteck (wie der Herr Einſender citirt) ſagt, das Volk ſei allenthalben dumm — um wie viel mehr iſt es Pflicht des Staats, ſich der Idioten anzunehmen und dafür zu ſorgen, daß die Dummen von den Allzugeſcheidten nicht vollends ausgeſaugt werden.

D. Red.

doch seinem deutsch-ungarischen Nebenbuhler den Rang streitig. Es ist interessant zu sehen, wie an den zwei Enden der beiden größten deutschen Ströme die heimischen Poeten sich unter einer Fahne versammeln, um gewissermaßen an der Grenze des geliebten vaterländischen Stromes ihm ein Denkmal zu setzen und seinen letzten Gang mit Gesängen zu begleiten, ehe er die deutschen Ufer verläßt, um in fremde Gauen sich zu ergießen, wo deutsches Wort und deutsche Dichtung nicht mehr ihre Tempel haben; so am Niederrhein, hart an der Grenze Hollands und Belgiens, so an der untern Donau, vor dem nahen Eintritt derselben in das Land der Serben und Wallachen und in das von den Moskowiten usurpirte schwarze Meer, in Bonn und in Pesth! Wie in dem Pesther Taschenbuch die Poeten des nahen Böhmens und Steiermarks unter die Donausänger sich mischen, um dem ihnen verwandten Strom die letzten Ehren zu erweisen, so am Rhein die Poeten des nahen Westphalen, der Stadt Frankfurt und andere Ehrengäste aus nahe und ferne. Das Kinkel'sche Jahrbuch vom Rhein zeichnet sich von den meisten Taschenbüchern darin aus, daß man beim Lesen des reichen Inhalts erkennt, der Herausgeber habe die Beiträge nicht aus allen Enden zusammengetrommelt und Spreu und Korn unfreiwillig durcheinander gemischt, um nur die Bogenzahl füllen zu können. Man sieht vielmehr, daß hier aus reich zufließendem Material das Beste und Kernigste ausgewählt wurde. Unter den Novellen sind „die Abnfrau" von Louise von Gall und „Margaretha" von Gottfried Kinkel die hervorragendsten. Unter den Gedichten, die von Simrok, Wolfgang Müller, Annette von Droste, Dräxler Manfred, Karl Cramer u. s. w. Die biographischen Aufsätze sind sämmtlich von literarhistorischem Werth, so wie auch die fünf beigegebenen Bilder gut gewählt und trefflich ausgeführt sind. Voraussichtlich wird dieses Jahrbuch bei den großen Kosten, die das reiche Material und die prächtige Ausstattung in Anspruch nahmen, der Verlagshandlung im ersten Jahre wenig Gewinn abwerfen; wir glauben aber, daß, wenn das Unternehmen mit gleicher Sorgfalt und gleich tüchtigem Inhalt fortgesetzt wird, der Erfolg nicht ausbleiben kann.

— Das von Alexander Dumas erbaute théâtre historique ist mit einem Stücke eröffnet worden, wie die Annalen des Theaters noch keins aufzuweisen haben. Es begann nämlich um 7 und endete nach 2 Uhr. Zwei Tage darauf erschien eine Carricatur unter dem Titel avant et après. Auf der einen Seite sieht man eine Menge junger Leute in's Theater eilen, ein kleiner Jokei hält bei einem jungen Baumstamm ohne Blätter ein Cabriolet, vor welches ein flinkes Pferd gespannt ist, sein Herr tritt so eben in den Säulengang des Theaters — avant la pièce. Die andere Hälfte des Bildes zeigt das après. Die Vorstellung ist zu Ende; aber statt der jungen Leute, die hineingingen, trippeln lauter alte Herren mit grauen Bärten und gekrümmten Rücken heraus. Der junge Baumstamm ist mittlerweile eine breitästige Eiche, der kleine Jokei ein langer bocksbeiniger Kerl geworden und das frische Roß ist zu einem alten Gaul zusammengeschrumpft, der sich kaum auf den Beinen halten kann. — Das Stück hat zu lange gedauert!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Bilder aus Spanien.

Spanien und ſeine Beſchützer. — Die Hunde, die Spitzbuben und das gute Volk. — Franzöſiſche Civiliſationspropaganda. — Die Leute mit dem rothen Buch. — Engliſche Touriſtik und Mr. Ford. — Doctoren und Beichtiger in Spanien. — Die Wiege in Sevilla. — Natürliche Kinder und unnatürliche Aeltern. — Der Bigote, ein deutſcher Bart. — Das Drama, die Geiſtlichkeit und die Franzoſen.

Der engliſch-franzöſiſche Streit um den ſpaniſchen Hochzeitskuchen ſcheint für jetzt beendigt; der Knoten iſt weder gelöſt noch zerhauen, ſondern wie der däniſche, polniſche, orientaliſche und alle andern Knoten ganz modern — zurückgelegt. So zweifelhaft nun ſein mag, was aus dieſem Samen einſt erwächſt: ein Reſultat iſt daraus für den Beobachter hervorgegangen. Im ganzen Gezänk um die Oberhand in Spanien iſt von Spanien ſelbſt, ſeinem Wohl und Wehe nämlich, nicht die Rede geweſen. Die Welt ſteht noch immer auf demſelben Fleck; kein chriſtlich „germaniſcher" oder romaniſcher Staat iſt chriſtlich gegen ſeinen Nachbar. Die Diplomaten lächeln und lächeln nach wie vor der Sündfluth von 1793, das Gewiſſen der Cabinette pendelt im ſelben Takt wie vor hundert Jahren, nur ihre Schlauheit hat Erfahrungen gemacht. In dieſer Hinſicht möchte man, Napoleon's Wort umdrehend, ſagen: Sie haben Viel zugelernt und nichts vergeſſen.

Das ſpaniſche Volk macht ſich keine Täuſchungen über die ſchmeichelhafte Wärme, mit der die zwei mächtigen Alliirten ſich um ſeine Freundſchaft reißen. Das innige Verhältniß, in welcher es ſeit ſo lange zu den beiden Hütern moderner Bildung und Freiheit ſteht, hat Früchte getragen. Beide haben gleichen Anſpruch auf ſeinen Dank und der Spanier iſt unparteiiſch, — auch will er die Eiferſucht des Einen nicht gegen den Andern reizen — der Spanier alſo nennt die Franzoſen Hunde (perros) und die Engländer Spitzbuben (ladrones). Wir „Alemanos" dagegen heißen auf der Halbinſel „gutes Volk"; denn wir haben das Verdienſt, keinen Einfluß auf Spanien zu beſitzen und nur als beſcheidene, gelehrige Privatleute hinzukommen. We-

gen dieſer Beliebtheit des deutſchen Namens jenſeits der Pyrenäen dringen patriotiſche Politiker in den Zeitungen ſo oft auf Wiederanknüpfung alter Verbindungen mit dem Lande des Cervantes. Wären wir ſo glücklich, in Spanien uns geltend zu machen, wer weiß, ob wir uns nicht dort eben ſo pikante Beinamen erwerben könnten, wie in Polen und Italien. Leider aber iſt die deutſche Flotte noch lange nicht fertig, und ſo werden wir hoffentlich für den Spanier „gutes Volk" bleiben.

Ja, bleiben wir Zuſchauer und verdrängen weder die ladrones noch die perros in der Gunſt des ſpaniſchen Volks; aber, um unſere ſchiedsrichterliche Meinung gefragt, werden wir gewiß Erſtern größere Gunſt als den Letztern gönnen; erſtens aus wirklichem Wohlwollen für ein hochherziges Volk und dann aus poetiſchem Eigennutz. Der Engländer iſt vielleicht gefährlicher für die künftigen Fabriken der Halbinſel, der Franzoſe aber iſt gefährlich für die geiſtige und moraliſche Originalität Spaniens. Jener, ähnlicher dem Deutſchen, achtet fremde Eigenthümlichkeit; er lernt Spaniſch und wird es vielleicht grenzenlos ſchlecht ausſprechen; der Franzoſe aber wird ſeine Schützlinge zur allein ſeligmachenden Sprache der Akademie bekehren. Ja, laßt nur einmal franzöſiſche Putzmacherinnen, Feuilletoniſten, Schauſpieler, Mouchards und Büreaukraten in Maſſe über die Pyrenäen ſtrömen und ſie haben binnen zwanzig Jahren das bischen Naturwüchſigkeit im ganzen Lande weggenaſcht. Adieu dann, ihr romantiſchen Sitten, ihr lockenden Mantillen und üppigen Fandangos. Dann wird man in Sevilla und Granada, wie jetzt ſchon in Madrid, Pariſer Moden tragen und eine verhunzte Polka tanzen. Ja, ſie werden das Land durchaus civiliſiren wollen!

Ernſthaft geſprochen, der Engländer verſteht wenigſtens das fremde Land, das er, mit Recht oder Unrecht, beſchützt und trägt dazu bei, nützliche Kunde darüber zu verbreiten. Die engliſchen Touriſten zeigen oft mehr politiſchen Verſtand als franzöſiſche Diplomaten und deutſche Staatsmänner. Im Orient heißen die Juden „das Volk des Buches" und die Engländer auf dem Feſtlande hat ein Spötter „die Leute mit dem rothen Buch" genannt. Derſelbe behauptet nämlich, ſie reiſten blos, um die Richtigkeit des rothen Handbuchs von Murray, das ſie beſtändig unter dem Arme tragen, auf die Probe zu ſtellen, ſie trauten aber dennoch dem Buche mehr als ihren eigenen Augen. Aber der Spötter wird nicht leugnen können, daß der ſteife Cockney mit dem rothen Buche unter'm Arm, der oft ſo komiſch einherſegelt, wirklich die Gegenden kennt, die er mit den Angaben ſeines Murray verglichen hat.

Um Spanien beſonders hat ſich Englands Touriſtik verdient gemacht,

verdienter vielleicht als ſeine Diplomatie und ſelbſt als ſein „eiſerner Herzog“ im Befreiungskriege. Denken Sie an Murray, Borrow u. A. Jene naive Neugier und utilitariſche Spürſucht, jene kaufmänniſchen und hauswirthſchaftlichen Gewohnheiten, die wir an den Söhnen Albions ſo proſaiſch finden oder mit naſerümpfender Vornehmheit als praktiſch gelten laſſen, kommen ihrem Beobachtungsgeiſt merkwürdig zu Statten. Der franzöſiſche und zum Theil auch der deutſche Touriſt ſchaut ſich vor Allem nach pittoresken Situationen, pikanten Abenteuern, kurz, nach wohlfeiler Poeſie um; er will deine Einbildungskraft überraſchen und deine wunderbaren, ſpöttiſchen oder ſympathetiſchen Vorſtellungen von irgend einem Land oder Volk wo möglich noch überbieten. Der Engländer aber will Alles ſehen; er zeichnet die maleriſchen Landſchaften ganz trocken in ſein Album und verſäumt kein öffentliches Schauſpiel, aber er guckt auch der Köchin in den Topf, er lernt die Marktpreiſe aller Lebensmittel auswendig, er muß den Betrieb aller Handwerke kennen lernen, er zählt an den Fingern alle benutzten oder unbenutzten Reſſourcen einer Gegend her und unterzieht ſich dem langweiligſten und mühſamſten Entdeckungsfahrten, wenn er ſeine Kenntniß dabei um ein kleines Korn bereichern kann. Nebenbei pflegt dieſer ſteife Brite nicht ganz ohne Sinn für Kunſt und Literatur und gar nicht ohne Ideen zu ſein. Ja, zuletzt iſt ſein Buch nicht nur lehrreich, ſondern ſogar wahrhaft ſchön zu nennen. Dieſe Erfahrung habe ich wieder an einem neu erſchienenen ſpaniſchen Reiſebuch von Mr. Ford gemacht. Mein Gott, wie fallen Einem die Schuppen von den Augen, wenn man nach langmonatlicher Lectüre ſpaniſcher Zeitungscorreſpondenten plötzlich einen Blick in dieſe enthüllten Tiefen ſpaniſcher Sitte und Natur wirft. Leſen Sie nur die paar Scenen, die ich für den Schluß dieſer Notiz überſetzt habe und ſagen Sie, ob Sie dann noch auf die Stichworte von Progreſſiſten, Moderados und Esparteriſten das geringſte Gewicht legen? Wir wundern uns über die Gewaltſchritte und Abſcheulichkeiten, die trotz der Charte begangen, wie über die Gleichgültigkeit, mit der ſie ertragen werden und ſind geneigt, ſie bald einem Narvaez, bald einem Iſturiz allein zuzuſchreiben; es gibt ſogar Leute, die einen Fortſchritt oder Rückſchritt von einem Miniſterwechſel in Madrid erwarten, während die Regierungsformen bei dieſem Volke wie ein flüchtiges Schönheitswäſſerchen ſind, das den innern Zuſtand weder heilt noch verſchlimmert, und vom ſtarken Organismus ausgeſchwitzt, in leere Luft verdunſtet. Die Spanier haben die Mauren und Juden unter ſich ausgerottet, ſind aber doch keine Europäer geworden. Die Nemeſis hat es vielmehr gefügt, daß jedes Auge, das nicht ganz blind iſt, in ihren Zügen die mauriſche Verwandtſchaft erkennen muß.

Gewaltigere Mächte, als die einer von ferner entliehenen Verfassungsform, müssen auf eine Gesellschaft wirken, deren Grundanschauungen orientalisch sind, damit unsere Begriffe von Humanität und Fortschritt bei ihr Wurzel schlagen. Woher diese seltsame Erschütterung zu erwarten ist? Es werden Jahrzehente hingehen, bevor man darauf eine Antwort findet. Wenn die politischen Doctoren Spaniens nicht auf einer höhern Stufe stehen, als die der Medicin, so kann es noch Jahrhunderte dauern. Hören Sie, was Mr. Ford von den letztern sagt:

Die gewöhnliche Redensart dieser Leute, in Bezug auf die geschäftige Sterblichkeit ihrer Patienten, ist: „Sie sterben wie die Wanzen" (**mueren como chinches**). Diese Gleichgültigkeit gegen menschliche Leiden und diese Unwissenheit in der Heilkunst sind recht orientalisch; man sagt, Künste und Wissenschaften seien vom Morgenlande ausgegangen, aber Medicin und Wundarznei gehören nicht darunter. In Spanien, wie im Orient, wurden sie lange als ein untergeordnetes Handwerk und die Aerzte als Creaturen von gemeiner Kaste angesehen; ein schlimmer Haken auf der Halbinsel, wo die persönliche Ehre ein so empfindliches Ding ist und Menschen lieber verhungern, als sich eine conventionelle Herabsetzung gefallen lassen. Der Wundarzt der spanischen Mauren war häufig ein verachteter Jude, was bei den Spaniern einen volksthümlichen und erblichen Abscheu gegen den Beruf erzeugte; der Doctor stand schon etwas höher, aber gleich dem Chemiker und Botaniker war er häufiger ein Ungläubiger, als ein Christ. So war Sancho der Fette gezwungen, persönlich nach Cordova zu gehen, um sich ärztlichen Rath zu holen. Und noch sind in Spanien, wie im Orient, Alle, deren Beruf es ist, lebende Creaturen hinzurichten, von der Gesellschaft geächtet, der Fleischer, Stierfechter und Henker zum Beispiel. Der Soldat, der dich niedersäbelt, nimmt den höchsten, der Arzt, der dich wieder zusammenflickt, den niedrigsten Rang ein; der Doctor, den der unfehlbare Papst befragen und dem ein Selbstherrscher gehorchen muß — hier wird er nur in die Krankenstuben guter Häuser, nie in ihren Salon gelassen. Aber die Geächteten nehmen schwere Rache; alle Spanier sind gefährlich mit dem Messer in der Hand, und besonders die spanischen Aerzte. Madrid ist ein Hof des Todes und die Nekrologie Eskurials liefert den besten Beweis dafür durch die Frühsterblichkeit des königlichen Geblüts, von dem man doch voraussetzen kann, daß ihm die besten Rathschläge, sowohl in medicinischer, als theologisch-therapeutischer Hinsicht, nicht fehlen werden.

Der spanische Mediciner wird gemieden nicht blos aus altem Vorurtheil und weil er gefährlich ist, wie eine Klapperschlange, sondern weil die Geist-

lichkeit bemüht iſt, Haß und Mißgunſt gegen einen Stand zu erwecken, der, würde er in den Familien gut aufgenommen, leicht etwas von den fetten Erbſchaften und wichtigen Geheimniſſen mit erſchleichen könnte, die am Todtenbett ohnmächtigen Seelen ausgepreßt werden. Der ſpaniſche Wundarzt und der ſpaniſche Beichtvater ſehen die Patienten von verſchiedenem Standpunkte an; Jener will ihn für dieſe und Dieſer für jene Welt erhalten — Keiner hat in ſeinem Herzen eine große Idee von der Kunſt des Andern und leider haben meiſt beide Theile Recht. — Von Aerzten und Mönchen iſt der Uebergang natürlich zu den Findelhäuſern.

Dieſe, ſagt Mr. Ford, waren, als wir ſie zuletzt ſahen, kaum beſſer eingerichtet als die Irrenhäuſer; man nennt ſie casas de espositos, Häuſer der Ausgeſetzten, oder la Cuna, die Wiege, als wäre ein ſolches Haus wirklich eine Wiege und nicht vielmehr der Sarg unglücklicher Säuglinge. Die meiſten großen Städte Spaniens haben eine ſolche Wiege; die anſehnlichſten ſind in den levitiſchen Städten — die natürliche Folge eines reichen, eheloſen Clerus. Die Cuna kann man ein kleines Bettchen nennen, wo der Kindermord ruhig und allmälig geübt wird und wo natürliche Kinder von ihren unnatürlichen Aeltern durch langſamen Hungertod verſorgt werden. Zuerſt wurden dieſe Spitäler in Mailand im J. 787 von einem Prieſter, Namens Datheus, gegründet. Das von Sevilla, welches wir beſchreiben werden, wurde von dem Clerus der Kathedrale erbaut und wird von zwölf Directoren, ſechs Laien und ſechs Geiſtlichen, verwaltet; wenige darunter kümmern ſich wirklich um die Verwaltung oder geben Beiträge, es ſei denn — Kinder. Das Gebäude ſteht in der Calle de la Cuna; nicht weit von der Mündung einer Almoſenbüchſe iſt eine Marmortafel befindlich, mit dem Vers des Pſalmiſten auf Lateiniſch darauf: „Wenn Vater und Mutter mich verlaſſen, ſo nimmt der Herr mich an.“ In der Mauer iſt ein kleines Pförtchen, das beim Anpochen von ſelbſt aufgeht und die ſündeloſen Kinder der Sünde aufnimmt; und eine Wärterin ſitzt bei Nacht auf, um jene Kleinen zu empfangen, deren Aeltern ſie in der Dunkelheit ausſetzen, um ihre Schande zu verhüllen.

„Toi que l'amour fit par un crime,
Et que l'amour défait par un crime à son tour,
Funeste ouvrage de l'amour,
De l'amour funeste victime!“

Manche Kinder ſind ſchon im Sterben, wenn ſie ankommen, und werden nur ausgeſetzt, um die Begräbnißkoſten zu erſparen; andere ſind halbnackt, während nur wenige mit Wäſche verſehen ſind. Dieſe letztern ſtammen ge-

wöhnlich aus einem der höhern Stände, die nur eine zeitweilige Verborgenheit für ihre Sprößlinge ſuchen und oft die rührendſten Briefe beilegen, voll heißer Bitten, daß die Wärterin mehr als gewöhnliche Sorge für das Kind tragen möge, welches einſt gewiß zurückgenommen werden würde; auch wird, nach antiker Weiſe, dem Kleinen irgend ein Zeichen oder Schmuck umgehängt, um es in der Zukunft zu erkennen. Jede Kleinigkeit in Bezug auf das ausgeſetzte Kind wird in ein Buch eingetragen — ein trauriges Gedenkbuch menſchlicher Sünde und Reue! Kinder, welche einmal reclamirt werden, zahlen ungefähr 5 Silbergroſchen für jeden Tag, den ſie im Spitale zugebracht haben; aber doch werden die Bitten um beſondere Pflege ſelten beachtet und auf das Verſprechen künftiger Zurücknahme wird nie gebaut. Iſt kein Name des Ausgeſetzten angegeben worden, ſo wird das Kind von der vorſtehenden Matrone getauft und erhält gewöhnlich den Namen des Tagesheiligen. Bei unſerm Beſuch war die Anzahl beträchtlich und fortwährend im Zunehmen begriffen, während die Mittel des Hauſes bedeutend abnahmen. Auf einen ſichern und großen Zufluß kann man alle 9 Monate nach Weihnachten und nach der Charwoche rechnen, wo die ganze Bevölkerung, Männlein und Weiblein, die Nacht hindurch vor Statuen und Reliquien kniet, ſo daß im November und Januar das barmherzige Pförtchen fortwährend auf und zugeht.

In der „Cuna“ iſt ſtets eine Anzahl von Ammen vorhanden, aber meiſtens ſind es Dirnen, die wegen verrufenen Lebenswandels in keinem Privathauſe mehr einen Dienſt bekommen, und jede hat im Durchſchnitt drei Kinder zu ſtillen. Manchmal geſchieht es wohl, daß ein achtbares Frauenzimmer, welches eben keinen Dienſt hat, in die Cuna geht, nur um nicht die Milch zu verlieren; das arme Kind, welches ſo glücklich iſt, an eine ſolche Bruſt zu kommen, blüht dann auf eine Weile auf, aber ſobald es dieſe Gunſt verliert, welkt es und ſtirbt. Jene ſeltenen Glückskinder, die armen Frauen auf dem Lande anvertraut werden, haben am meiſten Ausſicht, am Leben zu bleiben; denn kein Weib, das jemals Mutter war und ein leibliches Kind geſtillt hat, wird einen Säugling verſchmachten laſſen. Eine ſolche Frau pflegt monatlich 2⅔ Thaler zu bekommen. Aber die Ammen der Cuna haben oft zu lange am Hungertuche genagt, und ſelbſt wenn die Milch ihrer frommen Denkungsart nicht verſiegt oder verbittert iſt, ſo können ſie unmöglich der Ueberzahl von Hungrigen genügen. Das Verhältniß der Sterbenden war ſchrecklich. Der Tod iſt eigentlich eine Gnade für das Kind, ſo wie ein Erſparniß für die Anſtalt; und in Spanien ſtand das Leben eines Erwachſenen nie hoch im Preiſe, geſchweige das eines hülfloſen Säuglings.

Die Cuna war, als wir ſie zuletzt beſuchten, unter einem niedern Geiſtlichen, der — ein treuloſer Verwalter — die Fonds in die Taſche ſteckte. Er wurde reich, wie Gil Blas' Director in Valladolid, an Armen und Waiſen; ſeine wohlmeublirte Wohnung und ſein ſtattliches Selbſt ſtanden in ſchreiendem Gegenſatz zum Zuſtande ſeiner Pfleglinge. Die kranken und ſterbenden Kindlein waren, getrennt von den geſunden, in einem weiten Saale untergebracht, im frühern Staatsſalon, deſſen vergoldete Decke wie blutiger Hohn herabſchimmerte auf das Elend am Boden. Da lagen ſie in langen Reihen, auf ſchmuzigen Matratzen, unbeachtet, ungepflegt. Die großen Köpfe, die gerunzelten Hälſe, hohlen Augen und blaßgelben Geſichtchen überſchattete der nahende Tod. In's Leben gerufen weder durch eignen Wunſch, noch eignen Fehltritt, war ihre kurze Spanne vorbei, ehe ſie begonnen, während ihre Mutter vielleicht in der Ferne rief: „Wenn ich ſeine Geburt genug beweint haben werde, will ich weinen über ſeinen Tod." Die Geſundern lagen paarweiſe in Wiegen; aber der Hunger gähnte aus ihren Wangen, die Noth jammerte aus ihren Augen und ihr ſchrilles Weinen zerriß das Ohr des Beſuchers ſchon an der Schwelle; denn vor Mangel an Nahrung hatten ſie auch keine Ruhe, keinen Schlaf. Ihr Daſein hatte mit Schluchzen begonnen, mit el primero sollozo de la Cuna, wie Rioja ſagt; aber wir Alle weinen, wenn wir das Licht der Welt erblicken, während Viele lächelnd von ihm ſcheiden. Einige neu ausgeſetzte Kinder, die eben von der Mutterbruſt kamen, aus der ſie ein letztes Lebewohl geſaugt, ſahen voll und roſig aus; ſie ſchliefen geſund, blind für die Zukunft, ohne Ahnung, welches Schickſal ihrer harrte. — —

Von Zwölfen bleibt ungefähr Eins am Leben und lungert in den Umgebungen des Spitals herum, ſchlecht gekleidet, kaum genährt und noch weniger unterrichtet. Aus den Buben werden Soldaten, aus den Mädchen Mägde oder — wir wollen nicht ausſprechen, was der böſe Leumund ihrem prieſterlichen Vormund nachſagt. Sie werden ſelbſtiſch und kalt, ihr junges Herz verſchließt ſich, ehe es noch aufgegangen, denn ſie haben nie gefühlt, wie Herzlichkeit, Liebe oder Menſchlichkeit thut. An ihren Köpfen hat der Barbier ſcheeren gelernt und die Sünden der Aeltern werden an ihnen heimgeſucht. Ihre Beſchäftigung beſteht darin, nachzugrübeln, wer ihre Aeltern ſein mögen, und von dem Tag zu träumen, wo ſie in glänzender Equipage abgeholt, und reiche Leute werden ſollen. Dann und wann wird Einer von wohlhabenden und kinderloſen Familien adoptirt. In dieſem Zuſtand war die Cuna von Sevilla, als wir ſie zuletzt ſahen. Wir haben ſeitdem mit Vergnügen erfahren, daß einige mildthätige Damen ſich des Inſtituts ange-

nommen und wesentliche Verbesserungen darin bewirkt haben. Mögen sie nicht Geduld und Ausdauer verlieren!

Kommen wir zu einem weniger tragischen Thema. Auch die Bartliebe des Spaniers hat etwas Orientalisches. Der bigote*) ist ein gesetzliches Vorrecht des Militairs und die Generale — ihr Name ist Legion — pflegen ihn so zärtlich, daß sie vor dem Rasirmesser ebenso viel Angst wie vor dem Säbel haben. Als der Infant Don Carlos aus England entfloh, hatte man große Noth ihn zum Abschneiden seines Schnurrbarts zu bereden. Zurbano glaubte noch jüngst baskische Verräther hinlänglich gezüchtigt zu haben, wenn er ihnen die bigotes abschnitt und sie davon jagte, wie Ratten ohne Schwänze, pour encourager les autres. So hat Majaval, der Pirat, der in Exeter durch den Strick fiel, als er nach Barcelona kam, der heiligen Jungfrau, die ihn gerettet, seinen im Kerker gewachsenen Bart geopfert. Ferdinand VII. erließ einmal ein donnerndes Bartverbot gegen alle Nichtsoldaten, und es wurde in der That einen ganzen Monat weniger 29 Tage beobachtet. So geht es überhaupt mit spanischen Decreten, seien es nun Verträge, Verfassungen oder Staatsschuldscheine; sie dienen als Cigarrenfidibus. — —

Nächst Haus und Kirche gibt es für den Zustand einer Nation wohl nichts Bezeichnenderes als ihr Theater. Aber ein Volk, das seit 40 Jahren Tragödien in der Wirklichkeit erlebte, kennt jenes Ueberglück nicht, welches den Luxus erdichteter Trauerstücke mit Geld bezahlt. Das Drama in Spanien war die Frucht einer glücklichen Periode und der Gunst Philipp's IV. Gleich nach ihm begann es hinzuschmachten. Am wenigsten konnte es der starren Feindseligkeit der Geistlichen widerstehen, welche dadurch ihre eigenen eligiösen Spectakel und Kirchenmelodramen — und im buchstäblichen Sinn des Wortes ihre noch jetzt üblichen „Mysterien" — beeinträchtigt glaubten. Man weiß, daß früher der Komödiant nicht in geweihter Erde begraben, noch bei Lebzeiten mit dem Titel „Don" beehrt wurde. Aber noch im 19. Jahrhundert haben Beichtväter Weibern und Kindern verboten, durch eine Straße zu gehen, in der ein „Tempel des Satans" ist, und bei Nacht stellten sich Bettelmönche neben die Thüren des Schauspielhauses, damit nicht ein unvorsichtiges Christenkind in den bodenlosen Abgrund der Hölle falle. Die Mönche schlossen 1823 in Cordova das Theater, weil die Nonnen eines

*) Ein ungeheurer Schnurrbart, den die Spanier den deutschen Cavalieren und Cavalleristen Karl's V. nachahmten. Das Wort soll von bei Gott! herstammen, ein Spitzname, den man den Deutschen, wegen ihres ewigen Fluchens, gab.

gegenüberliegenden Kloſters den Teufel und Conſorten auf dem Dache Fandango tanzen ſahen. Zuletzt wurden freilich die Mönche weggejagt, aber das nationale Drama kehrte darum nicht zurück.

Die altſpaniſche Bühne war ein getreuer Spiegel ſpaniſcher Natur und Wirklichkeit. So lange der caſtiliſche Hidalgo mit ſeinem Degen und ſeinen Liebſchaften das Muſter und der Schrecken Europa's war, beſah ſich die Nation mit ſtolzer Freude im Spiegel; jetzt aber ſchrickt ſie erröthend vor ihm zurück, denn ihre Locken ſind grau, ihre Fahne zerriſſen, ihr Antlitz gerunzelt. Höchſtens liebt ſie noch manchmal, ſich den Cid heraufbeſchwören zu laſſen; aber Stücke, die modern ſpaniſches Weſen ſchildern oder ahnen laſſen, werden von Parterre und Logen mit gleichem Hohn verworfen; und deshalb iſt Lope de Vega nur noch dem Namen nach bekannt.

Der Verfall des ſpaniſchen Dramas hat noch einen andern Grund. Die bourboniſche Thronfolge hat das Theater ſo gut wie das echte Stiergefecht ruinirt; mit ihr kam eine Fluth von Einheitsregeln und ſtelzfüßigen Convenienzen über die erſchrockenen Pyrenäen. Die Nachäffer Frankreichs führten den Pariſer Geſchmack ein, der nur eine Idee im Kopfe duldet, und erklärten Calderon für einen ebenſo großen Barbaren wie Shakeſpeare!! — Frankreich wurde das vorſchriftsmäßige Ideal eines Landes, aus dem ſich die Molières und Corneilles manche ihrer ſchönſten Schmuckfedern geholt hatten. Spanien kam dahin, ſeinem frühern Zögling, Nachahmer und Plagiator, dem franzöſiſchen Kothurn, zu huldigen; und ſeine beſten Luſtſpiele ſind trübſelige Ueberſetzungen der Werke Scribe's und Genoſſen.

Die Theatergebäude heißen Coliſeums, ſind aber klein, und ſchlecht gebaut und riechen, wenn die Häuſer voll ſind, theils nach altem Cigarrenrauch, theils nach friſchem Knoblauch, da kein neutraliſirender Weihrauch, wie in den Kirchen, gebrannt wird. Die saynetes (Poſſen) ſind, wie ſchon viele Touriſten bemerkt haben, das friſcheſte und eigenthümlichſte Ueberbleibſel altſpaniſchen Theatergeiſtes. Das Orcheſter iſt mittelmäßig und die Muſik, obwohl eine Leidenſchaft des Volkes, kann ſich nicht im Entfernteſten mit deutſcher oder italieniſcher Tonkunſt vergleichen. Ebenſo haben die Spanier vom franzöſiſchen Ballet Alles, nur nicht die Grazie und die Eleganz angenommen. Kurz — und dies iſt vielleicht ebenſo viel Lob als Tadel — der Spanier wird lächerlich, ſobald er ſeine feinen Nachbarn nachahmen will — ſei es in Sprache, Tracht oder Küche.

Die Metamorphosen der Romantik.

Es ist eine weit verbreitete Meinung, daß unsere Zeit über den materiellen Interessen den Sinn für das Ideelle verloren habe. Dennoch hat sich keine Zeit so viel mit dem Gedanken zu thun gemacht; selbst der Egoismus rechtfertigt sich mit allgemeinen Ideen. Mag diese Rechtfertigung auch lediglich eine äußerliche sein, sie erkennt immer, wenn auch unwillig, die Macht des Geistes. Was sich dem Geiste entzieht, wird nicht geduldet.

Je mehr die Interessen in den Ideen ihren Ausdruck suchen, desto unsicherer wird das Verhältniß derselben zu einander. In dieser Unruhe scheint kein Punkt festzustehen. Es sind nicht die Schlechtesten, die sich ganz und gar von einem Treiben abwenden, in welchem sie nur die Willkür unmittelbarer Einfälle und die Frechheit eines blos subjectiven Meinens zu erkennen glauben. Die Betriebsamkeit des Erwerbs, die currenten Geschäfte des sogenannten Berufs, oder auch das Heiligthum der exacten Wissenschaft, das von den Veränderungen der Zeit nicht berührt wird, scheinen wenigstens einen bestimmten Haltpunkt zu geben und beruhigen das Gewissen. In der Jugend schwärmt man für das Unendliche und Unbestimmte, und verachtet die Geistlosigkeit der mechanischen Arbeit; das Mannesalter dagegen widert diese glänzende Hohlheit an, und die Gewohnheit ist mächtig genug über den Menschen, ihn in der gebahnten Heerstraße fertiger Vorstellungen und Geschäfte völlig zu befriedigen und ihm jede Idee zu verleiden, die über das Begrenzte hinausgeht, weil sie ihm keinen bestimmten Inhalt gibt.

So ist es immer gewesen; der Unterschied ist aber, daß er jetzt seine Ideenlosigkeit durch Ideen rechtfertigt. Es blieb diesem Zeitalter vorbehalten, das conservative Princip zu erfinden und den Egoismus zu einer Idee zu erheben.

Sonst war die Idee ein allgemeines, festes und objectives; jetzt hat ein Jeder sein eignes Heiligthum und seine eigne Religion, die von irgend einer

Seite ſich dem Wirklichen entgegenſetzt. Das Heilige hat ſeinen objectiven Sinn verloren, und jeder Einzelne legt die ganze Energie ſeiner Subjectivität hinein. Und doch iſt in all dieſen Beſtrebungen, ſo ſehr ſie einander durchkreuzen, Eines gemeinſam: die Reflexion über das Höchſte des Lebens und die Rechtfertigung deſſelben durch den Gedanken. Die Oberflächlichkeit iſt auch ſchon mit einem Stichwort zufrieden, durch welches ſie ſich der Zeit und ihren Beſtrebungen wohl oder übel anſchließt, denn ſie hat nun einen Maßſtab, dem ſich alles Wirkliche fügen muß.

Wenn nun in der Partei des Fortſchritts für dieſes Chaos unbedingte Freiheit gefordert wird, weil dann die Idee ſich ſelber ihren höchſten Ausdruck finden würde; wenn man behauptet, es müſſe, wer die Macht in Händen hat, aufhören, einen eignen Willen zu haben; wenn man hofft, irgendwo werde man dem Spiel der Kräfte müßig zuſehen im Glauben an die Selbſtentwickelung des Guten: ſo iſt das eine der Illuſionen der heutigen Romantik. Entweder denkt man damit den Gegner zu täuſchen und ihm die Waffen aus den Händen zu ſchmeicheln, oder ſich über den eignen Indifferentismus zu beruhigen und die natürliche Trägheit in das Licht der bewußten Reſignation zu ſtellen.

Die Geſchichte wird bewegt durch Leidenſchaften, Intereſſen und Ideen. Für das Allgemeine des Geiſtes erhalten die Leidenſchaften und Intereſſen erſt dann Bedeutung, wenn ſie ſich zu Ideen erheben.

Idee iſt das geiſtige Bild einer noch nicht realiſirten Nothwendigkeit, das, aus den Widerſprüchen der Wirklichkeit hervorgegangen, ſich mit dem Recht des Gedankens gegen das Recht des Beſtehenden geltend macht. Der Begriff iſt der Abſchluß des Seienden im Geiſt, die Idee das Heraustreten des Geiſtes aus dem Seienden. Den Begriff der Freiheit entnehme ich aus Dem, was ich als daſeiend erkenne, die Idee der Freiheit aus Dem, was dem Wirklichen fehlt. Indem mein Gefühl auf Einen beſtimmten Punkt der Wirklichkeit hintritt, ergänzt ſich dieſer nach den Vorausſetzungen meines Geiſtes zu einem Bilde, einem Ideal, und die Welt des Gedankens, aus dem Geiſte geboren, tritt der Welt des Seins gegenüber.

Es koſtet dann ſogar Mühe, aus dieſen Abſtractionen ſich ſo weit loszureißen, daß man ſich erinnert, das Weſen einer Sache nur in ihrer Erſcheinung zu finden, das Geſetz nur in den einzelnen Fällen, die Freiheit nur in der Beſtimmtheit, die Tugend nur im Kampf, die Seele nur in der Bewegung. Der Verſtand dagegen, für den nur das Einfache faßlich iſt, ſtellt ſich unbefangen das Weſen, das Geſetz, die Freiheit u. ſ. w. als in ſich fertig vor.

So iſt in der natürlichen Religion oder der Religionsphiloſophie die Gottheit nichts als eine Abſtraction, das Bild oder das Ideal von der Einheit, der Vernunft im Univerſum, in welchem die unmittelbare Anſchauung nur Mannichfaltiges und Widerſprechendes vorfindet. Dieſe Einheit iſt nur im menſchlichen Bewußtſein als eine Forderung; ſie hat eben darum etwas Unbeſtimmtes, und das ganze Streben der Philoſophie wie das der Religion und Kunſt iſt darauf gerichtet, für dieſe Idee des abſoluten Weſens einen adäquaten Ausdruck zu finden. Sie hat in ihrem Beſitz aber nur Beziehungsbegriffe, den endlichen Dingen entnommen: Daſein, Einfachheit, Unendlichkeit, Freiheit, Nothwendigkeit u. ſ. w., und dieſe haben, auf das Abſolute angewendet, immer etwas Unangemeſſenes, eben weil das Abſolute ſeiner Idee nach dasjenige ſein ſoll, was all jenen Beziehungsbegriffen unbedingt widerſpricht und ſie aufhebt.

Dieſe allgemeinen Denkformen, die, eben weil ſie nur Beziehungen ausdrücken, und weil ſie ſich in jedes Urtheil einſchleichen, dem Inhalt und der Form nach zu den größten Mißverſtändniſſen Veranlaſſung geben, machen den eigentlichen Gegenſtand der Philoſophie aus. Was ſich dem gewöhnlichen Denken als bloße Beziehung in die geſetzloſe Welt der Empirie verliert, betrachtet ſie in ſeinem innern und geſetzlichen Zuſammenhang. Was dem Verſtand als das Gewöhnlichſte und Leerſte erſcheint, weil er es alle Tage ſieht, iſt ihr das Tiefſte, weil es in ſich die Geheimniſſe des Denkens verſchließt. Sie löſt jene Beziehungsbegriffe von ihren Gegenſtänden, den endlichen Dingen ab, ſie ſcheidet ſie von der Subjectivität des Gedankens; ſie läßt den einen in den andern übergehen, ſie vergleicht ſie mit einander, ſie gliedert ſie zu einer unendlichen Kette zuſammen, bis ſich ihr endlich die ganze Fülle der Objectivität in ſolche Kategorien auflöſt, die ſich nach eignen Geſetzen beſtimmen und bewegen.

Aber neben dieſer rein wiſſenſchaftlichen und zeitloſen Thätigkeit hat die Philoſophie noch einen andern Sinn.

Auch das reine Denken hat eine Seite, die an eine geſchichtliche Bedeutung gebunden iſt, wenn der Gedanke ſich auch in der Illuſion wiegt, ein freier zu ſein. Die Ideen gehen ihrem Inhalt nach von Bedürfniſſen und Empfindungen aus, wenn ſie ſich auch formell auf Verſtandesgeſetze beziehen. Die Freiheit hat beim erſten Anſchein eine logiſche Bedeutung, hier iſt ſie aber leer und ohne Einwirkung auf den Geiſt; ſie nimmt ihren Inhalt erſt aus dem menſchlichen Gefühl, aus den Wünſchen des Herzens. Wenn ich logiſch das Weſen Gottes analyſire, ſo wird mir wenig daran liegen, ob ich in ihm den Begriff der Freiheit finde; aber Gott iſt nicht ein Begriff, ſon-

dern eine Idee; das Gefühl der Freiheit iſt etwas Erhebendes, und ſo hat die Philoſophie gleichſam die Pflicht, in dem höchſten Weſen die Freiheit zu ſuchen. Ferner: Die Ideen ſind unendlich, weil ſie unvollendet ſind, und darum iſt es vergeblich, für ſie eine feſte Form zu finden, wie die endlichen Beſtimmungen der Mathematik. Sie ſind nie geiſtlos, aber ebenſo wenig erſchöpft ſich der Geiſt in ihnen; ſie geben der Thätigkeit des Geiſtes Form und Richtung, und werden dann umgekehrt von ihr auf's Neue beſtimmt. Die wiſſenſchaftliche Richtung wie die Kunſt wird durch die Ideen geleitet, die einem Volk oder einer Zeit als heilig gelten; es iſt nicht blos aus dem praktiſchen Bedürfniß zu erklären, daß in Aegypten die Aſtronomie, bei den Römern die Jurisprudenz, in Hellas die Philoſophie der Mittelpunkt aller wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen war: auch die poſitive Wiſſenſchaft ringt nach einem Ausdruck für das Abſolute, das, ohne begriffen zu ſein, als Idee aus der Geſchichte hervorgeht. Der ſo gewonnene Inhalt wirkt dann auf die Idee des Abſoluten zurück, wenn dieſes auch in der Heiligung der Tradition als ein Uebermenſchliches und Fremdes außerhalb der Begriffe gelegt wird. Denn die Ideen entſtehen nicht aus dem Bewußtſein, ſondern aus dem Gefühl; wenn ſie dann weiter mitgetheilt, von Hand zu Hand getragen, erweitert, beſtimmt, bedingt werden, ſo wirken ſie ſelbſt auf ihre erſte Quelle wie ein Fremdes ein. Es iſt eine Verkehrtheit des Rationalismus, die aber im Weſen der menſchlichen Natur liegt, die Ideen der Religionen aus dem Bewußtſein beſtimmter Menſchen, einem Entſchluß, einem Plan herzuleiten; wie man etwa die Zweckmäßigkeit der Natur und der Geſchichte den Abſichten eines Geſetzgebers beimißt. Was in der dunkelſten Tiefe geboren wird, iſt am mächtigſten; der Gedanke tritt erſt ſpäter in das Gefühlte, erſt wenn die Ideale des Gefühls ſich von dem Gefühl abgelöſt haben. Dann ſcheinen ſie fertig und abgeſchloſſen zu ſein; aber nur anſcheinend verharren ſie in dieſer heiligen Ruhe der Jenſeitigkeit; in der That leben ſie fort und treiben den Geiſt, indem er ſie zu faſſen ſucht, über ſich heraus. In dieſem Sinn iſt die Philoſophie Poeſie, ſchöpferiſche Thätigkeit.

In der Philoſophie wie in der Kunſt erringen die Ideen eine freie und claſſiſche Form, während ſie in der Entwickelung des Rechts durch Zufälligkeiten bedingt und gehemmt, in der eigentlichen Wiſſenſchaft an den gegebenen Stoff gewieſen iſt. Man ſtoße ſich nicht daran, daß ich eine gewiſſe Richtung der Philoſophie von dem Gebiet der eigentlichen Wiſſenſchaft ausſchließe. Hiſtoriſch wird wohl Keiner etwas dagegen haben; wer wird wohl den Timäus oder etwa den Phädon für ein wiſſenſchaftliches Buch halten. Und doch hat ſelten die Philoſophie Edleres hervorgebracht. Wenn man

mit Recht die Religion aus dem Reich der objectiven Thatſachen in die Welt des Geiſtes hinübergeſpielt hat, ohne ihrer Würde dadurch Eintrag zu thun, ſo wird die Philoſophie ihre Gewalt ebenſo wenig verlieren, wenn man ihr eine objective Erkenntniß nach der andern entreißt. Die Philoſophie geht mit der Dichtung Hand in Hand, nur daß ſie die Idee im Unendlichen ausführt, während jene an das Endliche gewieſen iſt, daß ſie in das unbegrenzte Netz des Gedankens, des Univerſums, der Geſchichte einwebt, was dieſe in den engen Rahmen eines geſchloſſenen Schickſals abbildet. Beide haben den Sinn, dem Geiſt das Seiende verſtändlich zu machen.

In der Geſchichte der Philoſophie ſucht man — pragmatiſch oder ſpeculativ — überall eine gewiſſe Nothwendigkeit nachzuweiſen. Daß dabei unendlich viel Willkürlichkeit mit unterläuft, liegt darin, daß man dieſen Gang des Gedankens aus dem Zuſammenhang reißt und die Mittelglieder ausläßt, Religion, Poeſie, Rechtsweſen, Wiſſenſchaft. Nicht das eine bringt das andere hervor, ſondern alle entſtehen aus dem Geiſt, wie dieſer aus der Natur; der Geiſt aber entfaltet ſich nur in der Totalität ſeiner Erſcheinungen.

Das Abſolute der Philoſophie entſpricht dem Abſoluten der Religion. Die höchſte Abſtraction des Geiſtes iſt der Geiſt ſelbſt. Sobald der Geiſt das Bedürfniß ſeiner Freiheit von dem Natürlichen ſo lebhaft fühlt, daß er es wagen kann, in ſich ſelber das Abſolute zu ſuchen, ſo iſt die Welt der Abſtraction vollendet, wo die Realität der Dinge ihre Gewißheit verliert, wo ſelbſt die natürlichen Geſetze des ſittlichen Geiſtes der ſchrankenloſen Abſtraction des reinen Geiſtes weichen müſſen. Die Nichtigkeit der Natur und die abſolute Freiheit des Geiſtes wurde im Chriſtenthum zum Glauben der Welt. So träumte ſich der Geiſt eine eigne Stätte, die ihm angemeſſen ſei und wo der Schein der Natur, der trotz ſeiner Nichtigkeit auf Erden ihn dennoch irrte, auf ewig verſchwinden würde.

Das Volk, welches der Träger dieſer überſinnlichen Ideenwelt war, wird von einem rohen Stamm überwunden, doch ſo, daß der Sieger von dem Geiſt des Beſiegten gefeſſelt wird. In der Sprache deſſelben, wie in den religiöſen und rechtlichen Formen nimmt er die fertigen überſinnlichen Ideen in ſein Bewußtſein auf, ohne ſie aus dem eignen Bedürfniß herausgearbeitet und durch das Gefühl zu lebendiger Anſchaulichkeit entwickelt zu haben. Da die Romaniſchen Völker die höchſten Ideen des Geiſtes in der Vollendung eines fertigen Wortes empfingen, ſo blieben ſie ihnen in dem eignen Bewußtſein ein fremdes Jenſeits, und das Chriſtenthum wurde zur Romantik.

Was wir Romantik nennen, findet ſich überall wieder, wo auf ähnliche

Weiſe fertige überſinnliche Ideen äußerlich überliefert werden. Auch das claſſiſche Alterthum hatte ſeine Romantik; aber ſie war ihm Nebenſache. Das Mittelalter dagegen gründete ſein ganzes Dichten und Trachten auf dieſes dem Begriff unerreichbare Jenſeits.

Romantik iſt die Welt des ſich entfremdeten Geiſtes, des Geiſtes, der in ſich ſelber ein abſolut Fremdes vorfindet, und dieſes Fremde als ſein heiligſtes Eigenthum hegt. Es iſt in dieſem Jenſeits ein großer traditioneller Reichthum von Ideen, der Schein dieſer überſinnlichen Welt ſtreitet gegen die unmittelbare Gewißheit des Irdiſchen. Beide bilden ſich aneinander, und ſo geht das Weſentliche der überirdiſchen Ideen allmälig in den Kreis des wirklichen Bewußtſeins über. Andrerſeits iſt die weltliche Wiſſenſchaft und die Ordnung der weltlichen Verhältniſſe nicht ohne Einfluß auf dieſes Jenſeits. Es ſoll in ſich das Höchſte und Edelſte enthalten, und ſo wird unmerklich aus ihm entfernt, was den lebendigen Begriffen vom Hohen und Edlen widerſpricht. Der Menſch wird auf der Erde zu Hauſe, und erkennt auch in ihrem Geſetz eine reiche Ideenwelt. Aber weil er dieſe als die ſeinige weiß, ſo bringt ſie in ihm den angenehmen Schauder des Erhabnen nicht hervor, und ſo treibt ihn das Bedürfniß eines Höhern nach einem neuen Jenſeits, weil der Inhalt des alten von der Wirklichkeit abſorbirt iſt. So hat auch der Rationalismus einen Gott und eine überirdiſche Welt; aber weil der eigentliche Boden ſeiner Vorſtellungen und ſeiner Wünſche die Erde iſt, ſo bleibt dieſem Jenſeits kein Inhalt und keine Wirkſamkeit: das erkannte Geſetz der Natur läßt der Willkür des abſoluten Weſens keinen Spielraum, das Geſetz der ſittlichen Welt den abſtracten Anforderungen des Himmels keine Macht. Erſt ſo iſt der Begriff des Jenſeits vollendet: je leerer es wird, deſto feſter erſcheint es dem religiöſen Bewußtſein, und ſo iſt die Bewegung der Romantik dieſe Unruhe des Geiſtes, ſich zugleich zu ſuchen und zu fliehen.

In dieſer Entzweiung des Geiſtes — denn die geiſtloſe Realität der Welt macht ſich im Geiſte ſelbſt fühlbar — lehrt die Kirche, durch freiwillige Opfer, durch gute Werke, die Natur zu bezwingen. Erſt durch die Reformation kam das Bewußtſein, daß dieſe Entzweiung des Geiſtes nicht eine äußerliche ſei, und äußerlich beigelegt werden könne, in das Chriſtenthum. Mit Schaudern blickte der Geiſt in ſeinen eignen Abgrund, in die Unendlichkeit der Verdammniß, die ſeine Natur ſei. Aber erſt in dieſer Tiefe konnte er auch die Macht des Glaubens ermeſſen, der ihn aus ſich ſelbſt erhebt. Durch den Glauben wird nun das Reich Gottes in das irdiſche Jammerthal eingeführt, und ſo erſcheint der Widerſpruch in jedem Augenblick als

der unendliche Schmerz des endlichen Geiſtes, ſeiner wahren, überirdiſchen Idee nicht adäquat zu ſein.

Aus dem Gefühl wird eine Vorſtellung, aus der Vorſtellung der Glaube an die Möglichkeit, ſie auf Erden zu erfüllen. Die Aufklärung bricht die Feſſel des Traditionellen; während der Proteſtantismus reſignirt, in der Ausſicht auf das Jenſeits, ergreift die Aufklärung das irdiſche Schwert. Der Geiſt wirft das Gefühl ſeiner Sündhaftigkeit als einen Fluch in die vergangene Geſchichte, und der Glaube an die Zukunft der Menſchheit zerreißt die Bande der Geſellſchaft. Das Reich der Tugend wüthet gegen den Egoismus, bis es an ſeiner eigenen Unmöglichkeit ſcheitert. Das Bewußtſein der Freiheit liegt im Gefühl; was dem Gefühl widerſpricht, ſoll fallen. Aber das Gefühl, ebenſo das Reſultat geſchichtlicher Beſtimmungen, wie das Geſetz, tritt in der Maske der Vernunft auf. So hält es die ihm von der Geſchichte überlieferten Ideen für die allgemein menſchlichen, und iſt von der Vergangenheit grade dann am meiſten abhängig, wenn es ſie am wenigſten achtet und anerkennt.

Mit der Löſung des Gedankens von ſeinem ſubſtantiellen Boden verliert die Aufklärung zuletzt allen Inhalt, bis ſie in ihrer Negativität ſo weit kommt, ſich ſelber aufzuheben. So wird das Chriſtenthum durch die kritiſche Philoſophie erweitert: nicht mehr blos Gott und der Himmel, ſondern auch die Wirklichkeit iſt dem endlichen Bewußtſein verſchloſſen; denn, da der Geiſt mit ſeiner Thätigkeit nie aus ſich ſelbſt herausgeht, ſo iſt die Welt, die er erkennt, nur ſein eigner Zuſtand. Auch in dieſem iſt nur Eins gewiß: der Glaube an die Beſtimmung zum Guten; dieſes Gewiſſen iſt der Punkt des Archimedes: ich weiß nicht, ob außer mir eine Welt iſt, ein Gott und eine Natur; aber ich weiß, ich ſoll gut handeln, und durch dieſen Glauben geht mir eine Welt auf.

So erhaben das klingt, ſo erregt der Verluſt des Objectiven dennoch ein unbehagliches Gefühl, und eine Sehnſucht nach den Zeiten, wo die Welt des Gottes voll war. Die Sehnſucht wird in der Reflexion zum Gefühl des Glaubens; aber da der objective Inhalt des Glaubens verloren iſt, ſo muß das Gefühl ſich begnügen, in der Tradition nach einem Inhalt zu ſuchen, wie er der unmittelbaren Stimmung entſpricht. Es gilt, nur überhaupt zu glauben, was auch der Inhalt ſei; mit Andacht ſchaut man zu jeder Zeit empor, die noch nicht des Sündenfalls der Aufklärung ſich ſchuldig gemacht hatte. Das war das Princip der romantiſchen Schule, die den Ideenvorrath aller Zeiten und Völker, die poetiſchen Bilder aller Mythologien, die Myſterien aller Offenbarungen, die phantaſtiſchen Einfälle barbari-

ſcher Zuſtände, kurz, das ganze Chaos der irrationalen Vorſtellungen, welche die Aufklärung überwunden zu haben glaubte, als das Urſprüngliche und Ewige, eben ihrer geheimnißvoll dunkeln Tiefe wegen wieder hervorſuchte, und es auf eine Weiſe, in der ſich die Nüchternheit und die maßloſe Schwärmerei der Alexandriniſchen Zeit erneuten, zu einer romantiſchen Religion verwebte, die zugleich Poeſie und Wiſſenſchaft ſein ſollte. Ein Einfall überſtürzte den andern, wie es die Stimmung mit ſich brachte, und bei dieſer Verflüchtigung alles Natürlichen und Geiſtigen in einen überirdiſchen Schein ging der Romantik zuletzt ſo alle Beſinnung und aller Muth aus, daß ſie ſich mit blinder Reſignation der erſten beſten hiſtoriſchen Beſtimmtheit in die Arme warf, wenn ſie nur durch die Zeit den Schein einer gewiſſen Heiligkeit erlangt hatte, — der alleinſeligmachenden Kirche, dem Abſolutismus, dem Feudaalſtaat. Der naive Aberglaube bleibt im Dunkel, weil er nicht hinaus kann; die Romantik ſucht es, weil ſie ſich des Dunkels freut.

Das Seiende hat, eben weil es concret iſt, einen dunkeln Grund, und dieſer tritt ſelbſt in den verworrenen Ahnungen der Myſtik deutlicher hervor, als in der Oberflächlichkeit der Aufklärung. Dieſe Anerkennung des Seienden, zunächſt in der ungeduldigen Sehnſucht des Glaubens, deſſen prophetiſche Paradoxie mit der Unſicherheit einer bodenloſen Ironie zerſetzt iſt, rüttelt die Genügſamkeit der Aufklärung und des ſubjectiven Idealismus aus ihrem Schlaf, und zwingt den Verſtand, ſich von ſeinen Abſtractionen loszureißen, und ſein eignes Weſen an dem Reichthum der gegenſtändlichen Welt zu meſſen. Die Vernunft iſt nicht außerhalb des Wirklichen zu ſuchen, ſondern in ihm. Der Geiſt vertieft ſich mit ſeinem Geſetz, nicht mehr mit ſeinem Bedürfniß oder ſeiner Stimmung, in die objective Welt, und gräbt die Idee in die Erſcheinung hinein. Wenn in der Welt der Abſtraction das Ideal des Glaubens oder des Gedankens der ungeiſtigen Wirklichkeit als ein Jenſeits gegenüberſtand, ſo wird nun in der Philoſophie der Natur und der Geſchichte dieſe Jenſeitigkeit vergeiſtigt und verklärt.

Aber ſind wir nun damit der Romantik los? — Im Gegentheil, ſie hat erſt jetzt ihren vollſten Umfang erreicht.

Die Sprache des Verſtandes, der Wiſſenſchaft ſollte die allgemeine ſein; das Gefühl ſpricht in ſich hinein, und iſt nicht verſtändlich zu machen; die Vernunft iſt das Allgemeine. Dennoch iſt die Sprache der Hegel'ſchen Philoſophie, die der reinen Vernunft adäquat ſein ſollte, ihrer Dunkelheit wegen berüchtigt. „Worin hat dieſe Dunkelheit ihren Grund?"

Die Antwort iſt einfach: „in ihrer Romantik." —

Mit Recht wird das Syſtem Fichte's, den Zuſtand der vernünftigen

Welt der Wirklichkeit als ein Ideal der Zukunft entgegenzustellen, verworfen. In dieſem Sinn iſt es ein großer Gedanke: was wirklich iſt, iſt vernünftig, was vernünftig iſt, iſt wirklich. Aber iſt damit die Entzweiung aufgehoben? — Was die Philoſophie wirklich nennt, iſt etwas Anderes, als was die Menſchen darunter verſtehen. Sie nennt wirklich, was in den Ideen des Geiſtes ſein Recht erhält. Die Wirklichkeit wird als vernünftig conſtruirt, inſofern ſie dem Syſtem der reinen Ideen entſpricht: ſo in der Philoſophie der Geſchichte, der Geſchichte der Philoſophie, der Phänomenologie des Geiſtes. Ueberall iſt eine Auswahl; nicht die unbefangen, objectiv, mit allen Einzelheiten aufgenommene Geſchichte, ſondern diejenigen Züge derſelben, die ſich nach der Entwickelung der Logik umdeuten laſſen, wird als vernünftig begriffen, das Syſtem der reinen Ideen iſt wieder ein drittes zwiſchen der Welt der Natur und dem Reich des ſubjectiven, geſchichtlichen Geiſtes wie im Chriſtenthum der Himmel zwiſchen der Natur und dem Menſchen.

Denn dieſe vergeiſtigte Wirklichkeit iſt nicht die Wirklichkeit ſelbſt, ſondern ein Gedicht des Geiſtes. Nach höhern Kategorien, als die chriſtlichen Theodiceen, aber immer nach beſtimmten Vorausſetzungen wird die Geſchichte umgedichtet. Woraus ſind nun dieſe Vorausſetzungen, die in der Logik zu einem Syſtem geſammelt ſind, entnommen?

Die Philoſophie macht an das Denken die Forderung, es ſolle, um reine Gedanken hervorzubringen, ſowohl von dem ſubjectiven Urſprung, als von der endlichen Beziehung der Gedanken abſtrahiren. Wenn ich einen wirklichen Begriff von einer Sache habe, ſo iſt dieſer ein nothwendiger, der in der Sache ſelbſt liegt; er iſt daher unabhängig von meinem Denken, und beſteht für ſich. Das gilt auch von dem Begriff des Begriffs, von dem Begriff des Urtheils, des Schluſſes. Mein Urtheil, daß zwei Begriffe verbunden werden müſſen, ſpricht nur nach, was in dem wirklichen Zuſammenſein derſelben liegt. Wenn ich einen Begriff richtig analyſire, und einen andern aus ihm entwickle, ſo iſt das eine Bewegung der Begriffe ſelbſt, die auch ohne mich, ohne dieſe ſubjective Thätigkeit des Denkens, gedacht werden kann, wie die Sätze der Mathematik auch ohne alle Mathematik richtig wären. Die Aufgabe der Logik iſt, alle fertige Vorſtellung, allen endlichen und zufälligen Inhalt von ſich zu werfen, und die objective Bewegung der reinen Begriffe nachzubilden.

Die Frage iſt nur, an welchem Object dieſe Verhältnißbegriffe der Logik ſich finden? Die Mathematik geht nun ſcheinbar mit reinen Begriffen um; dieſe Begriffe ſind nur Abſtractionen räumlicher Anſchauungen; ſie ſetzt die Anſchauung voraus. Die Philoſophie dagegen ſoll nichts vorausſetzen, weder

die ſinnliche Anſchauung noch die ſittliche Bildung; ſie ſoll den abſoluten Anfang in ſich ſelbſt finden. Dies kann nur das ganz Unbeſtimmte ſein, der immanente Begriff, der allen Objecten des Denkens zukommt: daß ſie ſind. Wenn ich nun den Inhalt unterſuche, der durch den Begriff des Seins dem Object des Denkens zukommt, ſo finde ich, daß es keiner iſt, daß jener Begriff an ſich nichts ſagt. So ſind dieſe beiden Ideen, die formell den ungeheuerſten Widerſpruch ausdrücken, dem Inhalt nach identiſch, die eine iſt der Schatten der andern, und ohne die andere nicht zu denken.

Der geſunde Menſchenverſtand wird hierauf entgegnen: wenn ich mir bei einem Namen allen reellen Inhalt wegdenken ſoll, ſo wird natürlich nichts übrig bleiben, als — ein ſinnloſer Name, das Sein. Aber das Wegdenken alles Inhalts iſt grade dem Begriff des Seins entgegengeſetzt; die Scheidung der Begriffe Daſein, Exiſtenz, Wirklichkeit u. ſ. w. iſt nicht in der Sprache, ſondern nur in den ſcholaſtiſchen Träumereien, und die Logik bewegt ſich nur dadurch vorwärts, daß ſie einmal jenem Namen einen eignen Sinn unterſchiebt, dann aber ihn in dem gewöhnlichen Sinn gebraucht; denn wie wollte ſie ſonſt die erſten Begriffe definiren, wenn nicht in der Sprache und Denkweiſe des gemeinen Verſtands?

In der That hat jener Satz für den geſunden Menſchenverſtand keinen Sinn; er bezieht ſich nur auf die Philoſophie, die den Begriff des reinen Seins erfunden hat, und hat lediglich eine kritiſche Bedeutung. Nicht das reine Sein ſchlägt in's Nichtſein um, denn das hätte es nicht nöthig, wenn es an und für ſich nichts wäre, ſondern die Abſtraction der Scholaſtik, die einen Begriff noch zu erhalten glaubte, wenn ſie ſeine weſentlichen Beſtimmungen fallen ließ. Das Poſitive iſt allerdings leer, wenn nicht ein negatives Moment hinzutritt: ich kann das eine nicht denken ohne das andere; das Sein nicht ohne eine Beſtimmtheit, welche Anderes ausſchließt, alſo ein Nicht involvirt. Der wahre Sinn dieſes Satzes iſt alſo der: als ſeiend kann ich mir nur das Endliche denken, oder das Sein kann ich mir nur im Endlichen denken — —: Gott kann ich mir nur im Endlichen denken.

Das Sein iſt nur eine Verkleidung des Gedankens, hinter der ſich das Weſen, die Idee, der Geiſt verſteckt. Die Reihe der Kategorien iſt nur eine Reihe von Prädicaten des Abſoluten, die Philoſophie nur ein Ringen des Geiſtes nach der Erfüllung ſeiner urſprünglichen Abſtraction, von der ſich zeigt, daß ſie, um überhaupt gedacht werden zu können, mit ihrer entgegengeſetzten Beſtimmung verwachſen gedacht werden muß; daß ſie erſt als Modus eines concreten Begriffs denkbar wird. Dieſer wird demſelben Proceß unterworfen, bis es ſich endlich ergibt, daß all dieſe Kategorien erſt in

der Idee ihre angemeſſene Stellung finden, die Idee in der Natur, das Verſtändniß der Natur im Geiſt, die Verſöhnung des Geiſtes und der Natur in Gott. Erſt der abſolute Geiſt iſt die Wahrheit der endlichen Kategorien, d. h. man kann keine derſelben wirklich denken, ohne ſie in Gott zu denken. Gott iſt die immanente Identität alles Gedachten und Seienden, der vollkommene Gedanke, der allein der Fülle des Seins adäquat iſt. Das Sein kommt, wie alle übrigen Kategorien, in Wahrheit nur dem Abſoluten zu. In dem chriſtlichen Reſultat, daß der concrete, dreieinige Gott das Abſolute ſei, liegt denn endlich die Löſung des Räthſels, die aber im Bewußtſein des Philoſophen ſchon urſprünglich gegeben war. Dieſer Rieſentempel des Geiſtes vollendet das Werk, zu dem die Romantik die Bauſteine geſammelt, und weit entfernt, der Anfang des Denkens zu ſein, ſetzt der Anfang der Logik die ganze Entwickelung des geſchichtlichen Denkens voraus.

Erſt durch die abſolute Philoſophie war die Macht des Objectiven völlig in den Geiſt gelegt; die ganze Natur und die ganze Geſchichte wurde ein Gedicht des Geiſtes. Die reine Idee ſollte nun ihre Probe beſtehn im concreten Wiſſen. Die Naturphiloſophie nahm zuerſt einen gewaltigen Anflug; allein ſie hat nicht das geleiſtet, was ihre Kühnheit verhieß. Wenn ſie als nothwendig deducirte, was man anderswoher wußte, ſo ließ die Phyſik das gelten, und lächelte darüber; ging ſie über das Gegebene hinaus, ſo verlor ſie ſich in's Leere und Phantaſtiſche. Zuletzt wurde ſie, weil ihr im Beſtimmten und Endlichen die poſitive Wiſſenſchaft allen Spielraum abſchnitt, zum Anwalt alles Mährchenhaften und Träumeriſchen. Viel wichtiger war ihr Einfluß auf die Anſicht von der zeitlichen Entwickelung des Geiſtes. Die erhabene Idee Spinoza's, daß die Zeit nichts ſei, als eine Form der endlichen Vorſtellung, und daß für den abſoluten Geiſt die Geſchichte ebenſo ewig nothwendige Gegenwart ſei, wie der Zuſammenhang der mathematiſchen Sätze, wenn ſie ſich auch dem Bewußtſein ſucceſſiv entwickeln, wurde nun erſt auf eine concrete Weiſe durchgeführt. Mit vorzüglicher Härte wandte ſich die Philoſophie gegen den Pragmatismus, der die Thatſachen combinirt, und daraus das Ideelle herleitet; umgekehrt ſollten die Thatſachen nichts ſein, als eine Entfaltung der Idee. Es war ein Glück für Alexander, ſagt Hegel, daß er jung ſtarb; es war vielmehr eine Nothwendigkeit: denn in ihm mußte der Nachwelt das Bild eines göttlichen Jünglings überliefert werden. Das iſt nicht ein blos poetiſcher Einfall; wenn man das Princip anerkennt, ſo ſcheue man auch die Conſequenzen nicht. Dieſe Anforderung der Romantik an die Geſchichte, wie ſie am beſtimmteſten von Novalis ausgeſprochen wurde, daß ſie ſich zu einem Gedicht

erheben ſollte, wurde von Hegel erfüllt. Verſuche ähnlicher Art gingen von den Hiſtorikern ſelbſt aus, ein Terrain nach dem andern wurde der Geſchichte entzogen und der Sage vindicirt; die Sage bildet ſich ohne Bewußtſein, alſo kann die Idee am freiſten in ihr walten.

So wurde vor Allem die großartigſte Erſcheinung der Geſchichte dem Geiſt wiedergegeben, das Chriſtenthum. Strauß' Chriſtologie iſt eine richtige Conſequenz des abſoluten Idealismus: der Geiſt dichtet ſich ſeine Geſchichte, und dieſes Symbol iſt wahrer als die ſogenannte Wirklichkeit. Im Eingehen auf das Detail verliert allerdings die Idee viel von ihrem poetiſchen Reiz und läßt ſich wieder leicht in den Pragmatismus hinüberziehen, wie wir bei B. Bauer ſehen; auch fehlt all den modernen Chriſtologen der große Sinn ihres Meiſters für das Ganze. Dadurch gewinnen ſie an Popularität.

Nichts kann populärer ſein, als Feuerbach's Deduction des Chriſtenthums. Indem das Gemüth ſeine *weſentlichen* Eigenſchaften als das Abſolute des Geiſtes hegt, ohne ſie in ſich ſo zu finden, wie es ſie zu fühlen im Stande iſt, denkt es ſie ſich als Eigenſchaften eines erdichteten Weſens, das weiter nichts iſt als ein Subſtrat menſchlicher Weſensbeſtimmungen. Aber das Weſen des Menſchen wird als ein feſtes gefaßt, und da alſo jenes Geſetz nur zu Einer Form führen kann, ſo gibt es auch nur Eine claſſiſche Religion; jede Veränderung derſelben iſt Entſtellung. Der große Begriff der Zeit geht in dieſer Vorſtellung verloren, und wir haben ein romantiſches Gegenbild der alten Orthodoxie des Proteſtantismus. Dieſer erdichtete Menſch und ſein Weſen iſt ungeſchichtlich, aus Anſchauungen der gegenwärtigen Gemüthsrichtung zuſammengewebt, und ſo iſt es auch ſeine Religion. Der menſchliche Geiſt iſt durch eine Naturbeſchreibung ſeiner Anlagen nicht zu erſchöpfen; er iſt nur in der Geſchichte. Nicht um ſeiner claſſiſchen Vollſtändigkeit willen iſt das Chriſtenthum die abſolute Religion zu nennen, ſondern nur darum, weil es eine Geſchichte in ſich hat und erträgt; eine weſentliche Entwickelung, die darum univerſell wurde, weil alle Ideen in derſelben reflectirten und nach und nach ihre Stelle und Berechtigung darin fanden. Das Chriſtenthum hat im Laufe der Zeit ein vollſtändiges Syſtem der überſinnlichen Begriffe in ſich ausgebildet, und ebenſo wenig hat ſich ſein Sittengeſetz den Influenzen des zeitlichen Rechtsgefühls entziehen können. Aber ſo viel Fremdartiges auch in die abſolute Religion eingetreten iſt, ihr Organismus hat daſſelbe ſtets zu aſſimiliren gewußt und iſt ſich gleich geblieben. Dem *Weſen* nach iſt, was wir heute Chriſtenthum nennen, noch daſſelbe, was über den Trümmern der alten Welt als ein neues,

geheimnißvolles Licht aufging; aber wie himmelweit iſt es ſeiner Qualität nach von jenem verſchieden! Der Greis iſt ſeinem Weſen nach ſchon im Embryo und ebenſo wenig eine Entſtellung deſſelben, als der Rationalismus eine Entſtellung des Evangeliums Johannis genannt werden darf. Die Blume iſt keine Entſtellung der Knospe, ebenſo wenig eine Widerlegung derſelben; die Fülle der Knospen geht neben den Blumen auf, und alle wachſen ſie auf Einem Stamm, in Einem Geiſt. Wenn der Rationalismus das qualitätloſe Abſolute der in ſich fertigen Erde gegenüberſtellt, ſo iſt er darin ebenſo chriſtlich, als das Evangelium, dem die Wirklichkeit ein bloßer Schein iſt, als die Kirche, die ein erfülltes Jenſeits von der erfüllten Wirklichkeit ſondert, als die Reformation, die das an ſich unheilige Leben durch den herüberſpielenden Schein des Ueberirdiſchen verklären läßt, als die Philoſophie, die das Abſolute als eine reine Geiſterwelt der von der Idee abgefallenen Natur entzieht, als endlich Feuerbach ſelbſt, der die Religion und das Weſen des Menſchen von dem concreten Leben und der Entwickelung der Geſchichte trennt. In all dieſen Erſcheinungen ſpricht das Chriſtenthum. Die Kirche iſt durch den Proteſtantismus nicht widerlegt, die Reformation nicht durch den Rationalismus; aber weil die productive Macht all dieſer Richtungen das Bewußtſein war, ſo hat ſich die eine der andern nicht entziehen können; die Kirche iſt vom Proteſtantismus inficirt worden, die Rechtgläubigkeit von der Aufklärung, der Rationalismus von der Romantik.

Es iſt nicht etwa Hegel allein und ſeine Schule, in denen ſich die Jenſeitigkeit des Abſoluten mit dem unendlichen Reichthum des wirklichen Gedankens zu erfüllen ſtrebt; es iſt das leitende Princip der Zeit. Auch die Verſtockung gegen den Geiſt dient ſeinem Geſetz. Aber die Vollendung der Abſtraction iſt zugleich der Bruch derſelben; mit Recht hat die Theologie in Hegel den ſchlimmſten Feind erkannt, denn die begriffene Offenbarung iſt die Widerlegung der Offenbarung. Auch dieſe Jenſeitigkeit des Abſoluten, das Reich des reinen Gedankens aufzuheben, und dem wirklichen, geſchichtlichen Geiſt wie der Natur auch den Reichthum der Idee zu vindiciren, der ihm gebührt, iſt die harte Aufgabe der gegenwärtigen Philoſophie. Es iſt dieſer Kampf, in welchem Alles, was ſonſt als abſolut Feſtes galt, flüſſig gemacht, und in das Geſetz des menſchlichen Bewußtſeins, wie es ſich in der Geſchichte realiſirt, hineingezogen wird. Die letzte Entäußerung des Geiſtes wird auf dieſe Weiſe aufgehoben.

Die Idee, die der Bewegung entzogen iſt, iſt ein Götzenbild. Was als heilig verehrt wird, erträgt keine Kritik und entfremdet ſich eben dadurch dem wirklichen Bewußtſein. Es iſt in der Natur des Geiſtes, bei dem gegebe-

nen Inhalt nicht ſtehen zu bleiben, ſondern denſelben durch unausgeſetzte Kritik neu zu beſtimmen. Die Beſtimmtheit iſt nicht allein die Negation, ſondern auch der Inhalt des Geiſtes; die Verneinung des Beſtimmten geht nicht in's Nichts, ſondern in eine tiefere Beſtimmung. Dieſe unendliche Unruhe bringt die Ideen hervor, die bewegende Kraft des Lebens, und hebt ſie wieder auf durch ihre Verwirklichung. Die Idee iſt alſo in der That das Wirkliche, denn ſie iſt die Triebkraft des Gedankens und des Willens; ſie iſt aber in der Natur, wie der Geiſt ſelber, dem ſie angehört. Die Freiheit des Geiſtes beſteht nicht in der leeren Möglichkeit, ſich von ihr loszureißen, ſondern in dem unendlichen Recht, ſie zu begründen und damit neu zu beſtimmen.

Leicht kann aber jenes Sprichwort verkehrt werden, und es iſt das namentlich von einer kritiſchen Schule der neueſten Zeit geſchehen, in der Weiſe, als ob das Beſtimmte als ſolches ungeiſtig ſei, weil es der Zeit angehöre und ihr verfalle; und als ob nur der ſich die Freiheit bewahre, der ſich von dem beſtimmten Intereſſe der Menſchen fern halte und ſich an nichts betheilige, da jede Thätigkeit, inſofern ſie einem geſetzten Zweck verfällt, der abſoluten Freiheit des Geiſtes zuwider ſei. Der Geiſt, die Negativität, die Kritik, ſteht bei Bruno Bauer wieder echt romantiſch außer der wirklichen Geſchichte. Aber die Kritik, wie alle Thätigkeit, iſt zeitlich bedingt, und nur die Leerheit des Willens wiegt ſich in der unbegrenzten Möglichkeit, in Allem, was gethan oder gedacht wird, die negative Seite aufzufinden. Nur ſo iſt der Vorwurf gegen den Liberalismus zu begreifen, daß er ſelber auf dem Rechtsboden ſtehe, gegen den er kämpfe, und daß ſo jede ſcheinbare Verbeſſerung nur eine gründlichere Vertiefung in das alte Unrecht ſei. Der Staat als ſolcher, das Recht als ſolches, ſei die Unnatur und das Unrecht, weil ſie ein allgemeines Maß enthalten, und demſelben das allein Wirkliche, das Individuelle aufopfern. Nur eine allgemeine Empörung gegen Geſetz, Recht und Staat, ein radicales Abbrechen mit der Vergangenheit könne zum wahren Leben führen — der Chriſt würde ſagen, zur Seligkeit. Aber nicht der Wille, ſondern die Natur des Menſchen bringt die Geſellſchaft als ein geiſtiges Ganze hervor, und aus den Verhältniſſen derſelben entwickeln ſich die Ideen, die dem Gefühl eine Form, dem Willen ein Ziel geben. Die geſchichtloſe Vollendung in den Zuſtänden der Wirklichkeit, die vorausſetzungsloſe Freiheit, ja ſelbſt das Sein des einzelnen Willens iſt eine leere Abſtraction; die Idee iſt dem Menſchen immanent. Die Wahrheit iſt nur in der Arbeit des Denkens, das Gute in der Entwickelung, die Freiheit im Rechtszuſammenhang der concreten Geſellſchaft, der Geiſt in der zeitlichen

Bestimmtheit. Die absolute Kritik glaubt dann, von unnahbarer Höhe auf die Zeit herabzusehen, während sie selber in unfreiem Spiel von ihren Gegnern bestimmt wird, indem jede Wendung derselben sie zu einer neuen Negation treibt.

Diese Theorie hat sich endlich zu der paradoxen Idee zugespitzt: auch das Bedürfniß der Wahrheit im Denken und der ausdauernden Zweckthätigkeit im Handeln sei eine Sklaverei, so daß der Mensch die Macht gewinnen müsse, sich aller Ideen zu entschlagen, um reines Ich, Einziger, Eigner zu sein; nur wer seine Sache auf nichts stellt, sei frei. Damit ist freilich jede geistige Bestimmtheit wenigstens scheinbar aufgehoben; *scheinbar*, denn der Entschluß, reines Ich zu sein, ist auch eine Idee; aber desto knechtischer verfällt dieses Ich seiner Natürlichkeit, seinen Launen und Stimmungen. Unfähig, aus sich selbst einen Inhalt zu erzeugen, weil es gesetzlos ist, nimmt es diesen Inhalt, wo er gegeben wird, und ist so ein Knecht der ganzen Welt. Die alte Marotte der romantischen Schule, das Hingeben an die Inspiration des Augenblicks, macht sich von Neuem geltend, und der Anarchist Max Stirner wird sich vielleicht selber wundern, seine Lehre von dem Recht der Eigenheit bei dem heiligen Schleiermacher wiederzufinden, wenn auch mit süßer Romantik überfirnißt.

Es ist die wildeste Ausschweifung der Romantik, diese Einbildung, von allen Voraussetzungen frei zu sein.

Die Romantik ist also nicht allein im Lager der Heiligen; sie spielt noch immer mit alten Hoffnungen, Wünschen, Idealen, wo diese auch sein mögen. Auf den Kathedern wird noch immer die Selbstentwickelung der Idee, die Selbstentwickelung des Rechts gepredigt, noch immer der Himmel beschrieben, etwa nach der absoluten Vernunft oder der absoluten Offenbarung. Draußen dagegen meinen sie, es sei nur der gute Wille nöthig, so haben wir eine neue allgemeine Kirche, oder Brüdergemeinden, oder lauter freies Selbstbewußtsein, oder was sonst. Rechts und links fabeln sie von einem Fortschritt in's Blaue hinein, von einer Vorsehung oder einer waltenden Idee.

Nur durch Ueberwindung aller Illusionen kann die Vernunft ihre Macht bethätigen. Aber ein solcher Kampf erfordert reine Hände. Nur wer die eigne Heuchelei, den Götzendienst des eignen Ich überwunden hat, darf gegen die Heuchelei und den Götzendienst der Welt in die Schranken treten.

Die Zeit ist vorüber, wo man böse Geister durch einen Zauber bannte; sie fürchten nicht mehr das Wort des Beschwörers, den Höllenzwang der absoluten Philosophie. Wer nicht Ruhe, Maß und Hingebung mitbringt, wird auf diesem Schlachtfelde nicht der Meister sein. **Julian Schmidt.**

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Mitte März.

Junge Sträflinge. — Ein Ball. — Die neue Ariſtokratie. — Künſtler- und Völkerſchickſale. — Benjamin Deleſſert. — Die Wochenereigniſſe.

Wenn ich ein armer Teufel wäre, oder beſſer, da ich es bin, wenn ich als armer Teufel Kinder hätte, ſo würde ich ſie nicht wie der unglückliche Jean Jacques in's Waiſenhaus ſchicken, ſondern einfach ihnen rathen, ein ganz klein wenig zu ſtehlen. Dann kommen ſie vor Gericht und nachher nehmen ſich ihrer wohlthätige Menſchenfreunde an. Aber um die Kinder armer Leute, die nicht ſtehlen, kümmert ſich die Menſchenfreundlichkeit ſo wenig als möglich. Es iſt eine wunderbare Sprachverwirrung, aber die Zeit wird doch kommen, wo die Menſchenfreunde dieſen Unſinn begreifen lernen und dann mit etwas mehr Menſchenverſtand auch ihre Pflicht gegen die Armen-Kinder, die nicht ſtehlen, thun werden. Dieſe ſchon oft gemachte und leider noch immer anwendbare Bemerkung drängte ſich mir geſtern auf dem Balle auf, den die hohe Pariſer Geſellſchaft im Local der Opera comique zum Beſten der Colonie du Petit Bourg gab. Dieſe Colonie iſt eine auf Ackerbau begründete Ernährungsanſtalt für junge entlaſſene Sträflinge. Sie thut des Guten viel, rettet manches armen Mannes Kind und macht daraus die tüchtigſten brauchbarſten Bürger. Die hohe Pariſer Geſellſchaft hat dieſe Colonie unter ihren thätigen Schutz genommen und gibt ihr zum Beſten alle Jahre einen Ball, der ein ſehr Bedeutendes einbringt. Der geſtrige war ſo glänzend, als überhaupt hier in Paris ein Ball ſein kann. Die Civilliſte ſelbſt hatte die Decoration des Saales übernommen, und Blumen und Spiegel, Seide und Sammt zierten alle Thüren, Fenſterniſchen, Wände und Treppen. Die königliche Familie war durch die Mehrzahl ihrer Prinzeſſinnen vertreten; die alte und die neue Ariſtokratie, die Börſe und das Parlament, die Kunſt und der Journalismus hatten ihre glänzendſten Häupter hingeſchickt. Und doch, — verrathen Sie es ja nicht, — waren die Blumen, die Sammt- und Seidenkleider, die Spitzen und die Diamanten ſchöner, als ihre Trägerinnen. Die ſchönen Frauen waren auffallend ſelten; hier und da glänzte eine um ſo mehr durch ihre Vereinzelung. Ich fürchte, daran iſt grade der Charakter der neuen Ariſtokraten Frank-

reichs viel schuld. Das Geld ist eine unedle Folie und die Leidenschaften, die es anregt, machen häßlich. Ueberdies ist die Lebensart der Aristokratie unserer Zeit in Paris der Art, daß sie sich körperlich aufreibt; sie ergibt sich einem so unnatürlichen Treiben, daß daraus nur Ruine der Schönheit, des Edlen und der Gesundheit hervorgehen. Der Gegensatz zwischen dieser hohen und höchsten Gesellschaft muß Jedem klar werden, der Gelegenheit hat, sich in den mittlern Gesellschaften umzusehen. Ich besuche ziemlich regelmäßig jeden Montag und jeden Samstag zwei Familien des wohlhabenden Mittelstandes. Dort sind die Diamanten und Spitzen seltener; aber die lebendigen Rosen auf den Wangen, die dunklen Sterne in den Augen, Lebensfrische, Schönheit, Geist, Einfalt und Gesundheit machen sie überflüssig. Erst hier merkt man, wo der Kern der gegenwärtigen französischen Gesellschaft steckt. Uebrigens sind Kleiderpracht, Diamanten und Spitzen, selbst in der höchsten Gesellschaft, meist ein Beweis, daß ihre Trägerinnen ein Bedürfniß fühlen, sich geltend zu machen, das heißt: ohne sie doch nicht viel gelten würden. Aufkömmlinge aller Art sind stets am prachtvollsten herausgeputzt; wirkliches Verdienst, ja sogar alter Adel gehen meist sehr einfach einher. Die Dame, die gestern den theuersten Spitzenschmuck zur Schau trug, lehnte sich an den Arm eines Feuilletonisten, der viel Haare auf dem Kopfe hat, aber doch noch mehr Schulden haben soll und die Dame selbst war eine vielgeliebte Schauspielerin — das ist nun einmal so. Man muß ein wenig Seiltänzer sein, um etwas in dieser Welt zu gelten.

Und wer ist schuld daran? Nun, Sie und alle unsere Herren Collegen von der Feder, die sich, so oft sich die Gelegenheit bietet, von Lind- und Liszt- und Lola-Enthusiasmus hinreißen lassen. Als vor ein paar Monaten der Begründer des Zollvereins sich in dunkler Schwermuth ob seiner geistigen Verlassenheit das Leben nahm, glaubte ich in einem der ersten Blätter Deutschlands gegen den Lindenthusiasmus zeigen zu müssen, wie das Geschick List's ganz natürlich, so lange eine Sängerin, eine Tänzerin, ein Finger-Kunststückmacher in dem ersten Blatte Deutschlands, wie in der höchsten und nobelsten Gesellschaft aller Groß-Kleinstädte, stets auf den ersten Platz rechnen könne. Aber ich schrie in die Wüste hinein und meine Protestation wanderte in den Papierkorb. Dafür haben sie jetzt die Bescheerung - - eine Lola Montez wird Veranlassung der, wenn auch wohlthätigen Reformirungsweise eines der biedersten Stämme des deutschen Volks.

Daß eine solche Person in das Geschick des deutschen Volkes hineinragt, daß sie mittelbar oder unmittelbar veranlaßt, daß in einem Tage Das geschieht, wofür ganz Deutschland seit funfzig Jahren mit Herz und Hand, mit Gut und Blut kämpft — das ist fürwahr des Guten viel zu viel. Spannt doch der nächsten Sängerin, der nächsten Tänzerin die Pferde aus, wer weiß, wozu sie berufen ist!

Es fällt mir nicht ein, etwas gegen die Künstler zu haben, ihren Werth herabzusetzen. Aber Napoleon verweigerte selbst Talma sein Ehrenkreuz, das er dem schlichtesten seiner Grenadiere mit Stolz an die Brust heftete. Gebt ihnen Geld, so viel sie verlangen, aber setzt sie an ihren Platz. Und vor Allem Ihr, ihr Priester der Oeffentlichkeit, bekundet Euren Beruf durch den Ernst und die Würde, die Euer hohes Amt verlangt. Diese deutsche „Kunstsüchtelei" ist

ein Krebsſchaden unſerer Zeit, und es iſt vielleicht eine Sendung des Geſchicks, daß ſie zu dem Hohne der Münchener Ereigniſſe führte. Das öffnet Euch vielleicht die Augen.

Die Kunſt iſt die edle Gefährtin des Menſchen, die ihm in ſeinen Mußeſtunden neue Kraft zur Arbeit gibt. Aber die Aufgabe des Lebens iſt eine andere, und zwar Arbeit. Ernſtes, rüſtiges Schaffen in ſeinem Berufe zum Heile Derjenigen, die uns perſönlich anvertraut ſind, zum Heile des Ganzen, in dem auch erſt unſer perſönliches Wohl geſichert iſt. Ein Mann, der in dieſen Tagen hier in Paris ſtarb, kann hier als Muſter dienen. Herr Benjamin Deleſſert, der Chef des Hauſes dieſes Namens, war ein Kunſtfreund wie Wenige. Er ſelbſt betrieb Kunſt und Wiſſenſchaft mit Luſt und Liebe; aber er that ſeine Arbeitspflicht vor Allem. Er war einer der rüſtigſten und einſichtsvollſten Kaufleute. In den neunziger Jahren aber galt es den Kampf für's Vaterland und, eines reichen Vaters Sohn, trat er als gemeiner Freiwilliger ein. Unter der Reſtauration kämpfte er in der Kammer für die Freiheit. Zu allen Zeiten war er ein Freund der Armuth und des Unglücks. Er errichtete die Sparkaſſen, er gab alle Tage mit vollen Händen und ſtarb mit dem Bewußtſein, daß Wohlthun das höchſte Menſchenglück und ſelbſt am Grabe der letzte Troſt ſei. Solche Kunſtliebe iſt Mannes würdig, weil ſie mit Manneswollen und Mannesarbeit Hand in Hand geht, aber die deutſche Kunſtſüchtelei iſt ein Spiel entnervter Weibesart und übereifer Knabenſchwäche.

Mein Blatt geht zu Ende, ohne daß ich Ihnen von den Ereigniſſen der Woche geſprochen. Sie verlieren aber dadurch nicht viel, denn was liegt daran, daß die Kammer in zwei Nebenfragen gegen die Regierung geſtimmt hat? (Für den Vorſchlag Hrn. Duvergier d'Hauranne und gegen den der Regierung auf vier Millionen für Militärcolonien in Algier). Das beweiſt nur, daß Hr. Guizot auch hier nicht mehr recht feſt ſteht; aber ob er deswegen nun bald fallen wird, hängt von Anderm ab. Davon ein andermal. Heute nur noch zwei Bemerkungen und zwar über eine Kunſtſache, um mein Gewiſſen zu beſchwichtigen. Die Symphonie-Ode Hrn. David's, Chriſtoph Colombe, hat den ungetheilteſten Beifall gehabt und wird nun wohl auch bald die Rundreiſe durch Deutſchland machen. Die andere Bemerkung bezieht ſich auf den Eifer, mit dem meine hieſigen Collegen die ſchmuzige Wäſche Hrn. Martin du Nord rein zu waſchen bemüht ſind. Es wäre zu wünſchen, daß dieſes Reinwaſchen gelänge; aber es iſt doch luſtig, daß die deutſchen Correſpondenten darin einen Dienſteifer zeigen, als ob ſie dafür bezahlt wären. Nur ſind ſie dumm und geſtehen zu, daß die Verläumdung eine Zeit lang die Leute getäuſcht, die an der Quelle ſitzen, den König, den Miniſter des Innern und ſelbſt Hr. Deleſſert, den allwiſſenden Polizeipräfecten. Wir wollen hoffen, daß dies nicht wahr iſt, denn ſonſt würde es ſchwer ſein, das gewünſchte Ziel zu erreichen. Vorerſt aber iſt es ein Unglück, daß ein ſolches Scandal auch nur eine Weile geglaubt und für möglich gehalten werden konnte.

S. —y.

II.

Aus Berlin.

1.

Die Akademie-Adreſſe. — Julius. — Prof. Huber. — Meyen und Prutz. — Engl. und franz. Stimmen. — Symphonien.

Berlin iſt indolent, flatterhaft, blaſſirt, wenn man will; es wird nicht leicht ernſthaft erregt, wenn nicht von einer Sängerin; das politiſche Intereſſe iſt weder rege noch gebildet; dennoch gibt es Dinge, über die auch dem Berliner Weißbierphiliſter die Augen übergehen. Ein ſolches iſt die jüngſte Adreſſe der Akademie der Wiſſenſchaften. Daß ſich Jemand übereilt, nun in Furcht geräth, und in dieſer Angſt kein Ende in ſeinen Entſchuldigungen finden kann, iſt oft vorgekommen; denn daß man, ohne etwas gethan zu haben, ohne Grund zur Beichte, ſich in den Staub wirft, wen dieſer Zug deutſcher Gemüthlichkeit nicht rührt, der verdient, ein ganzes Semeſter hindurch den Vorleſungen des Herrn v. Raumer beizuwohnen. Und da verlangt dieſer Liberalismus, da verlangt der Gelehrtenſtand, der Fürſt ſolle ihn achten! Und was das Aergſte iſt: dieſe Männer ſind nicht etwa Fanatiker der „Loyalität"; im Gegentheil, Böckh z. B. ermangelt nicht, von Jahre zu Jahre liberale Geſinnungsphraſen fallen zu laſſen; ſie ſpötteln über Obſcurantismus u. dgl., ſie lächeln offenbar im Stillen ironiſch. — O! ihr denkt, wir ſind ſervil! wir thun nur ſervil! — Gott ſtärke eure Freiſinnigkeit, und gebe euch ein ruhiges Alter! —

Das Verfahren Hrn. v. Raumer's war offenbar eine Inconvenienz, deutſch, eine Unſchicklichkeit. In einer gelehrten Verſammlung, welche der König mit ſeiner Anweſenheit beehrt, direct oder indirect ihm Lehren zu ertheilen, ihn zu ſchulmeiſtern, zeigt, daß man ſeine Stellung verkennt. Aber das einzig würdige Verfahren der Akademie konnte nur dieſes ſein, mit entſchiedener Mißbilligung jenes Betragens die Erklärung zu verbinden, daß ſie ſelbſt bei der Sache nicht betheiligt ſei. Ja, wäre Encke's Antrag auf die Ausſtoßung Raumer's durchgegangen, die Akademie ſtünde nicht ſo — ich kann das Wort nicht über die Lippen bringen. Und wer iſt es, von dem nach beiden Seiten hin, zu Anfang und zu Ende ſo falſche Schritte, ſo falſche Formen gewählt wurden? Männer, die ſich nicht nur im Reich der Gelehrſamkeit, ſondern auch im Privatleben der höchſten Achtung erfreuen. Sie werden in den gewöhnlichen Fällen überall mit Anſtand und Schicklichkeit aufzutreten wiſſen. Ein um ſo ſchlimmeres Zeichen! Dieſes unmittelbare Bewußtſein des freien Mannes, das in Frankreich auch die niedrigſten Stände belebt, iſt in unſerm öffentlichen Leben, ſelbſt auf den höchſten Stufen der Bildung noch nicht zu finden. Wir gehören zu denen, welche Herrn v. Raumer's Schritt mißbilligten, nachdem er aber nun doch geſchehen iſt, war dies

ſicherlich nicht die Art, um ihn mit Würde wieder gut zu machen *). Wenn das am grünen Holze geſchieht, was ſoll man vom dürren erwarten!

Als Julius ſein neues Blatt, zugleich mit ſeiner Halle eröffnete, konnte man zwar eine Oppoſition gegen das Treiben des Liberalismus erwarten; aber einem talentvollen, routinirten Schriftſteller hätte man mehr Takt zugetraut. Man kann das Meiſte, wenigſtens Vieles, was er gegen die Liberalen vorbringt, ſchon gut gelten laſſen, und doch hat er Unrecht. Julius wird aus ſeiner ehemaligen Philoſophie wiſſen, daß jedes Ding mehrere Seiten hat. Wenn man nur die eine betrachtet, ſo iſt das Sache der freien Wahl; einem Parteiblatt iſt es nicht zu verdenken; Huber, Dr. Bercht haben ganz Recht, wenn ſie nur die eine Seite herauskehren; ſie wollen nur die Verwerflichkeit des Liberalismus zeigen, ſie wollen nicht unterrichten, ſondern bekehren. Die Zeitungshalle verſprach aber, unparteilich zu ſein; bei ihr hat jenes Verfahren einen Anſtrich von Zweideutigkeit. Ich bin weit entfernt, dies dem ehrlichen Willen des ehemaligen Theologen zur Laſt zu legen; er „reitet" auf dem alten romantiſchen Princip herum, was der Menge Beifall ablockt, muß nichts taugen; aber es iſt ein gefährliches Spiel, das leicht umſchlagen kann.

Namentlich durch die Art, wie er die Krakauer Frage beſprochen hat, durch Einſchwärzung revolutionärer (?) Principien in das Verfahren der Allianz, hat er ſich in eine eigenthümliche Stellung verſetzt. Es war höchſt anſtändig von Huber, daß er dieſes Bündniß der revolutionären Partei (?) entſchieden zurückwies. Ueberhaupt würde der Janus manches Gute leiſten, wenn er mehr darauf ausginge, zu belehren, ſtatt zu ſchimpfen. Es iſt nicht ſchwer, ſich für irgend eine fixe Idee in Poſitur zu ſetzen, die Rudhard'ſche Methode des lateiniſchen Unterrichts vom conſervativen Standpunkt zu betrachten, alle Liberalen für Gauner und Beutelſchneider auszugeben; es gehört dazu nur eine gute Lunge oder geduldiges Papier. Charta non erubescit. Eine Zeitſchrift, die ſich nicht ſtreng theoretiſch hält, die fortwährend an das Gemüth appellirt, kann nur die Abſicht haben, populär zu ſein. Hat Herr Huber dieſe Abſicht? Oder ſpielt er nur deshalb den βοὴν ἀγαθός, um irgendwo gehört und — anerkannt zu werden?

Dr. Meyen's Verurtheilung hinter verſchloſſenen Thüren muß dem Princip nach beklagt werden. Daß man die politiſchen Proceſſe der öffentlichen Kenntniß entzieht, ſetzt das Gefühl voraus, das juriſtiſche Bewußtſein divergire vom Bewußtſein des Volks. Das iſt nicht gut; und es wird auch durch Heimlichkeit daran nichts gebeſſert. Wenn man die Ueberzeugung hat, die öffentliche Meinung ſei im Unrecht, ſo habe man auch den Muth, ihr gegenüber offen zu ſein. —

Daß die Sache des Dr. Prutz ihre definitive Erledigung in einem unbedingten Verbot all ſeiner Vorleſungen finden würde, war vorauszuſehen. Die Tendenz ſeiner Vorleſungen war in der erſten deutlich ausgeſprochen: ohne Freiheit keine Literatur, und alle Literatur, die nicht die Richtung zur Freiheit hat,

*) Es ſcheint überhaupt zwiſchen jener Sitzung, in welcher die Encke'ſche Motion abgeworfen wurde und der ſpätern Adreſſe der Akademie ein Factum zu liegen, von welchem die Preſſe keine Kenntniß hat. D. Red.

iſt verwerflich. Ich kann in beiden Punkten ſeine Meinung nicht theilen. — Iſt Prutz ſo in ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit gehemmt worden, ſo hat ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit dagegen die allgemeinſte Anerkennung gefunden. Sein ganzes Weſen iſt eigentlich Gemüthlichkeit, und ſelbſt ſeine Demagogie hat etwas Gemüthliches. Von höchſt anſtändiger Geſinnung und klarer, ungetrübter Einſicht, malt er ſich die Vorzüge der Freiheit aus, und ſieht die Erſcheinungen des wirklichen Lebens nur von dieſem Standpunkt. Er iſt durchaus populär, in gutem Sinn, er gewöhnt die Maſſe an äſthetiſche Empfindungen. Seine eben erſchienenen kleinen Schriften ſprechen dieſe Tendenz deutlicher aus, und tragen durchaus den Charakter liebenswürdiger Bonhommie wie ſeine Perſönlichkeit. Zum entſchiednen Kampf geht ihm die Leidenſchaft ab. Am intereſſanteſten unter ſeinen kleinen Abhandlungen iſt die: Vaterland? oder Freiheit? gegen Ruge gerichtet, dem hier zu Ehren des deutſchen Vaterlandes mit allen Waffen des Gemüths zu Leibe gegangen wird. Die Antwort iſt übrigens: Freiheit und Vaterland. Dieſe Antwort wird freilich Den nicht befriedigen, der da fragt: wenn beide collidiren, welches ſoll man opfern? —

In der Beurtheilung unſerer ſtändiſchen Verhältniſſe ſind dem Anſcheine nach die engliſchen Blätter unparteiiſcher als die franzöſiſchen; dennoch müſſen wir diesmal den Franzoſen zugeſtehen, daß ihr Urtheil treffender iſt. Die Bedeutung des allgemeinen Landtags liegt in dem, was er aus ſich machen wird. Trotz dem, daß die alten Mitglieder der Provinzial-Landtage einberufen ſind, die gar nicht zu dieſem Zweck gewählt waren, und deren Auswahl bei der allgemeinen Gleichgültigkeit nicht eben die ſorgfältigſte war, habe ich Grund zu glauben, daß eine nicht unbedeutende Partei in dieſem Sinne verfahren wird, die Verfaſſung vom Februar nur als Uebergangsſtufe zu betrachten. Möchte ſie nur mit entſchiedenem feſtem Willen auch überall die ruhige Einſicht und Mäßigung verbinden.

Der Winter fängt wieder an, während die Winter-Saiſon ſich ihrem Ende nähert. Geſtern wurden die Symphonie-Soiréen der königlichen Capelle mit der C-moll Symphonie von Beethoven geſchloſſen. Man hat häufig geklagt, daß man ſich bei dieſen ausgezeichneten Leiſtungen nur an die ältern Meiſter hält, und den neuern Tondichtern keine Gelegenheit gibt, ſich dem größern Publicum bekannt zu machen. Dieſe Klage hat auch Grund; nur iſt es bei der beſchränkten Zahl von Concerten — 9 im Jahr — nicht möglich, über Beethoven, Mozart und Haydn hinauszugehen. Es mußte wenigſtens die doppelte Zahl ſein. Uebrigens hat in der letzten Zeit das Intereſſe an der claſſiſchen Muſik bedeutend zugenommen. Alle Freitage ſpielt Liebich in dem Wintergarten vor dem Oranienburger Thor für das Entrée von $2\frac{1}{2}$ Sgr. eine Symphonie nebſt ein Paar Ouvertüren, die im Ganzen recht gut durchgeführt und mit entſchiedener Aufmerkſamkeit angehört werden. Durch einen Tabaksdampf, der einem den Schlachtſtaub von Waterloo verſinnlicht, dringen Beethoven's kriegeriſche Klänge. Gungl, der neben ſeinen Tänzen am Mittwoch — im ſogenannten thé musical — auch Symphonien vorträgt, hat ſogar die Cigarre verbannt. Die romantiſchen Muſikanten zucken zwar die Achſeln: wie kann ein gemeiner Sohn des

Staubes an guter Muſik Gefallen finden! Man wird auch dazu erzogen; wenn man ſich zuerſt nur aus Scham amüſirt, ſo dringen dieſe wunderbaren Töne allmälig in's Ohr, allmälig in's Herz. Man wirft der Muſik vor, ſie verweichliche den Charakter! Das iſt nur wahr, wenn man bei den buhleriſchen Schmeicheltönen Italiens ſtehen bleibt — Beethoven reißt das Herz durch alle Schmerzen des innern Kampfes zum Sieg feuriger Begeiſterung. In keiner ſeiner Compoſitionen finde ich ihn ſo ganz Shakespeare als in jener Symphonie. Von der Unruhe innerer Zweifel werden wir zur Sehnſucht geführt; aus der Sehnſucht wird ein zitterndes ungewiſſes Bangen; nun dringt die Gluth des Gefühls, der Idee, wenn wir ſo wollen, gewaltig durch, in den mächtigſten Accorden, die je menſchliche Nerven erſchüttert haben; die Idee will ſich entfalten, ſie greift nach allen Seiten um ſich, damit kehren jene Zweifel wieder, und wie im Traum erneuert ſich, mitten in dem Jubel der Befreiung, das Bild jener Sehnſucht, bis die Macht der Begeiſterung überwindet, und ein nicht ſchmerzloſes, aber erhabenes Triumphlied der Seele entquillt.

— Neukölln. —

2.

Worauf Gevatter Schneider und Handſchuhmacher hofft. — Eine Ständetafel. — Shakeſpeare und die modernen Schauſpieler. — Karl Beck. — Prutz.

Die das Patent vom dritten Februar beſprechenden Broſchuren erſcheinen allmälig, doch ſind bis jetzt noch nicht renommirte Federn aufgetreten. In der Stadt ſelbſt herrſcht in gewiſſen Kreiſen eine ſehr verzeihliche Aufregung. So iſt es auch der Gewerbeſtand, der ſich directe Vortheile von der Zuſammenkunft der vereinigten Landſtände verſpricht indem zu erwarten ſteht, daß nicht unbedeutende Summen von den Herren Deputirten hierſelbſt verausgabt werden dürften. Die Induſtrie ſucht die Verhältniſſe nach Kräften auszubeuten, nicht allein, daß die Vermiether von meublirten Wohnungen ſchon jetzt ihre Zimmer in den öffentlichen Blättern ausprieſen, daß Mohrrübenbonbons und ſchleimlöſende Paſtillen für die künftigen Redner der Tribune angezeigt werden, ein hieſiger Reſtaurant Mielentz, unter den Linden, hat das Arrangement einer „Ständetafel" in Vorſchlag gebracht, wahrſcheinlich in der Meinung, in ſolch einem exclusiven Unternehmen etwas recht Zeitgemäßes veranſtaltet zu haben. Der öffentliche Hohn hat ihn jedoch bereits zurecht gewieſen. Im weißen Saal des Schloſſes ſind bereits Anſtalten getroffen zu den Sitzungen, jedoch ſoll die erſte derſelben, die man durch einen feierlichen Gottesdienſt und darauf folgende Rede des Landtagsmarſchalls einzuleiten gedenkt, von den Deputirten ſtehend mitgemacht werden. Gewiß iſt anzunehmen, daß die Einberufung der Stände in pecuniärer Hinſicht, namentlich in dieſer allgemeinen Geldcalamität, von augenblicklichem, gutem Erfolge begleitet ſein wird, denn nicht allein, daß eine Menge geſpickter Börſen ihren Einzug in Berlin hält, ſondern auch eine beträchtliche Zahl von Privaten, die in dem einrückenden Ständecorps theils Standesgenoſſen und Verwandte, theils Geſchäftsfreunde zu empfangen haben, werden ſich zu einem Aufwande genöthigt ſehen, der auch den kleineren Gewerbsleuten von Nutzen ſein wird. Auch die

Theater sollen ihr Bestes thun, die fremden Gäste zu unterhalten, der Aufenthalt der Mad. Viardot Garcia soll auf besonderen Wunsch Sr. Majestät des Königs noch um zwei Monate (ihr Contract wäre sonst am ersten April abgelaufen) verlängert werden. Wahrscheinlich ist es aber, daß König Johann von Shakespeare, den man in der verwichenen Woche aufgeführt hat, bis dahin nicht mehr auf der Bühne ist. Das Drama ging ohne allen Anklang vorüber — warum? — der Dichter trägt nicht die Schuld, auch kann man eigentlich nicht sagen, daß sich der Kreis seiner Bewunderer vermindere, die Schauspieler sind es, die jetzt so weit kommen, daß nur noch wenige derselben im Stande sind, ein solches Werk in seinem Zusammenhange zu verstehen und sich des nöthigen historischen Apparates zu bedienen, um die Besonderheiten der Auffassung des Poeten zu erkennen. Das sind die Früchte jenes ewigen Anpreisens der Familiengemälde und der bürgerlichen Jammerspiele, jenes flauen Windes, der aus einem gewissen Winkel so lange Zeit her blies, daß der Sinn für das historische Element im Leben nachgrade verloren gegangen ist, und daß dieses Thauwetter mit seiner thränenreichen, nassen Unbehaglichkeit Birchpfeifferscher Farçen nun hereingebrochen ist. Es war eine gewisse Sorte Kritik, welche die Schauspielergage, einige carrikaturartige, dem Leben abgelauschte Manieren, und wohlfeile Gefühlsäußerungen auf die Bühne zu bringen, für das Ideal der Menschenkenntniß ausgab und durch diese Verläumdung der jetzt gäng und gebe gewordenen Bücherscheu unserer meisten Acteurs Vorschub geleistet hat. Der Schauspieler soll nicht allein den Menschen von *heut'* er soll auch den von *gestern* kennen und da er diesen nicht bei der Flasche und den Austern findet, findet er sich auch nicht im Shakespeare! Also fort mit König Johann, fort mit Othello und Romeo und Julie und hervor mit einer Familie, Thomas Thyrnau und Anna von Oesterreich.

Karl Beck beabsichtigt in zwei zu veranstaltenden Vorlesungen seinen Janko dem Publicum vorzuführen, wozu wir nicht nur ihm, sondern auch allen Denen, die diese seine (für meinen Geschmack wenigstens) bedeutendste Dichtung noch nicht kennen, gratuliren. Bei Prutz hat nur ein gänzliches Verbot seiner Vorlesungen deshalb stattgefunden, weil man seine Anspielungen für eine Verletzung der Dankbarkeit für den niedergeschlagenen Proceß wegen Majestätsbeleidigung ansah.

E. K. —

III.

Aus Wien.

1.

Bisheriger Nachdrucksunfug. — Sammer. — Robot. — Das neue Anlehen. — Fürst Windischgrätz. — Halm's „Maria de Molina."

Ich bin Ihnen eine doppelte Erklärung schuldig, und hätte Ihnen wohl schon früher damit gedient, wenn es hier nicht so schwer wäre, die Hefte der Grenzboten regelmäßig zur Hand zu bekommen. Zuerst in Betreff des Nachdruckverbotes — Sie meinen in einer Redactionsnote (in Nr. 7), der Nachdruck wäre bereits seit einer Reihe von Jahren im österreichischen Staate „streng"

verpönt geweſen? Dem iſt nicht ſo. Bis zu den Jahren 1831 und 1832 wurde derſelbe auf die ſchamloſeſte Weiſe getrieben, zu Wien, zu Grätz, zu Linz, zu Brünn, unter ebenſo bunten Formen als Firmen. Das aber war der Zeitpunkt, wo die norddeutſchen Reclamationen eintrafen, wo namentlich die Berliner Buchhandlung Enslin mit dem Repreſſalienrecht drohte. Man entſchloß ſich deshalb zu einer Suspenſion des Nachdrucks, — als proviſoriſche Maßregel, die übrigens bis zum gegenwärtigen Augenblicke gegolten hat. Proviſoriſch, — denn erſtens war der Begriff des Nachdrucks nicht juridiſch beſtimmt, für's Zweite konnten willkürliche Geldſtrafen verhängt werden, und mit der angedrohten Wegnahme der Exemplare ging's auch nicht ſo raſch von Statten. Wurden ja Klagen erhoben, ſo waren die Exemplare längſt verſendet und verkauft. Da der Begriff des Nachdrucks ſchwankend geblieben war, ſo unterblieb er zwar in ſeiner nackteſten Geſtalt, wie ihn der wilde Raubritter Macklot von Stuttgart dereinſt geübt hatte; allein er maskirte ſich tauſendfältig, und wenn es ſich um die Anführung von Beiſpielen handelte, ſo könnte ich Ihnen Maſſen benennen, einſtweilen begnüge ich mich, Ihnen die Firma Sammer's namhaft zu machen, von welcher mehrere derlei maskirte Nachdrücke beharrlich veranſtaltet worden. Die herrſchende Rechtloſigkeit auf dem Felde des geiſtigen Eigenthums veranlaßte erneuerte Reclamationen, und endlich entſchloß man ſich zu dem jüngſt gethanen Schritte, und das Nachdrucksgeſetz trat an das Tageslicht.

Eine zweite Bemerkung hat Bezug auf das Robotgeſetz. Sie haben mich bei derſelben Gelegenheit, als ich etliche Anſichten darüber in den Grenzboten mittheilte, des Optimismus beſchuldigt. Du lieber Himmel! Wär's doch wahr! Soll Oeſterreich den nothgedrungenen Schlaf des Stabilismus, Formalismus und Indifferentismus durchaus ſchlafen, ſo wünſchten wir doch ſehnlich, es hätte angenehme Träume. Der Optimismus diente uns ſtatt einer politiſchen Aetherblaſe. Allein die Sache verhält ſich leider! anders, und ich habe eigentlich nicht mehr und nicht weniger ſagen wollen, als daß von der Regierung in concreto nicht mehr und nicht weniger zu erwarten war. Zu wünſchen, zu fordern, zu betreiben — iſt allerdings ungleich mehr; darüber habe ich gewiß nicht abgeſprochen. Allein, wenn ich die Elemente unſers Gouvernements erwäge, ſo geſtehe ich jetzt noch, es ſei ein Maximum ſeinerſeits geboten worden, und namentlich erfreute es mich, daß die wohlmeinende Abſicht, die Ablöſungen befördert zu ſehen, ſo klar aus dem Paragraphen des treffenden Geſetzes hervorblickte. Ohne Zweifel werden Ihnen die zahlreichen und verſchiedenartigſten Vorſchläge und Meinungen zugehen und ſind Ihnen auch bereits zugegangen. — Ich bitte Sie nur um Eins: bei jedem ſolchen Anlaſſe die Frage vor Augen zu halten: woher ſollte der Staat im jetzigen Monate, wo ein unläugbares Deficit in dem Abgrunde der Centralkaſſe klafft und er die Eiſenbahnbauten, einmal begonnen, noch nicht vollendet ſind, die unermeßlichen Geldmittel ſchöpfen, welche die durch ihn zu bewerkſtelligende Robotablöſung erfordern möchte? Wir haben ſo eben ein Anlehen per 80,000,000 Fl. C.-M. abgeſchloſſen — das iſt ſtark, das gibt 4,000,000 Fl. C.-M. Staatsſchuldintereſſen jährlich mehr. Aber 280,000,000 Fl. C.-M. müßten es zum Allermindeſten ſein, wenn die Ablöſung der Roboten und Zehnten, mittelſt der Dazwiſchenkunft des Staats erfolgen ſoll! Laſſen Sie mich abbrechen

— der Boden bricht ein unter den Tritten dieſer coloſſalſten aller Fragen. Reſultate ſind unvermeidlich — allein, welcher Farbe, welcher Art! Ich fürchte ſehr, es ſei etwas faul geworden im Staate Dänemark, und dieſes Uebel nicht anders auszurotten, als mit chirurgiſchem Inſtrument!

Der Fürſt von Windiſchgrätz, derzeit commandirender General in Böhmen, iſt zuverläſſigem Vernehmen nach zum Generalgouverneur von Galizien deſignirt. Seine äußere Erſcheinung iſt ſtreng und ſtolz, ein Ariſtokrat vom reinſten Waſſer. Der Erfolg wird lehren, inwiefern dieſe Wahl eine glückliche war, oder ob ſie ſich überhaupt beſtätigt.

Halm's „Donna Maria de Molina" hat im Burgtheater wenig gefallen. Das Stück iſt grade nicht ſchlecht, aber es iſt langweilig, gedehnt, unerquicklich; eine tugendhafte, ſpaniſche Regentin iſt in unſern Tagen ein Curioſum. Das Thema von der verkannten, allein ſpäter reſtaurirten und gerechtfertigten Unſchuld und Tugend iſt ſehr ſchön, aber auch ſehr alt, recht ſehr alt *).

* * *.

2.

Entwaffnung und Bewaffnung. — Oeſterreich als Militärmacht. — Die projectirte Feſtung. — Ein Referat, das keine Haare auf den Zähnen hat. — Des Zopfthums neue Phaſe — ſammt der alten. — Eine militäriſche Feierlichkeit.

Was das Herz wünſcht, glaubt der Kopf gerne! So hat ſich in den letzten 14 Tagen ein Gerücht im Publicum verbreitet, die Staatsverwaltung wolle in Anbetracht des ungeheuern Ausgabe-Budgets, welches die Erbauung der Eiſenbahnen und die polniſche Kataſtrophe in einer Weiſe beſchwert haben, als wären wir in voller Kriegszeit, an eine Reduction des Militäretats gehen und einen Theil der Heeresmacht entwaffnen. Was die Belaſtung des Ausgabebudgets betrifft, ſo hat es damit leider ſeine Richtigkeit, und die Laſt wird immer ſchwerer und ſchwerer werden, wenn nicht Oeſterreich zu andern Mitteln ſich entſchließt, zu deren Auseinanderſetzung hier nicht der Platz iſt. Was aber die Reduction der Militärmacht betrifft, ſo war dies blos ein Phantaſiebild und zwar nicht leider! ſondern glücklicherweiſe! In der That wäre es ein politiſcher Selbſtmord, wenn Oeſterreich in dem Augenblicke ſich militäriſch ſchwächen wollte, wo die franzöſiſche und engliſche Thronrede von Verletzung der Wiener Tractate ſpricht, in dem Augenblicke, wo ein eigenſinniger Hitzkopf das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten in London führt, zu einer Zeit, wo ein greiſer König, deſſen Hände den Frieden von Europa gegenüber ſeiner eigenen feurigen, hochherzigen und ruhmſüchtigen Nation geſichert haben, dem Grabe immer näher rückt; zu einer Zeit, wo auch bei uns das Haar unſerer leitenden Häupter immer mehr ſich bleicht, zu einer Zeit, wo unſer zweideutiger Alliirte im Nordoſten immer beuteluſtiger das Auge nach dem Bosporus ſchweifen läßt; zu einer Zeit, wo wir an einem Ende der Monarchie eben erſt einen Aufſtand halb niedergedrückt haben — in einem ſolchen Momente entwaffnen, hieße den Krieg erſt entzünden und die Feinde ſelbſt in's Land hereinlocken. Nein, will

*) In einem Privatbrief ſchreibt man uns: Das Stück hat Scenen und Rollen, die zu dem Beſten gehören, was Halm je geſchrieben, dabei aber fürchterliche Längen, es dauerte bis 11 Uhr. D. Red.

Oesterreich den Weltfrieden und seinen eignen sichern, muß es die ganze imposante Macht auf den Beinen erhalten, die ihm eine entscheidende Stimme in die Welthändel sichert. Ohne Oesterreich als Kriegsmacht wäre Deutschland von zwei Seiten bedroht und wehe der deutschen Entwickelung, wenn diese beiden Nachbarn im Westen und Osten sich in einer Allianz vereinen wollten. Und warum sollen wir Oesterreicher nicht auch von uns selber sprechen? Was soll aus den 18 Millionen Deutschen, was aus Ungarn werden, wenn Oesterreich das Schwert, das die Russen in Respect hält, aus den Händen legen wollte? Nein, um diesen Preis wollen wir keine Steuererleichterung erkaufen! Die Militärmacht muß Oesterreich in ihrer ganzen Integrität erhalten, aber weil es dieses *muß*, wird es auch andere Dinge *müssen*, und wenn die Militärmacht uns vor äußern Feinden befreit hält, so wird ihre Kostenlast nur dazu dienen, uns auch im Innern frei zu machen. Wenn man die preußische Ständeversammlung (die über kurz oder lang doch eben nur da sein wird, um ein Staatsanlehen zu garantiren) jetzt auch in hohen Kreisen bei uns mit demselben vornehmen Lächeln abthut, wie vor achtzehn Jahren den entstehenden Zollverein, so werden wohl kaum achtzehn Jahre mehr vergehen und man wird zur Einsicht kommen, daß die preußische Politik auch in dieser Beziehung nachzuahmen sei. Wir Oesterreicher sprechen nicht gern von preußischen Mustern, aber was recht ist, liebt Gott. Ich weiß nicht, ob die Nachricht, welche als ein zweites Gerücht in militärischen Kreisen circulirt, begründeter ist als die Eingangs erwähnte, ich meine das Gerücht von der Errichtung einer russischen Festung bei Ziurnik in der Nähe von Brody und einer dadurch österreichischer Seits bedingten Gegenveste in der Nähe von Czernowitz (Soltice). Wollte der Himmel, es wäre so, das gäbe doch Aussicht, daß Oesterreich endlich seine Politik gegen den falschesten aller Freunde ändern will und daß unsere heimtückischer Weise von ihm unterbundene Lebensader am schwarzen Meere endlich ihre freie Strömung doch erhalten wird. Die Sulinamündungen frei! und Oesterreich wird Kraft gewinnen, um noch ein Heer, wie das jetzige, unterhalten zu können.

Unsern Infanterieoffizieren ist eine Freude zu Wasser geworden — die in Aussicht gestellten Schnurrbärte müssen auch in Zukunft fern von der Lippe bleiben. Die Sache hat vor dem Staatsrath keine Gnade gefunden. Der Generalmajor Anton Freiherr *von Schön*, staatsrathlicher Referent in Militärsachen, hat in einer ungeheuer gelehrten Abhandlung bewiesen, daß der Schnurrbart unvereinbar mit den hohen Pflichten eines Infanterieoffiziers sei — und wie immer, hat auch hier das Alte über das Neue den Sieg davongetragen. Der witzige Major L. meinte, jetzt besitzen die Offiziere erst die rechte *Schönheit*. Wenn Heinrich Heine von dem preußischen Schnurrbart sagt, er sei blos

Des Zopfthums neue Phase
Der Zopf, der eh'mals hinten hing,
Der hängt jetzt vor der Nase

so würden wir gern auf dieses Zopfthum verzichten, wenn der Zopf nur nicht noch immer auf dem alten Flecke uns hinge. Da hatten wir vor Kurzem ein Schauspiel, dessen die Armeen anderer Länder wohl kaum mehr sich erfreuen. Der Corporal Schipka, vom Regimente Hohenegg, hatte sich bei den Unruhen in Galizien im vorigen Jahre nebst einigen Gemeinen durch wirkliche Bravour ausgezeichnet. Der Corporal erhielt, wie billig die goldene Tapferkeitsmedaille, die Gemeinen erhielten jeder — 2 Ducaten. Diese Geldbelohnungen sind bei uns

noch alter Styl; sie mögen hingehen, in einer Armee, wo Stock und Spießruthen noch als nothwendige Strafe erachtet werden, ist consequenter Weise baares Geld eine nothwendige Ehrenbelohnung. Aber die Manier, in der solche Belohnung ertheilt wird, verdiente doch zum allerwenigsten eine Aenderung. Es wurde nämlich ein Theil der Garnison zur Parade commandirt und ein Gemeiner des hiesigen Pionniercorps, dem diese Anerkennung seiner Tapferkeit jene 2 Ducaten zuerkannt wurden, erhielt die blanken Kremnitzer in feierlicher Promotion Angesichts der ganzen Parade. Daß ein so geistreicher Prinz, wie unser Erzherzog Albrecht, (Sohn des Erzherzogs Karl), der wirkliche Verdienste um den Geist unseres Militärwesens sich erworben hat, solche verjährte Methode nicht nur duldet, sondern auch noch mit seiner Gegenwart beehrt, ist zu verwundern. Wenn in einem ausländischen Blatte der leiseste Tadel unserer Militärzustände erscheint, so wird dies sogleich als eine Beleidigung und Verschreiung unserer Militärehre betrachtet, wenn aber solche Kremnitzer Feierlichkeiten öffentlich stattfinden, so kann sich das Urtheil darüber nicht verbergen.

—Rainer.—

IV.

Aus Prag.

1.

Der Verfasser des fliegenden Blattes gegen die Jesuiten. — Hoher und niederer Clerus. — Phantasien eines Mörders. — Unvorsichtige Aeußerung.

Der Verfasser des antijesuitischen Flugblattes, welches in unserer Stadt ein ungeheures Aufsehen erregte und in Tausenden von Exemplaren bei den untersten Volksklassen verbreitet wurde, soll von der Polizei bereits entdeckt und zur Untersuchung gezogen worden sein. Man nennt einen Herrn Arnold, früher Beamter in den Diensten eines unserer größten Grundbesitzer als den Urheber. Die Druckerei, aus welcher das Flugblatt natürlich ohne Censur hervorging, soll einer unbemittelten Wittwe gehören, die wahrscheinlich nichts von der ganzen Sache wußte. Dieser Herr Arnold soll der entschiedensten Fraction der Czechen angehören, welche also doch dargethan hätten, daß sie mit den Jesuiten nichts gemein haben wollen, trotzdem, daß eine der Hauptkräfte ihrer Partei im Clerus liegt und daß die bei weitem große Mehrzahl gut katholisch ist. Man spricht zwar viel von dem Widerstande, den der Erzbischof und der höhere Clerus dem Umsichgreifen der Jesuiten entgegensetzen sollen, wir können aber nicht recht daran glauben. Unsere höhere Geistlichkeit hat zu viel Ansehen im Staate, als daß sie, wenn sie ernstlich ihre Unabhängigkeit von diesem Orden bewahren wollte, es nicht könnte. Wir vertrauen zumeist auf unsere brave Säculargeistlichkeit vom Pfarrer abwärts und wollen erst abwarten, welche Stellung die Prälaten nach dem traurigen fait accompli der Wiederkehr des Ordens nach Böhmen einnehmen werden, ehe wir unser Urtheil abgeben.

Es scheint, daß mit der kaiserl. Vorschrift zur Ablösung der Robot die Regierung keineswegs ihr letztes Wort gesagt hat, sondern daß Vorbereitungen zu weitern Schritten gemacht werden, welche den Anschein haben, als sollten die

Kreisämter bei den Ablösungsverhandlungen die Iniative ergreifen*). Vielleicht werde ich Ihnen bald Näheres darüber mittheilen können.

Der junge Mörder der jüdiſchen Handelsfrau, von welchem Ihre Zeitſchrift bereits meldete, iſt nach ſeiner Vaterſtadt im Königgrätzer Kreiſe entflohen, hat aber, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ſich dort ſelbſt den Behörden übergeben. Es iſt ein neunzehnjähriger Polytechniker, der übrigens im halb wahnſinnigen Zuſtande ſich befinden ſoll. Man hat ein Tagebuch bei ihm gefunden, worin eine ganze Reihe von auszuführenden Mordthaten aufgezeichnet war und die abenteuerlichſten Pläne mit dem erbeuteten Gelde ſich entworfen fanden. Namentlich war es die Lektüre der mystères de Londres und Monte Christo, welche des jungen Verbrechers Phantaſie erhitzten. Unter andern Plänen fand ſich auch der, dem Kaiſer eine große Summe zur Errichtung irgend eines Inſtituts zu übergeben, das mir aber nicht näher bezeichnet wurde. Von Seiten der hieſigen Judenſchaft hört man Klagen über einen der Unterſuchungsbeamten, der, als der Mörder in den erſten Tagen nicht aufzufinden war, unvorſichtiger Weiſe ſich geäußert haben ſoll: „Die Juden werden ihn ſchon verſteckt haben.“ Wir müſſen im Intereſſe der öffentlichen Ordnung wünſchen, daß unſere niedern Beamten in ihren Aeußerungen vorſichtiger ſein mögen. Glücklicherweiſe war die Ermordete blos eine Jüdin — hätte die That eine Chriſtin getroffen, ſo hätte eine ſo thörigte Aeußerung leicht einen Auflauf des Pöbels gegen die Judenſtadt bewirken können und wir hätten Scenen wie im Jahre 1844 erleben können.

2.

Arnold's Proceß. — Die Czechen. — In Angelegenheit der Bauern. — Vorſchlag zu gütlichem Vergleich.

Der Verfaſſer und Drucker des Pamphlets gegen die Jeſuiten ſind entdeckt und in Verhaft. Die Geldſtrafe für den Drucker haben die Czechen augenblicklich gedeckt, für den Verfaſſer haben ſie Bürgſchaft geboten, um ihn auf freien Fuß zu bringen. Die Polizei hat die Sache jedoch dem Criminalgericht übergeben und angefragt, ob ſich der Fall für dort nicht eigne. In 24 Stunden kam die verneinende Antwort mit den Acten zurück. Dem Verfaſſer, Namens Arnold, wird reichliche Atzung zugeſendet.

Die Herren Opponenten, welche den Beſchluß böhmiſcher Herren Stände, die Differenz zwiſchen Dominical- und Ruſticalſteuer zu übernehmen, ſo nachdrücklich bekämpften und demnächſt zu bekämpfen vorhaben, begründen ihre Oppoſition weſentlich durch die Anführung, daß jene 350,000 Fl. als Steuerroboterlaß auf ſämmtliche Bauern Böhmens in kleine Beträge von wenigen Kreuzern vertheilt, eine wirkliche, irgend fühlbare Erleichterung gar nicht effectuiren — wir geben

*) Wirklich liegt uns ein auf die Robotfrage genau eingehendes Actenſtück vor, ein Kreisſchreiben, welches an die Aemter erlaſſen wurde und mit den Worten beginnt: „längſtens binnen acht Tagen iſt unter der Adreſſe des Kreishauptmanns im engſten Dienſtvertrauen die auf Einſicht der Original-Acten beruhende punktweiſe Auskunft, ohne beſondere Einvernahme, zu veranlaſſen“ u. ſ. w., was auf große Dringlichkeit der Sache ſchließen läßt. Anmerk. d. Red.

das zu, glauben jedoch beide Parteien darauf aufmerksam machen zu sollen, daß diese Summe von 350,000 Fl. jährlich unendlich wohlthätig und erleichternd für den Bauer werden könnte, würde dieselbe zur Gründung eines Fonds verwendet, bestimmt, dem armen Bauer in Annuitäten rückzahlbare Vorschüsse zur Robotabolition zu gewähren. Ohnehin hat das Ablösungscapital den hypothekarischen Vorzug vor allen Gläubigern, der Fond wäre also gegen Verluste gesichert, durch Zugestehung der Annuitätstilgung würde der Bauer ermuntert, und unendlicher Segen käme über das Land, denn anerkannt ist es, daß das Abolitionsgeschäft gar nicht durchführbar sei, wird eine Creditanstalt nicht geschaffen, und hier liegt das Emancipationsmittel so nahe!

Die Herren Opponenten wollen ja großmüthig sein gegen den Bauer, sie haben das wiederholt erklärt und begründeten ihre Opposition eben nur damit, daß die Maßregel keine Wohlthat für den Bauer sei; durch jenen Vorschlag ist die herrlichste Gelegenheit zur Großmuth geboten, an Genehmigung der Regierung ist nicht zu zweifeln, der Fond wird ständisch, also unentgeldlich verwaltet, bis zur Einführung gleicher Besteuerung nach dem neuen Cataster erreicht der Vorschußfond die erfreulichste Höhe. Die Regelung seines Mechanismus hat an sich geringe Schwierigkeit, und die Bedenklichkeit der Annuitäten mit der laufenden Steuer zugleich wird wohl unschwer gewährt.

Das ausgesprochene Großmuthssehnen wird befriedigt und zuverlässig findet der Antrag die kräftigste Unterstützung vom ständischen Clerus, und so werden beide Meinungen, die sich bisher so feindlich gegenüberstanden, zu segensreichem Einklange gebracht. — w —

V.

Der deutsche Bauernkrieg *).

Der deutsche Bauernkrieg! Das ist ein Platz in der deutschen Geschichte, wo es nicht geheuer ist, ein Platz, den der deutsche Geschichtsschreiber gern vermeidet, oder an dem er scheu vorübereilt, sein Kreuzlein schlagend, wie der Wanderer vor dem Richtplatz, wo Unschuldige unter dem Schwert der Gewalt sanken.

Das Evangelium, durch Luther übersetzt, war in die Hände des Volkes gegeben, ein Buch mit der Autorität eines Gotteswerts, das für alle Kinder der Erde Anerkennung des Göttlichen im Menschen, Anerkennung aller damit verbundenen Ansprüche fordert. Ein Wort durchzuckte Deutschland, es hieß: „Christliche Freiheit", das heißt Gleichheit aller Menschen, dem Gotte gegenüber. Der Bauer vernahm es und konnte seine Lage nicht mehr tragen. Zwiefach belastet als Leibeigener und als Unterthan des Kaisers, der Habgier und den Gewaltthaten der adeligen Tyrannei preisgegeben, stand er da. Der Gutsherr behandelte ihn wie ein Lastthier, konnte über sein Leben und Gut schalten und walten, hatte das jus primae noctis und hundert andere demüthigernde Rechte. Christliche Freiheit, Freiheit für Alle! Die Bauern setzten ihren Zwingherrn ihre Beschwerden auseinander und Rad und Galgen waren die Antwort auf ihre Petitionen. Da brauste ganz Schwaben, Franken und Elsaß in offener Empörung auf. Umsonst! die Schaaren ohne Geschütz und Waffen wurden von den Rittern verra-

*) Der Bauernkrieg von A. Weill, Darmstadt bei Leske.

then, die ſie an ihre Spitze ſtellten, ungeheuer, wie der Schauplatz, war das Blutbad, das dem Stücke ein Ende machte. Der Biſchof von Würzburg ließ ſeinen Unterthanen, die ihm erklärt hatten, ſie wollten ihn nicht mehr anſehen, die Augen ausſtechen. Scheiterhaufen loderten auf, wie Freudenfeuer, und regierende Fürſten trugen ſelber auf ihren fürſtlichen Schultern das Holz herbei.

Welche traurige Rolle Luther in dieſem traurigen Drama ſpielte, iſt bekannt. Als er die religiöſe Befreiung in eine politiſche Befreiung umſchlagen ſah, wich er ſcheu zurück. Schon anfangs, als Heinrich von Einſiedel ſich mit der Frage an ihn wandte, „ob Frohnen erlaubt ſeien," antwortete er: „der gemeine Mann müſſe mit Bürden belaſtet ſein, ſonſt werde er zu muthwillig." Später, als die Bauern bereits zu den Waffen gegriffen hatten, feuerte er die Fürſten an dieſe Kinder des Satans nicht zu ſchonen. Sah er nicht, daß die leibliche Befreiung nichts als eine Conſequenz der Geiſtesbefreiung war, für die er ſo männlich geſtritten? Wohl ſah er es, aber er war das Prototyp des deutſchen Gelehrten, er war der Kloſterbruder geblieben, der mit der Dialektik des Worts Alles gethan zu haben glaubte, der, von Fürſten geſchmeichelt und an ihren Tiſch gezogen, vergaß, daß er ſelbſt ein Bauernſohn war.

War es Scheu, dem deutſchen Volke etwas von dem Glauben an einen ſeiner größten Männer zu nehmen, das die deutſchen Hiſtoriker bisher abhielt, die Geſchichte des Bauernkrieges in einem umfaſſenden Werke zu würdigen? Nein, die Forſchung hätte für das, was ſie uns an Luther genommen hätte, uns reichlichen Erſatz an Männern wie Sikingen, Hutten, Geyer geboten. War 's Furcht, demokratiſch zu ſcheinen, wenn man für die Unglücklichen ſchreibe, die mit den Waffen in der Hand eine Reform des Beſtehenden verlangten? Nein! die ſchönſten Geſtalten des Bauernkrieges waren Adelige. Alle Revolutionen zu Gunſten der Unterdrückten haben das Kriterium, daß die edelſten Theile der Unterdrücker für die Unterdrückten ſelbſt Partei nehmen.

Nein, was die deutſchen Geſchichtsſchreiber*) abhielt, war der Umſtand, daß eine Geſchichte des Bauernkriegs nothwendig ein Parteibuch werden mußte, ſo brennendheiß, ſo wenig abgekühlt iſt heutzutage noch dieſer Stoff. Und was fürchtet die Mehrzahl deutſcher Gelehrten mehr als eben Parteinahme? Dieſe Scheu hat es dahin gebracht, daß wir beſſere Geſchichtsbücher von Perſien und dem ottomaniſchen Reiche als eben von Deutſchland haben. Doch haben ſich noch vor Zimmermann einige wenige Gelehrte gefunden, die die Geſchichte des deutſchen Bauernkriegs ſchrieben, freilich indem ſie ſich zur Partei der Unterdrücker ſchlugen. Sie nennen die Empörer Schurken, Räuber, Diebe und ſcheinen dadurch alle an ihnen verübten Greuel zu ratificiren. So Herr Wachsmuth, der den Bauernkrieg vom Standpunkte eines Altlutheraners beſchreibt, ſeine volle Wuth gegen die Empörung der Bauern losläßt, und für die Tyrannei der Fürſten nur beſchönigende Worte hat. Zimmermann war der Erſte, der in der Auflehnung dieſer Chartiſten des ſechzehnten Jahrhunderts einen Act nothwendiger Vergeltung ſah und mildere Worte für ihre Thaten fand. Er hatte vom Könige von Würtemberg eine Penſion erhalten, um ſeine Studien

*) Sartorius, Oechsle und Burckhardt, lieferten nur Skizzenhaftes und Beiträge zur Geſchichte.

über den Bauernkrieg in den Archiven zu machen und gab nach vierjährigen Studien sein Buch heraus. Die Folge davon war die: daß er seine Stelle und hohe Gönnerschaft verlor. Er hatte sich von seinem Stoffe hinreißen lassen, und die deutsche Gelehrtenunparteilichkeit außer Acht gelassen.

Nach ihm — im eigentlichsten Sinne nach ihm, denn Zimmermann's Studien sind diesem Buche zu Grunde gelegt worden — hat Alexander Weill, der Verfasser der schönen und leider so wenig bekannten elsässer Dorfgeschichten, nun eine Chronik dieser blutigen Tage geliefert. Vor allem Andern müssen wir sagen, daß noch nie ein deutsches Geschichtsbuch in solcher Form geschrieben worden ist, mit solchen Abschweifungen und Improvisationen, mit solchen Vorreden und Epilogen, mit solcher Abwechslung von Pathos und Humor, Begeisterung und Laune. Wenn die Muse der Geschichte ein ernstes Weib ist mit kaltblickenden, durchdringenden Augen, die eherne Wage der Parteilosigkeit in den Händen, dann ist dies Buch kein Geschichtsbuch. Der schöne Fehler der Jugend: Exaltation bis zur Ungerechtigkeit getrieben, durchdringt es von Anfang bis zum Ende, die Verdammung wird Fluch, das Lob Apotheose, das Geschichtsbuch ein Drama mit vortretenden Personen, kurz ein Gedicht. Liegt hingegen ein großer Theil des Werths eines Werkes darin, daß es mit Geist und Feuer geschrieben ist, daß es Menschen zeichnet, die Herz und Kopf und Hände und Füße haben, dann ist Weill's Bauernkrieg gewiß ein schönes, ja ein merkwürdiges Buch. Es wetterleuchtet darin auf jeder Seite und oft sind Blitze dabei, die eines großen Poeten nicht unwerth wären. Wunderliches Buch, wo Fernes und Nahes gemischt ist, wo wir von dem schwarzen Hoffmann, von Sikingen, Hutten und Münzer, aber auch vom König von Preußen, von Fourier und Frauenemancipation lesen! Bei allen offenbaren Fehlern ist das Ganze doch von großartiger Conception und von der ersten Seite bis zur letzten von einer edeln Begeisterung durchhaucht. Weill hat allerdings nicht, was der Gelehrte mit dem Worte Quellenstudium belegt und mit Recht hochhält. Er ist ein Pariser Journalist und hätte weit zu laufen, wenn er aus dem Bureau der Demokratie pacifique täglich mit seinem Krüglein an die deutschen Quellen laufen sollte. Er benutzt das Material, das Andere aus dem Steinbruch daher gebracht haben, aber — er weiß zu schildern! Wie treten die Gestalten Münzer's, Sikingen's, Geyer's hervor, wie versteht er es uns zu Begeisterung oder Mitleid, zu Zorn oder Grauen hinzureißen. Man spürt hinter dem Chronisten den alten Novellisten, den Poeten.

Was wir vor allem Andern an diesem Buche lieben, ist der Drang, alle Entwickelung der Weltgeschichte aus einem Korn beweisen zu wollen, in allen Erscheinungen die höhere Einheit zu zeigen. Die Inspiration, mit der das Werk geschrieben, stammt aus der Ueberzeugung, daß der Fortschritt des Gedankens unaufhaltsam und alle Reaction nur ein Mittel ist, seine Entwickelung zu fördern. Diese Ueberzeugung ist nachhaltig und so ist das Buch auch aus einem Guß.

Es ist kein Geschichtswerk, es ist ein Roman, der vom Volke erzählt und ein Volksbuch zu werden verdiente. Wir können ihm kein besseres Wort zur Empfehlung an das deutsche Lesepublicum mitgeben. A....d.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Erinnerungen an Benjamin Delessert*).

Ein spätes Grab hat sich über einem der edelsten und glücklichsten Männer Frankreichs geschlossen. Blickte er um sich, so begegnete ihm die dankbare Liebe des Volks und die Achtung der Mächtigen; heiter schaute er zurück auf ein thatenreiches Leben voll Anerkennung und herrlicher Erfolge; überall gesellte sich zu seinem Streben die fördernde Kraft der Besseren. Unermeßliche Reichthümer dienten seinen Zwecken und vollendeten das Gleichgewicht zwischen seinem Wollen und Wirken. Und zu diesem Allen wird er das höchste und letzte der irdischen Güter hinzunehmen, einen unvergänglichen Nachruhm.

Das Journal des Débats vom 3. März weiht dem Andenken Benjamin Delessert's einen begeisterten Nachruf. Es gedenkt seiner hochherzigen Stiftungen für das Volkswohl, der Gründung der Sparkassen, der Primärschulen, der Société philanthropique, der Salles d'asyle, seiner segensreichen vierzigjährigen Thätigkeit in der Verwaltung der Hospitäler von Paris, seiner erfolgreichen parlamentarischen Kämpfe für die Aufhebung der Lotterie und der Spielhäuser, und schließt mit den Worten: „Aber welche wohlthätige Stiftung riefe uns denn seinen Namen nicht zurück? Darum wird er auch mit den Segnungen des Volkes zur Nachwelt übergehen! darum wird er sich auch an die unsterblichen und erhebenden Namen La Rochefoucauld, Montyon und Montmorency, jener Wohlthäter der Menschheit, reihen! Ein fleckenloser Ruhm, der in den Herzen der Armen und dem Buche Gottes verzeichnet steht! Die Stiftung der Sparkassen allein reichte hin, ein thatenärmeres Leben, als das Delessert's, zu verherrlichen. Stets wird es unvergessen bleiben, mit welchem Eifer er dieser so wahrhaft volks-

*) Von einem deutschen Naturforscher, der längere Zeit im Hause Delessert's gelebt hat. D. Red.

thümlichen Schöpfung sich widmete. Tilgen wir alle seine Verdienste aus, der Name „Stifter der Sparkassen" auf seinen Grabstein geschrieben, ließe ihn niemals untergehen!"

Wer könnte ein Leben schildern, welches so reich an schönen Thaten war, die nun schon längst ihre Früchte tragen! und ist nicht auch der erhebendste Theil des Lebens dieses einfachen Redlichen den Blicken der Menge für immer verschleiert! Nur die vertrautesten Freunde könnten Aufschlüsse über die Triebfedern geben, die sein menschenfreundliches Herz nie ruhen ließen!

Delessert war aber auch in einer andern Beziehung einer der denkwürdigsten und verdientesten Männer unserer Zeit. Wie einst in England der Ritter Hans Sloane und Sir Joseph Banks die gefeierten Schirmherren der Naturwissenschaften waren, so wurde in unserm Jahrhunderte das Haus Benjamin Delessert's ein Isistempel, zu dem die Priester der Natur aus allen Ländern gewandert kamen. Auch ich habe dort einen halbjährigen Tempeldienst verrichtet. Sei es mir darum vergönnt, Ihnen ein flüchtiges Bild von jenen wissenschaftlichen Anstalten und ihrem Gründer zu entwerfen, der auch mir und meinen Bestrebungen die lebendigste Theilnahme schenkte, und dessen nähere Bekanntschaft zu den freundlichsten und bedeutendsten Erinnerungen meines Lebens gehört.

Benjamin Delessert war im Frühlinge 1773 zu Lyon geboren worden. Seine aus Genf stammende Familie, der protestantischen Kirche zugethan, siedelte bald darauf nach Paris über, wo der Vater ein blühendes Handelshaus gründete, welches jetzt mit einem Erbe von vierzig Millionen an den Bruder des Hingeschiedenen, François Delessert, übergegangen ist. Zu den frühesten Erinnerungen aus seiner Kindheit gehörte Jean Jaques Rousseau, ein vertrauter Freund seiner Aeltern. Wie Rousseau durch seine Schriften jene Blüthe der Humanität entfaltet hat, die den Charakter Delessert's zierte, so ist er auch Veranlassung zu der mächtigen Leidenschaft für die Botanik geworden, die er sein ganzes Leben bewahrt hat. Der friedlose Denker erzählt uns selbst, daß er die glücklichsten Stunden seines Lebens im Umgange mit der Pflanzenwelt verlebte; aber ich erinnere mich nicht, daß er irgendwo erwähnte, wie seine anziehenden „Briefe über Botanik", die noch heute voller Jugendfrische sind, entstanden sind. Diese Briefe sind auf die Bitte von Delessert's Mutter geschrieben, und „die Kleine", wie Rousseau sie im ersten Briefe nennt, war Delessert's Schwester, die später in der Literatur als Mme. Gautier durch ihren geistreichen Briefwechsel über die französische Revolution mit Sir S. Romilly bekannt geworden ist. Dieser Umstand zog den Knaben immer von Neuem zu diesem Buche hin.

Zu gleicher Zeit wurde ſeine Phantaſie erregt durch eine zierlich geordnete Sammlung ſchöner Alpenpflanzen, die Rouſſeau ſelbſt geſammelt und beſtimmt, und mit vielen handſchriftlichen Bemerkungen begleitet, „der Kleinen“ geſchenkt hatte, und die noch heute als eine theure Reliquie in der Familie bewahrt wird. Nun überfluthete dieſe gewaltige Neigung zu den Pflanzen alles andere Sinnen und Trachten des Knaben dergeſtalt, daß er am liebſten jeder einzelnen Pflanze des Waldes eine Etiquette umgehängt hätte. Mit der Flora von Paris glaubte er ſich abgefunden zu haben; wie König Salomo kannte und nannte er Alles, von der Ceder des Jardin des plantes bis zu dem Yſop, der aus der Wand wächſt. Eine unbezwingliche Sehnſucht zog ihn nach den Bergen; mit ſeinem ältern Bruder Etienne († zu Newyork am 29. Sept. 1794) durchſtreifte er den Ardennenwald, den Jura, die Savoyer- und Schweizeralpen, zuletzt das Schottiſche Hochland. Die Beute dieſer jugendlichen Streifzüge, der einzigen Reiſen ſeines Lebens, lag hier und da zerſtreut unter den Hunderttauſenden von Pflanzen, die das größte Herbarium der Welt bilden. Traf man aber zufällig auf eine dieſer verblaßten Pflanzenleichen und ſah man, wie ſie in dem würdigen Greiſe die Jugendträume wieder weckte, wie nach ſechszig Jahren die Umſtände noch lebendig vor ſeiner Seele ſtanden, unter denen er ſie damals da oder dort pflückte, ſo blickte man ſie wohl auch etwas ernſter an, eine Rührung, die Denen unverſtändlich ſein wird, die den geheimnißvollen Zauber nicht ahnen, der uns ſo eng an die Pflanzenwelt knüpft.

In jener Zeit beſchäftigte das Schickſal des unglücklichen Seefahrers La Pevrouſe die ganze Nation. Zwei edle franzöſiſche Jünglinge, die Brüder Ariſtide und Aubert Du Petit Thouars, von denen der erſtere in der Schlacht bei Abukir als Commandant des „Donnerers“ den Heldentod ſtarb, der andere als Erforſcher der Vegetation Afrika's ſo berühmt geworden iſt, hatten mit Aufopferung ihres ganzen Vermögens ein Schiff ausgerüſtet, um ihn aufzuſuchen. Wie gern hätte Deleſſert ſich mit ihnen vereinigt! Aber das Vaterland rief die waffenfähige Jugend zum Schutz ſeiner Grenzen, und Deleſſert verließ die Artillerieſchule von Meulan, um im Feldzuge der Jahre 1793—1794 ſeine Sporen zu verdienen. Nach der Einnahme von Antwerpen gab er als Commandant der Citadelle Proben ſeines Muthes und ſeiner Kaltblütigkeit. Aus dieſer ehrenvollen Laufbahn riß ihn die Pflicht, ſich an die Spitze ſeines Hauſes in Paris zu ſtellen, da die Geſundheit ſeines Vaters durch eine Haft von anderthalb Jahren in den Kerkern Robespierre's ganz gebrochen war. Jetzt legte er den Grund zu ſeinem ſpäteren Reichthume, der während des engliſchen Krieges unter dem Kaiſer-

reich durch die Anlage großer Rübenzuckerfabriken von Jahr zu Jahr wuchs. Der berühmte Genfer Naturforscher, Augustin Pyramus De Candolle, gehörte in jener Zeit zu den vertrautesten Freunden Delessert's. Er nährte in ihm den Plan, im eignen Hause ein Museum für die Naturgeschichte zu gründen, und es den Naturforschern für ihre Studien zu öffnen. Finanzielle Rücksichten waren ihm fremd; in schneller Folge wurden die kostbaren botanischen Sammlungen von Lemonnier, Desfontaines, Commerson, Labillardière, Michaux, Burmann, Thunberg, Ventenat und Palisot de Beauvois erworben, endlich die berühmten conchyliologischen Cabinette Desfresne's und des Marschalls Masséna, nach denen De la Marck seine klassischen Werke gearbeitet hatte. Er theilte sich mit dem Museum des Jardin des plantes in die Beute, welche die wissenschaftlichen Expeditionen der Venus, der Astrolabe und Zélée, der Coquille, der Uranie, der Bonite, und die englischen Schiffe Erebus und Terror, so wie der Sulphur von ihren Weltumsegelungen beimbrachten; auf seine eigne Veranlassung und auf seine Kosten gingen Naturforscher nach allen Winkeln der Erde, deren Vegetation noch unerforscht war. Er war der treueste Freund jener jungen Männer, die von Forschungslust getrieben, jeder Gefahr sich preisgaben, und deren Mehrzahl in den Wildnissen culturloser Länder untergegangen ist. Mit väterlicher Sorgfalt pflegte er ihre Angelegenheiten zu ordnen; er versah sie freigebig mit Geld, Creditbriefen und Empfehlungen; er vermittelte ihren Briefwechsel mit ihren Familien, und war rathend und fördernd stets mit ihnen beschäftigt. Seine Theilnahme für sie verdoppelte sich, indem er der vielen Unglücklichen gedachte, die in fernen Ländern die seltsamsten und schrecklichsten Todesarten erfahren hatten. Beaufort und Rohaut waren am Senegal umgekommen; Jadaro wurde in Brasilien erschossen; Sellow ertrank im Rio San Francesco; Schiede, Despréaux, Bacle, Dombey, Matthews, Freyreis gingen in den Urwäldern Südamerika's zu Grunde; Sieurin und Henri Delessert fanden in der Havannah ihren Tod; van Raalten und Spanoghe waren auf Timor, Plée und Steinheil auf Martinique, Noronha auf Isle de France, Michaux und Hilsenberg auf Madagascar geblieben. Viele wurden in Neuholland erschlagen, unter ihnen Gellibrand, Hesse und die Brüder Allan und Richard Cunningham. David Douglas fand einen schrecklicheren Tod; er stürzte in eine zum Einfangen wilder Stiere bestimmte Grube, und wurde von dem wüthenden Thiere zerfleischt; Petit wurde die Beute eines Krokodils, als er über den Nil schwamm; van Hasselt endete auf Java unter den Hufen eines Rhinoceros. Wie viele Opfer hat Ostindien, wie viele der Orient gefordert! Wie die Kirche, so hat auch die Botanik ihr Martyrologium, und ihre Be-

kenner ſind ihrem Ende nicht minder freudig und muthig entgegengegangen; wie Jene in den Legenden, ſo leben Dieſe fort im Reiche der Pflanzen, in dem dankbare Genoſſen ihre Namen verewigt haben. — Ueber Vielen hatte ein glücklicherer Stern gewaltet, und ſie waren, freudig und herzlich begrüßt, von ihren Wanderungen mit reichen Schätzen heimgekehrt. So war nun allmälig die berühmte Pflanzenſammlung von 90,000 Arten entſtanden, der keine andre Sammlung Europas verglichen werden kann, und die der Zahl der bekannten Pflanzen des Erdballs gleichkommt; Tauſende von Pflanzen ſind noch unerkannt und unbeſchrieben. Wie ein blühendes Kleefeld Schwärme von Bienen herbeilockt, ſo dieſe Pflanzenſchätze die Botaniker. Alle Pflanzenkundigen von Paris fanden ſich in den botaniſchen Gallerien Deleſſert's zuſammen; in zweitauſend kleinen, zierlichen Kiſtchen war das geſammte Herbarium, nach dem natürlichen Syſteme geordnet, aufgeſtellt, jede Art mit Nadeln ſorglich an den Bogen geheftet, und mit der Angabe ihrer Heimath, ihres Namens und ihres Entdeckers verſehen. Es iſt allgemein üblich, große werthvolle Pflanzenſammlungen durch Arſenik zu vergiften; die königlichen Herbarien von München und Berlin und die große Wiener Sammlung ſind zum Schutz gegen die räuberiſchen Angriffe der Inſecten Pflanze für Pflanze mit Sublimat beſtrichen. So nützlich dieſe Vorkehrung ſein mag, iſt ſie doch ſtets gefahrbringend für Den, der oft Monate lang täglich dieſe Vergiftung vorzunehmen hat, und wohl auch für den Gelehrten, der ſich anhaltend mit der Unterſuchung ſolcher Pflanzen beſchäftigt. Deleſſert hat ſich nie entſchließen wollen, ſein Herbarium auf Koſten der Geſundheit ſeiner Beamten zu ſchützen. „Ich will nicht," hatte er oft geſagt, „daß noch ein Menſchenleben verloren gehe zu den vielen, die dieſe Sammlung ſchon koſtet." Ungefährdet konnte man ſich hier dem Studium überlaſſen. Hier wurden alle größeren botaniſchen Monographien begonnen und abgeſchloſſen. Man richtete ſich in den zahlreichen kleinen Cabinets des Muſeums ein, wie im eignen Studirzimmer; ja man ſchloß ſich nach Gefallen ein, um ganz ungeſtört in ſeinen Unterſuchungen zu ſein. Ueberall fanden ſich bequeme Schreibtiſche, mit allem Nöthigen und Ueberflüſſigen reichlich ausgeſtattet, und der liebenswürdige Laſegne, der Bibliothekar, ging ab und zu, jedes Verlangen erforſchend und erfüllend. Eine herrliche Bibliothek ließ keinen Wunſch unbefriedigt; eine Frage nach einem Buch, welches zufällig fehlte, reichte hin, deſſen Anſchaffung zu veranlaſſen. Welchen Reichthum von Prachtwerken birgt dieſe Bibliothek! Sibthorp's berühmte **Flora graeca**, von der nur dreißig Exemplare exiſtiren, von Franz Baaer's Künſtlerhand gezeichnet, iſt in Frankreich nur hier vorhanden. Für ein einziges Buch, für Kerner's **Hortus**

sempervirens, wurden 32,000 Fr. bezahlt, eine Summe, mit der die Bibliotheken von einem halben Dutzend deutſcher Univerſitäten ein ganzes Jahr lang zufrieden ſein müſſen! — Neugierige Engländer durchſtrichen die Säle, ſeit ihre Handbücher dieſe Sammlungen unter die Sehenswürdigkeiten von Paris aufgenommen hatten. Dazwiſchen kamen junge Mädchen, Stickerinnen oder Blumenmacherinnen, um in den großen blumiſtiſchen Kupferwerken nach neuen Modellen zu ſuchen. Auch ihren unwiſſenſchaftlichen Wünſchen wurde freundlich begegnet, und ſie gaben dafür Gelegenheit zu vielen heitern und geiſtreichen Scherzen. Endlich erſchien Deleſſert ſelbſt, gewöhnlich offene Briefe und Frachtzettel in der Hand, und ein großes Bündel neuangekommener Journale und Bücher tragend. Man erhob ſich von allen Seiten, und trat ihm entgegen, um ſich die Neuigkeiten vorzeigen zu laſſen. Jeder gab ſein Gutachten über die eingeſendeten Bücher ab, und das Endreſultat war immer, ſie, ob gut oder ſchlecht, zu behalten. Dann pflegte er die Briefe vorzuleſen, die gewöhnlich irgend einen Wunſch ausländiſcher Botaniker enthielten, und theilte Herrn Laſegne die Antwort mit. Zuletzt folgte er denjenigen ſeiner jüngeren Freunde, an denen er lebhafteres Intereſſe nahm, an ihre Schreibtiſche, ließ ſich von ihren Arbeiten und Entdeckungen erzählen, und ſteckte ihnen dabei heimlich Billets zu großen Bällen, zur Oper, zur Deputirtenkammer und dergleichen in ihre Pflanzenpackete. Dieſe Gewohnheit hatte er ſich ſeit vielen Jahren angeeignet, und es hat bisweilen große Heiterkeit erregt, wenn irgend ein Andrer ſpäter ſolche unentdeckt gebliebene Kleinodien, die auf längſt verſchollene Feſte lauteten, auffand. In den ſpäteren Stunden des Mittags pflegte ſich auch Adrien de Juſſieu, „der Sohn der natürlichen Methode," einzufinden, der geiſtreiche Gelehrte*), der durch eine ſeltene Gunſt des Schickſals mit dem großen Namen ſeiner Ahnen auch ihr Talent geerbt hat; mit dieſem Augenblicke ſtellte Jeder ſeine Arbeiten bis zum folgenden Tage ein, und wie von ſelbſt bildete ſich plötzlich ein Kreis um den anmuthigen Erzähler, der die Geſchichte des Tages in heitrer Wechſelrede vortrug und vernahm.

An den Abenden des Montags verſammelte Deleſſert einen glänzenden geſelligen Zirkel um ſich und ſeine Familie. So viele bedeutende Staatsmänner, ſo viele Notabilitäten der Börſenwelt, ſo viele ſchöne Frauen man aber auch verſammelt fand, ſo waren doch auch hier wieder die Naturforſcher und die Reiſenden in dem Grade vorherrſchend, daß ſie dieſen Zirkeln in

*) Auch der berühmte Carricaturenzeichner Cham, Graf Noé, gehörte unter die täglichen Beſucher des Herbariums.

Paris einſt den ſcherzhaften Namen „des Salons der Weltumſegler“ eingetragen haben. Bory de Saint-Vincent, Dumont d'Urville, Humboldt, Duperrey, Desfontaines, Chamiſſo, Claude Gay und Gaudichaud-Beaupré rechtfertigten dieſen Namen und miſchten ſich hier unter die politiſchen Freunde Deleſſert's, die Royer-Collard, Foy, Benjamin Conſtant, oder unter ſeine berühmten Collegen aus der Akademie, Arago, Cuvier und Antoine Laurent de Juſſieu, den Botaniker par excellence, den Gründer der natürlichen Methode, den Deleſſert gleichfalls von der Zeit an kannte, wo er als Jüngling den Kranz Linné's auf ſein Haupt geſetzt hatte, und der noch als hochaltriger blinder Greis in dieſen Kreiſen nie fehlte.

Ich kann die letzte Unterredung nicht unerwähnt laſſen, die ich wenige Tage vor meinem Abſchiede von Paris mit Benjamin Deleſſert hatte. Man beſuchte das Muſeum gewöhnlich erſt von 11 Uhr an. Um mich in meinen zeitraubenden Arbeiten nicht aufzuhalten, war ich von jeder Regel entbunden worden, und trat an einem heitern Maimorgen, wie öfter, ſchon um 6 Uhr in der Frühe in den ſchönen Hof ſeines Hotels. Deleſſert ſtand, bereits vollſtändig gekleidet, mit verſchränkten Armen unter einer Gruppe alter Ulmen, die den hintern Theil des Hofraums zierten. Ein leichter Wind ſtrich durch die Bäume und hatte während der Nacht die Millionen Früchte, welche ſchon reifen, während kaum die Blätter entwickelt ſind, zur Erde geweht, ſo daß der Boden rings grün bedeckt war. Der Greis bückte ſich zu wiederholten Malen, um immer wieder dieſe zierlich geſtalteten Früchte aufzuheben, und ergötzte ſich an der Betrachtung des zarten Wimpernkranzes, der die Flügel der Frucht umſäumt. Das hatte er noch nie geſehen! „Sehen Sie dieſe erſtaunliche Fruchtbarkeit!“ rief er mich an, „wie verſchwenderiſch reich iſt die Natur, wie wenig achten wir darauf! Der Pförtner“, ſetzte er ſcherzend hinzu, „wird heute viele Stunden den Hof kehren und in vierzehn Tagen wird er, wie immer, behaupten, daß dieſe Bäume weder blühen, noch Früchte tragen!“ Nun erging er ſich mit ſichtlichem Behagen im Lobe dieſer ſchönen Bäume, unter denen er ſchon als Kind geſpielt hatte und die mit ihm alt geworden waren. Er führte mich rückwärts gegen das ſchöne Portal, welches den einſamen, mächtigen Hofraum von dem tobenden Lärm der Rue Montmartre ſcheidet, unter die Doppelreihe munter aufſtrebender Fichten, die er ſelbſt hatte pflanzen laſſen. Der Mann, der auf andere Verdienſte zurückblicken konnte, als ſeine Reichthümer, ſchien dennoch mein Erſtaunen über ſeine Forſtculturen in der erſten Handelsſtraße von Paris gern zu ſehen. Er kam auf Goethe und ſeine Lehre von der Pflanzenmetamorphoſe zu ſprechen. „Wie hat einen ſolchen Dichtergeiſt ein ſo unpoetiſcher

Gedanke ſo mächtig ergreifen und ſo lange beſchäftigen können! Er hat der Pflanze, dem Baume die Individualität geraubt und ſie zu tauſendgliedrigen Ungeheuern gemacht, zu Sammelweſen, in denen keine Dryade mehr wohnen kann. Iſt nicht der Baum ſelbſt eine Leiche geworden, auf dem unzählige paraſitiſche Einzelweſen ihren Spuk treiben, und iſt ihm nicht eine kleine Knospe mehr werth, als der mächtigſte Eichbaum mit Wurzel, Stamm und Krone?“ Wir ſprachen Viel hin und her über dieſe bedeutſame Lehre, welche ſeine Landsleute mächtiger ergriffen hat, als die Deutſchen, und ich hob hervor, wie naturwahr und fördernd eine Betrachtung ſei, die in der Pflanze kein fertiges, abgeſchloſſenes Weſen, gleich dem Kryſtall, erblicke, ſondern ein ewig ſich Umgeſtaltendes, Sproſſendes, mit ſtets wiederholten gleichartigen Bildungen. Dann erzählte ich ihm, wie unſer Schiller auf Koſten der Natur Goethe's poetiſche Sünde durch das ſchöne, aber aller Wahrheit baare Bild wieder gut gemacht habe, welches Wallenſtein braucht: „Doch innen, im Marke, lebt die ſchaffende Gewalt.“

Deleſſert hat die Früchte der Ulmen nicht wieder fallen ſehen. Die Blumen des Frühlings, die Freude und Zier ſeines Lebens, decken ſein Grab und werden bethaut von den zahlloſen Thränen, die um ihn fließen. Aber ſein Name wird leben, ſo lange der bunte Teppich der Fluren die Pflanzenkundigen rufen und locken wird, wie er dort unten lebt in jenen vom Ocean überflutheten Wäldern, in denen die Nereiden wohnen *).

G. P.

*) In der Pflanzenkunde führt eine ſchöne glänzendrothe Gattung der Meeralgen den Namen Delessertia.

Die Stuttgarter Theaterverhältnisse.*)

Die Vorstellungen in dem neuen Theater unserer Stadt haben seit dem vergangenen Herbste unter einer neuen Verwaltung begonnen. Das Publicum erwartete mit der neuen Periode eine plötzliche, gänzliche und glänzende Umgestaltung der bisherigen hiesigen Theaterverhältnisse; bis jetzt sind aber seine Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen. Unleugbare Thatsache ist es, daß dem Publicum weniger Novitäten, als es erwartete, sowohl in dem Schauspiele, als der Oper vorgeführt wurden, daß, wenn auch über die Wahl der Stücke nicht geklagt werden kann, doch die Aufführungen der größern Dichtungen in einzelnen Theilen, wie allenthalben, so auch hier, Manches zu wünschen übrig ließen, und endlich, daß mehrere der neuen Engagements den Ansprüchen nicht genügen können, wenn auch andere zur allgemeinsten Befriedigung ausgefallen sind.

Ebenso sehr ist es aber auch Thatsache, daß unser gegenwärtiger Intendant, in seiner Eigenschaft als Vorstand einer andern Bühne, nicht allein mit dieser, sondern auch zum Zwecke der Verbesserung des gesammten Bühnenwesens Deutschlands, Erfolge erlangt hat, welche ihm die allgemeinste Anerkennung und auch wohl seine Berufung hierher erworben haben. Thatsache ist es ferner, daß man bisher keinen Grund hatte, seine Thätigkeit oder seine Befähigung in Zweifel zu ziehen.

Unter solchen Verhältnissen dürfte es von Interesse sein, die Frage, „worin wohl die Unzufriedenheit des Publicums wie mit allen Theaterverwaltungen, auch mit der gegenwärtigen, begründet liege?“ einer Prüfung zu unterwerfen.

Wir glauben zu diesem Zwecke den richtigsten Weg einzuschlagen, wenn wir die Verhältnisse, unter welchen die neue Verwaltung bisher zu wirken hatte, ohne weitere Beurtheilung angeben. Aus denselben wird sich hinrei-

*) Vom Standpunkt der Intendanz. D. Red.

chend ergeben, in wie weit der Ausspruch, welcher bei dem Beginne der gegenwärtigen Theaterverwaltung allgemein vernommen wurde, daß sie nämlich eine höchst schwierige Aufgabe zu lösen habe, ein begründeter oder unbegründeter war.

Wir wollen hier die Verhältnisse, welche schon vor dem Anfange der neuen Verwaltung bestanden haben, von denen trennen, welche erst während derselben entstanden sind.

Schon seit einer Reihe von Jahren machte sich der allgemeine Ausspruch geltend, daß das hiesige Theater einer Reorganisation bedürfe. Hieraus geht genügend hervor, daß wesentliche Mängel desselben allgemein anerkannt wurden, und daß also der neuen Verwaltung die schwierige, undankbare, ja gefährliche Aufgabe einer Reorganisation gestellt war. Dieses einzige Wort hat, namentlich wenn Theaterverhältnisse in Frage stehen, für den Klarsehenden ein Gewicht, welches vielleicht alles Weitere an dieser Stelle überflüssig machen könnte.

Während längerer Zeit hatten die öffentlichen Vorstellungen, wegen des Neubaues des Theaters, müssen eingestellt werden. An ihre Stelle waren die Vorstellungen im Schloßtheater getreten, welche vermöge ihrer ganzen Eigenthümlichkeit die einem öffentlichen Theater nothwendigen Banden nothwendig lockern und von längerem und nicht vortheilhaftem Einflusse bleiben mußten.

Es bestanden keine Theatergesetze und fast keine Instructionen über die den Theaterbeamten obliegenden Dienstpflichten, wodurch es einer neuen Verwaltung, da in allen Fällen nur Herkommen und Gewohnheit Richtschnur sein konnten, unendlich schwer werden mußte, sich die nothwendige Einsicht in die bestehenden Verhältnisse zu verschaffen, wenn sie nicht die Eigenschaft der Allwissenheit ihr Eigenthum nennen konnte.

Ein Theil der Mitglieder, von welchen man zum Heile der Anstalt nichts erwarten konnte, waren durch Contracte für längere Zeit an dieselbe gefesselt, mußten daher verwendet werden. Mißbräuche verschiedener Art hatten sich nach vielen Richtungen hin eingeschlichen, welche nicht ohne Kämpfe und Verletzungen gehoben werden konnten.

Durch eine äußerst milde Führung der frühern Intendanz mußte es der neuen Verwaltung unendlich schwer fallen, in vielen Fällen, in welchen es ihr nothwendig erschien, mit Ernst und Strenge durchzugreifen. Unter solchen Verhältnissen übernahm der jetzige Intendant und zwar kurz vor dem Schlusse der Vorstellungen im Schloßtheater, die Intendanz. Fassen wir nun die weitern Verhältnisse, welche seinem Wirken entgegenstehen mußten,

in das Auge. Unter allen Schwierigkeiten seiner Stellung darf, nach den hiesigen eigenthümlichen Verhältnissen, seine Eigenschaft als Ausländer vielleicht zuerst genannt werden. Ihre unausbleiblichen Folgen sind durch allerlei Aufreizung herbeigeführter böser Willen von Untergebenen, Unwohlwollen und Mangel an gerechtem, mildem Urtheil der Theaterverwaltung gegenüber. Dies muß doppelt nachtheilig wirken, weil der frühere Intendant, ein mit allem Rechte allgemein hochverehrter einflußreicher und hochgestellter Mann, die Intendanz, wie man wenigstens glaubt, nur ungern, wenn auch freiwillig, niedergelegt hat.

Die erste Diensthandlung des neuen Intendanten bestand in der Vollziehung eines Befehls, durch welchen eine bis dahin auf die Theaterverwaltung einflußreiche Person von dem größten und wichtigsten Theile ihrer Geschäfte entbunden wurde. Daß hierdurch ein auf das Repertoir einflußreiches Mitglied und zugleich die große Zahl seiner Freunde gegen die neue Verwaltung gestimmt wurde, konnte dieser wenigstens für den Augenblick keinen Vorschub leisten.

In den ersten Monaten ihrer Verwaltung war die Intendanz in die Nothwendigkeit versetzt, Entlassungen und Pensionirungen auszusprechen, wodurch nicht allein die betreffenden Personen, sondern auch ihr ganzer zum Theil auf die Bühnenverwaltung höchst einflußreicher Anhang verletzt und der Intendanz feindselig gestimmt wurde. Ebenso mußten Mißbräuche eingestellt werden, durch welche verschiedene Personen an ihren materiellen Interessen, wenn auch nicht Rechten, empfindlich verletzt und dadurch zu, wenn auch nur geheimen, Feinden der Intendanz gemacht wurden.

Der Anfang der öffentlichen Vorstellungen im neuen Theater vermehrte noch alle schon bestehenden Schwierigkeiten. Das Haus selbst entsprach, namentlich in Betreff der Bequemlichkeit der Sitze, nicht den gehegten Erwartungen und eröffnete somit der stets zum Tadel geneigten Kritik ein weites Feld.

Durch Ausscheidungen von zum Theil höchst wichtigen Mitgliedern des Personals des Schauspiels und der Oper war das Repertoir gänzlich zerrissen. In jedem früher gegebenen Stücke und jeder einstudirt gewesenen Oper waren einzelne und meistens Hauptrollen nicht einstudirt. Es mußte daher ein fast neues Repertoir geschaffen werden. Wer diese Schwierigkeit durch praktische Erfahrung hat kennen gelernt, wer weiß, wie schwer es ist und welche Zeit und Arbeit es erfordert, sie zu beseitigen, der wird sie in ihrem ganzen Umfange zu würdigen wissen. Stücke, welche das Publicum in früheren Jahren schon oft gesehen hat, von welchen es glaubt, daß sie

ſo leicht wie ein Paar Würfel auf die Scene geworfen werden könnten, machen in ſolchem Falle faſt gleiche Schwierigkeiten, wie neue Stücke.

Wenn in dieſer Lage eine mit Mühe vorbereitete Vorſtellung kurz vor derſelben geſtört wird, wie es in dieſem Winter durch plötzliche Krankheiten der Mitglieder ſo häufig der Fall war, dann kann es nur darauf ankommen, daß man eine Vorſtellung gibt, die bequemſte wird dann die nothwendigſte, aber nicht immer die beſte.

Unter den neuen Engagements war nur, wie nicht anders möglich, ein Theil befriedigend ausgefallen. Von dieſen ſpricht natürlich Niemand, gegen die Ungenügenden erhebt ſich der allgemeine Tadel. Wenn Mitglieder während der ungünſtigen Sommerzeit in kurzem Zeitraum gewonnen werden müſſen, wenn der Intendant nur unter den disponiblen Künſtlern, alſo nicht unter dem beſſeren Theile derſelben zu wählen hat, dann iſt es unmöglich nur tüchtige Mitglieder zu erwerben. Unter ihnen hat er nur die beſſeren auszuwählen. Wer es weiß, wie ſelten überhaupt heut zu Tage wirkliche Künſtler ſind, wie dieſe wenigen meiſtens durch Contracte auf längere Zeit gebunden ſind, der wird die Wahrheit des eben Ausgeſprochenen fühlen. Nur Böswilligkeit oder Unverſtand könnte ſie ableugnen. Doppelt ſchwierig wird es aber hier in Stuttgart, die entſtandenen Lücken in kurzer Zeit und genügend wieder auszufüllen, indem Kräfte ausgeſchieden ſind, welche, wenn je, jedenfalls nur mit der größten Mühe und den größten Opfern möglichſt zu erſetzen ſein werden.

Für die ausreichende Beſetzung der gegenwärtig mangelhaft ausgefüllten Fächer ſind, wie wir wiſſen, die nöthigen Einleitungen durch Einladungen zu Gaſtſpielen getroffen.

Schwere andauernde Krankheiten einzelner Mitglieder, beſtändiges Unwohlſein vieler erſten Mitglieder machten im Laufe des Winters eine dem Publicum in die Augen ſpringende Thätigkeit der Intendanz unmöglich. Denn wenn man einem Publicum nicht etwas ganz Ungewöhnliches vorführt, wird es ſich nie herablaſſen, von ſeiner ſtets negirenden Stellung dem Theater gegenüber abzuweichen. Seit dem Monat October waren beſtändig, faſt ohne Ausnahme eines Tages, erſte Mitglieder der Oper krank, wodurch das Einſtudiren von Opern, welche viele Proben erfordern, noch mehr aber das von neuen Opern gradezu unmöglich wurde.

Ob die Intendanz und der Dramaturg die ihrem Wirken durchaus erforderliche Unterſtützung der ihnen am nächſten ſtehenden Beamten gefunden haben, dürfte nach der Lage der Verhältniſſe ſehr zweifelhaft erſcheinen. Doppelt iſt dies zu bedauern, weil die Eigenſchaft des Intendanten, als

Neuling auf dem hiesigen Boden, ihm eine Quelle unzähliger Schwierigkeiten, ja von unvermeidlichen einzelnen Mißgriffen werden mußte. Erfahrung ist ohne die letzten nie zu erlangen, namentlich nicht in einem Geschäft, in welchem schnell und, wie in diesem Falle, im Vertrauen auf den Rath Anderer gehandelt werden muß.

Zu allem Diesem gesellte sich in einzelnen Verwaltungszweigen, namentlich im Decorationswesen, eine gänzliche Zerrüttung, welcher nur sehr allmälig abgeholfen werden kann, und welche sehr störend auf das Repertoir einwirkt.

Eine große Anzahl von contractlich zuerkannten Benefizen, an Mitglieder der Bühne, bilden ferner nicht allein die fortwährende Hemmung der Verwaltung, sondern veranlassen beständige und nicht unbegründete Unzufriedenheiten der Abonnenten.

Die Reorganisation der gesammten Verwaltung soll endlich die Zeit und Kräfte der neuen Intendanz in ungewöhnlichem Grade in Anspruch nehmen.

Die nachstehenden unleugbaren Thatsachen dürfen vielleicht an dieser Stelle nicht ohne Werth sein.

Das neue Theater, über dessen Mangel an Bequemlichkeit für die Zuschauer, allgemein geklagt wird, ladet deshalb nicht zum Besuche desselben ein.

Die allgemeine, auch hier herrschende Geldnoth und die fast beständigen Störungen im Repertoir, wegen fortwährenden Krankheiten der Mitglieder, konnten auf die Einnahme der Theater-Casse nur nachtheilig wirken. Trotz dem sind, wie wir mit Bestimmtheit wissen, die Theater-Einnahmen besser als je; das Publicum applaudirt mehr als früher und das Repertoir läßt es, wie das Nachfolgende zeigt, an Abwechselung nicht fehlen. Unter den ersten 80 Vorstellungen befanden sich 30 Opern-Vorstellungen mit 19 verschiedenen Opern, hiervon waren zwei große Opern neu und von fünf mußten Hauptpartien neu einstudirt werden; 50 Vorstellungen des Schauspiels brachten 47 verschiedene Stücke, die kleineren mit inbegriffen, hiervon waren neu drei Schauspiele, sechs Lustspiele und drei Possen. Ganz neu, oder doch wenigstens in den Hauptpartien neu einstudirt wurden sechs Trauerspiele, drei Schauspiele und fünf Lustspiele. Ferner waren zwei Ballets ganz neu.

Daß ein solches Resultat unter den angegebenen Verhältnissen, namentlich bei dem gänzlich zerrissenen Repertoir, eine Thätigkeit der Verwaltung voraussetzt, bedarf keiner Ausführung und wird Jedem in die Augen fallen,

dem es um Wahrheit, nicht aber um absichtliche Verkennung derselben zu thun ist.

Es wurde kaum ein Stück gegeben, welches von dem Publicum nicht beifällig wäre aufgenommen worden.

Die Oper hat durch das Engagement der vortrefflichen Sängerin, Madame Palm-Spatzer, sehr gewonnen und das Schauspiel hat durch das Hinzutreten des Herrn Grunert, der Madame Dessoir und Fräulein Schäfer eine würdige Verstärkung erhalten. Der tüchtige Sänger und Schauspieler A. Gerstel tritt mit dem Anfange des Monats April, und der allgemein als richtiger Schauspieler anerkannte Herr Meixner in Leipzig im Laufe des Sommers bei der hiesigen Bühne ein.

Nichts ist wohl der neuen Verwaltung nachtheiliger gewesen, als die großen, alles Maß übersteigenden Erwartungen, welche man, ohne die Schwierigkeiten ihres Wirkens zu erwägen, schon an den Anfang ihrer Thätigkeit geknüpft hatte. Der Aerger über diesen vom Publicum selbst verschuldeten und jetzt zu seiner Anschauung kommenden Irrthum soll nun, wie gewöhnlich im Leben, ein Anderer, in diesem Falle die Intendanz büßen.

So sind etwa im großen Zuschnitt, ohne manches nicht unwesentlichen Details zu erwähnen, die Verhältnisse, unter welchen die neue Verwaltung zu wirken hat. Ob sie günstig oder ungünstig, ob sie schnell oder nur mit großem Muth und Geduld allmälig zu beseitigen sind, ob Manches, was in Betreff der gegenwärtigen Leistungen der Bühne zu wünschen übrig bleibt, auf Rechnung dieser Verhältnisse oder auf die des Intendanten zu setzen ist, mag die billige Einsicht eines Jeden, welcher seinem Urtheile vernünftige Gründe unterlegen will, nach dieser einfachen Darlegung entscheiden.

Wünschen wir, daß auch in Betreff unserer Bühne sich die alte Lebenserfahrung bethätigen möge, daß nämlich die Verwaltungen in der Regel die ruhigsten und anerkanntesten geworden sind, welche mit Stürmen begonnen haben.

Ueber Volksfeste.

Zur Erinnerung an eine Schweizerreise.

Wenn ein Fest eine tiefere, sinnvolle Bedeutung haben soll, so muß ihm eine bestimmt ausgedrückte Idee zu Grunde liegen, für welche sich die an ihm Theilnehmenden lebhaft interessiren; dann gibt sich eine eigentlich festliche Stimmung von selbst, und es bedarf nicht künstlicher Mittel, um Frohsinn und Heiterkeit hervorzubringen. Wenn auch bei den meisten Festen, die kirchlichen und religiösen natürlich ausgenommen, wohlbesetzte Tafeln und insonderheit die Weinflaschen nicht zu verachtende Beigaben sind, so werden diese bei einem Feste von tieferer Bedeutung immer eine untergeordnete Stelle einnehmen und noch weniger werden sie die Mittel sein, welche, nachdem sie sich mit den Festtheilnehmern in möglichst innige Verbindung gesetzt, dann erst in diesen eine Art von Begeisterung hervorrufen. Zu einem sinnvollen Feste muß Jeder einen zündenden Stoff in sich schon mitbringen; etwas, das seine Seele erfüllt, das sein Denken, Empfinden und Wollen belebt, muß ihn zum Theilnehmer am Feste machen; die Eintracht, das gleichgestimmte Wesen Aller facht dann das in den Einzelnen lodernde Feuer zur großen Flamme an, und diese Flamme, welche so lange lodert, als der Idee des Festes geopfert wird, bildet den Grundcharakter desselben.

Wenn nun ferner die größten Ideen diejenigen sind, welche ein ganzes Volk zu beleben im Stande, die gleichsam der Herzschlag sind, so ist auch das großartigste Fest ein Volksfest. Welches Volk wird aber nur in Wahrheit ein Volksfest feiern? Dasjenige, in welchem wahres Volksleben herrscht, und das darum auch eine Stimme bei seinen Lebensfragen hat. Wer an der Wahrheit dieser Behauptung zweifelt, darf nur einem Volksfeste in der Schweiz beiwohnen und seine Erscheinung und Gestaltung vergleichen mit einem sogenannten Volksfeste in Deutschland. Strebt man auch von vielen Seiten dahin, Volksfeste auch in deutschen Gauen zu veranstalten, wozu be-

ſonders die ſich allenthalben bildenden Sängervereine benutzt werden, mag noch ſo viel geſungen und gejubelt werden, ein eigentliches Leben, eine tiefere Bedeutung geht immerhin ſolchen Feſten ab, weil nicht Dasjenige den Mittelpunkt bildet, was mancher deutſche Mann auf dem Herzen hat und was er nicht laut werden laſſen darf, weil es, wie man zu ſagen pflegt, nicht dahin gehört; alle Verſuche, aus ihnen mehr zu machen, werden ſcheitern und ſo erklärt ſich auch der Widerwille, den man von mancher Seite gegen Volksfeſte hat. Ebenſo wenig zu billigen ſind die Anſichten Derer, die dem Volke wohl eine Freude gönnen, die es aber nur wie Kinder genießen ſoll, wobei es gut läßt, wenn man die Worte des Heilands anführt: „es ſei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!“ Dies wäre ſchon ganz gut, wenn man es von anderer Seite nur auch ſo machte und an das Kind dächte, das der Heiland bei jenem unter ſeinen Jüngern entſtandenen Rangſtreite in ihre Mitte ſtellte, und es würde ſich dann Alles natürlich machen, namentlich bei einem Volksfeſte.

Ich wohnte im vorigen Sommer einem Schweizer Volksfeſte bei, welches in Solothurn ſtattfand. Es war ein Cantonalſchießen am 28. Juni 1846, und ich will in kurzen Umriſſen das Charakteriſtiſche dieſes Feſtes hier zuſammenſtellen. Die Längendorfer Schützengeſellſchaft, als die bedeutendſte des Cantons, ließ die Einladung zum Cantonalſchießen an die Schützen und Schützenfreunde ergehen, und war in folgende Worte gefaßt, die hier angeführt werden mögen, nicht allein wegen ihres Eigenthümlichen in Bezug auf Mundart und Inhalt, ſondern weil ſie auch als Beleg zu manchem weiter unten Geſagten dienen können:

Liebwärthi Fründ und Eidsgenoſſe!
Ihr wiſſet ſcho, es iſch beſchloſſe,
Mer ſölle hür's Cantonalſchieße gäh;
Am achtezwänzigſte wird's ſi Afang näh,
Und duret no die ſächs folgende Täg;
Schießſtand und Schibe ſi ſcho zwäg,
D' Gäldſumme betreit faſt nüntuſig Franke,
Ehregobe ſi cho vo alle Flanke;
Verchränzt iſt Alls — es het en Art,
Der Rotſchi[1]) het's Mieſch[2]) nit öbbe g'ſpart!
Jetz heimer[3]) numme ei Chummer noh,
Wie's ächt bim Ufzug ſöll zuegoh,
Aß d' Sach au heig en Art und Gattig,
Und aß mer nit chöme no gar i d' Prattig[4]).

[1]) Name des Wirths auf dem Schießplatze. [2]) Moos. [3]) haben wir. [4]) Zeitung.

Mer hei nis berothe a viele Orte,
Und ſind jetz endlig röthig[1]) worde,
Aß Alles ſüferlig goht und zahm,
Zue handle nach folgendem

Feſtprogramm:

Die ſämmtlige Schütze-Mannſchaft ſtoht
Uf em Waffeplatz, wie's Rüni ſchloht.
Denn wird es halbs Ploton abgſändt,
Das holt der Fahne bim Präſident;
Er wird, ſo wie er dur's Thor marſchirt,
Drümol vom „Unverzagt" ſalutirt;
Uf das begibt der Zug ſich witer,
Vorab die Zeiger und die Lüter,
Tambure, und — gät Acht bim tuſig!
Euſi luſtige Liebhaber-Muſig;
Do wärdet ihr eui Ohre ſpitze!
Hintedri marſchirt es Ploton vo Schütze,
Zwe Chnabe denn, und das vo de chächere[2]),
Mit euſe ſchöne Gſellſchaftsbächere;
Unmittelbar druf loht ſi gſeh
Das Comite,
Mit Fähne mannigfaltig, groß und chli,
Wie ſi öbbe denn grad binenander ſi.
Jetz, ohni Unterſchied vo Ort und Kantone,
All Schütze, wo im Zug biwohne,
Me frogt ſi no ihrem Heimet nit,
Aber halte müend[3]) ſi all der Schritt!
Druf mit ſine Kanoniere
Wird der „Unverzagt" ufmarſchire,
Es Stuck — der Gießer iſch e Meiſter!
Er wohnt z' Aarau und Rüetſchi heißt er.
D' Mannſchaft aber, das ſäg i liber,
Iſch z' blätzewis[4]) vo grobem Kaliber. —
Es Ploton, i der Längedörfer Schützetracht,
Marſchirt am End als Hinderwacht.
I der Ornig[5]) goht der Zug dur d' Stadt,
Zum Baſelthor us uf d' Schützematt;
Dört wärde d' Fähne übergäh,
Um Eins wird das Schieße ſi Afang näh;
Wägem Mittagäſſe und dene Geſchichte
Wird ech de's Schützemüeti[6]) brichte.
Somit iſch euſers[7]) Programm am End!
Mer drücke — n — ech Alle fründlig d' Händ,
Chömet ſo zahlrich, wie 's ech freut,
Mer wei luege[8]), aß ech noche[9]) nit reut;

---

[1]) einig. [2]) ſtärkeren. [3]) müſſen. [4]) theilweis. [5]) Ordnung. [6]) Schützenmutter
[7]) unſer. [8]) wir wollen ſehen. [9]) nachher.

Rede dörfet ihr frisch vo der Leber,
Das garantirt
Der Hauptme
Weber;
Und d' Chäller trinket ihr nit all lähr,
Das verspricht ech
Walker, Sekertär.

Längendorf, den 20. Juni 1846.

Wie bekannt sind die Jesuitenumtriebe die Ursache der bisherigen Bewegungen in der Schweiz; dennoch gibt es inmitten dieser Kämpfe schöne Züge von Einheit; man sondert sich zwar ab, aber doch eigentlich nur gegen die Feinde des Vaterlandes, nicht von den einzelnen Theilen des Vaterlandes selbst. Ein Gefühl dieser Art sprach sich bei dem erwähnten Feste schon in dem Gruße aus, der an dem Weichbilde Solothurns an einer festlichen Pforte in folgenden Worten zu lesen war:

uf!
Schwinget Hüt und Mütze
Es lebe der Seeländer[1]) Schütze

Züri isch gewunne,
Bern isch ertrunne[2]),
Wenn schint z' Luzern
e besseri Sunne?

Wie man bei einem Familienfeste auch Derer gedenkt, die in weiter Ferne an ihm keinen persönlichen Antheil nehmen können, wie man sie, obgleich abwesend, durch Gedanken und Gefühle zu Theilnehmern des Festes macht und um alle zur Familie Gehörigen ein starkes, wenn auch unsichtbares Band schlingt, so müssen sich auch bei einem Volke, wenn es ein wahres Volksfest feiern will, ähnliche Gedanken und Gefühle geltend machen, es muß der ganzen, großen Familie, welche das von den Vätern ererbte Land besitzt, gedenken; am wenigsten darf es unberührt bleiben von einem traurigen Loose, das einem Theile des gemeinsamen Vaterlandes zufiel.

Ein Volk dieser Art vergißt seine eignen Großthaten nicht; seine Sorge, groß zu bleiben und das zu erhalten, was es früher errang, hört nicht auf. Eines Arnold von Winkelried gedenkt darum der Schweizer vor Allem, wenn er ein Volksfest feiert; das Volk bringt ächt vaterländische Gesinnung mit und will sie auch ausgedrückt finden in den Inschriften und Emblemen, die Geschichte seiner selbst liegt ihm zu nahe, als daß es sie vergessen könnte, denn es arbeitet ja noch selbst an ihrer Fortsetzung. Dort mußte man Väter und Mütter sehen, wie sie ihren Kindern die bedeutungsvollen Bilder erklärten, ein nutzreicher Anschauungsunterricht; (die obenerwähnten Inschriften nämlich befanden sich an dem Schießhause unter ihnen entsprechenden

[1]) der Schütze, welcher vom Bieler See herkommt. [2]) entronnen.

Bildern;) dort mußte man die kräftigen Männer ſehen, wie ſie mit Stolz vor dem Schießhauſe ſtanden und dem vorübergehenden Fremden gerne zugerufen hätten: Verſtehſt du dieſe Bilder? auch wir wären im Stande, Gut und Blut für's Vaterland zu geben! Solche Geſinnung, ſolche Begeiſterung und Liebe zum Vaterlande miſchte ſich dann in die fröhliche Stimmung beim Mahle und gab ſich laut kund, wenn der Geſellſchaftsbecher voll feurigen Weines von Hand zu Hand ging. Vergleichen wir damit einmal unſere ſtereotypen Toaſte und farbloſen Servietten-Sprüche!

Das Wahrzeichen Solothurns war ebenfalls an dem Schießhauſe angebracht und lautet folgendermaßen:

„Wie der Chuz uf em Stängli und der Ma im Gängli,
„Wache und blicke unverwandt, Schütze, ufs ſchöne Vaterland!"

Und zwei andere Inſchriften lauteten:

„Eidgenoſſen muß man Euch eine Gaſſe machen?"
„Ein Schick fürchtet kein Geſchick!"

Die Rede des Landammans Munzinger, Präſidenten der Längendorfer Schützengeſellſchaft war voll von Begeiſterung für die Wohlfahrt des Cantons, voll von Abſcheu gegen jeden Sonderbund und dabei doch ruhig belehrend. Der „Unverzagt", ein Geſchütz, an die Stelle des im Freiſchaarenzuge gegen Luzern verlorenen von der Schützengeſellſchaft angeſchafft, erhielt hier ſeine Weihe.

Ein Feſt, wie das erwähnte, ſcheint mir in jeder Beziehung den Namen eines Volksfeſtes zu verdienen, da das, was damals das Intereſſe des Volkes in Anſpruch nimmt, den Sinn und die Bedeutung des Feſtes ausmachte. Jeder, der an ihm Theil genommen, hat etwas mit in ſeine Familie gebracht, was nicht ſo leicht verloren geht und was zu ernſter Zeit ſeine Früchte bringt. Noch froher und zufriedner als er kam, kehrt der Schweizer heim von ſeinem Feſte; den männlich heiteren Gruß, mit dem er in ſeine ſchlichte Hütte tritt, verſteht Weib und Kind; ſtatt der Vorwürfe und des lauten Mißbehagens, wie ſie auf Ueberſättigung eines geiſt- und herzloſen Vergnügens folgen, hallen in der Familie die frohen Klänge des vaterländiſchen Feſtes nach, ja es wird dieſes in Gedanken und Gefühlen nochmals gefeiert. Welches iſt der Nutzen, den *unſere* ſogenannten Volksfeſte bringen? Wenn man ſich auch bei einem oder dem andern gut amüſirte, Luftballons und Wettrennen, bunte Trachten und wilde Thiere ſah, hat das Volk im Ganzen nur den geringſten geiſtigen Aufſchwung erhalten, der ein neuer Stützpunkt für ſeine Größe zu werden im Stande wäre?

Letztere Bemerkung gibt mir noch Veranlaſſung, auf die Mittel hinzu-

weiſen, die man in der Regel mit der größten Mühe erſinnt, um ein deutſches Volksfeſt auf die Beine zu bringen; und wie könnte es anders ſein, da das ganze Vergnügen, welches das Volk genießen ſoll, nur ein forcirtes ſein kann? man fragt ja nicht nach dem Geiſte und den höheren Bedürfniſſen des Volkes, man fragt nicht nach dem, wofür ſich der geſunde Sinn des Volkes am meiſten intereſſirt, man will ja eigentlich nicht ſeine Begeiſterung, man will nicht, daß es ſich als Volk, als ein Ganzes freue, — man nennt ſchon das Feſt ein gelungenes, wenn nur mannichfache Gelegenheit, je nach dem Geſchmacke des Einzelnen, geboten wird, ſich einmal zu vergnügen; findet der Eine Gefallen am ruſſiſchen Rutſchberge, ſo mag er rutſchen, will der Andere einmal einen Begriff vom engliſchen Rennen erhalten, ſo mag er dem Rennen zuſehen oder ſelber rennen und auf gut Deutſch bietet ſich allenthalben Gelegenheit dar, viel zu eſſen und nicht wenig zu trinken; kurz hat Jeder den Gaul gefunden, auf dem er gerne reiten möchte, ſo war es ein herrliches Volksfeſt. Damit vergleiche man nun ein Volksfeſt in der Schweiz: wie einfach und natürlich entwickelt ſich Alles; das Schießen, bedeutungsvoll für ernſte Zeiten und andere körperliche Uebungen bilden den Mittelpunkt, die Schützen werden geladen und Schütze oder Schützenfreund iſt in der Schweiz jeder Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, er bringt nicht allein ſeinen Stutzen, er bringt auch jenes mit.

Ein ſolches Feſt muß ſelbſt auf einen Theilnehmer aus fremdem Lande einen unauslöſchlichen Eindruck hervorbringen. Ich hatte die Schweiz durchreiſt, das Land, welches man ſchon als Knabe dereinſt zu ſehen wünſcht, ich habe auf dem majeſtätiſchen Rigi geſtanden, die himmelanſtrebenden Berge mit ihren eiſigen Gletſchern geſehen, zu meinen Füßen unzählige Seee, ich habe manches liebliche Thal durchwandert, in der Frühe und am Abende auf das melodiſche Geläute der an den Bergen weidenden Heerden gelauſcht, das Alpenhorn der Sennhirten hört' ich ertönen auf wirklicher Alpe. So kam ich auch nach Solothurn und wie der Gießbach dort an dem Brienzer See im wilden Drang herunterſtürzt und Alles mit ſich reißt, was er auf ſeinem Wege findet, ſo riß mich hier die Begeiſterung froher Männer fort, und denke ich oft und gerne an die Schweiz zurück, ſo gedenke ich vor Allem des Feſtes in Solothurn.

F. H.

Die Handwerksburschen und die Paßbeamten.

„Da naht dem Wanderburschen ein finster blickender, brutaler „Diener der Polizei und fragt mit barschem Tone: Wie lange „ist Er auf Reisen? zeig' Er mir sein Wanderbuch! sein Reise„geld! — und dem Unglücklichen stirbt der Bissen im Munde, „wenn das Erste nicht ganz in Ordnung und Letzteres bis „auf wenige Groschen zusammengeschmolzen ist, — er weiß „nun, was ihn bedroht. In der grimmigsten Kälte, im scheuß„lichsten Regenwetter, wo man keinen Hund herausjagt, wird „er mit Stockschlägen aus der Stadt getrieben: denn das un„barmherzige Gesetz gebietet, daß er sich nicht über eine Stunde „aufhalten darf."

E. Th. Döbel.
(Wanderungen im Morgenlande Thl. I. S. 155).

Im Alterthume sonderten sich die Menschen von einander ab, man nannte den Ausländer „Barbar" und behandelte ihn mit Verachtung. Die vorschreitende Cultur glich dieses Vorurtheil aus, die Alles umfassende Weltherrschaft der Römer rottete aus, was davon etwa noch übrig geblieben war.

Die vorgeschrittene Civilisation der neuern Zeit ist darauf bedacht gewesen, Mittel zu ersinnen, die Communication durch Chausseen und Eisenbahnen zu erleichtern, aber auch sie durch andere Sachen, durch in Gestalt der Pässe und Wanderbücher aufgestellte Schranken zu hemmen. Diese Unbequemlichkeit, die so unendlich viel Zeit und Geld in Anspruch nimmt, drückt am härtesten den Handwerker, dessen Bestimmung es ist, auf Reisen die erlangten praktischen Kenntnisse zu verbessern und neue hinzuzusammeln. Die Verordnungen, welche über das Reisen der Handwerksburschen existiren, sind strenger als alle andern und was die Strenge noch drückender macht, das ist: daß die mit der Controlle des Visirens beauftragten Beamten oft auf eine ungebührliche Weise die Wanderburschen behandeln, während sie durch

anständiges, höfliches Benehmen das strenge Gesetz, ohne es zu überschreiten, sehr mildern könnten.

Der Handwerker hat vor seiner Aufnahme in die Zunft als Meister eine Wanderzeit von drei Jahren durchzumachen, die bei mehrern Gewerken als Bedingung zur Meisterschaft festgesetzt ist. In frühern Zeiten wanderten nun die Handwerker ohne schriftliche Legitimation und waren nur durch eine besondere, geheim gehaltene Formel, welche der „Handwerksgruß" genannt wurde, zu erkennen. Der vielen Mißbräuche wegen aber, welche damit getrieben wurden, ward diese Freiheit durch einen kaiserlichen Befehl vom 16. August 1731 im ganzen deutschen Lande aufgehoben und es ward befohlen, daß sich die reisenden Handwerker durch schriftliche, nach einer gegebenen Form abgefaßte Zeugnisse künftig legitimiren sollten. Dadurch entstanden die Kundschaften, welche noch jetzt in einigen Ländern gültig, in den meisten übrigen aber durch die allerdings bei weitem zweckmäßigern Wanderbücher ersetzt worden sind. In Hinsicht dieser sind nun die Polizeigesetze gegen die wandernden Handwerker sehr strenge. Man sucht den Wanderburschen durch das gesetzlich verordnete tägliche Visiren seines Wanderbuches während seiner ganzen Wanderschaft unter beständiger Aufsicht zu behalten, indem man ihm dadurch immer auf seinem Wege folgt und ihn zu finden weiß, wenn er etwa nicht Der wäre, für welchen er sich ausgegeben hat.

Abgesehen davon, daß mit Leichtigkeit alle Vorsichtsmaßregeln trotz aller Aufmerksamkeit der wachsamen Polizei umgangen werden können und häufig umgangen werden, wovon wir weiter unten sprechen werden, gibt es so Vieles in diesen Vorschriften, das gewiß einer Reform bedarf. Jedenfalls müßte den Polizeibeamten größere Höflichkeit und Artigkeit eingeschärft werden, da sie — namentlich in Preußen und auch in Sachsen — so grob gegen die armen Wanderburschen sich benehmen, daß diesen die schönste Zeit in ihrem Leben, die Wanderjahre, durch unangenehme Erinnerungen getrübt und ihnen eine ungerechte und schädliche Erbitterung gegen die vorgesetzten Beamten eingeflößt wird. Außer dem täglichen Visiren muß jeder Wanderbursch durch ein gehöriges Reisegeld sich als zur Weiterreise fähig legitimiren können. Wir wollen sehen, wie das verordnete tägliche Visiren ihm oft unangenehme Hindernisse und Aufenthalt seiner Reise erzeugt. Ein Wanderbursch kommt Abends in eine Stadt; die herannahende Nacht erlaubt ihm nicht mehr, auf die Polizei zu gehen; sehr gut könnte er aber noch weiter marschiren, da die Nacht klar und mondhell ist; gewiß könnte er nach einer kurzen Rast vor Sonnenaufgang wieder auf die Wanderung sich begeben.

Doch — er muß bis zum nächsten Tage bleiben, um ſein Wanderbuch viſiren zu laſſen. Aber glücklich wäre er, wenn er am andern Tage expedirt würde; aber wie häufig kommen die Fälle vor, daß Handwerker drei bis vier Tage in einer Stadt auf das Viſiren warten müſſen! Arbeit können ſie nicht bekommen; ſo zehren ſie ihre wenigen Reiſegroſchen auf und zuletzt treibt ſie die Polizei, wenn das Reiſegeld nicht genügend zur Weiterreiſe befunden wird, mit dem Stocke aus der Stadt.

Wenn die Leute auf das Polizeibüreau kommen, behandelt man ſie noch grob, was freilich auch andern Reiſenden, als den Wanderburſchen, begegnet. In Berlin ſind die Beamten auf dem Paßbüreau vor allen andern Städten artig; als Urſache dieſer ehrenwerthen Ausnahme wird unter der Handwerkerklaſſe folgende Anekdote erzählt: Zur Zeit, als der jetzt regierende König von Preußen noch Kronprinz war, ging er eines Abends in ſchlichtem Oberrocke im Thiergarten ſpazieren. Da trat an ihn ein Handwerksburſch heran und bettelte. Der Kronprinz, hierüber erſtaunt, fragte ihn um die Urſache ſeiner Noth. Da antwortete der Handwerker, welcher wahrſcheinlich den Kronprinzen nicht kannte, beſcheiden: „Ja, mein Herr, ich bin bereits vier Tage in Berlin, kann keine Arbeit bekommen und die Polizei viſirt mein Wanderbuch zur Weiterreiſe nicht; ſie beſtellt mich immer auf den nächſten Tag und behandelt mich grob, wenn ich Vorſtellungen mache.“ — „So, ſo“, antwortete der Kronprinz. „Hier habt Ihr für's Erſte eine Kleinigkeit; morgen um elf Uhr ſeid pünktlich auf dem Paßbüreau, ich werde dort ſein.“ Als am andern Tage der Handwerker auf das Büreau kommt, findet er bereits den Kronprinzen dort, welcher ihm das Wanderbuch abnimmt und ſich an den mit dem Viſiren beſchäftigten Beamten wendet. Zu dieſem ſprach er dann mit verſtelltem Tone: „Heda, mein Herr, ich will viſirt ſein, ich warte ſchon vier Tage darauf, habe keine Arbeit und kann nicht aus Berlin fortwandern.“ Der Beamte, in der Meinung, den Handwerksburſchen vor ſich zu haben, antwortete dem Kronprinzen in der gewöhnlichen groben Art: „Halt' Er's Maul, ſonſt wird Er hinausgeworfen! Komm' Er morgen wieder!“ Dem Kronprinzen war dieſes zu arg; raſch öffnete er den Oberrock, ließ die Uniform durchblicken und gab ſich den erſtaunten Beamten zu erkennen, von denen alle bei dieſer Sache Betheiligten ſuspendirt wurden. So wurde einige Artigkeit dem Paßbüreau in Berlin eingeimpft.

In andern Städten benehmen ſich die Beamten nach wie vor grob gegen die Wanderburſchen; oft entbehren ihre Entſcheidungen und Urtheile aller Vernunft. So kommt ein Wanderburſch nach Stettin und will nach Landsberg an der Warthe pilgern. Der Poliziſt fordert ſein Wanderbuch,

das ist in bester Ordnung. Dann fragt er nach dem Reisegelde, das besteht in einem Thaler. „Was", fährt ihn der Beamte an, „damit wollen Sie weiter reisen? Sie müssen augenblicklich aus der Stadt! Hier dürfen Sie nicht bleiben!" Also von Stettin bis Landsberg soll für einen Wanderburschen ein Thaler nicht genügen!

Wo der Wanderbursch ankommt, zu welcher Zeit er ankommt, gleich starrt ihn gespensterhaft ein Polizist an, der ihm die Schreckensworte zuruft: „Sein Wanderbuch! Sein Reisegeld!" Und ist nicht Beides in der gehörigen Ordnung, so muß der Aermste gleich aus der Stadt in stockfinsterer Nacht und beim schrecklichsten Wetter!

Noch auf einen andern Druck wollen wir aufmerksam machen. In einigen Städten existirt nämlich die Verordnung, die Handwerksburschen nicht eher in das Thor zu lassen, bis sie eine bestimmte Summe Geldes vorgezeigt haben, die an einigen Orten sogar auf 5 Thaler angesetzt ist. Ist dies nicht widersinnig? Ein Wanderbursch kommt in die große Stadt Leipzig, um dort auf einige Zeit zu arbeiten und soll gleich beim Eintritte 5 Thaler haben. Und was soll damit bezweckt werden? Um das sogenannte „Fechten" oder Betteln an den Hausthüren zu verhindern. Aber wird der Zweck erreicht? Keineswegs; die Handwerksburschen hängen ihre Ränzel über einen in die Stadt hineinfahrenden Wagen und betreten dann die Stadt als Spaziergänger. **Mundus vult decipi — ergo decipiatur!** —

Wir müssen hier noch einmal auf den Mißbrauch des Paßwesens im Allgemeinen zurückkommen. Pässe oder schriftliche Legitimationen über seine Person, seine Geschäfte, seine Verhältnisse muß jeder Reisende von seiner Ortsobrigkeit bei sich führen, um sich damit auszuweisen, daß er ein rechtlicher, für die öffentliche Sicherheit nicht gefährlicher Mensch sei. Diese Vorsichtsmaßregel wäre zu ertragen, wenn die Vorsicht in vernünftigen Grenzen bliebe und wenn damit nicht eine beschwerliche, willkürliche Steuer verbunden wäre. Jeder Paß muß erstens auf Stempelpapier ausgefertigt sein, dann muß eine Taxe bezahlt werden; ferner müssen die Oblate, das Aufdrücken des Siegels und Gebühren entschädigt werden. Einen solchen Paß oder ein bloßes Führungsattest muß man haben, um von Westpreußen nach der Mark zu reisen; geht man gar von Preußen in einen andern Bruchtheil des einigen Deutschlands, so ist das eine Reise in's Ausland, und da sind eine Masse Papiere, Taufzeugnisse, Militärpapiere u. s. w., die wieder eine neue Besteuerung mit sich führen, herbeizuschaffen. Ist das aber nicht eine ungebührliche Steuer, da sie grade den armen Mann auf so herbe Weise trifft? Außer diesen Geldkosten, die bei der Erwerbung eines Passes oder

eines Führungsatteſtes erforderlich ſind, iſt der Zeitaufwand ſehr bedeutend, der nöthig iſt, um ſich dieſe Papiere zu verſchaffen. Zuerſt muß man lange Zeit warten, bis die Atteſte ausgefertigt werden, in denen nur beſcheinigt wird, „daß der Inhaber während ſeines Aufenthaltes in der benannten Stadt, ſo viel bekannt geworden, ſich immer gut geführt hat.“

Dabei drängt ſich die Frage auf: Trägt das Inſtitut der Päſſe zur öffentlichen Sicherheit wirklich ſo Vieles bei? Keineswegs! Denn täglich werden Spitzbuben eingefangen, die mit Päſſen und allen Atteſten wohl verſehen waren — täglich werden Vagabonden eingeſperrt, die mit wohlviſirten Wanderbüchern als Handwerksburſchen reiſen; nicht zu gedenken jener viel größerer Spitzbuben, die ganze Familien um ihr Hab und Gut bringend, wie Banquerotteurs, in allen Städten geduldet werden, da ſie „ſo viel bekannt geworden, ſich immer gut geführt haben.“

Belgien ſoll neuerdings die Päſſe abgeſchafft haben, möge Deutſchland ſeinem Beiſpiele folgen! Vor Allem aber möge man die Verordnungen in Bezug auf die Wanderburſchen revidiren, damit die Handwerker, die ſich ſpäter genug um das tägliche Brod plagen und quälen müſſen, nicht gleich aus ihrer Wanderzeit ein bitteres Gefühl gegen die bevorzugten Geſellſchaftsklaſſen und gegen das Beamtenthum überhaupt mit in's Leben bringen.

Mit dieſem Wunſche ſchließen wir dieſen kleinen Artikel, der auf Veranlaſſung eines Handwerkers geſchrieben worden iſt.

K. König.

Gegenstimmen

zu „Oesterreich und seine Zukunft."

— Vorbemerkung. —

Als der Verfasser von „Oesterreich und seine Zukunft" uns vor Kurzem den eben erschienenen zweiten Theil seiner Schrift zusendete, schrieb er uns unter Anderem in einem Privatbriefe: „Das Buch ist, wie es der erste Theil vor fünf Jahren war, der Ausdruck meiner ganzen und innigsten Ueberzeugung, nur mit dem Unterschiede, daß ich seitdem um so viel älter und um manche Erfahrung reicher geworden bin. Meine Ueberzeugung ist, daß unsere Zustände jetzt noch ohne eine bedenkliche Erschütterung zum Besten geleitet werden könnten, wenn man an den drei Grundprincipien festhält: Ständewesen, Freiheit der Intelligenz und Municipalfreiheit. Sprechen Sie, wenn Sie meine Schrift beurtheilen, unumwunden ohne Rückhalt und Rücksicht Ihre Ansichten aus. Alles was ich bezwecke, ist, Anregung der Discussion, gelingt dieses, so gebe ich gerne mein Büchlein preis. Wir müssen uns Alle, die wir den Fortschritt wollen, über Formen und Inhalt unserer nächsten Desiderien vereinigen, um diese postuliren und mit Kraft verfechten zu können. Zu diesem aber kann uns nur eine möglichst lebhafte Discussion verhelfen. Mein Motto ist, wie gesagt: Stände, Intelligenz- und Municipalfreiheit — weiß Jemand ein besseres, so will ich gerne das seinige annehmen; aber ein Motto müssen wir haben, sonst fehlt es uns, wie Fürst Metternich sagt, an der „Kraft im Recht"....."

Der Herr Verfasser hat sich nicht getäuscht, als er voraussetzte, daß seine Schrift lebhafte Discussionen anregen werde. Sein Buch hat das große Verdienst, daß es ein Mal die vague Principien-Polemik auf praktischen Boden hinüberspielt und ein Programm bietet, dessen Ausführung selbst im heutigen Oesterreich möglich ist. Viel wichtiger, als unsere eigene Meinung, ist offenbar die Beurtheilung, welche die angeregten Desiderien in Oesterreich selbst finden. Es sind dies Höhenmesser für die politische Bil-

dung und für die Wünsche der verschiedenen Kreise der Monarchie. Während eine Stimme aus den landständischen Kreisen (in Nro. 8 unserer Zeitschrift) dem Herrn Verfasser sich fast unbedingt anschließt, kommen uns aus Wien und Prag Beurtheilungen in halb entgegengesetztem Sinne zu, von Männern, die, obschon oder weil sie der Fortschrittspartei angehören, die Wiederbelebung der landständischen Gerechtsame mit entschiedenem Mißtrauen betrachten. Das liberale Bürgerthum in Oesterreich ist immer noch josephinisch gesinnt und die Reformen des edlen großherzigen Kaisers sind ihm noch immer die Ideale heutigen Fortschrittes. Diese Stimmen zu hören, ist gewiß wichtig, und obschon in den beiden folgenden Artikeln ein allzugroßes Mißtrauen gegen die ehrliche Meinung des Verfassers von Oesterreich und seine Zukunft, ja offenbare Ungerechtigkeiten leicht zu erkennen sind, so ist es doch merkwürdig und nothwendig zu sehen, wie der Liberalismus des österreichischen Mittelstandes gegen die von dem Adel ausgehenden Reformanträge sich sträubt und sich sogar noch eher der Regierung auf Gnade oder Ungnade in die Arme wirft, ehe er die verheißene Hesperidenfrucht aus den Händen der Aristokratie empfangen will, wenn damit die Bedingung verknüpft ist, daß diese an Kraft gewinne. Doch müssen wir bemerken, daß beide nachfolgende Artikel uns vor dem Bekanntwerden der Vorfälle in der letzten niederösterreichischen Ständeversammlung zugegangen sind.

Die Redaction d. Grenzb.

1.

Aus Wien.

Es ist bereits beim Erscheinen des ersten Bandes von „Oesterreich und seine Zukunft" anerkannt worden, daß diese Schrift von einem Adeligen herrührt; der zweite Band zeigt dies auf's Neue. Die Hauptabsicht der Schrift ist keine andere, als die auf den Provinziallandtagen nicht vertretenen Stände davon zu unterrichten, daß auch zu ihrem Heile die landständische Thätigkeit aus ihrem Jahrhunderte dauernden Schlummer erwacht sei.

Sollen wir Andern aber, die wir Güter, Häuser, Fabriken besitzen, Handel und Gewerbe treiben, die wir die Repräsentanten der Intelligenz und doch von unsern Landständen officiell nicht vertreten sind, die zu unserer Vertretung keine Vollmacht haben — sollen wir Andern glauben, daß

dieſe Landſtände unſere freiwilligen Geſchäftsführer ſpielen und die Fabel von der Katze und den heißen Kaſtanien zu unſern Gunſten praktiſch machen werden?

Die Geſchichte iſt es nicht, die uns zur Bejahung dieſer Frage führen könnte, denn ſie ſagt uns im Gegentheil, daß Landſtände, in einer Zuſammenſetzung gleich denen der öſterreichiſchen Provinzen, ſtets nur ihr eigenes Standesintereſſe im Auge hatten, und wenn ſie auch einmal mit ſchönen Worten über „Volksdruck und Gewiſſenszwang" hervortraten, immer nur eine ſelbſtiſche Abſicht im Hintergrunde hatten, die unter jenen Redensarten verborgen lag.

Dieſe Landſtände führen nun einen Mund- und Federkrieg, aber gegen was iſt vorzüglich ihr Zorn gerichtet? Gegen dieſelbe agrariſche Geſetzgebung, welche die ariſtokratiſchen Rechte gewaltig beſchnitten, einen dritten Stand erſt geſchaffen, und die ohne Zweifel durch ihre große Reform einer Staatsumwälzung im Anfang unſeres Jahrhunderts vorgebaut hat. Der einzige Mangel dieſer friedlichen Reform war, daß ſie unvollſtändig geblieben; aber hätte der große Geiſt, der ſie hervorgerufen, einen ſtärkern Körper bewohnt, wären ſeine Nachfolger in ſeine Fußſtapfen getreten, ſtatt ſein großes Werk durch Rückſchritte zu verunſtalten, und einen Zwitterzuſtand herbeizuführen, der eben den „Beamtenſtaat" geboren hat, ſo würde Oeſterreich längſt alles das erreicht haben, nach dem von ſo manchem andern Lande fruchtlos geſtrebt wird.

Und was iſt nun in der That der letzte Zweck der gegenwärtigen ſogenannten „Ermannung" unſerer Landſtände, der freilich in „Oeſterreichs Zukunft" nicht ausgeſprochen iſt? Kein anderer als die gänzliche Vernichtung der joſephiniſchen Geſetzgebung, der aber klüglich durch einen Kampf wider den „Beamtenſtaat" bemäntelt werden will, weil man weiß, daß das „Alles regieren wollen" auch unſerer Anſicht widerſtrebt und wir unter dieſem Syſteme mehr leiden, als die Ariſtokratie, die den Kern des „Beamtenſtaates" bildet. Daher hat der Verfaſſer auch nicht unterlaſſen, uns auf ſo Manches, was uns drückt und fehlt, aufmerkſam zu machen. Aber werden uns jene Landſtände dieſen Druck abnehmen, werden ſie uns das Fehlende verſchaffen, beſitzen ſie die Rechte und die Mittel ſie geltend zu machen? Alle dieſe Fragen muß ich verneinen, und die letzte Frage betreffend den Verfaſſer auf ſein eigenes Geſtändniß verweiſen: daß die Regierung bisher alle Petitionen der Landſtände unbeantwortet gelaſſen hat. Was können daher wir von der neuen Bewegung der Provinzialſtände erwarten, die uns nun als Volksfreunde erſcheinen ſollen, die im Intereſſe der Intelligenz,

des Bürger- und Bauernstandes dem Beamtenstaate den Garaus machen werden.

Und wenn man das Buch recht aufmerksam durchgeht, so reducirt sich dieser landständische Zorn doch eigentlich nur gegen einen kleinen Theil des „Beamtenstaates", der freilich unserer Aristokratie der unbequemste ist, gegen die — Kreisämter! Nun hat aber der unvergeßliche Kaiser gerade deshalb dieses Institut geschaffen, um den armen Bauer gegen den Druck seines adeligen Herrn zu schützen, und das Unterthanspatent zu handhaben, was freilich den Letztern und ihren Beamten etwas unangenehm sein mag, denn immer kommt wieder „Oesterreichs Zukunft" auf die leidigen Kreisämter zurück, und möchte dieselben gern durch einen aus der Mitte der Gutsbesitzer von den Landständen gewählten „preußischen" Landrath ersetzt sehen, weil dieser als Gutsbesitzer gewiß recht unparteiisch zwischen Gutsherren und Bauern stehen würde! Der Verfasser hat aber die Kleinigkeit übersehen, daß zwischen österreichischen und preußischen Bauern eine ebenso große Rechtsverschiedenheit herrscht, als zwischen preußischen und französischen Bauern, und daß das Institut der Landräthe in Preußen genügen mag, in Oesterreich hingegen, wo die Abhängigkeit der Bauern von ihrem Grundherrn noch so vielseitig ist, seinen vorzüglichen Zweck, nämlich den Schutz der Unterthanen (leider sind dies noch die Bauern!) nicht erfüllen würde.

Wenn doch der Verfasser statt dieser vermeintlichen Verbesserung der Staatseinrichtung für eine zeitgemäße Umstaltung das Wort ergriffen, wenn er Vorschläge gemacht hätte: wie diese Umstaltung beschaffen sein solle, wenn er seinem Umstaltungsplan eine breite Grundlage gegeben, und etwa von einer gleichen Vertretung des ständischen, städtischen und bäuerlichen Besitzes, der Intelligenz und der Industrie auf den Provinziallandtagen gesprochen hätte, so würde man allenfalls sich dem guten Glauben hingeben können, den gegenwärtigen Landständen sei es um die Wahrheit, um das Wohl des Volkes zu thun; man würde Vertrauen fassen können — aber statt alle dem der ewige Refrain: von den — Kreisämtern!

Wenn das Buch nicht geschrieben für Standesinteressen, warum auch kein Wort über eine österreichische Reichsversammlung, die doch auch nicht unmöglich ist, wenn sie sich auch wegen der ungarischen und italienischen Länder in zwei, vielleicht drei Theile spalten müßte. Dies war ein weites Feld für einen Publicisten, ein meines Wissens noch ziemlich unbebautes. Der Verfasser von „Oesterreichs Zukunft", der jedenfalls ein geistvoller und praktischer Kopf ist, hätte sich auf diesem Felde versuchen

ſollen*) und ſein Vaterland würde ihm dankbarer dafür ſein, als für ſeine Apotheoſe der gegenwärtigen Landſtände, deren Streben, ſo lange es nicht die Meinung des Volkes für ſich hat, doch immer ein erfolgloſes bleiben muß.

Uebrigens kann ich nur mit aller Billigung erwähnen, daß das Buch in einem ruhigen Tone gehalten, von allen Perſönlichkeiten frei, und durch Lügen und aufgewärmte Klatſchgeſchichten nicht beſchmuzt iſt, welches leider von der heutigen Literatur über Oeſterreich nicht gerühmt werden kann, und faſt nimmt es mich Wunder, daß es verboten wurde, nachdem doch die ſchärfſte Satyre über unſer Regierungsſyſtem auf der kaiſerlichen Hofbühne und in allen Provinzialhauptſtädten dem großen Publicum vorgeführt wird, ohne daß noch eine andere Bewegung im Volke, als die eines krampfhaften Lachens entſtanden iſt.

+

2.

— Aus Prag. —

„Oeſterreichs Zukunft" zweiter Theil findet hier, gewiſſe Kreiſe ausgenommen, wenig Anklang, ſelbſt bei durchaus fortſchrittlich Geſinnten, denn in Form und Kern ſcheint uns die Sache verfehlt. Arge Fehler ſcheinen uns namentlich in den offenbaren Uebertreibungen zu liegen, deren das Büchlein ſich ſchuldig macht; wir halten dieſe Uebertreibungen insbeſondere deshalb für verwerflich, da das Büchlein doch zunächſt, ja allein auf Oeſterreich ſelbſt hat anregend, auf ſeine Häupter hat überzeugend wirken ſollen, und dieſer Zweck nothwendig verfehlt werden muß durch das Ueberpfefferte der Darſtellung, welche der Gegenpartei die Waffen zu ſophiſtiſcher, wie wirkſam wirklicher Vertheidigung in die Hand drückt.

Wozu auch übertreiben, wo es an blanker Wahrheit vollkommen genügt, und dieſe das Ziel ſogar beſſer erreicht, wozu ſo maſſenhaft anklagen, während ſich die Anklage wohl wirkſamer hätte concentriren laſſen. Oeſterreich

*) Im erſten Bande war von Reichsſtänden viel zu leſen, ohne daß es beſondern Anklang gefunden hat; wir glauben, es iſt grade ein Fortſchritt dieſes zweiten Bandes, daß er auf die Ausbildung des Zunächſtliegenden und bereits de jure Beſtehenden eingeht und die reichsſtändiſchen Pläne bei Seite liegen ließ, gegen die nicht blos die italieniſchen und ungariſchen Länder, ſondern auch Galizien und Böhmen gewaltige Einſprüche machen würden.

Anmerk. d. Red.

ſtehe am Abgrunde, — der Boden ſchwinde ihm unter den Füßen — das Band, das die Provinzen zu einem Ganzen einet, ſei gelockert, der Löſung nahe, und Alles drohe auseinander zu fallen — ꝛc. ꝛc. Wo ſind die Beweiſe für dieſe ſchreckhaften Behauptungen, welche man uns als Poſtulate aufdringt?

Wir zählen uns wahrlich nicht zu den öſterreichiſchen Optimiſten, deren Reihen allmälig dünne werden, wir wiſſen gar wohl, was uns abgeht, und daß Vieles, ſehr Vieles anders und beſſer werden müſſe; wir wiſſen aber auch, daß Vieles beſſer werden wird durch den Drang der Zeit, und daß grade die heutige Uebergangsperiode die Grundſteine lege zu einem reſtaurirten, erweiterten Gebäude, deſſen Ausführung einer vielleicht nicht ſehr fernen Zukunft anheimfällt: der Bauführer heißt Nothwendigkeit! Das Büchlein iſt in landſtändiſcher Regierungsſucht geſchrieben, es ſpricht eine förmlich in's Uebertriebene gerathende Bureauphobie aus. Wie konnte man ſich zu der Behauptung verſteigen, vor ſechzig Jahren habe es beinahe gar keine Beamten gegeben (Seite 24), in den Jahren franzöſiſcher Uebermacht hätten die Provinzialſtände Oeſterreich gerettet; wie konnte man ſo ſchwach werden, den Beamten vorzuwerfen, in jener Zeit der Bedrängniß hätten ſie ſich ganz ſtill verhalten — haben ſie etwa die Franzoſen in Tinte erſäufen ſollen??

Beamte waren, ſind, und werden überall ſein wo es zu regieren gibt, aber Beamte *ſollen was gelernt haben*, dann verſtehen ſie regieren zu helfen dem Staatsoberhaupte, und wir beſchränken vorerſt unſer Wünſchen und unſer Verlangen darauf, daß neben Gewährung freier Druckerſchwärze gründliche Bildung und Qualification unſerer Beamten *ermöglicht* und *gefordert* werde, dann ſind wir für die nächſten Jahre verſorgt, Reformen im Sinne der Zeit machen ſich dann von ſelbſt.

Wer die Monarchie von franzöſiſcher Uebermacht befreite, bewieſen die menſchengedüngten Schlachtfelder, die überfüllten Invalidenhäuſer; das Volk, das urkräftige Volk hat die Monarchie gerettet mit Strömen Blutes, treuen, wenn auch unadeligen Blutes, nicht aber die Herren Landſtände waren Retter der Monarchie.

Ständeglieder haben als Einzelne mitgefochten, wo der Graf nicht mehr galt als der Bruder Landwehrmann, die Stände haben Kriegsbedarf geliefert, doch wir Andern auch, die Stände haben Staatsanlehen *vermittelt*, welche der Geſammtſtaat verzinſet und garantirt, darum vindiciren wir mit Recht das Verdienſt des Rettungswerkes für die Geſammtbevölkerung Oeſter-

reichs, und weisen die aristokratischen Prätensionen in die ihnen gebührenden engen Schranken.

Wir gestehen offen, jede Zukunft wäre uns lieber als diese ständische, welche uns der Herr Verfasser in Aussicht stellt. Grade das Uralte des Ständewesens in Oesterreich, worauf der Herr Verfasser pocht, beweist, daß es veraltet ist und heute nicht mehr taugt. Der Herr Verfasser will Alles in die Hände der Stände gelegt wissen und spricht doch überall nur von Provinzialständen, ohne einen Centralvereinigungspunkt zu formuliren. — Oesterreich soll also zu einer Art Föderativstaat unter einem Schattenmonarchen werden, etwa zu einer neuen Auflage des heiligen römischen Reichs, diesem goldenen Zeitalter der Reichsbarone, Reichsritter und übrigen Reichswucherpflanzen. Der Herr Verfasser gleitet wohl absichtlich über die josephinische Periode hinweg, dieser anerkannten Glanzepoche Oesterreichs, welche allein uns noch heute mit Licht versorgt, denn wahrlich Großes kann nie ganz untergehen — und doch hat Joseph das Ständewesen ganz ignorirt, ja nullificirt, dennoch aber, ohne alle Stände, ging die Sache vortrefflich. Joseph, von erleuchteten, glücklich nicht immer aus Aristokratenreihen gewählten Beamten umgeben, hat regiert urkräftig-concentrisch; nur deshalb ging damals ohne Stände Alles gut, weil praktische Vernünftigkeit regierte im Centrum der Monarchie.

Welche veraltete, von feudalem Spinngewebe umflorte Ansichten dem Büchlein zu Grunde liegen, wird daraus klar, daß der Verfasser alles Gewicht auf den Beirath der Repräsentanten des Territorialbesitzes legt, wo doch heute dieser Besitz, das durch ihn repräsentirte Capital, zur Geldkraft ohne Territorialbesitz, zur Industrie, zur Intelligenz, selbst bei uns schon die Minorität bildet, weshalb wir den Herrn Verfasser auf das Verhältniß der directen Steuer zur indirecten verweisen. Wer mitzahlt, muß auch mitessen dürfen, soll überhaupt von gemeinsamem Mahle die Rede sein. Daß die Franzosen noch immer so theueren Rinderbraten zu essen bekommen, begründet sich blos in dem Uebergewichte der Territorial-Repräsentanten, so wie dasselbe auch in England, wiewohl auf dem Rückzuge begriffen, sich xenophontisch Fuß für Fuß vertheidigt. Zwar stellt uns der Herr Verfasser eine erweiterte Communalverfassung und Vertretung, in Nebelbildern sogar ständische Vertretung des Bauernstandes in Aussicht; allein was eigentlich gemeint ist, verräth der Antrag, daß bürgerliche Besitzer ständischer Güter ihren Platz einst im dritten und vierten Stande sollen finden können, wo doch nach des Buches Prämissen der Besitz stimmberechtigt machen soll, daher die Aufnahme der bürgerlichen Gutsbesitzer in die heutigen Ständeversammlun-

gen als nächster Act der Gerechtigkeit zu empfehlen war. Diese aristokratische Landstandsmanie tritt als unangenehmer Anachronismus allenthalben aus dem Buche hervor, und vereitelt auch die wohlmeinenden Tendenzen des Verfassers, die wir anzuerkennen gerne bereit wären.

Zum Schlusse müssen wir eine directe Unrichtigkeit des Buches rügen, welches dem Publicum erzählt, die Regierung habe den böhmischen Ständeantrag auf Steuergleichheit absichtlich nur für ein Jahr genehmigt; das Unwahre dieser Angabe ist heute notorisch, die Leser der Grenzboten wissen zur Genüge, daß im Gegentheil die böhmischen Stände jene Steuergleichheit nur für ein Jahr wollen gelten lassen.

— Blase. —

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

— März. —

Excellenz und Hoflivree. — Das Capitel von St. Denis. — Katholischer als der Papst. — Lamartine's Geschichte der Girondisten. — Eröffnung der Kunstausstellung. — Das große Bild von Couture.

Wir haben die schwere Frage, ob unsere Minister „Excellenzen" sind oder nicht, unentschieden gelassen. Das ist so unsere constitutionelle Art. Entsinnen Sie sich, wie wir vor ein paar Jahren so tapfer gegen die Hofuniform zu Felde zogen? Damals kamen wir auch zu dem Schlusse, daß es der Sache zu viel Ehre anthun heiße, sie im Parlamente zu verhandeln, sie wurde durch eine ordre du jour beseitigt; und heute geht alle Welt in Livree an den Hof. So wird es auch dieser Excellenzfrage gehen. In ein paar Jahren ist die Sache in Ordnung und Jedermann schreibt an den Minister so und so „Excellenz". Bedeutender wird der Kampf um das Capitel von St. Denis werden. Dieses ist allen Parteien ein Dorn im Auge. Den Ultramontanen, weil sie glauben, daß das Capitel das Ansehen des Königs über die Geistlichkeit vermehren werde; den Philosophen, weil es die Macht der Geistlichkeit, wenn auch in der Hand der Regierung, stärkt; den Constitutionellen, weil es die Geistlichkeit oder wenigstens das Capitel von St. Denis außer dem Staate begründet. Der Kampf um diese Angelegenheit wird ziemlich sicher die Hauptschlacht des diesjährigen parlamentarischen Feldzuges werden. Die Vorgefechte lassen schon zum Voraus auf die Loyalität schließen, mit der er geführt werden wird. Außer den Philosophen, den Antichristlichen, den Indifferenten, die der National vertritt, stehen die übrigen Hauptparteien meist auf einem Boden, auf dem sie nur mit Dolchstichen rücklings angebracht kämpfen können. Der Papst hat diese Maßregel genehmigt und dennoch sind die Ultramontanen dagegen. Sie krümmen sich wie ein getretener Wurm, denn sie müssen in den Fuß ihres Herrn und Meisters stechen. Daher eine Menge hinterhaltiger Perfidien, die dann die Regierung ebenso perfide benutzt. Sie, die die Angelegenheit nur als constitutionelle Maßregel betreiben darf und sollte, hielt den Ultramontanen die Unfehlbarkeit des Papstes vor, um sie so zum Schweigen zu zwingen. Als ob der Papst die innern Verhältnisse Frankreichs zu schlichten

hätte. Es iſt eine wahre Sprachverwirrung, und ſie wird noch toller werden, wenn die Sache erſt in die Kammer kommt. Noch aber ſind unſere Vorferien nicht zu Ende, weil die Zeit noch nicht drängt; und erſt in etwa ſechs Wochen werden die Geſchäfte beginnen. Dann ein Mehreres über dieſe ſehr heckenreiche Angelegenheit.

Gegenwärtig beſchäftigen uns zwei nichtparlamentariſche Ereigniſſe, und zwar die Geſchichte der Gironde von Hrn. v. Lamartine und der Salon. Die erſtere erſcheint morgen, aber ſeit vier bis fünf Tagen ſpukt ſie bereits als ungeborenes Kind in allen Blättern. Hr. v. Lamartine hat an alle Hauptzeitungen von Paris eine Epiſode geſchickt, an die **Débats**, die **Presse**, den **Siècle**, den **Constitutionnel**, den **National**, die **Gazette de France** und die katholiſchen Blätter. Und ſiehe das Wunder, alle ſind entzückt über den Theil, der ihnen anheim gefallen. Die **Presse** weiß nicht genug zu loben, wie gerecht Hr. v. Lamartine über den Tod Ludwig's **XVI.** ſpricht; der **National** iſt vollkommen einverſtanden mit der Heiligſprechung Robespierre's u. ſ. f. Jedes Blatt ſieht ſich wie im Spiegel in dem Abſatze, den Hr. v. Lamartine ihm geſchickt hat. Aber als dann den Herren ſämmtlich ein paar Stunden ſpäter die andern Blätter zukamen, ſchüttelten ſie Alle bedächtig den Kopf, wurden ſie mit jedem Artikel, den ſie in dem entgegengeſetzten Parteiblatt laſen, ganz irre und wirre an ihrem eigenen Enthuſiasmus ob des ſchönen Artikels, der ihnen ſelbſt zugefallen war. Ich geſtehe, ich habe ſie nicht alle geleſen; aber ich weiß, daß der Eindruck, den dieſe buntſcheckigen Lappen, die bei den Gemäßigten aſchgrau, bei den Conſtitutionellen himmelblau, bei den Republikanern blutroth, und wieder bei den Legitimiſten milchweiß ausſahen, den niederſchlagendſten Eindruck hervorgebracht haben. Ich urtheile hiermit nicht über das Werk, ſondern einfach über den Eindruck ſeiner vielfarbigen Vorläufer. Ich hoffe und glaube ſogar, daß Hr. v. Lamartine etwas ganz Ausgezeichnetes geliefert haben wird; aber er hatte unrecht, ſich zu dieſer ſonderbaren Ankündigung herabzulaſſen. Hr. v. Lamartine iſt eine edle Natur, ich ſtelle ihn höher als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen in Frankreich. Aber er iſt eitel, ſehr eitel. Verurtheile ihn deswegen, wer ein Recht dazu hat, — aber nur, wer ſich frei fühlt, möge den erſten Stein aufheben. Ich nicht. Wie eitel er aber auch iſt, ſo ſucht er die Befriedigung dieſer Schwäche in den edlern Sympathien ſeiner Gleichzeitler. Er haſcht nach dieſen Sympathien überall hin, wo ſie ſich zeigen, rechts und links, vorwärts und rückwärts. Und das erklärt dann leicht, wie ſich in ſeinem Buche etwas Schönes und Edles für alle Parteien findet, zugleich aber auch, woher es kommt, daß dieſer Mann keiner Partei recht iſt und vielleicht grade deswegen das Geſammtergebniß des Beſſern aller Parteien vertritt. Das Buch iſt ſicher ein ſchönes, ja ein gutes Werk, aber nützen wird es wenig. Ich ſchreibe Ihnen ſpäter vielleicht umfaſſender über daſſelbe.

Für heute noch ein paar Worte über den Salon. Dieſer iſt heuer für ſehr Viele in einem einzigen Bilde, **Romains de la décadence** von Thomas Couture. Es iſt daſſelbe aber auch wirklich ein Werk, das ſich durch ſeinen Gedanken, ſeine Compoſition und ſeinen Farbenreichthum zugleich vor Allem, was der Salon bietet, vor Allem, was die neuere franzöſiſche Schule geſchaffen, auf's Vorzüglichſte auszeichnet. Der Gedanke des Bildes liegt in der Stelle Juvenal's: Saevior

armis Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem. Das Bild ſtellt ein römiſches Saufgelag vor. Auf einem üppigen Divan (ich weiß nicht wie die Römer dergleichen nannten) liegen und ſitzen eine Menge Figuren, Männer und Weiber durcheinander. Die Wolluſt und die Ueberſättigung iſt in jedem Zuge, in jedem Gliede zu leſen. Die Weiber und die Männer ſind ſämmtlich Kraft-erſcheinungen, die an das alte Rom erinnern, wie ſehr auch der Untergang aus ihnen hervorſtrahlt. Rechts ſtehen zwei Männer, die mit Trauer und Ernſt das wilde Schauſpiel betrachten; links ſitzt ein Dichterjüngling wolluſt- und wein-ſatt ſchlafend auf dem Fußgeſtell einer Säule, an die er den müden Lockenkopf anlehnt. Im Kreiſe, um dieſe Scene ſtehen die Marmorſtatuen eines Brutus, eines Cincinnatus, und ſchauen wie ſchaudernd auf die Entartung ihrer Enkel hinab. Ueberall in dieſem Bilde iſt Leben, die Farbe iſt die Natur ſelbſt, jede Gruppe, jeder einzelne Leib iſt ein Meiſterſtück der Keckheit und doch wieder der Natürlichkeit. Es hängen eine Menge Bilder anderer ziemlich namhafter Meiſter um daſſelbe herum; aber ich bin ſicher, daß ſie ſämmtlich das Ihrige thun werden, um bei der Platzveränderung, die jedesmal nach der erſten Hälfte der öffent-lichen Ausſtellung ſtattfindet, aus dieſer ſehr gefährlichen Nachbarſchaft heraus-zukommen. Ein Bild von Lehmann verſchwindet ganz, fällt weg, obgleich es ſeine Schönheiten ebenfalls hat. Mit dieſem Wurfe wird Herr Couture, der noch ſehr jung iſt, unbedingt einer der erſten Meiſter der Zeit.

Ich habe ſonſt wenig Ausgezeichnetes auf meiner erſten Umſchiffung dieſer neuen Welt entdeckt. Ein Bild von Winterhalter, eine Badende, die ſich vor einer Weſpe fürchtet, iſt ſchön, lebendig, friſch und wahr. Ein Bild von Robert Fleury, die Scene, in der Galilei vor dem Concilium ſagt: Und dennoch dreht ſie ſich! iſt nach Herrn Couture's römiſcher Decadenz wohl das beſte. Aber wie geſagt, das Ereigniß des Salons iſt in dem Einen Bilde, das unwillkürlich alle Welt feſſelt. Heiligenbilder gelingen nicht mehr; die Schlachten verſchwinden aus dem Salon, die hiſtoriſchen Scenen ſind matt und kalt — die Krone trägt eine — Orgie davon. — Sie iſt wahr und lebendig, ſo wahr und lebendig wie die Scenen des Balles der grand opera!

J — n.

II.

Aus Düſſeldorf.

Präludium. — Die Düſſeldorfer Künſtler und die Berliner Kritik. — Ein Artikel der Allgem. Zeitung. — Schirmer, Achenbach und Schrödter. — Satyriſche Arabesken.

Es kommt mir beim Anſetzen der Feder ein Quergedanke durch den Sinn, weil ich eben im Begriff bin, eine Correſpondenz zu ſchreiben — ich meine, dies Geſchäft ſei großartig, ja es müſſe großartig ſein, weil es ſo viele Fabrikarbeiter beſchäftigt. Vom beſternten Hofmarſchall, der über jeden Toaſt auf Se. Majeſtät Bericht erſtattet, bis zum ſchofeln Brückenknecht, der die Waſſerhöhe am Pe-gel notirt und controlirt, welche Contraſte und Extreme und doch, welche unleug-bare Aehnlichkeit in der Subſtanz ihrer Stoffe! Ferner vom „lügenhaften" Be-richterſtatter über ein mißliebiges Ereigniß bis zum officiös-wahren Correſponden-

ten des rheiniſchen Beobachters — welche Kluft! — O käme die Geheime Raths-Zeitung endlich, ſie auszufüllen! Hole der Henker die ſtereotypen Berichte, wenn gar nichts Bedeutendes ſich ereignet, kein Feſteſſen, keine Prinzenvermählung, keine „intereſſanten Umſtände", keine Naturforſcherverſammlung und ſpaniſche Tänzerinnen-Scandal. Ich würde es machen, wie nach Heine's Ausſage der Pariſer Correſpondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung und meine Berichte nach einer Art Schablone, nach einem Recept verfaſſen; aber die Grenzboten lieben kein ſolches Verfaſſen und am Ende wäre das Publicum auch mit meiner Verfaſſung nicht zufrieden!

Alſo nehmen Sie in Ermangelung aller weltgeſchichtlichen Denkwürdigkeiten wieder mit einem ſchlichten Kunſtbericht vorlieb.

Düſſeldorfs Künſtler ſind in neueſter Zeit ungemein populair geworden; ihre guten und ſchlechten Werke ſind dergeſtalt in's Volk gedrungen, daß ſie ohne Unterſchied von den Berliner Eckenſtehern in deren bekannter ächt-volksthümlicher Weiſe beſprochen und recenſirt wurden. Und obendrein in aparten Broſchüren, und ſogar mit Illuſtrationen, wie es die Speculation verlangt, kann es eine freundlichere Aufmunterung geben? Wie doch der Fortſchritt in die unterſten Klaſſen der Geſellſchaft eindringt — Spikaal und Herr Buffey ſind Kunſtkenner geworden! Wie mag nur die Polizei, wie mögen die Gensdarmen, die ewig „zurück" ſchreien, dieſen gefährlichen Geiſt im Volke dulden, warum verſperrt man dem großen Haufen nicht die Zugänge zu den Hallen, wo er die techniſchen Ausdrücke von Hörenſagen zuſammenſtoppelt? Wohin man blickt, ſieht das Auge in Preußens Reſidenz eine polizeiliche Warnungstafel, aber auf der Kunſtausſtellung fehlt es an dieſen Fingerzeigen, da ſollte am Ein- und Ausgange groß zu leſen ſein: dieſer Ort darf nicht — —.

Wir reden von „Düſſeldorfer Künſtlern", nicht von der „Düſſeldorfer Schule", denn dieſe exiſtirt nicht mehr, wie die Augsburger Allgemeine unlängſt glänzend bewieſen hat; der Kritiker demonſtrirte auf hiſtoriſcher Grundlage einfach ſo: vor zwölf Jahren nannte man die ſentimentale und larmoyante Malerei einiger weniger Künſtler Düſſeldorfs allgemein „die Düſſeldorfer Schule". Dieſe Richtung iſt nicht mehr vorhanden — folglich gibt es auch keine Düſſeldorfer Schule mehr. Dictum, basta! ein Argument, beinahe noch beſſer, als das des Rheiniſchen Beobachters über die wirkliche Exiſtenz der Preßfreiheit. Jene thränenreiche Düſſeldorfer Schule von Ehedem gehörte faſt lediglich in's Gebiet der Hiſtorienmalerei oder doch des hiſtoriſchen Genres — alſo alle Landſchaften, alle Darſtellungen aus dem Leben ſind davon ausgeſchloſſen. Die jetzigen Schöpfungen auf den beiden letztgenannten Gebieten werden von der Kritik gar nicht beachtet, weil man nicht gewohnt iſt, ſie mit zur „Schule" zu zählen; man bricht ohne Gewiſſensbiſſe über die „Schule" den Stab, wenn auf der Berliner Ausſtellung einige verfehlte Producte der hiſtoriſchen Richtung zu ſehen waren, und kein Recenſent hat ſo viel Billigkeit, der vielen Meiſter in andern Fächern zu gedenken. Als ob Schrödter und Haſenclever, Jordan und Ritter, Kretzſchmer und Meyer und viele Andere gar nicht vorhanden wären, als ob die Schule der Landſchafter nicht die größten Meiſter Deutſchlands aufzuweiſen hätte, wie Schirmer, den Gründer derſelben, und Achenbach, den Byron der Malerei.

Grade dieſe beiden Zweige werden vorzugsweiſe hier cultivirt, grade ihnen gehören die beſten Schöpfungen der Düſſeldorfer Kunſt an; ich kann mir ſchon denken, warum die Kritik ſich mit beiden, namentlich der Landſchaftmalerei, ſo wenig befaßt — ſie bietet keinen Stoff, ſie läßt ſich weder mit Worten, noch mit der Feder recht eigentlich beſchreiben. So wenig der größte Kenner und gewandteſte Redner den Eindruck einer Beethoven'ſchen Symphonie mit der bloßen Sprache wiederzugeben vermag, ſo wenig ließe ſich eine Achenbach'ſche Felſenlandſchaft oder ein Schirmer'ſches Waldleben in Worte faſſen. Aber das Gefühl wird mächtig angeregt von dem Bilde der Mutter Natur, und eben in ſeinen geheimſten Tiefen fehlt dem Gefühle die Sprache. Aehnlich ergeht es den Darſtellungen aus dem Leben, Genrebilder genannt; hier fehlt es dem krittelnden Phraſeologen an Anhaltspunkten, nirgends findet er Thatſachen, die aus der Geſchichte zu corrigiren wären, alſo laſſen ſich keine Behauptungen aufſtellen, keine hiſtoriſchen Kenntniſſe entwickeln und jede Gelegenheit fehlt zum Auskramen der nimbusgebenden Gelehrſamkeit. Die Phantaſie des Künſtlers erzeugte Geſtalten und Situationen, die Motive ſchlummern in ſeinem Hirne, wo ihnen nicht beizukommen iſt — und Lichtenberg lebt ſchon lange nicht mehr. Sehen Sie, das iſt fatal für einen Kritiker und ſehr fatal für einen Krittler, denn nun muß er das Publicum, das ignorante Volk, allein urtheilen laſſen und kann es nicht bevormunden.

Ich ſchwatze hier aus der Schule, denn es geht mir ebenſo; der Leſer mag's längſt gemerkt haben, denn hätte ich ein claſſiſches Bild aus der Weltgeſchichte unter der Feder, ſo würde ich auf dem Kothurn einherſchreiten und meinen Styl nach Tacitus oder König Ludwig formiren, und meine Helden gehörig lapidarſtylen. Aber ich berichte heute nichts von dem ernſten Leſſing, ſondern vom heiteren Schrödter, nichts von Huß und Ziska, ſondern vom einfältigen Bauernvolk und alltäglichen Straßenmenſchen. Dies vorlaufende Geſtändniß zur Warnung für diejenigen Leſer, welche Ihr Blatt mit Glacéhandſchuhen anfaſſen — ſie mögen mir alſo nicht weiter folgen, denn es geht ohne Gnade in die Hefen des Volks, ſogar bis zu beſoffenen Handwerksburſchen und bettelnden Schnurranten.

Es war in einer kleinen Künſtlergeſellſchaft, Compoſitionsverein benamſet, vor längerer Zeit die Idee aufgetaucht, transportable Frieſe zu malen, welche die immobilen Fresken erſetzen ſollten; dies brachte Meiſter Schrödter auf den Gedanken, ſeine bisher auf die enge Leinwand beſchränkte Malerei auszudehnen zu größeren Compoſitionen. Er wählte einen Fries für den Salon, componirte Variationen über das Thema „der Tanz" und malte ſie auf ſieben Zinkplatten, welche zuſammengeſetzt die Wände eines Ballſaals nach Art der Fresken verzieren ſollen. Zu dieſem Behufe nahm er die Hahn-Hahn'ſchen Romane zur Hand und malte eine glänzende Soirée ſo treu, daß man den Charakter eines Grafen Otbert von Aſtrau von dem eines Erbprinzen ſchon an ihren Halsbinden unterſcheiden kann und auf den erſten Blick hier Clelia, dort Sibylle an dem diſtinguirten Air ihrer Augen erkennt. — So hätte der Künſtler verfahren müſſen, wenn er die haute volée und ihre Begriffe von Aeſthetik gekannt und gewußt hätte, was für Stände in den Salons Zutritt haben; das hat er aber nicht

und daher verging ſich ſeine künſtleriſche Freiheit ſo weit, daß er plumpe Bauern für einen „Cercle" geeignet hielt.

Wer dieſen etwas ſchauderhaften Gedanken zu faſſen vermag, wird in etwas verſöhnt werden, wenn ich beifüge, daß die ganze unäſthetiſche Scene in das Blumengewand Schrödter'ſcher Arabesken eingehüllt wurde, natürlich blos, um ihr die urſprüngliche Rohheit zu benehmen. Um die ganze Schaar ſingender, tanzender, trinkender und muſicirender Menſchen ſchlingen ſaftige Guirlanden einen blühenden Kranz, und ranken kreuz und quer bald unter, bald zwiſchen, bald über ſie ihr buntes Gewinde. Hier lauſcht ein blühendes Liebespaar verſtohlen hervor aus einer Roſenkette, dort hocken die ſchnurrigen Muſikanten auf Diſtelſtauden und ſtreichen Baß und Geige zum luſtigen Hopſer. Electriſirt von ihren Tönen erkieſt jeder Junge ſein Mädel; das Bärble fliegt bereitwillig dem Hansjörg entgegen, die Agathle ziert ſich ein wenig, weil der Kasper ſie heut' Morgen nicht gegrüßt hat und die Emmerenz bleibt nun gar ſitzen und ſchmollt bitterböſe darüber und rächt ſich mit ſchnöden Klatſchereien bei den alten Weibern hinter ihr. Derweil rauſchen die Töne über der flüchtigen Schaar und immer mehr kopfwackelnd ſtreicht der Geiger, immer bausbäckiger bläſt der Poſauniſt, und immer wirbelnder dreht ſich das junge Volk. Doch ſieh, da ſchreitet ernſt und abgemeſſen der Buchmeier mit ſeiner ehrſamen Hausfrau im Tacte des Menuets, ein würdiger Contraſt gegenüber der raſenden Jugend; und während der eitle Florian gar graziös mit ſeiner ſchmucken Crescenz Ländler tanzt, parodiren ihn ein paar muthwillige Kinder mit nachäffenden Capriolen.

Im Nebenzimmer des „Krugs" ſitzt mittlerweile der wichtige Soges, das eine Auge im Amtseifer auf die Tanzenden, das andere auf die Zeitung geheftet. Offenbar findet er das Gläſerklingen der Fuhrleute neben ihm höchſt mißliebig, denn ſeine Miene drückt ein Unbehagen aus, wie die eines Fürſten, der eine freiſinnige Petition lieſt. Und nun gar die übertriebene Nonchalence jenes ſchäkernden Paares — es iſt zu arg mit dem Volke — Hannes beabſichtigt der Grethel einen Kuß zu rauben und ihr Sträuben veranlaßt eine offenbare Katzbalgerei. Denken Sie Sich, gnädige Frau, dieſe pöbelhafte Scene ſoll in einem Salon ſpielen! —

Aber es kommt noch beſſer; der lange Peter und ſein Freund Klas, dieſe Dioskuren, welche bei dem Weibsvolk kein Glück machen können, haben ſich im andern Kämmerlein bei der Flaſche niedergeſetzt und entſchädigen ſich durch Zuſchauen und Chikaniren. Als die Crescenz, welche ihm einen Korb gegeben, in des Peters Nähe kommt, verſchnappt er ſeinen Groll vor Florian's Ohren und nun antwortet dieſer mit einem Schlag hinter Peter's Ohren, Klas haut mit der Flaſche drein und im Nu regnet's die ſchönſten Prügel. Stuhlbeine und Pfeifenköpfe caramboliren an ihren menſchlichen Collegen, daß nicht blos die Henne, ſondern auch die Enten und Hühner auf dem Hofe davonfliegen.

O Meiſter Pfropfenzieher, hätteſt du dich an Gräfin Ida gehalten, da hätteſt du ſtatt fliegender Bänder auf Hauben und Hüten nur winzige Bändchen an Knopflöchern zu malen gehabt und welchen reichen Stoff hätten dir erſt die reichen Stoffe der rauſchenden Damengewänder geboten! Du hätteſt kein lachendes Geſicht, höchſtens eine lächelnde Miene zeichnen dürfen, und an den Bewegungen

deiner Geſtalten wäre dir viel Mühe erſpart, wenn du die Schablone zu einem Frack oder Atlaskleide angewendet hätteſt! Wie ganz anders wäre die letzte Scene geworden; ſtatt ſauſender Flaſchen und Scherben, ſtatt des tollen Handgemenges der Streitenden durfteſt du ganz ſchlicht einen ermordeten und einen lebenden Duellanten mit Zubehör darſtellen — ein ganz anderes Finale deiner Compoſition, als dieſe ungeſchlachte Bauernlümmelei! —

Schrödter's Arbeit entſpricht nur im Aeußern den Anforderungen an ein Freskobild, die brillanten Farben auf Goldgrund und das Format ſind wie immer, aber vom ſtrengen Styl, von Allegorien und Idealfiguren keine Spur. Wir haben nichts als das Leben und die Natur in der urſprünglichen Form und Geſtaltung. Dafür bedarf es aber auch keines langen und breiten Commentars bei ſeinem Werke; wir ſtudiren nicht lange an einer Figur, die dem Coſtüme nach ebenſo gut Fauſt als Gutenberg ſein kann, wir brauchen die Jahrhunderte und ihre großen Männer nicht nach Toga oder Mantel zu beurtheilen. Das iſt's, was den ſchlichten Beſchauer ſo mancher gefeierten Fresken-Allegorie abſtößt, und gleichwohl iſt das Schrödter'ſche Werk nichts Anderes, als eine Allegorie — aber ſie ſchöpft aus dem Leben, nicht aus der abſtracten Philoſophie der Geſchichte.

Unſer rheniſch-weſtphäliſcher Kunſtverein hat den Fries angekauft und zugleich eine Lithographie in Farbendruck von des Künſtlers eigner Hand zur Vertheilung an ſeine Actionäre beſtellt. Sie werden alſo demnächſt Gelegenheit haben, das originelle Werk zu ſehen, und viele Ihrer Leſer werden dieſe „gemalten Dorfgeſchichten" lieb gewinnen. Die wichtige Streitfrage der Augsburgerin wird dann auf's Neue angeregt werden müſſen, und ich hätte nichts dagegen, wenn es damit ſo weit getrieben würde, daß man der Generalſynode die Frage vorlegte: Darf man an die Exiſtenz der Düſſeldorfer Schule glauben oder nicht?

W. K.

III.

Aus Wien.

Die Bäckerladenplünderung. — Brod aus Oelkuchen. — Graf Senff-Pilſach. — Vesque von Püttlingen. — Ein Spaß.

In dem Momente, wo die Theuerung in der Reſidenz fortgeſetzt im Steigen begriffen iſt, ſo daß ſchon in den Vorſtädten Gumrendorf, Fünfhaus, Plünderungen von Bäckerläden vorkamen, und bei den fortlaufenden Nachrichten aus den Provinzen über die herrſchende Noth macht eine Erfindung eines hieſigen Fabrikanten A. M. Pollak nicht geringes Aufſehen. Es iſt ihm nach mehrjährigen Verſuchen gelungen, aus einem Producte, das ziemlich allgemein verbreitet iſt, Brod zu backen. Durch ſeine Erfindung iſt es möglich, einen Centner genießbaren Brodes um 40 Kreuzer C.-M. zu liefern; er vertraute und ſchenkte ſein Geheimniß dem hieſigen Magiſtrate, der mit der Publication der Sache unbegreiflicher Weiſe zögert, indem die Bäckerinnung aus natürlichen Gründen manche Einwendung vorgebracht haben ſoll, unter andern auch die, daß die Wiener Armen kein anderes Brod als weißes eſſen wollen. Der uneigennützige Erfinder hat nun Sr. Majeſtät dem Kaiſer die Sache vorgelegt, die am lebhafteſten vom Erzherzog

Stephan für die Hungernden im Erzgebirge und im Arvner Comitate ergriffen wurde. Das Brod, das sehr nahrhaft und schmackhaft ist, wird aus sogenannten Oelkuchen, die bei dem aus Raps gepreßten Oele zurückbleiben und bis jetzt nur zur Heizung verwendet worden sind, bereitet. Der Erfinder wird die Sache in den hiesigen Zeitungen bereits in den nächsten Tagen mittheilen und verlangt keinen andern Dank, als tausend Laib dieses Brodes zuerst unter die Wiener Armen öffentlich vertheilen zu dürfen. Sollte man es denken, daß bei so großer Wohlthat, die in so entscheidendem Momente kommt, sich bereits der Wucher der Oelfabrikanten bemächtigte! Noch vor wenigen Tagen konnte man einen Centner Oelkuchen, als ein wenig geachtetes Brennmaterial, weil es einen ranzigen Geruch verbreitet, um 30 Kreuzer C.-M. vollauf haben, und heute ist schon der Werth auf zwei Gldn. C.-M. gestiegen.

Seit mehrern Tagen befindet sich der bisher am bairischen Hofe beglaubigte österreichische Gesandte in Wien und bildet in den betreffenden Kreisen den Mittelpunkt der Herren und Damen, die nach den neuesten Nachrichten aus München fragen. Er selbst ist. wie allgemein verlautet, in Folge des Anerbietens, welches er dem ihm persönlich befreundeten Minister v. Abel mit einer Wohnung im Gesandtschaftshotel zu München machte, auf Veranlassung des Königs Ludwig zeitweilig zurückberufen worden; doch hörte ich gestern in einem diplomatischen Salon es von Neuem mit Bestimmtheit aussprechen, daß Graf Senff-Pilsach als Präsident des Bundestages nach Frankfurt gehen werde, während Graf Münch-Bellinghausen immer allgemeiner als einstiger Nachfolger des Fürsten Metternich, dem er stets zur Seite ist, bezeichnet wird.

Der in der musikalischen Welt als Opern-, noch vortheilhafter als Liedercompositeur unter dem Namen J. Hoven bekannte Staatskanzleirath Vesque von Püttlingen ist dieser Tage zum Hofrath ernannt worden. Er wird als einer der tüchtigsten Arbeiter in der Staatskanzlei gerühmt und hat bereits seit Jahren die Arbeiten eines ihm vorgesetzten höhern Beamten besorgt. Einen größern Verlust, als durch den kürzlich stattgefundenen Tod des Leibarztes Raimann hat die medicinische Welt durch das Hinscheiden des Professors der gerichtlichen Medicin, Kolletschke, erfahren. Man sagt, Dr. Günther werde an Raimann's Stelle kommen. Der Ischler Badearzt Dr. v. Brenner oder Med.-Rath Seeburger, einer der beschäftigtsten praktischen Aerzte Wiens, werden als Diejenigen genannt, welche die meiste Hoffnung haben, die nun erledigte Stelle eines zweiten kaiserl. Leibarztes zu erhalten.

Zum Schlusse noch eine charakteristische Anekdote. Dieser Tage kam ein Mann in dem liederlichen Anzuge eines sogenannten Kappelbuben (Wiener Lazzaroni) in ein Kaffeehaus und begehrte Punsch. Als der Kellner Zahlung verlangte, suchte er mühsam Kupfergeld zusammen, welches aber nicht ausreichte. Da holte er aus dem Stiefel eine tausendguldige Banknote hervor, die der Kellner übernahm, zugleich aber auch dem Kaffetier den verdächtigen Gast bezeichnete. Dieser äußerte, als man mit dem Wechseln der Note zögerte, er wolle morgen den Betrag abholen, wenn man grade nicht bei Cassa sei. Dies bestärkte den Verdacht; die mittlerweile herbeigerufene Polizei nahm den Mann fest und brachte

ihn, als er einen Wagen verlangte, in einem ſolchen zur Behörde. Hier wurde er ſchon in der Hausflur von einigen Cavalieren erwartet, mit denen er gewettet hatte, daß er, ohne etwas zu begehen, von der Polizei verhaftet werden würde. Nun ergab es ſich, der vermeintliche Kappelbube ſei der durch ſeine Reiterkünſte bekannte ungariſche Graf S. —

0 — 0.

IV.

Aus Berlin.

Das Gaſtmahl der Stadt. — 500 Thaler Revenüen. — Die rheinländiſchen Deputirten. — Die Belagerung der Cerrito. —

Der alte Goethe ſagt in „Dichtung und Wahrheit", als er von der Sitte ſpricht, ein Hochzeitsfeſt zu feiern, es würde vernünftiger ſein, das glücklich erreichte Ziel als den hoffnungsreichen Anfang feſtlich zu begehen; unſere Stadtbehörden aber ſind anderer Meinung. Als ächte Deutſche ſagen ſie: kein Tanz vor dem Eſſen; und ehe noch die Rede iſt von Dem, was die Landſtände leiſten werden, von Dem, was man von den Deputirten zu fordern berechtigt iſt, denkt man ſchon an das Feſt, welches man ihnen zu geben beabſichtigt.

Zehntauſend Thaler ſind dazu freigebig beſtimmt aus der Communal-Kaſſe einer Stadt, in der Suppen- und Brodvertheilung als nöthig erachtet, in der die Armuth größer iſt als je. Während der Scheffel Kartoffeln 1½ Thaler koſtet, während unzählige Handwerksgeſellen brodlos umhergehen, wird man an einem Mittag 500 Thaler jährlicher Revenüen verpraſſen und damit die Probe geben, welche Verbeſſerungen man von der Finanzverwaltung in der neu beginnenden Aera zu erwarten hat. Das fängt wenig verſtändig an hier in Berlin und erregt ebenſo vielſeitigen Tadel, als die Erklärung der rheiniſchen Deputirten Lob erntet, daß ſie gar keine Einladungen zu Feſten annehmen wollen, weil ſie ihre Zeit zu wichtigern Dingen nöthig hätten. Ueberhaupt ſcheint es, als ob die Rheinländer doch aus ihrer Nachbarſchaft gelernt hätten, worauf es eigentlich ankomme; ſie gehen mit ruhiger Sicherheit an das Werk und haben — da ſie zwiſchen 50 bis 60 Deputirte zählen, Sprecher unter ſich erwählt, die die Wünſche der Geſammtheit zur Kenntniß bringen ſollen. Es wäre nothwendig, daß alle Provinzen dieſem praktiſchen Beiſpiele folgten. Es heißt, der Hof werde während des Landtages in Potsdam verweilen und der König nur für die Sitzungen nach Berlin kommen.

Wir erwähnten zu Anfange des Berichtes des grellen Gegenſatzes, den die allgemeine Noth gegen das beabſichtigte Bankett bildet; ein ähnlicher Contraſt machte ſich auch fühlbar bei dem Benifiz der Cerrito, das obenein zu komiſchen Scenen Anlaß gab.

Frau Cerrito wohnt in dem Hôtel de Brandenbourg an der Ecke des Gensd'armen-Marktes, die Billets zu ihrem Benefiz wurden in ihrer Wohnung verkauft; man ſpielte bei erhöhten Preiſen, über welche beſtändig geklagt wird

und vernunftgemäß ſtand zu erwarten, daß das Publicum, über die Preiserhöhung entrüſtet, von der allgemeinen Noth gerührt, die Mißbilligung durch Nichtbeſuch des Theaters ausdrücken würde. Aber zu ſolch entſchiedenen Demonſtrationen hat ein wohlerzogenes Publicum keinen Muth, es raiſonnirt vorher und nachher und amüſirt ſich inzwiſchen; ſo hat es ein dreifaches Vergnügen, für welches man ſchon doppelte Preiſe zahlen kann.

Früh um 7 Uhr waren die Thüren, die Flur, die Treppen des Hôtel de Brandenbourg dermaßen voll von Bedienten in Livrée, Offizieren in Gala-Uniform und geſchniegelten Stutzern, daß der Wirth Gensd'armen forderte, die Ordnung in ſeinem Hauſe zu erhalten. — Vergebens! der Andrang wuchs und man ſah ſich zu einem originellen Auskunftsmittel genöthigt. An einem der Seitenfenſter des Parterre wurde eine proviſoriſche Kaſſe eröffnet, an dem andern von innen und außen Stiegen hingeſtellt, um das Haus durch dieſes improviſirte Thor von der Ueberfülle ſeiner Gäſte zu entleeren. Während nun die Livréediener von außen hineinſchrien, ſie hätten von dem Bankier N. N. zwei Friedrichsd'or für den Platz zu bieten, ſtiegen die Offiziere in Uniform, welche nicht zwei Friedrichsd'or haben, wie die dicken Bankiers, aber dafür junge geſunde Glieder, zu dem andern Fenſter hinaus, das Billet, wie ein Pfand des Glückes, in der Rechten.

Dies Schauſpiel dauerte, zum großen Ergötzen der Marktweiber, bis gegen 10 Uhr, wo die Menge ſich verlief und Frau Cerrito mit ihren Elfenhändchen die Summen zählte, welche die vornehme Geſellſchaft des hungernden Berlins übrig hat, wenn es gilt ſich einen Genuß zu verſchaffen. In Rom rief das Volk: Spiele und Brod! — Bei uns ruft die reiche Geſellſchaft: Spiele! und die Armen ſchreien nach Brod!

A. M.

V.

Aus Leipzig.

Diogena von Iduna H. H. — Biographie Ganganelli's.

Die Brockhaus'ſche Verlagshandlung hat zwei kleine Bücher gebracht, die als ſehr zeitgemäß die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich ziehen werden, den parodiſtiſchen Roman Diogena von Iduna Gräfin H. H., und eine Biographie Clemens XIV. (Ganganelli) des berühmten Papſtes, dem die Chriſtenheit die Aufhebung des Ordens der Jeſuiten verdankt. Diogena iſt ſeit Hauff's „Mann im Monde" die beſte Perſiflage, die in Deutſchland erſchienen iſt, und es iſt möglich, daß ſie der literariſchen Wirkſamkeit der Gräfin Hahn-Hahn allmälig ein ähnliches Ende bereitet, als jener Roman dem des einſtmals ſo vielgeleſenen Clauren. Wenn wir übrigens einen Vergleich zwiſchen dieſem und ſeiner hocharistokratiſchen Nachfolgerin ziehen ſollen, ſo würde dieſer unbedingt zum Vortheile des erſteren ausfallen, die ihm eine ſtarke komiſche Ader nicht abzuſprechen iſt, und mehrere ſeiner Erzählungen, wenn ihre Form minder geſchmacklos und zerzogen wäre, ſich erhalten hätten, was den Romanen der Gräfin kaum

nachzuſagen iſt. Diogena, die Tochter der Gräfin Sibylla, hat den alten Fluch aller Frauen, welche die Hahn-Hahn als Heldinnen ihrer Romane uns vorführte, auch überkommen, und muß den „rechten Mann“ ſuchen, den ſie nirgends findet, nicht in der Ariſtokratie, der ſie angehört, nicht in der Sphäre bürgerlichen Lebens, in der ſie es nicht aushalten kann, nicht in den Urwäldern Nordamerikas, ja, nicht einmal in China, wohin ſie zuletzt verzweifelnd ſich flüchtet, als das letzte Bollwerk jener Ariſtokratie, die in langen Nägeln und kleinen Füßen die weſentlichen Unterſchiede der Racen ſucht. Mit viel Geſchicklichkeit iſt der übertriebene, mit Fremdwörtern ſo bis zur Unausſtehlichkeit überladene Styl der Gräfin Hahn nachgeahmt, und da der Roman nur ein Viertel ſo lang iſt, als die der Gräfin zu ſein pflegen, ſo kann man ſich das wohl gefallen laſſen, die Perſiflage mußte freilich ſehr ſtark markirt werden, da es eigentlich eine Carricatur — denn etwas Anderes ſind die Figuren und die Form der gräflichen Romane nicht — zu überbieten galt! Die Carricaturen des Buches, der engliſche Lord und der deutſche Fürſt ſind vortrefflich — ungemein wirkſam aber iſt die Scene, wo ein naturwüchſiger nordamerikaniſcher Wilder die ihm nachlaufende Diogena als ein unnützes, ihm zuwideres Weib verſtößt. Die ernſthafte Moral am Schluſſe ſcheint uns jedoch überflüſſig, da der Witz, wenn er nicht ein geſinnungsloſer und blos egoiſtiſcher iſt, ſchon ſelbſt zur nothwendigen Schlußfolgerung führt und ſo gut gemeint auch jener Schluß iſt, hätten wir das Buch doch lieber mit einem für die perſiflirte Gräfin abſolut tödtlichen Gelächter aus der Hand gelegt, als durch die magenſäuerlichen Endreflexionen aus dem guten Humor gebracht zu werden. Man hat mehrfach behauptet, A. v. Sternberg ſei der Verfaſſer, wir haben aber die innigſte Ueberzeugung, daß dieſe Behauptung falſch ſei. So tief in das eigene Fleiſch ſchneidet Niemand. Das andere Büchlein iſt die Biographie Clemens XIV. aus der Feder eines Proteſtanten und Pius IX. gewidmet. Die Biographie iſt mit lobenswerther Unparteilichkeit nach dem nun verſchollenen Buche Caraccioli's „la vie du pape Clemens XIV.“ (Ganganelli) bearbeitet. Die Intention des Verfaſſers geht dahin, Pius IX. zu bewegen, dem Beiſpiele ſeines erleuchteten Vorgängers zu folgen und durch ein neues Breve, wie das berühmte „Dominus ac redemtor noster“ Ganganelli's, den neubelebten Jeſuitenorden aufzuheben. Ob dies Pius IX. ſo leicht werden würde, iſt eine Frage, die der Verfaſſer ſich hätte ſelbſt aufwerfen ſollen. Damals waren alle Könige der katholiſchen Chriſtenheit nicht allein zuſtimmend, ſondern ſogar auffordernd vor den Stuhl Petri getreten; diesmal, wo die Völker es ſind, welche den damaligen Wunſch der Könige ausſprechen, ſcheinen dieſe anderer Meinung zu ſein. Die Jeſuiten haben nämlich ihre ſchwere Schule nicht umſonſt durchgemacht; Pater Rothan, ihr heutiger General, iſt keineswegs ſo unbeugſam, wenn auch nicht weniger egoiſtiſch, als der eiſerne Lorenzo Ricci, ihr damaliger, deſſen „sint ut sunt, aut non sint“ die trotzige Antwort eines Mannes war, der ſein Haus bis auf den letzten Stein zu vertheidigen geſonnen war. Hoffen wir indeß, daß die mit gewaltigeren Mitteln als damals gewaffnete Volksſtimmung einen ebenſo lauten und wirkſamen Widerhall im Lateran finden werde, als jener Zeit die donnernden Anforderungen Pombal's und ſpäter Joſeph's des Zweiten.

VI.

Das Ghetto in Prag.

Prag, im März.

Eine allerhöchſte Verordnung gewährt den Juden die Erweiterung der beengten, und jederzeit Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Judenſtadt; eine Verordnung, vielmehr eine verkehrte Auslegung dieſes Gnadenactes durch die Unterbehörde, bedroht die, bisher ſogar mit ihrer beſondern Bewilligung in den beſcheidenſten Winkeln wohnhaften Judenparteien außer dem neu zugewieſenen Judenbezirke, mit Delogirung!! wenn ſelbe ſich nicht in die ihnen zugewieſenen, nächſt dem Moldauufer, meiſt abgelegenen engen Gaſſen, als ihre neuen Quartiere zurückziehen. Man muß ferner bemerken, daß bei Unterbreitung der zuzuſtehenden Erweiterung von der ſtädtiſchen Behörde mit beſonderer Sorgfalt zu Werke gegangen worden, indem man mit Vermeidung breiterer, luftigerer und geſünderer Straßen, ja ſogar mit Vermeidung einzelner, in dieſen conceſſionirten Straßen gelegenen beſſeren Häuſer, den Juden nur jene Straßen zugewieſen hat, welche die entlegenſten und der Waſſergefahr am meiſten ausgeſetzt ſind. Keineswegs konnte es in der Abſicht gelegen haben, einen entvölkerten Stadttheil, durch eine Strafcolonie und durch eine Deportation der Juden dahin, etwa beleben zu wollen, im Gegentheil, der den Juden zugewieſene Bezirk iſt von der ärmſten Klaſſe der chriſtlichen Bevölkerung weit überfüllt, und es muß, wenn die Wohnungsausweiſung der Juden dahin ſtattfände, der Fall eintreten, dieſe arme chriſtliche Bevölkerung, durch den allzugroßen Zudrang der Wohnparteien, die aufzunehmen jene Gaſſen und Häuſer nicht Raum genug beſitzen, durch Ueberzahlung der ohne dies hohen Zinſe zu verdrängen.

Wie folgerichtig dieſe unſere Anſicht iſt, möge als Beweis dienen, daß mehrere Hausbeſitzer in dieſem neu zu errichtenden Ghetto, in Folge deſſen, ihre ohne dies ſchon hohen Miethzinſe um 40 bis 60 Procent erhöht haben.

Ein großer Theil aber der Prager Bürger und Hausbeſitzer außerhalb dieſes erweiterten Judenbezirkes, denen eines Theiles die Auslegung eines auf die humanſten Grundſätze beruhenden Erlaſſes etwas unzukömmlich geſchienen haben mag, andererſeits der Verluſt ruhiger und jahrelanger inne gehabter Wohnparteien in Ausſicht ſtand, brachte höchſten Orts eine Petition ein, wornach man den Juden ohne eine Beſchränkung die Bewohnung der Stadttheile geſtatten möge.

Dieſes, von vielen achtbaren Bittſtellern chriſtlicher Confeſſion allerhöchſten Orts eingebrachte Geſuch wurde von dorther der ſtädtiſchen Behörde, zu ihrem eigenen Gutachten und allenfallſiger Conſtatirung der Unterſchriften der Bittſteller, zugemittelt.

Bei dieſer übrigens gewöhnlichen Procedur trat der unerhörte und ſtaunenerregende Fall ein, daß, nachdem die Richtigkeit der Unterſchriften der Bittſteller conſtatirt, dieſelben protocollariſch einvernommen waren, man gleichſam als Grundlage allenfalls höheren Orts zu faſſender Beſchlüſſe in dieſer Angelegenheit die

einzelnen Zünfte, Handwerksgilden, Innungen und Corporationen aufforderte, ihre Meinung über die Zulässigkeit der Juden zu Bewohnung der Stadttheile außerhalb des alten und neu zu creirenden Ghetto's abzugeben.

Wir wissen kein Beispiel, daß je in Oesterreich hohe und höchst zu fassende Beschlüsse der Ansicht und der Begutachtung dieser Art untergeordnet wurden, und wie beifällig diese neue Prärogative, mit Hinblick auf wichtigere Ereignisse der Zukunft, immerhin aufzunehmen sein mag, so ist es doch wunderbar, daß grade in diesem Falle der Anfang gemacht wird. Wir zweifeln sehr, daß, wenn die Regierung es für gut fände, den Protestanten eine Concession zu machen, sie diesen Weg der Begutachtung einschlagen würde. Gegen die Juden aber ist, eben weil man sie so lange im Ghetto von dem gemeinsamen Leben mit der christlichen Bevölkerung abgesperrt hielt, der ungebildetere Theil der Letzteren leicht zu fanatisiren, um so mehr als auch die Concurrenz in einzelnen Handelszweigen die Mittel zur Aufstachelung hergeben kann. Wie die Begutachtung in solchen Fällen ausfällt, haben wir erst im vorigen Jahre bei dem Plane zur Einführung der in Preußen längst bestehenden Gewerbefreiheit gesehen.

† †

VII.

Volksbücher des norddeutschen Volksschriftenvereins.

Es ist genugsam bekannt, daß unsere Literatur, die allerdings vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert eine volksmäßige war, nach dem dreißigjährigen Kriege und vorzugsweise in ihrer so reichen Entwickelung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem eigentlichen Volke fremd geworden und bis zur Gegenwart so ziemlich fremd geblieben ist. Diese Richtung derselben war zu ihrem eignen Gedeihen nothwendig und wird immer nothwendig bleiben, da sich die große Masse niemals zu dem Urtheil und Geschmack der Gebildeten wird erheben können. Aber das ist zu beklagen, daß sich neben dieser neuen Richtung die alte volksmäßige Literatur nicht nur nicht weiter fortbildete, sondern sogar dem Bewußtsein des Volkes ganz entschwand. Die Bürger verloren mit ihrer politischen Bedeutung zugleich fast alles Interesse an der Literatur und in den Landleuten, die erst spät aus ihrem gedrückten Zustande herauskamen und eigentlich nun erst zum Volke im höhern Sinne des Wortes gezählt werden konnten, war noch kein großes Interesse für Literatur vorhanden. Als nun aber beide, Bürger und Landleute, das neuerdings wieder erwachte oder erst erregte Interesse für Lectüre zu befriedigen suchten, so war es theils der blinde Zufall, theils unverständige Einwirkung, die ihre Wahl leitete. So wurden auf dem Lande die lange Zeit hier und da noch festgehaltenen alten Volksbücher und Volkslieder von abgeschmackten Kalendergeschichten und Opernarien verdrängt, und in den Städten machten sich unter Denen, die nicht durch guten Unterricht und andere günstige Verhältnisse gefördert, höher streben konnten, die aberwitzigsten Ritter- und Räuberromane, und hier und da auch politische und theologische Traktätchen in Broschüren und Zeitschriften geltend. Daß dies keinen gesunden Bildungsstoff gebe, mußte man einsehen und suchte dem abzuhelfen. Freilich fing man es hier und da verkehrt an.

nug an. Da mußten Leute Volksbücher ſchreiben, die von den Bedürfniſſen des Volks und von ſeiner Eigenthümlichkeit keinen Begriff hatten. Wenn es nur moraliſch war, da war es ſchon gut. Und dieſe Abgeſchmacktheit war um ſo unbegreiflicher, da man in der ältern Volksliteratur und in ſpäterer Zeit in Hebel ſo treffliche Muſter hatte, wie für das Volk geſchrieben werden muß. Schon deshalb iſt es erfreulich, daß Auerbach in „Schrift und Volk“ wieder auf ihn hingewieſen und dabei ſo treffliche Winke für die volksthümliche Literatur gegeben hat.

Der norddeutſche Volksſchriften-Verein hat es ſich bekanntlich zur Aufgabe gemacht, für Verbreitung zweckmäßiger Volksbücher theoretiſch und praktiſch zu wirken. Wir erhalten diesmal als dritte Spende *) die Geſchichte von einem Bauer, der durch ſchlechte Geſellſchaft liederlich geworden iſt, aber ſich wieder aufrafft und nach manchen ſchwerern Prüfungen zu einem glücklichen Daſein gelangt. Dieſe Erzählung iſt mit Geſchick aus dem wirklichen Leben herausgegriffen und der Ton durchaus angemeſſen. Die Charaktere ſind wahr, die Situationen lebendig. Die Erzählung aber würde ſicherlich gewinnen, wenn ſie gedrängter wäre. Man ſieht übrigens, daß der Verfaſſer ſich den Schweizer Gotthelf zum Muſter nahm, der bekanntlich ſolche Verhältniſſe meiſterhaft ſchildert. Daß Gotthelf's Charaktere eine unendlich höhere poetiſche Bedeutung haben, wird Niemand leugnen. Doch auch eine treue Copie des wirklichen Lebens iſt für dieſen Zweck dankbar hinzunehmen. Da aber das Volk der Schilderung der Freuden und Leiden des eignen Lebens bald überdrüßig wird, ſo iſt vor Allem zu wünſchen, daß der Volksſchriften-Verein ſeine Aufmerkſamkeit künftig auch beſonders der deutſchen Sage und Geſchichte zuwende und das Intereſſe des Volks für das Abenteuerliche und Humoriſtiſche auf eine verſtändige Weiſe zu befriedigen ſuche.

C. B.

VIII.

Notizen.

Herr Dingelſtedt und ſeine Verläumder. — Zwei Grobheiten ſtatt einer!

— Den franzöſiſchen Juſtizminiſter haben ſie verläumdet und der Schlag hat ihn darüber gerührt; den belgiſchen Kriegsminiſter haben ſie verläumdet und er hat ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt — nun verläumden ſie gar den Herrn Legationsrath Dingelſtedt, den „Dr. Franz Dingelſtedt, königl. würtembergiſchen Legationsrath!“ Es gibt keine Pietät mehr in der Welt! „Sängerin-Gatte“ haben ſie ihn genannt! Die Gottloſen, die Atheiſten, die Lichtfreunde! Als ob ſeine Lebensaufgabe darin beſtünde, „Notenblätter und Schminktöpfchen nachzutragen!“ Als ob er nicht genug damit zu thun hätte, ſich ſelber zu ſchminken und auf kokette Stellungen in langen Journalartikeln zu denken. Er ſoll über ſeine Frau geſchrieben haben — er, der noch nicht Hände und Raum genug hat, um über ſich ſelber zu ſchreiben, der in Gedichten, Reiſeſkizzen, Feſtkalendern, „im

*) Volksbücher des norddeutſchen Volksſchriften-Vereins. III. Band (Berlin 1847.)

Amt, im Hauſe und in der Kunſt" nur die eine und höchſte Idee verfolgt, die Franz Dingelſtedt heißt. Man muß wirklich „ſo ſchwäbiſch naiv, ſo deutſch gemüthlich" ſein, um zu glauben, daß Hr. Dr. Narciſſus Dingelſtedt eine ſo kleine Notiz über ſeine Frau ſchreiben wird, wenn ihm die Augsburger Allgemeine für die bloße Gegenerklärung anderthalb Spalten einräumt, eine Gegenerklärung auf einen Angriff, den ſie, wie ſie ſelbſt erklärt, nirgends geleſen hat. O Schwäbiſch-Naiven, Deutſch-Gemüthlichen, ſchämt Euch! Es gehört die ganze plumpe Herzloſigkeit der Schwaben und der Deutſchen dazu, um einen beſcheidenen Mann, „der ſeinen Weg nicht blos in der Kunſt, ſondern auch in der Welt zu machen wußte", um einen beſcheidenen Dichter, „der in wie außerhalb Deutſchlands zu dreien Malen eine unbeſcholtene Stellung errang", um einen beſcheidenen Schriftſteller, „deſſen Denk- und Handlungsweiſe im Amt (!), im Haus und in der Kunſt von fern und nah die rührendſte Theilnahme verfolgt, ohne ſie auf der erſehnten Niederträchtigkeit zu erwiſchen," — es gehört die ſämmtliche ſchwäbiſche und deutſche Plumpheit dazu, um einen ſo beſcheidenen, ſtillen Mann, „der für ſich nur Ruhe und Dunkelheit verlangt", zu zwingen, in der erſten deutſchen Zeitung anderthalb Seiten lang nur von ſich und ſeiner Frau zu ſprechen, und England und Frankreich und Nordamerika Glauben zu machen, er ſei ein eitler, ſich wichtig machender Menſch, da jene fernen Länder doch unmöglich wiſſen können, was die naiven und gemüthlichen Schwaben und Deutſchen doch genau wiſſen, daß Hr. Dr. Franz Dingelſtedt „königl. würtembergiſcher Legationsrath" *nie* von ſich ſelber ſpricht, es ſei denn, daß grade in den öffentlichen Blättern nirgends ein Angriff gegen ihn zu finden war.

— Die Setzer der Grenzboten wollen durchaus nicht geſtatten, daß die Redaction artig ſei. In dem Artikel: „Ein fliegendes Blatt", den das vorletzte Heft unſerer Zeitſchrift enthielt, kam am Schluſſe eine ziemlich derbe Grobheit gegen eine Dame vor. Da der Aufſatz eine Ueberſetzung aus dem Böhmiſchen war, ſo ſtrichen wir, aus Rückſicht für das Geſchlecht, dem die Dame angehört, den kleinen Schlußſatz weg und erſetzten ihn durch Citirung der böhmiſchen Originalworte. Unſere Setzer nahmen aber von der Redactionsgalanterie keine Notiz und ſetzten friſchweg die böhmiſchen *und* die deutſchen Worte, ſo daß die betreffende Dame jetzt ſtatt *einer* Grobheit deren *zwei* empfängt*)!

*) Die Setzer und der Corrector der Grenzboten bitten um die Erlaubniß zur Entſchuldigung dieſes und manchen andern Druckfehlers den Umſtand anzuführen, daß der Herr Redacteur ſelten in Leipzig anweſend, die Leitung der Zeitſchrift durch Briefe und kleine Billete bewerkſtelligt. Von dieſen Redactionsordonnanzen laufen bisweilen drei bis vier an einem und demſelben Tage ein, die Aenderungen im Arrangement, Vorrückung neuer dringender Artikel und Beiſeiteſtellung minder wichtiger u. ſ. w. anordnen, ſo daß manches kleine Mißverſtändniß hier und da unausweichlich iſt.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Stuttgart und die Stuttgarter.

Nachdem ich faſt zwei Monate in Würtembergs Hauptſtadt verlebte, möge es mir nun geſtattet ſein, die dort gewordenen Eindrücke in kurzen Umriſſen wiederzugeben. In dem Charakter des Schwaben liegt anerkannter Weiſe viel Tüchtiges und Gediegenes, aber Weniges, was bei der erſten Erſcheinung gleich für ihn einnehmen könnte. Er iſt im Allgemeinen an Gemüth wie Verſtand reich begabt, aber dieſe trefflichen Eigenſchaften liegen oft aufgeſucht tief verborgen und lieben es mehr zu werden, als daß ſie ſich ſelbſt ſchimmernd hervordrängen. Deshalb wird bei der Bekanntſchaft mit einem Schwaben die erſte Begegnung nicht ſonderlich anſprechen, jede folgende aber uns mit immer größerer Werthſchätzung erfüllen. Es geht dem Schwaben die Gabe des Wortes oft in auffallendem Grade ab, nicht allein im gewöhnlichen Leben, ſondern auch bei öffentlichen Verhandlungen. Die würtembergiſche zweite Kammer iſt ſicherlich eine der tüchtigſten in Deutſchland, und ſie ſteht in manchem Punkte höher, als die zweite badiſche Kammer, aber von allen mir bekannten deutſchen Ständeverſammlungen wird in der würtembergiſchen am wenigſten gut geſprochen und ſie hat im Verhältniß ihrer Mitgliederzahl auffallend wenig gute, ja ſelbſt nur mittelmäßige Redner aufzuweiſen. Nirgends in Deutſchland trifft man ſo viele Individuen aller Stände, die durch eine Fülle von Kenntniſſen jeder Art ſich auszeichnen. Mit Ausnahme Sachſens, das hierin vielleicht in Concurrenz treten kann, wird nirgends ſo viel auf tüchtigen Schulunterricht verwendet, als bei den Würtembergern. Dabei beſitzen ſie natürliches und geſundes Urtheil, vermögen auch ſchriftlich ſich glänzend, klar und prägnant auszudrücken; aber beim Reden zeigen ſie ſo viel Verlegenheit, ſetzen die Worte ſo ungeſchickt, ſind oft ſo rührend unbeholfen, daß ein oberflächlich Urtheilender ſehr leicht ein falſches, ungerechtes Urtheil über ſie fällen kann, ein Urtheil, das er allerdings mit Beſchämung

wird zurücknehmen müſſen. Nirgends im übrigen Deutſchland wird die Form ſo vernachläſſigt, als in Schwaben, die Hauptſtadt mit eingerechnet. Die gebildetſten, durch äußeren Rang wie innere Geiſtestüchtigkeit gleich ausgezeichneten Männer ſtehen oft in ihrer äußeren Erſcheinung wie verlegene Schulkinder da, wiſſen weder ihre Füße noch ihre Worte richtig zu ſetzen, und würden in einem Berliner Salon leicht zum Geſpötte dienen können, während doch mancher Einzelne hier mehr inneren Kern für ſich allein beſitzt, wie oft dort eine ganze Geſellſchaft zuſammen. Und nicht blos die Männerwelt, in gleichem, wenn nicht noch in höherem Grade, zeigt ſich das ſchöne Geſchlecht in gleichem Fall. Mit vollem Rechte verdient daſſelbe in Stuttgart dieſe Benennung das „ſchöne", denn die Stadt iſt von den allerhöchſten bis niedrigſten Ständen ganz auffallend reich an blühenden Mädchengeſichtern. Dabei trifft man in den gebildeteren Kreiſen eine ſeltene Bildung und weit mehr Neigung für geiſtige Beſchäftigung als in den Reſidenzen des deutſchen Nordens. Aber trotz ihrer Vorzüge wird eine Stuttgarterin ſelten einen Fremden durch ihre erſte Erſcheinung zu feſſeln vermögen. Linkiſch im Auftreten, befangen in der Converſation, wird ſie ſich beſonders im Anfang ſehr viel darauf beſchränken, die an ſie gerichteten Fragen kurz zu beantworten, um das Geſpräch ſo raſch als möglich fallen zu laſſen. Man braucht, um dieſen Unterſchied zu fühlen, nicht grade von Paris zu kommen, ſondern nur von den nicht zu fernen Ufern des Rheins. Wie ganz anders iſt es nicht in Mannheim, Darmſtadt, Mainz, ja ſelbſt ſchon in dem ſo nahen Karlsruhe! Sehr viel trägt zu dieſer ſchwachen Seite der Stuttgarter die Sucht der Schwaben bei, ihre Geſelligkeit in möglichſt kleine, ſtreng von einander abgeſchloſſene Kreiſe zu vereinzeln. Da gibt es ſo viele kleine Cotterien, ſo engbegrenzte Familienzirkel! Größere Vereinigungspunkte findet man nur ſpärlich. Zwar hat die Stadt eine Menge in der literariſchen und wiſſenſchaftlichen Welt mit Recht gefeierte Männer aufzuweiſen, und wird, als Hauptſitz des ſüddeutſchen Buchhandels, ſchon deshalb von fremden Gelehrten, Diplomaten, Schriftſtellern auf längere oder kürzere Zeit beſucht, aber man merkt von alledem nur äußerſt wenig. Es fehlt ganz an einem größeren geſelligen Vereinigungspunkt für dieſe verſchiedenen geiſtigen Elemente, und wenn ein ſolcher auch beſtände, würde er wahrſcheinlich von den Einheimiſchen ſpärlich beſucht werden. Die Männerwelt drängt ſich gern in möchlichſt kleine enge Kneipzimmer, wo höchſtens 20 Perſonen Raum finden können, bei „halbem Bier" oder Schoppen mit Landwein zuſammen; die Frauen ſitzen in ebenſo hermetiſch abgeſchloſſenen kleinen Geſellſchaften, bei denen Vetter- und Baſenſchaft eine große Rolle ſpielt,

und fühlen ſich etwas unheimlich, ſo oft ein fremdes Mitglied dort Eingang gefunden. Großſtädtiſche offene Häuſer, in denen ſich an beſtimmten Abenden Mehrere auch uneingeladen zuſammenfänden, ſind in Stuttgart ſeltene Erſcheinungen. — Es fehlt wahrlich nicht an Wohlhabenheit und es gibt auch mehrere reiche Familien, deren Einkünfte es geſtatten würden, ihre Geſellſchaftsräume an beſtimmten Wochentagen einer höheren Gaſtlichkeit zu öffnen; aber — ſei es Hang zur Sparſamkeit, einer Tugend, die bei dem Schwaben nicht immer bei paſſenden Gelegenheiten hervortritt, ſei es Bequemlichkeit, genug, es bleibt Alles in den alten Kreiſen der Vettern und Baſen. Die Scheu gegen Fremde ſieht oft einem beleidigenden Mißtrauen ſehr ähnlich. Vielleicht hat dieſes ſeine hiſtoriſche Begründung und mag daraus hervorgegangen ſein, daß faſt zu allen Zeiten und insbeſondere noch in dieſem Jahrhundert, während der Regierung des vorigen Königs, Fremde aus allen Ländern in die vortheilhafteſten Stellen ſich einzudrängen und den Inländer zu benachtheiligen wußten. Derſelbe Mangel an Durchbildung der äußeren Form, der im Allgemeinen die Schwaben charakteriſirt, tritt auch in ihren Bauten und öffentlichen Anlagen hervor, Stuttgart iſt auffallend arm an irgend der Erwähnung werthen öffentlichen Gebäuden und was es davon beſitzt, zeichnet ſich mehr durch den Umfang (wie z. B. das Schloß) als durch Geſchmack, ja ſelbſt nur durch Zweckmäßigkeit aus. Ein recht deutlicher Beweis hiervon iſt das neue, vor einem Jahre erſt eröffnete Theater. Im Innern groß, möglichſt glänzend mit Gold und Purpur decorirt, ſo daß es namentlich bei der vorzüglichen Gasbeleuchtung im erſten Augenblick zu blenden vermag, iſt es dennoch von allen neuerbauten Schauſpielhäuſern in jeder Weiſe das unzweckmäßigſte. Die Plätze, beſonders in den Logen, ſind eng und unbequem zum Sitzen wie zum Sehen, die Gänge, welche zu den Zuſchauerräumen führen, ſind der Art, als wollte man das Problem löſen, ein modernes Labyrinth zu erbauen und noch mehrere Mängel gröbſter Art ſind mit leichter Mühe herzuzählen. Noch ſchlimmer ſteht es mit dem Gebäude, worin die Kammern ſich verſammeln. Alle Localitäten deſſelben, und beſonders auch die Tribünen für die Zuſchauer in der zweiten Kammer, ſind ſo erbärmlich und armſelig, wie man ſie nirgends in Deutſchland finden wird. Um noch andere Beiſpiele anzuführen, muß ich des Muſeums erwähnen, das mit Zeitungen und Lectüre aller Art ſorgfältig und reich ausgeſtattet iſt, und an der Börſenhalle in Hamburg, an dem Muſeum in Leipzig und an der neuen Zeitungshalle in Berlin Concurrenten finden kann; die Localitäten ſelbſt aber und namentlich die innere Einrichtung derſelben, Beleuchtung, Ameublement u. ſ. w. ſind ſchlechter und ärmlicher,

als in den meiſten anderen ähnlichen Orten, ſelbſt unbedeutenderer Städte. Dieſer Mangel an Comfort und zweckmäßiger Einrichtung geht bis auf die Wirthshäuſer herab, von denen Stuttgart kein einziges äußerlich elegantes beſitzt! —

Unter den Eindrücken, die Stuttgart dem Fremden in geiſtiger Beziehung bietet, muß auch wohl der des Theaters in ſeinem inneren Wirken erwähnt werden. Es iſt übrigens ein eigenes Ding, jetzt viel vom Stuttgarter Theater zu reden. Zu loben iſt augenblicklich gar wenig, und tadeln möchte ich doch auch nicht gern, da dieſer Tadel leicht ungerecht oder voreilig ſein könnte. Der neue Theater-Intendant Baronaljall, von ſeiner früheren Amtsführung in Oldenburg hier rühmlich bekannt, hat noch mit gar manchen Hinderniſſen aller Art zu kämpfen, dabei in deren Beſiegung oft offenbares Unglück gehabt und befindet ſich augenblicklich gewiß in einer in keiner Weiſe angenehmen Stellung, die er hoffentlich mit der Zeit verbeſſern wird, und die ich wenigſtens durch ein voreiliges Urtheil hier nicht noch mehr erſchweren möchte. Der innere Zuſtand der Bühne iſt gegenwärtig mit einem Chaos buntgemengter Elemente zu vergleichen, aus dem je nach der Kraft des Schöpfers ein lachender Garten voll duftender Blumen und lieblicher Früchte, oder eine öde Sandwüſte entſtehen kann. Hoffen wir auch Erſteres, ein gutes Theater wäre nicht allein den Stuttgartern, ſondern auch den vielen anweſenden Fremden, denen ohne weitere Familienbekanntſchaften bei gänzlichem Mangel ſonſtiger öffentlicher Unterhaltungen die Abende dort leicht viel Langeweile bringen können, dringend zu wünſchen. Dieſer Winter bot, wie nicht geläugnet werden kann, nur wenig Befriedigung und zeichnete ſich beſonders auch durch ein, milde ausgedrückt, dürftiges Repertoir, was dabei noch wöchentlich Störungen und Stockungen oft der ärgſten Art erlitt, aus, da faſt in allen Fächern fühlbare Lücken bemerkbar waren. Unter dem Herren-Perſonale ſind Moritz, im feinern Converſationsſtück entſchieden einer der beſten Repräſentanten, welche Deutſchlands Bühnen beſitzen, dann Grunert und Löwe, wie der Sänger Piſchek mit Auszeichnung, unter den Damen aber nur die Sängerin Palm-Spatzer, ſchön aber kaltſingend, und bedingungsweiſe auch ein Fräulein Schäfer als muntere Liebhaberin mit Lob zu nennen; das Uebrige wollen wir lieber mit Schweigen übergehen.

Was den äußeren Eindruck der Stadt betrifft, ſo muß ich bekennen, hierüber nicht recht im Klaren zu ſein, denn Stuttgart hat nichts weniger, als einen ſcharf ausgedrückten Charakter. Die würtembergiſche Reſidenz, die in einem lieblichen, von Rebenhügeln umſäumten Thal eng und abgeſchloſſen liegt, iſt weder ſchön noch häßlich, weder alterthümlich noch modern, weder groß-

artig noch kleinlich, ſondern hat von Allem etwas. Nürnberg, Augsburg, Lübeck, Bremen, Cöln auf der einen, Karlsruhe, Darmſtadt, Potsdam auf der andern Seite, haben in ihrer äußeren Phyſiognomik etwas ganz Beſtimmtes; nicht ſo Stuttgart. Weder Alterthum noch Modernität haben der Stadt einen feſten Stempel aufgedrückt. Die öffentlichen Plätze, die bedeutenderen Gebäude, die Hauptſtraßen, das Pflaſter, es iſt Alles nicht gar zu ärmlich, aber gewiß auch in keiner Weiſe großartig, Stuttgart ſcheint mit ſich noch nicht ſelbſt einig zu ſein, ob es ſich zu den großen oder kleinen Städten rechnen will. Es macht hier und da einen glücklichen Anlauf ſich zu erſteren zu erheben, fällt aber ebenſo oft entſchieden zu letzteren wieder zurück. Auch dem Straßenleben fehlt der beſtimmte Ausdruck. Die Stadt wird von der geſammten königlichen, ziemlich zahlreichen Familie und noch mehreren anderen fürſtlichen Perſonen bewohnt, aber man merkt nach Außen nicht allzuviel davon; nicht wie in anderen Reſidenzen ſieht man hier eine zu große Menge von Hofequipagen oder reich galonnirten Livreedienern, da der Hof, den Wünſchen des Landes und dem mit denſelben harmonirenden Willen des Königs gemäß, einfach in zwar anſtändigem, aber dabei verſtändigem Haushalt lebt. Stuttgart iſt ferner der Sitz der oberſten Dikaſterien des Landes, und einer großen Zahl von Behörden jeder Art; aber auch hiervon merkt man äußerlich nicht allzuviel, braucht nicht bei faſt jedem Schritt Handwagen mit Acten oder ſchwer mit denſelben beladenen Trägern auszuweichen, wie an ſo vielen anderen Orten, welche unſere deutſche Bureaukratie ſich zum Hauptſitz erkoren. Die Garniſon iſt zwar der Zahl der Regimenter nach ſehr ſtark, da aber in Würtemberg für gewöhnlich die Beurlaubungen ſehr bedeutend ſind und in Folge deſſen der Effectivbeſtand äußerſt ſchwach, dieſer aber viel mit theoretiſchem wie praktiſchem Unterricht aller Art in den Kaſernen beſchäftigt wird; die Spielerei der Wachtparaden und das Vergeuden von Menſchenkräften durch unnöthige Poſten aber viel weniger ſtattzufinden ſcheint, als dies in manchen norddeutſchen Reſidenzen der Fall iſt: ſo ſieht man auch für gewöhnlich nicht mehr Söhne des Mars als nöthig iſt, um durch ihre Uniformen dem Ganzen eine bunte Abwechſelung zu verleihen. Auch die Induſtrie, die in Stuttgart ziemlich lebhaft gepflegt wird, drängt ſich nach Außen nicht allzu ſichtlich hervor; ebenſo wenig der Buchhandel, in deſſen Betreibung es nächſt Leipzig und Berlin den bedeutendſten Rang in Deutſchland einnimmt. Während Einem in Leipzig vor der Maſſe von Bücherballen, welche geſchäftige Markthelfer durch alle Gaſſen mit eilenden Schritten tragen oder in kleinen Wagen ziehen; während Einem in Berlin von der hinter Ladenfenſtern faſt in jedem zehnten Hauſe zur Schau geſtellten Titeln,

einer immer anlockender und pikanter wie der andere erdacht, angſt und bange wird, ſind in Stuttgart die Symptome, welche daran erinnern, daß man ſich in einer der Hauptzubereitungsſtädte der deutſchen Literatur befindet, ſehr gering, und die äußere Ausſtattung der Sortimentshandlungen hält nicht den mindeſten Vergleich mit der in andern großen Städten aus; von Verlagshandlungen gar nicht zu ſprechen, da ſelbſt Firmen, wie die Cotta'ſche, ihren Sitz in kleinen, unſcheinbaren Gebäuden haben. Die Zahl der Verkaufsläden und beſonders ſolcher, die eine ſchmucke äußere Ausſtattung haben, iſt in Stuttgart viel geringer und ſie tragen zur Zierde der Straßen viel weniger bei, als in manchen anderen, kaum die Hälfte der Einwohner zählenden Orten. Kommt man z. B. nach Nürnberg, Elberfeld, Offenbach, ſo ſieht man gleich, daß man in eine Fabrikſtadt; nach Darmſtadt, Weimar, Hannover, daß man in eine Reſidenz; nach Potsdam, Düſſeldorf, daß man in eine große Kaſerne; nach Frankfurt, Leipzig, in eine Handelsſtadt gerathen iſt: Stuttgart kann man für Alles oder auch für nichts von Allem halten, denn es wird von Einem ſo viel und ſo wenig, wie vom Anderen zeigen. —

Ebenſo iſt es mit der Lebensweiſe und beſonders an den Erholungsplätzen mit Dem, was da genoſſen wird. — Würtemberg iſt weder Bier-, noch ausſchließlich Weinland, ſondern conſumirt wohl ſo ziemlich gleiche Quantitäten von beiden Getränken, und bildet ſomit einen Uebergang von den bierbeherrſchten Altbaiern bis zu der wahren Weinheimath Germaniens, der Rheinländer. Wie überall, hat auch hier das Bier in den letzten Jahren den theuern Wein immer mehr verdrängt, und es entſtehen immer mehr großartige Bierbrauereien, nach bairiſchem Muſter eingerichtet. Es iſt dies ſehr zu beklagen, denn wie ſehr der Volksfreund ſich freuen muß, den abſcheulichen Fuſel, der die unteren Stände unſers deutſchen Nordens immer noch in ſo hohem Grade entkräftet, durch den viel nahrhafteren und auch im Uebermaß weniger ſchädlichen Gerſtenſaft verdrängt zu ſehen, ſo wäre es doch zu wünſchen, daß dieſes Getränk weniger Fortſchritte und zum wenigſten in den deutſchen Weingegenden der Arbeiter täglich einige Gläſer Wein trinken könnte. Kommt man von einem Bierlande in ein Weinland, ſo fällt es in die Augen, wie belebend und anregend der Wein auf den geiſtigen Zuſtand des Menſchen wirkt, wie Alles bis auf die unterſten Volksklaſſen herab einen ganz anderen Charakter annimmt, und fröhlicher und friſcher und geiſtesthätiger iſt. Welch ein ungeheurer Unterſchied iſt zwiſchen Rhein- und Altbaiern, wozu gewiß auch die Verſchiedenheit ihres Getränkes viel mit beiträgt. Uebrigens wird das letzte beim Wein ſo ſehr günſtige, wie für

das Getreide ungünſtige Jahr das Weintrinken auf Koſten des Bieres an manchen ſchismatiſchen Orten, wo das Abendmahl in beiden Geſtalten genoſſen wird, wohl befördern und einigen Erſatz liefern für ſeine anderen ſchweren Uebelſtände, die namentlich das ſtarkbevölkerte würtemberger Land mit doppelter Härte drücken.

Von dem politiſchen Leben Stuttgarts ſchweige ich abſichtlich in dieſem Aufſatze, da es mir wohl binnen kurzer Friſt geſtattet ſein wird, eine vergleichende Charakteriſtik des, während meiner Anweſenheit dort verſammelt geweſenen außerordentlichen Landtags mit denen aller übrigen ſüddeutſchen conſtitutionellen Staaten in dieſen Blättern mitzutheilen.

J. v. W.

Der preußiſche Landtag.

Die im nächſten Monat zuſammentretenden Landtage ſind von ſo unberechenbaren Folgen, daß alle übrigen Intereſſen vorläufig zurücktreten. Wer ſich irgend für das Wohl des Vaterlandes intereſſirt, darf nicht ſchweigen; die Verantwortlichkeit, die auf den Deputirten laſtet, fällt, wenn auch in geringerem Maße, jedem Bürger zu. Es iſt ein Tag in der preußiſchen Geſchichte, wie er nicht wieder kommt; wenn wenigſtens Jeder, der hier eine Stimme hat, ſich durchdringen wollte mit dem Gefühl der Zukunft, die in dieſen kurzen Zeitraum gebannt iſt! — Ich will meine Betrachtungen an ein glänzendes Werk anknüpfen, an die Schrift des Stadtgerichtsrath Simon. Ich kann die Meinungen des ausgezeichneten Verfaſſers nicht unbedingt theilen, und werde meine Abweichungen motiviren; im Allgemeinen ſcheint er mir die rechtliche Seite mehr hervorzuziehen zum Nachtheil der natürlich-geſchichtlichen; aber ſowohl der Scharfſinn in Beurtheilung des Thatſächlichen, als die kräftige, wahrhaft liberale Geſinnung geben dieſer Schrift einen Werth, daß jeder Abgeordnete ſie ſich einprägen ſollte, nicht dem Buchſtaben, ſondern dem Geiſt nach.

Der Inhalt zerfällt in vier Fragen:

1. Hat die königliche Verordnung vom 3. Februar rechtliche Gültigkeit ohne Zuſtimmung der andern Betheiligten?
2. Wer iſt competent, dieſe Zuſtimmung zu ertheilen?
3. Was muß geſchehen?

Ad 1. Die Regierung hat nicht das Recht, eine in anerkannter Wirkſamkeit beſtehende Verfaſſung ohne ſtändiſche Zuſtimmung durch einſeitige Handlungen in beliebiger Weiſe umzuformen; vielmehr beſteht trotz jener Verordnung die bisherige ſtändiſche Verfaſſung in voller Wirkſamkeit fort, und jene Verordnungen ſind lediglich als Entwürfe der Regierung zu betrachten, die erſt durch ihre Annahme Seitens des Volks zur preußiſchen Verfaſſung werden und bis dahin ohne alle praktiſche Gültigkeit ſind,

dergeſtalt, daß ſie bis zu dieſer Annahme ſtändiſcher Verhältniſſe lediglich nach der bisherigen Verfaſſung zu beurtheilen ſind. Eine beſtehende ſtändiſche Verfaſſung hat die Natur des Vertrags, wenn ſie auch octroyirt iſt; die deutſchen Verfaſſungen ſtehen noch dazu unter Garantie des Bundestags. Nach der Wiener Schlußacte dürfen die in anerkannter Wirkſamkeit beſtehenden landſtändiſchen Verfaſſungen nur auf verfaſſungsmäßigem Wege abgeändert werden.

Ad 2. Sind die jetzigen Landtags-Deputirten competent, Namens des Landes ſich bindend über die umgeſtaltete ſtändiſche Verfaſſung zu erklären? —

a) Sind dieſelben, ſofern man die Verordnungen vom 3. Februar als bereits zu Recht beſtehende Verfaſſung betrachtet, legitimirt, als Deputirte mit den Rechten zu fungiren, welche jene Verordnungen ihnen beilegen, insbeſondere alſo mit der Macht über den Geldbeutel des Volks?

Die Landtags-Deputirten ſind Bevollmächtigte; ihre Machtgeber ſind die Grundbeſitzer des Reichs. Dieſe haben ihnen das Mandat zu dem beſtimmten Zweck gegeben, dem König Rath zu ertheilen über gewiſſe die einzelne Provinz betreffende Angelegenheiten. Dieſe Bevollmächtigten können auf Grund des gedachten Mandats und ohne daß die Machtgeber von Neuem gefragt werden, dem Könige nicht ſtatt der Rathertheilung Anleihen bewilligen, gemachte Schulden genehmigen u. ſ. w., und wenn ſie es thäten, ſo würden ſie ihre Machtgeber durch eine derartige ungeſetzliche Ueberſchreitung ihrer Befugniſſe in keiner Art binden.

b) Sind die jetzigen Landtags-Deputirten, ſofern man die Verordnungen vom 3. Februar noch nicht als zu Recht beſtehende Verfaſſung anſieht, legitimirt, zu einer conſtituirenden Verſammlung zuſammenzutreten?

Nur anſcheinend handelt es ſich hier um Rathertheilung; es handelt ſich vielmehr um eine bindende Annahme oder Ablehnung einer neuen Verfaſſung Namens des Volks. Dazu haben ſie keine Vollmacht.

In beiden Fällen ſind die gegenwärtigen Deputirten incompetent. Man muß vielmehr auf die Wähler zurückgehen, deren Recht auch durch die Verordnungen vom 3. Februar nicht angetaſtet iſt: denn auch dieſe erkennen die provinzialſtändiſchen Wähler als Baſis der ſtändiſchen Verfaſſung. Weiter zurück auf das Volk kann nicht gegangen werden, ohne den Boden der beſtehenden Verfaſſung zu verlaſſen.

Ad 3. Wie kann die Erklärung des Volks, ob die angebotene Verfassung anzunehmen oder abzulehnen, nun ausfallen?

a) Was hat Preußen für ein Recht zu fordern, und was hatte es daher zu erwarten?

Die Ansicht, daß die gegenwärtigen Provinzialstände im Geist der älteren deutschen Verfassung gebildet seien, beruht auf einem historischen Irrthum. Die Rechte der alten Stände bestanden darin, daß ohne Zustimmung die Landesherren keine Steuern erheben konnten, daß ihnen in Gemeinschaft mit den Landesherren die Erhebung der bewilligten Steuern und die Ueberwachung und deren Verwendung zustand; daß der Landesherr nur mit ihrer Zustimmung Bündnisse schließen und Krieg führen durfte, daß sie Theil hatten an der gesetzgebenden Gewalt; daß ohne ihre Einwilligung die Lande nicht getheilt und nichts davon veräußert werden durfte; daß sie sich versammeln konnten, ohne von dem Landesherrn berufen zu sein, und wenn derselbe ihre Freiheit verletzte, sie sich ungestraft gewaltsam widersetzen durften. — Die gegenwärtigen Landtage sind also nicht im Geist der ältern deutschen Verfassung.

Wir wollen aber auch nicht die jetzigen Ansprüche des Volks auf die früheren stützen. Wir gehören nicht jener historischen Schule an, die nur das Recht anerkennt, und deshalb anerkennt, weil es zu irgend einer Zeit einmal Recht geworden; vielmehr zu der historischen Schule, welche das durch das Leben des Volkes sich bildende Recht anerkennt. — Auf die Thatsache der Wiederholung des Volks stützt sich auch sein Recht, mitzusprechen und mitzuhandeln, da, wo es seine Geschicke gilt.

Dieses factische Recht ist uns durch Brief und Siegel verbürgt. Die Krone stritt nicht; der Nachfolger muß alle gesetzlichen Zusicherungen seines Vorgängers, die er vermöge seiner Landeshoheit abgegeben, anerkennen und erfüllen.

Das preußische Volk hat diesen verbrieften Rechten nach zu erwarten: eine in schriftlicher Urkunde niedergelegte Constitution, die im Allgemeinen diejenigen Grundsätze enthält, welche bürgerliche Freiheit und gerechte, auf Ordnung gegründete Verwaltung sichern, nach der insbesondere in reichsständischen, jährlich wiederkehrenden Versammlungen eine Repräsentation des Volks zusammentritt. Diese Repräsentation hat die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffend; mit ihrer Zuziehung sind insbesondere die Steuern zu reguliren und festzustellen; sie hat die ausschließliche Be-

rechtigung zu Bewilligung neuer Staatsanleihen; ſie iſt zu einer vollſtändigen Ueberwachung des Staatsſchuldenweſens berechtigt.

Der durch gleiche feierliche Zuſage verbriefte Zeitpunkt, zu welchem dieſe Reichsſtände in's Leben treten ſollen, iſt eingetreten. — Sie ſollen nämlich zuſammentreten, ſobald der Staat neue Schulden eingeht. Das iſt geſchehen durch das Darlehn der Seehandlung im Jahr 1832; durch die Cabinets-Ordre vom 11. Februar 1832, kraft welcher ſämmtliche Cautionen der Beamten zur Generalſtaatskaſſe baar eingezahlt werden müſſen, vom Staat aber nur verzinſt werden; durch die Cabinets-Ordre vom 22. Nov. 1842, mittelſt welcher der Staat eine Garantie für die Zinſen der Anlagecapitalien einzelner Eiſenbahnen — alſo eine eventuelle Schuld — übernimmt; durch die Verordnung vom 11. April 1846, die Ausdehnung der bisherigen Wirkſamkeit der Bank, und die fernere Ausgabe von Banknoten ſeitens derſelben betreffend.

Das Volk hat alſo ein vollſtändiges, juridiſches, fälliges Recht auf die Zuſammenberufung von derartigen Reichsſtänden, wie ſie verbrieft und verſiegelt ſind.

b) Entſprechen die Verordnungen vom 3. Februar dieſen Anſprüchen?

Der König erklärt im Eingang derſelben, er wolle die Rechte und die Macht der Krone, mit denen er dieſelbe überkommen, unverſehrt dem Nachfolger übergeben. Da nun ſtändiſche Rechte, ſeien ſie welcher Art ſie wollen, immer den Zweck haben, die Rechte des Volks gegenüber der Krone zu vertreten, und deshalb mit Nothwendigkeit eine Schmälerung der Macht der Krone in ſich ſchließen, ſo folgt aus jener Erklärung, daß den Ständen irgend welche weſentliche Rechte, welche ſie nicht bereits beſaßen, nicht gewährt werden ſollen. — Dieſe Verordnungen gehen aber weiter; ſie nehmen dem Volk noch von ſeinen wenigen Rechten.

Die verheißene Repräſentation ſollte ſich alljährlich verſammeln; für die vereinigten Landtage ſind keine beſtimmten Friſten geſetzt; es iſt vielmehr, da faſt alle ihre Finitionen dem Ausſchuß übertragen ſind, zu verordnen, daß ſie nach ihrer erſten Zuſammenkunft vielleicht nie, oder vielleicht alle Menſchenalter einmal einberufen werden. — Die verheißene Repräſentation ſollte alle Stände des Volks vertreten; die Verordnungen vom 3ten Februar geben alles Recht in die Hände des Herren- und ritterſchaftlichen Grundbeſitzes. Das erſchien zeither als temporäres Leiden; man hoffte — da duldet man viel; — jetzt ſoll dies Mißverhältniß für alle Zukunft ſanctionirt werden. — Die Frage über die Art der Repräſentation iſt ſehr ernſthaft materiell: denn wenige herrliche und

ritterſchaftliche Grundbeſitzer, ja zuletzt eine Deputation von 8 Perſonen ſollen die Macht über den Geldbeutel des geſammten Volkes erhalten. Bisher war der Geldbeutel *geſetzlich* für die Regierung in Betreff der Schulden überhaupt geſchloſſen; jetzt iſt er geöffnet, und zwar der Art, daß dritte, das Volk nicht repräſentirende Perſonen, über ihn zu disponiren haben ſollen. Um ſich *berathen* zu laſſen, mochte ſich die Regierung zur Noth die Perſonen nach ihrem Belieben ausſuchen, von welchen ſie dieſen Rath haben wollte; *ſoll aber das Volk mit Steuern und Schulden belaſtet werden*, dann hört das Belieben auf, dann verlangt das Volk eine *wirkliche* und nicht eine *ſcheinbare* Vertretung. — Die Aufnahme neuer Anleihen iſt nicht einmal unbedingt von der Genehmigung der V. Ldſtde. abhängig gemacht. Man will hiervon vielmehr derartige Ausnahmen machen, daß dieſe, um es mit einem Wort zu ſagen, die *Regel* wären; Ausnahmen, kraft deren die Zuſtimmung der V. Ldſtde. practiſch *jederzeit* überflüſſig ſein würde. Die Verordnungen halten nämlich eine ſolche Zuziehung nur für nöthig bei Darlehen, für welche das *geſammte* Eigenthum des Staats zur Sicherheit beſtellt wird; ſie halten zur Verſchuldung und Veräußerung der Domänen und Regalien die Zuſtimmung der V. Ldſtde. *nicht* für nöthig; ſie wollen im Falle eines zu erwartenden Krieges die V. Ldſtde. durch eine Deputation von 8 Perſonen vertreten laſſen. Dieſe Ausnahme wird aber die Regel ſein; ein Miniſterium *Thiers* gäbe Veranlaſſung zu einer Anleihe von 25 Millionen ohne Zuziehung der vereinigten Landſtände u. ſ. w. Dieſe einſeitige Beſtimmung kann die unter Bürgſchaft des königlichen Staats geſtellte geſetzliche Zuſage nicht beſeitigen, daß nur die Reichsſtände Darlehen garantiren können. — Ebenſo wie bei dem Anleihe-Bewilligungs-Recht, iſt das *Steuerbewilligungsrecht* durch Ausnahmen dergeſtalt abgeſchwächt, daß bei richtiger Beleuchtung die Regel verſchwindet: die indirecten Steuern, die gerade am tiefſten in das Wohl des Volkes eindringen, ſind dem Einfluß der Volksſtimme entgegen; ebenſo die Abgaben, die ſich auf Regalien beziehen; die Abgaben zu Provinzial-, Kreis- und Communalzwecken, welchen die Regierung mit unausgeſetzter Anſtrengung eine Staatslaſt nach der andern aufzubürden bemüht iſt.

Noch bedenklicher iſt ein anderer Punkt. Jene Verordnung ſpricht der Krone, mit einem Federſtrich, die unbeſchränkte Verfügung über die Domänen zu, gegen die beſtehende Verfaſſung, welche die Domänen für *Staatseigenthum*, nicht aber für Eigenthum der *Krone* erklärt. Im Gegentheil haben wir definitiv beſtimmende organiſche Geſetze, nach welchen mit Aus-

ſchluß der auf die Domänen radicirten Einkünfte des Regenten (2½ Million Thlr.) die Domänen lediglich zur Bezahlung der Staatsſchulden verwendet werden dürfen. Die Krone kann ſomit nicht über die Domänen verfügen. Das Volk müſſe der Krone dieſes Recht erſt zugeſtehen. Ein ſolches Aequivalent von 200 Millionen Thlr. wäre aber für die Rechte, welche die Krone dem Volk durch die Verordnung vom 3. Februar gibt, zu bedeutend.

Daß die Stände die allgemeine Ueberſicht des Staatshaushalts zu ihrer Information erhalten, ohne darüber irgendwie mitſprechen zu dürfen, enthält nicht etwas Neues. — Die Verordnung vom 3. Februar beſchränkt ſogar das Recht der Bitte durch die Beſtimmung, daß die Oppoſition von ⅓ des Herrenſtandes oder ⅓ der zweiten Kammer eine Bitte unmöglich macht. Nur bei Steuern, wo es das Intereſſe der Regierung gilt, ſchien es derſelben angemeſſen, den Einfluß einer abgeſonderten erſten Kammer zu beſeitigen. Ueberall dagegen, wo es der Regierung zweckmäßig erſchien, den Einfluß der zweiten Kammer durch entgegenſtehende Intereſſen der erſten zu ſchwächen, behalten beide Kammern ihre beſondern Berathungen. Man halte feſt, wovon es ſich handelt: blos um Bitten und Beſchwerden. Dem Könige ſoll alſo auf geſetzliche Weiſe ſein Ohr verſchloſſen ſein gegen die Bitten des Volkes. Es iſt augenſcheinlich, daß in dieſen Vorſchlägen eine Verweigerung der bisherigen ſtändiſchen Rechte liegt. Die Mediatiſirten und die Standesherren, aus denen die erſte Kammer beſtehen ſoll, ſind vom Volk faſt gänzlich losgelöſt; ſie haben vermöge ihrer Stellung von der Bureaukratie nicht zu leiden; ſie führen ein ganz heiteres Leben, genießen beiläufig der Steuerfreiheit von Perſonal- und Grundſteuern, und wiſſen wenig von den Sorgen und Mühen des Volks. Sie vertreten lediglich ſich; und dennoch, nachdem bereits ⅔ der ſogenannten Volksvertreter in der zweiten Kammer die vorgetragene Bitte oder Beſchwerde als begründet anerkannt haben, dennoch ſollen noch ⅔ von dieſen unbetheiligten Perſonen es genehmigen, daß das Volk ſeine Bitten und Beſchwerden zu den Ohren des Königs bringe!

Ferner. Der vereinigte Landtag ſoll völlig iſolirt ſtehen; Niemand aus dem Volke, weder Einzelne noch die ſtändiſchen Corporationen, dürfen ihm in irgend welcher Weiſe nahen, weder durch Inſinitionen oder Aufträge, noch durch Bitten und Beſchwerden. Einem ſolchen politiſchen Körper mit künſtlich unterbundenen Lebensadern könne das Volk nicht die Berechtigung übergeben, ihm Steuern aufzulegen und für daſſelbe Schulden zu machen. —

Nach all diesen Voraussetzungen können wir an dem vereinigten Landtage nur ein theoretisches Interesse nehmen; der praktische Kern ist in den Anordnungen über den Ausschuß und die ständische Deputation. Sie sind praktisch die wichtigsten, weil sie allein ein wirkliches Leben haben können. Es ist gezeigt, daß, wenn die vereinigten Landstände die neuen Anordnungen acceptirt haben werden, diese demnächst nicht wieder zusammen berufen zu werden brauchen, sondern an ihre Stelle der Ausschuß und die Deputation.

Die Rechte des Ausschusses sind in Betreff seiner Befähigung, dem Volk Verpflichtungen aufzulegen, vergrößert, in Betreff der Wahrung der Volksrechte gegenüber der Krone verkleinert. Von den 109 Mitgliedern des Ausschusses würden nunmehr die Standesherren und Rittergutsbesitzer 52 senden, während sie bisher unter 96 Mitgliedern 44 gehabt. Diese Verschlechterung kann um so weniger angenommen werden, da gegenwärtig der Ausschuß Rechte bekommen soll, die er nicht gehabt, da also die Frage direct in das Wohl, ja in das Materiellste, in den Geldbeutel hineingreift. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein politischer Körper gebildet wird, der die wenigen Rechte, welche die Provinzialstände bisher hatten, in sich aufnehmen, ein politischer Körper, dem eine Controle des Staatshaushaltes, wie das Eigenthum der Staatsbürger, das Recht, im Namen des Volkes Credit zu ertheilen, anvertraut werden soll, wenn diese aus Mitgliedern zusammengesetzt wird, die nicht frei von den Grundbesitzern gewählt werden, sondern nur mit Genehmigung des Königs?

In Betreff der ständischen Verfassung ist den Volks-Abgeordneten das Recht der Bitte gänzlich untersagt. Wird hierbei erwogen, daß auch den Provinzialständen das Recht der Bitte in Betreff der allgemeinen ständischen Verfassung genommen, und daß die Volkslandstände, denen dies Recht überwiesen, nach dem innern Zusammenhang dieser Verordnungen nicht leicht zusammenkommen dürften, so ergibt sich, daß factisch in dieser Richtung jede Bitte ungesetzlich sein soll.

Der Volks-Abgeordnete soll von den Provinziallandtagen keine Instructionen und Aufträge erhalten können, auch nicht von Kreisständen, Gemeinden oder andern Eigenschaften, nicht von einzelnen Personen; er soll von Niemandem auch nur eine Petition annehmen.

Durch die ständische Deputation endlich sollen Anleihen ohne Reichsstände möglich werden, während sie gegenwärtig ohne Reichsstände rechtlich unmöglich sind. —

Und was ist in diesen Verordnungen nicht gegeben?

Die persönliche Freiheit nach wie vor ohne genügende Garantien gegen polizeiliche Uebergriffe; die öffentliche Meinung nach wie vor durch Censur überwacht; das Recht des Volks zu öffentlichen Versammlungen nach wie vor gehemmt; die Beamten nach wie vor wegen Handlungen ihrer Verwaltung nur mit Erlaubniß anderer Beamten gerichtlich zu verfolgen und die Minister unverantwortlich; die Richter nach wie vor abhängig; politische Vergehen schwerster Art nach wie vor einem Specialhofe überwiesen; nach wie vor heimliches Gerichtsverfahren ohne Volksgeschworne; die Nation nach wie vor nur scheinbar vertreten; dieser Scheinvertretung gegenwärtig der einzelnen Rechte einer wirklichen Vertretung beigelegt; nach wie vor dabei keine Oeffentlichkeit und unbedingte Veröffentlichung der ständischen Verhandlungen; die Gesetze über Personen und Eigenthum nach wie vor von der Genehmigung des Volks unabhängig und die Steuern endlich nach wie vor der Bewilligung des Volks in den meisten Fällen entzogen.

Die Wahl, ob die neue Verfassung anzunehmen oder abzulehnen sei, ist somit leicht. Zur Zeit sehr unbedeutende ständische Rechte, aber die Krone in die Unmöglichkeit versetzt, den Staat mit Schulden zu belasten. Gegenwärtig nicht größere, vielmehr geringere ständische Rechte, aber der Krone die Möglichkeit gegeben, den Staat mit Schulden zu belasten. — **Das preußische Volk kann nur auf das entschiedenste ablehnen.** — Die Regierung wird eine solche Erklärung zu respectiren wissen, weil es nicht Sache einer legitimen Regierung sein kann, einen auf gesetzlichem Wege zwischen Krone und Volk gebildeten vertragsmäßigen Rechtszustand zu ändern ohne Zustimmung des andern Theils.

Ad. 4. Was hat das Volk von den zum Volkslandtage einberufenen Deputirten zu verlangen?

Sie müssen rechtzeitig vor Eröffnung des Volkslandtags durch ausdrückliche Erklärung feststellen, daß sie dem Rufe des Königs nicht als Deputirte eines Volkslandtags im Sinne des Patents vom 3. Februar Folge leisten, sondern als Mitglieder der einzelnen Provinziallandtage, die Seine Majestät, um ihren Rath zu hören, nach Berlin berufen. Sie müssen demnächst unmittelbar nach der Eröffnung der Volksprovinziallandtage, ohne sich auf irgend eine Berathung einzulassen, zunächst eine Adresse an den König richten, zu beschließen: daß sie zu einer ihre Committenten bindenden Erklärung über Annahme des proponirten Verfassungsentwurfs nicht competent seien, da dies ihr Mandat überschreite; daß sie daher, streng genommen, sich lediglich auf den Antrag zu beschränken hätten: die Verordnungen vom

3. Februar den in ihren Provinzen zu versammelnden Provinzialständen, nach vorgängigen neuen Deputirtenwahlen, zur Berathung vorzulegen; daß sie aber Seiner Majestät rathen, jene Verordnungen zurückzunehmen, welche den Bedürfnissen des Volks in keiner Art entsprechen; daß sie hieran ihre Ansichten zu einem neuen, dem Bedürfnisse des Volks entsprechenden Verfassungsbande zwischen König und Volk zu knüpfen sich gestatteten.

Das ist das Wesentliche jener Schrift, was die Rechtsfrage betrifft. Es zieht sich aber durch dieselbe eine andere, historische Voraussetzung, eine Voraussetzung, in welche sich die besten Schriftsteller unserer Tage so hineingeredet haben, daß sie gleichsam zur fixen Idee geworden ist; diese Voraussetzung nämlich, daß, wenn keine friedliche Vereinbarung zwischen dem Gouvernement und den Wünschen des Volks stattfände, ein gewaltsamer Ausbruch erfolgen müsse. Dieser Voraussetzung fehlen nicht weniger als alle Grundlagen. Man mag ein Verehrer oder ein Gegner der französischen Revolution sein, wenn man sich nur nicht durch seine Idee gegen die Wirklichkeit blenden läßt, so muß sich dem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung aufdrängen: von allen den einzelnen Ereignissen, aus denen das, was wir französische Revolution nennen, zusammengesetzt war, ist bei uns keines möglich. Die Berliner werden nicht das Zeughaus stürmen, unter den Linden wird nicht barricadirt werden, die Landwehr wird nicht mit den Fischweibern nach Sanssouci marschiren, u. s. w.

Die Frage ist nicht: was ist Recht? sondern: was ist zweckmäßig? — Gesetzt, eine Partei auf dem Volkslandtage macht jene Ansicht zu der ihrigen; was wird die Folge sein? — Zunächst, sie geht nicht durch. Jene Deputirten verlassen die Versammlung; ihre Stellvertreter werden einberufen. Auch wenn diese nicht erscheinen, bleibt der Landtag formell in Kraft; die Verfassung wird angenommen, und die Ausschüsse mit alle dem, was Simon befürchtet, treten in's Leben. — Aber wir haben unser Recht behauptet! wir haben protestirt! wir waschen unsere Hände in Unschuld. — Laßt auf eure Grabschrift setzen: Hier liegt ein deutscher Mann von ächtem Schrot und Korn!

Aber nein, das Unmögliche vorausgesetzt, der ganze Landtag erkläre sich für incompetent, dann ist der Krieg erklärt. Der König löst den Landtag auf und im günstigsten Falle geht es, wie es gegangen ist. Das Schuldengesetz macht keine ernstlichen Schwierigkeiten; wir können Herrn Simon mit seinen eignen Argumenten schlagen: Jetzt, ruft er, jetzt ist das Versprechen

fällig! jetzt müſſen die Stände kommen, es ſind Schulden gemacht — — im Jahre 1832!! Wenn alſo ſeine Anſicht von der Natur jener Finanzoperationen die richtige iſt, ſo beweiſen ſie gegen ſein Syſtem. — Aber es iſt noch ein anderer Fall denkbar, und dieſer iſt wahrſcheinlicher; der König, der ſich entſchieden gegen eine Conſtitution erklärt hat, der einſieht, daß auf einem Mittelwege jenes Geſetz nicht zu umgehen iſt, hebt es auf, im Einverſtändniß mit dem Staatsrath etwa — Herr Simon wird ſagen: dann iſt die Verfaſſung verletzt; — nun wohl, und weiter? — Wir proteſtiren! — Aber auch das wird euch gelegt werden; die Provinziallandtage werden nicht mehr einberufen! — Ich gehe von der Ueberzeugung aus, daß eine Verbeſſerung der geſetzlichen Verhältniſſe Preußens nur mit der vollen, überzeugten Einſtimmung des Königs denkbar iſt; wer anderer Meinung iſt, mit dem will ich hier nicht ſtreiten; wer aber meine Anſicht theilt, muß nothwendig auch zu dem Reſultat kommen: eine ſolche Kriegserklärung kann für die gute Sache nur nachtheilige Folgen haben.

Und ſind jene Vorausſetzungen denn alle ſo ausgemacht? Iſt z. B. das Vorherrſchen des Ritterſtandes in den Landtagen wirklich ſo gefährlich? Würde derſelbe, wenn die Eintheilung in Stände aufgehoben wäre und dafür ein Cenſus eingeführt, nicht vielleicht in weit höherm Grade das Uebergewicht gewinnen! Der Geldbeutel dominirt, ſagt Simon; in welcher Conſtitution thut er das nicht? Kommt es nicht vielmehr auf die Geſinnung an, die in jenem Stande herrſcht, als auf den Stand ſelbſt? Und wird dieſe, ſchon jetzt der Anlage nach lebend, nicht durch die ſtändiſche Wirkſamkeit weiter gebildet werden? — Ferner: Iſt dem König nicht ſchreiendes Unrecht geſchehen? Iſt jene Vermuthung, der König denke ſo wenig königlich, ſeinem Volke durch ein ſcheinbares Gnadengeſchenk ſeine ihm bisher eingeräumten Freiheiten zu nehmen, um unter dem Schein, allgemeine Stände einzuführen, Gelegenheit zu neuen Staatsſchulden zu ſuchen — ich will ſie nicht weiter vom Standpunkt des Patriotismus auffaſſen, aber der hiſtoriſchen Kritik — eine ungeſchichtliche! Tritt in der ganzen Handlungsweiſe unſeres Königs etwas lebendiger hervor, als eben das Ehrgefühl! — Der König verlangt Vertrauen; es iſt wahr, er gibt es nicht; die ganze Verordnung vom 3. Februar iſt aus Mißtrauen zuſammengewebt, und wir ſelber haben es ſchon beklagt. Es wäre aber ein grober Beſchluß, aus dieſem Mißtrauen das Bewußtſein eignen Unrechts abzuleiten. — Endlich, kann jenen Männern, die durch das gemeinſame Vertrauen des Königs und der Stände zur Beaufſichtigung der finanziellen Operationen berufen ſind, auch wenn ſie an ſich noch ſo geneigt wären, nachzugeben, eine ſo ungeheure Charakterloſigkeit zu-

getraut werden, daß ſie in Anleihen oder Steuern einwilligen, die ſie vor den Augen ihrer Mitbürger brandmarken würden!

Herr Simon nimmt als Juriſt alles nach dem Buchſtaben; nach dieſem hat er recht; die neue Verfaſſung verheißt weniger als die alte. Aber ſie gibt mehr — wenn ſie anſtändige, charakterfeſte und überlegene Repräſentanten findet. Dieſes Einem auseinanderzuſetzen, der es nicht weiß, iſt nicht möglich, nicht thunlich; für Den, der es verſtehen würde, iſt es überflüſſig. Wenn ſie ſolche Männer nicht findet, dann iſt es ziemlich einerlei, was für eine ſie iſt.

Ich will nicht leugnen, es iſt ein gewagtes Spiel; und auf dem Gewiſſen jener Männer ruht eine ſchwere Laſt. Um alſo noch meine Antwort auf jene vier Fragen zu geben:

Ad 1. Dadurch, daß die neue Verfaſſung für ungültig erklärt wird, wird die alte nicht erhalten, noch viel weniger eine dritte, gewünſchte, meinetwegen gerechte, herbeigeführt.

Ad 2. Wer iſt competent? das Volk in Maſſe? das läugnet Simon ſelbſt! Die Wähler? formell mag es ſein; aber materiell? doch nur, wenn ſie ein competentes Urtheil haben? Wer nun Herrn Simon's Schrift nicht geleſen hätte, würde dem nicht ein weſentlicher Maaßſtab fehlen? und wenn dieſe gar nicht geſchrieben wäre? — Wenn aber die Provinzialſtände ſo viel politiſche Einſicht haben, ſich für incompetent zu erklären, könnten ſie nicht etwas weiter gehen, z. B. ſich für competent erklären? und dann ſich competent zeigen? Ob ihnen in Berlin oder an acht Orten jener Entwurf zur Berathung vorgelegt wird, was thut's am Ende?

Ad 3. Annehmen oder ablehnen? — Ich antworte: Beides, und keins von beiden. Die neue Verfaſſung gibt einerſeits Rechte und legt Verpflichtungen auf. Beides fällt in's Juriſtiſche und wiegt dem Advokaten ſchwerer als dem Staatsmann. Andererſeits aber gibt ſie Macht und legt Schranken; nicht dem Volk, wie weit ſie euch beſchränken darf, das habt ihr auszumachen, ihr Volksvertreter!

K.

Tagebuch.

I.

Oesterreich und die deutschen Preßreformen.

Aus Oesterreich.

Das Gespräch Derjenigen, die in Wien für Angelegenheiten der Presse sich interessiren, bildet seit vierzehn Tagen eine Mittheilung, die von Seiten Preußens an die Staatskanzlei ergangen und worin der Entschluß ausgesprochen sein soll, beim Bundestag auf Abschaffung der bisherigen Präventivcensur und Einführung eines Preßgesetzes anzutragen; gleiche Noten von Würtemberg, Baden und Baiern sollen sich jener anreihen. Die Präventivcensur wird darin als überlebt und sowohl der öffentlichen Stimme gegenüber als eine allzu gehässige und aufreizende Form geschildert, als auch von Seiten der Regierungen als eine Last hingestellt, die von unzähligen Widersprüchen und nöthigen Inconsequenzen begleitet, die Würde des Gouvernements oft compromittirt, ohne doch den vollständigen Zweck zu erreichen. Es soll jede dieser verschiedenen Noten eine andere Nüance zur Sprache bringen und an Charakter und Endzwecken sich mannichfach von den andern unterscheiden. Daß damit eine vollständige Freigebung des Gedankens beabsichtigt sei, daß man über die Qualität des Gedankens eine weitere und freiere Auffassung erhalten hat, ist sehr unwahrscheinlich, da eine solche Aenderung im Princip bereits jetzt schon in der deutschen Presse zu bemerken sein mußte, indem den Censoren freiere Instructionen ertheilt worden wären. Die Festhaltung der bisherigen engen Grenzen ist namentlich in Preußen kaum zu bezweifeln; nur die constitutionellen süddeutschen Staaten, namentlich Baden, das jetzt ein liberales Ministerium hat, mögen auch im Princip eine Erweiterung statthaft finden. Aber wie es immer sein mag und ob auch Preußen blos die gehässige Form beseitigen will, unter Vorbehalt Alles, was jetzt der Censor gestrichen hatte, später auch die Gerichte an dem Autor oder dem Drucker zu strafen, ohne das Maß des freien Gedankens quantitativ und qualitativ zu erweitern — immerhin wird die österreichische Regierung durch diese beabsichtigte Aenderung in Verlegenheit gebracht. Nicht nur, daß ein deutsches Preßgesetz in den süddeutschen Staaten, je nachdem die Opposition in der Kammer stärker ist, eine größere und ungestrafte

Freiheit in Büchern und Journalen zur unmittelbaren Folge hätte, was Niemand mehr fürchten muß, als das gegenwärtige ultraconservative Princip Oesterreichs, nicht nur daß der Kaiserstaat, so lange er an den gegenwärtigen Grundsätzen festhält, auf eine ununterbrochene Reihe von Angriffen sich gefaßt machen müßte, und zu noch stärkerer, drückenderer und fast unausführbarer Absperrung gezwungen wäre, so würde seine Lage nach innen und außen eine noch viel unangenehmere, indem es dann der einzige Staat in Deutschland wäre, der noch die Censur aufrecht erhielte, was die Unpopularität im Auslande und die Mißstimmung in den einzelnen Landen bedeutend erhöhen würde. Geht der Schritt am Bundestage vorwärts, was bei der Uebereinstimmung der genannten deutschen Staaten kaum zu bezweifeln ist, so wird Oesterreich seine eigenen Preßgesetze ändern müssen, wenn es dies nicht schon jetzt thun muß. Denn die Ueberzeugung wird auch unsere Staatsverwaltung haben, daß der jetzige Zustand kein bleibender sein kann. Diese Ueberzeugung ist bereits bis in die untersten Beamtenkreise gedrungen, und selbst in den öffentlichen Büreaus machen die Wenigsten ein Hehl daraus. Daß die Erneuerung der Censurvorschrift von 1810 nicht mehr genügen kann, darüber täuscht man sich wohl selbst in den höchsten Kreisen nicht und ein hoher Staatsmann beabsichtigt, wie verlautet, Büchern von 20 Bogen Censur-Freiheit zu gewähren und das langverheißene Censurcollegium definitiv in's Leben treten zu lassen. Unter dem Einfluß des jetzigen Princips wäre aber auch von einem Censurcollegium wenig zu erwarten, und ein anderer Staatsmann hat es im Voraus als ein Mondkalb bezeichnet. Nicht in der Form der Censur, sondern in der leitenden Idee bedarf es der Veränderung. Und im Grunde wird von den meisten Censurzwecken doch kaum ein Drittheil erreicht; die im Auslande erscheinenden erga schedam- und damnatur-Schriften werden doch bei uns in derselben Zahl und in derselben Verbreitung gelesen, als ob sie nicht damnirt und nicht schedamnirt wären. Nehmen wir die prohibitirtesten Bücher über Oesterreich vor: Anastasius Grün's „Spaziergänge eines Wiener Poeten" haben drei Auflagen erlebt, und wer da weiß, wie enorm die Hoffmann- und Campe'schen Auflagen sind, der weiß, welche Anzahl von Exemplaren damit in die Welt geschleudert wurden! „Oesterreich und seine Zukunft", dito drei Auflagen! „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege", von Hormayer, zwei Auflagen. Von den „Anemonen" und von Meißner's „Ziska" sind gleichfalls zweite Auflagen bereits angekündigt. Das Verbot solcher Schriften trägt sogar zu ihrem Absatze noch mehr bei. Denn abgesehen davon, daß die Neugierde um so größer ist, verhindert es das Verleihen des Buchs (was mit der Scheda ausdrücklich beabsichtigt ist) und nöthigt zum Ankauf, was das Geschäft des Verlegers um so lucrativer macht. Die Censur hat also von ihrem ganzen bisherigen Verfahren nur zwei Resultate, die Gehässigkeit, die sie der Regierung auflader, und die Verführung ansehnlicher Capitalien in's Ausland, die dem österreichischen Buchhandel und der damit verbundenen Industrie der Druckereien, Papiermühlen, Schriftgießer, Buchbinder u. s. w. zu Gute kommen könnten. Daß die außeröesterreichische Presse für einen mehr als dreifachen Betrag Bücher und Journale nach der österreichischen Monarchie liefert, als da erzeugt werden, ist ohne Uebertreibung anzunehmen. Es ist notorisch, daß von den Geheimnissen von Paris und vom ewigen Juden zwischen 17 bis 19,000

Exemplare nach Oeſterreich gingen. Durch dieſe zwei Werke allein hätte manche Buchhandlung, mancher Papiermüller ſich aufhelfen und hundert Menſchen in Nahrung ſetzen können. Dies iſt zum Theil ſchon in Bauernfeld's Pia desideria geſagt worden, hat aber indeſſen tauſend neue Belege gefunden. Wer nicht aus Hartnäckigkeit, aus Leidenſchaftlichkeit oder aus Bornirtheit mit den beſtehenden Zuſtänden der öffentlichen Meinung trotzen will, der wird zugeſtehen müſſen, daß die jetzigen öſterreichiſchen Cenſureinrichtungen im Princip wie in der Form gradezu gegen die höhere Politik, gegen die Würde und den Einfluß des Staats, gegen die einfachſten Principien des Civilrechts, der Staatswirthſchaft und der Volksbildung ſündigen, während mit allen dieſen entnervenden Opfern nicht einmal der Zweck, nicht einmal die Hälfte des Zweckes erreicht wird!!

††.

II.

Aus Paris.

24. März.

Iriſche Noth und engliſches Mitleid. — Wo iſt der Communismus berechtigt? — Das ruſſiſche Anlehen. — Guizot's Stellung. — Nachträgliches zur Kunſtausſtellung. — Alexander Dumas. — Laube.

Heute faſtet England für Irland! Es iſt nicht meine Abſicht, die Ironie der Zuſtände, die in dieſen paar Worten liegt, herauszuheben. Wenn wirklich England heute in Demuth und Reue an Irland denkt, wenn wirklich England heute aus der Tiefe ſeines Herzens zu Gott für Irland betete — ſo würde hierin eine größere Bürgſchaft der Verſöhnung für beide Länder liegen, als in all den Millionen, die gegenwärtig England vorſchießen muß, damit Irland nicht verhungert. Nicht, als ob ich glaubte, daß das Gebet ein thatſächliches Wunder thun würde. Aber es würde die Herzen ſtimmen, es würde England ſagen, was es an Irland ſchuldet. Seit Jahrhunderten ſaugt es an dem Marke dieſes unheilvollen Landes, bis daſſelbe zuletzt zernichtet zu ſeinen Füßen liegt. Der Geiſt, mit dem die Leiter der engliſchen Nation noch heute an Irland denken, iſt nicht der der Bruderliebe. Sie haben Angſt vor dem hungernden Volke, noch mehr Angſt vor der Schmach, die dieſer Hunger auf England wirft, die dem Engländer in der Meinung aller Völker heute auf Schritt und Tritt begegnet. Aber wie wenig wahre innere Theilnahme gegen Irland in den höchſten und einflußreichſten Kreiſen Englands lebt, das beweiſen alle Tage die mitleidloſen und hartherzigen Artikel, mit denen das erſte Blatt Englands dem unglücklichen Irland die Almoſen, deſſen es bedarf, um nicht zu verhungern, hinreicht. Und dieſer Geiſt iſt das größte Unglück für England, denn er verpeſtet ſogar ſeine milden Gaben und empört das irländiſche Gefühl in doppelter Weiſe, indem es nie vergißt, daß England die Urſache ſeiner Noth iſt und es ihm in dieſer Noth keinen Biſſen Brod reicht, ohne zugleich dem Hungernden einen Fußtritt mit in den Kauf zu geben. Sie werden die milden Gaben vergeſſen, nicht den Fußtritt, der ſie begleitet. Und deswegen wäre es gut, wenn dieſer Buß- und Bettag mehr als eine Heuchelei oder eine leere Ceremonie wäre. Wir wünſchen dies England,

denn der Tag wird kommen, bald kommen, wo es Irland mehr bedarf, als Irland seiner. Die Völker aber mögen aus der Art, wie das hungernde Irland heute an dem Marke des reichen, mächtigen und stolzen Englands nagt, lernen, daß es eine Volksgerechtigkeit gibt, die schon hier auf dieser Erde ihr Urtheil spricht und vollstreckt.

Auch in Frankreich ist die Noth groß, doch hat sie nicht denselben Charakter, wie in England. Es gibt in Frankreich kein herrschendes und beherrschtes, keinen Sieger und besiegtes Volk neben einander. Jeder, der hier leidet, kann immerhin mit Neid auf seinen Nachbarn sehen; aber Niemand hat ein Recht zu sagen: „Du und deine Väter sind Schuld an meinem Elend, denn du und die Deinigen haben die Unserigen ausgesaugt.“ Deswegen sind auch die communistischen Ansichten nur vereinzelte Erscheinungen, die ohne eigentlichen Boden im Volke nur wie zufälliges Unkraut wurzeln. In Irland herrschen Ansichten von Gütertheilung in jedem Armen, ohne daß er je das Wort Communismus gehört zu haben braucht. In Galizien, in Polen, in Rußland mögen ähnliche Gefühle ziemlich allgemein im Volke wuchern. Aber in Frankreich können sie seit der großen Gütertheilung von 1789 nur als vereinzelte und auch unbegründete Erscheinungen Boden fassen.

Das Elend aber hat dennoch diesen Ansichten in dem gegenwärtigen Jahre vielfachen Vorschub geleistet. Aber gewiß nicht mehr als die Mühe, die man sich überall und allgemein gibt, der Noth zu steuern, wieder doppelt aufzuheben im Stande sein wird. Der Communismus ist in gewisser Beziehung berechtigt, wo die Gesellschaft nicht durchzugreifen die Pflicht übernimmt, überall Schutz gegen unverdiente Noth, gegen augenblickliches Elend einzelner Klassen der Arbeitenden zu bieten. Wo diese Pflicht anerkannt und durchgreifend erfüllt wird, ist der Communismus nicht zu fürchten. Aber auch nur, wo dies geschieht. In dieser Pflicht liegt das Gegenmittel, und es ist fast ein Glück, daß das Hungerjahr dieselbe überall in den Vordergrund gedrängt hat.

Die russischen Millionen kamen unsern Geldleuten ganz wie gerufen. Die Noth war groß und die Hülfe that wohl. Das ist das Hauptgefühl, das unsere Klugdenker belebt. Sie fragen zwar auch nach der Absicht des Kaisers, aber da die fünfzig Millionen gegenwärtig eine nicht zu verachtende Wohlthat sind, und alle Geldleute dabei gewinnen, so kann der Gedanke, daß bei denselben eine tiefere Absicht versteckt liege und daß diese Absicht etwa gegen Frankreich gerichtet sein möchte, nicht recht Boden fassen. Man kann sich zwar eines heimlichen Gefühls des Mißbehagens nicht ganz erwehren, aber die gewonnenen Franken an der Börse lassen dasselbe nicht aufkommen. Deswegen sucht man die Absicht Rußlands außerhalb Frankreich, und bildet sich oft ein, daß sie gegen die preußische Constitution oder die englische Protestation in Bezug auf Krakau gerichtet sei. Preußen und England dürften von Glück noch sagen, wenn Rußland nie anders gegen sie aufträte. Die Angelegenheit ist einfach eine Geldsache, sie zielt und trifft in der Börse von Paris; Rußland besitzt heute die 50 Millionen des Reservefonds der französischen Bank; es kann dazu mit Leichtigkeit noch fünfzig kaufen, denn die Scheine der französischen Bank sind gut und verzinsen sich noch besser. Es ist schwer sein Geld einträglicher und sicherer anzule-

gen. Das ist der alltägliche Nutzen, den Rußland aus diesem Geschäfte grade so gut wie alle Rentner zieht. Im Falle der Noth aber kann Rußland mit seinen 50 oder 100 Millionen die ganze Börse regieren. Läßt es in einem Augenblick der Krisis dieselben mit einigen Opfern und mit Klugheit manövriren, so beherrscht es den Geldmarkt und kann in acht Tagen Zeit den ganzen Credit Frankreichs nach seinen Ansichten lenken. Hierin liegt der Staatsnutzen, den Rußland aus diesem Geschäfte ziehen kann und wird, sobald es seinen Interessen zusagt. Und das soll auf Preußen oder England abgemünzt sein! —

Es gibt Leute genug, die dieses Unternehmen dennoch nicht gerne sehen; es gibt welche, die dadurch überrascht wurden und dabei verloren. Das verursachte in gewissen Kreisen Mißmuth, und daher erklärt sich theilweise die letzte Schlappe der Regierung in der Wahl Herr Leon's de Malville zum Vicepräsidenten der Kammer. Die Regierung steht ohnedies nichts weniger als fest. Die Heirathen, die Auflösung der englischen Allianz, die Krakauer Geschichte, die Vereinzelung Frankreichs, der kritische Zustand Spaniens, werden ihr halbwegs zur Last gelegt. Ein Theil der Majorität ist Anhänger eines gemäßigten Fortschrittes, und dieser Theil bedroht alle Tage die Regierung. Wie lange sie sich in dieser zweifelhaften Stellung erhalten wird, ist die Frage, aber je länger sie zweifelhaft bleibt, desto unabläßlicher führt sie zum Sturze. Ich meinerseits halte denselben für unausbleiblich, und habe diese Ansicht vom ersten Tage der Heirathen an bis jetzt in Allem, was geschehen, bestätigt zu sehen geglaubt.

Der Salon ist nicht reich an schönen und großen Werken. Aber die beiden schönsten und größten sind Herrn Couture's römische Orgie unter den Gemälden; Herrn Gleſinger's „Femme piquée par un serpent“, die aber nichts als eine sprechende und lebendige Darstellung der höchsten physischen Wollust unter den Bildhauerarbeiten ist. Beides sind Kunstwerke erster Klasse. Was Sie daraus schließen wollen, daß grade diese Stoffe die ersten Künstler begeisterten, überlasse ich Ihrem Gefühle. — Ich mache noch auf die Glasbrennerbilder eines unserer Landsleute, Herrn Karl Hauder (Flüchtling aus Frankfurt) aufmerksam. Sie bekunden die größten Fortschritte auf diesem Felde, sie sind das Beste, was in der neuesten Zeit auf ihm in Frankreich geschaffen wurde, und wir freuen uns, daß die Fortschritte, die hier gemacht wurden, dem Talente und der unermüdlichen Ausdauer eines Deutschen zu verdanken sind.

Sorgen Sie doch dafür, daß die Reise Herrn Alexander Dumas in Spanien übersetzt werde. Deutschland kann daraus Viel lernen, wenn nicht grade irgend etwas über Spanien, — aber, was viel wichtiger ist, wie Herr Dumas eine Omelette kocht; wie sein Sohn Alexander II. Granaten kauft und nicht unterzubringen weiß, weil der Wagen schon überall vollgepfropft; was Herr Maquet thut und treibt, Herr Bauberge denkt und nicht denkt und dergleichen Großthaten mehr. Deutschland würde Unrecht haben, diesen Geistreichthum nicht Wort für Wort brühwarm zu seinem Eigenthum zu machen. — Heinrich Laube ist seit gestern hier. —

J—n.

III.

Aus Berlin.

1.

Die Polemik gegen die Akademie. — Ruge und Prutz. — Bruno Bauer und Jungnitz. — Max Stirner. —

Durch den Austritt Raumer's aus der Akademie, und die Zuschrift der Majorität derselben an ihn, er möge bleiben, hat die Sache nicht grade wesentlich eine andere Wendung genommen. Geschehene Dinge werden nicht ungeschehen gemacht. Ein Anonymus in der Voss'schen Zeitung erklärt, er habe jene Adresse unterschrieben; man müsse, wenn man einen wackern Mann gekränkt zu haben befürchte, seine Höflichkeit gegen ihn verdoppeln — (was man doch mit Worten machen kann! jene Adresse höflich zu nennen, ist wirklich der köstlichste Einfall, auf den die Akademie gerathen konnte); übrigens seien in der Akademie Männer, die früher für die Freiheit gelitten (die Grimm's); die Gegner mögen doch aus ihrer Anonymität hervortreten, und zeigen, was sie dafür gethan, mit welchem Recht sie sich als Vertreter der Menschenwürde gerirten. — Darauf ist zu erwidern: Quisquis praesumitur bonus, donec probetur contrarius. — Einer jener Gegner hat sich in der Voss'schen gemeldet: er heiße Kleutz; nun möge man urtheilen. — Was kommt es in einer solchen Sache auf die Namen an? wir wollen die einzelnen Mitglieder der Akademie in keiner Weise in ihrem sonstigen wohlverdienten Ruhm beeinträchtigen, wir wollen nur zwei Thatsachen constatiren: 1) die Gelehrsamkeit ist (wenigstens in Deutschland) noch nicht mit dem Gefühl menschlicher Würde verbunden; auch große Gelehrte haben (wenigstens in Deutschland) nicht immer den Tact, die Ehrfurcht vor dem Monarchen von ersterbender Unterwürfigkeit zu unterscheiden; 2) das Volk dagegen hat wenigstens ein Bewußtsein darüber, wenn die Schicklichkeit verletzt wird. — Habt doch endlich, ihr Männer der Wissenschaft, ein Gefühl eurer Würde! bis jetzt habt ihr nur Dünkel. — Auch Theodor Mund ist mit einer Erwiderung gegen jenen Anonymus aufgetreten; wir sind im Ganzen seiner Ansicht, nur in zwei Punkten müssen wir von ihm abweichen. Einmal nämlich verlangt er von den Gelehrten, sie sollten ihr Betragen nach der Meinung des Publicums einrichten; das wäre ein trauriger Grund, sich würdig zu betragen; wer in sich selbst nicht das Gefühl der Menschenwürde trägt, wird sie dem Publicum nicht absehen. Sodann tadelt er das vermeintliche Regierungs-Organ, den Rheinischen Beobachter, wegen der Indiscretion, mit der er jene Adresse veröffentlicht habe. — Aber was bleiben denn der Regierung für Waffen gegen die öffentliche Verläumdung! Die fabelhaftesten Gerüchte waren im Umlauf; die Akademie habe sich auf das ehrenwertheste benommen, der Professor Encke, der bekanntlich auf Raumer's Ausschließung antrug, gehörig zurechtgewiesen, Raumer's Sache entschieden für die ihrige erklärt u. s. w. Die Akademie that nichts, diesen Gerüchten zu widersprechen; ich will nicht behaupten, daß sie dieselben direct unterstützt habe. Was bleibt, frage ich noch einmal, der Regierung übrig, als die Acten vorzulegen! Wunder-

barer Liberalismus, der Anſprüche auf Heimlichkeit macht! Jener Schritt war, ſeiner Natur nach, ein politiſcher; er gehörte der Oeffentlichkeit an. — Nun aber auch genug von dieſer Geſchichte; ungeſchehen ſind geſchehene Dinge nicht zu machen; wohl aber in Vergeſſenheit zu bringen durch verſtändiges Betragen.

Ich erwähnte in meinem vorigen Brief der kleinen Schrift, in welcher ſich Prutz gegen Ruge der deutſchen Nationalität angenommen hatte. Ruge hat nun geantwortet in ſeinen politiſchen Bildern („Auch ein Politiker"). Dieſe Antwort iſt ſehr elegant und geiſtreich geſchrieben, ſie bewegt ſich aber leider faſt ausſchließlich in Perſönlichkeiten. Mit Vergnügen entnehmen wir übrigens daraus die Erklärung, daß jene ſo heftig angefochtene, leidenſchaftliche Aeußerung in den deutſch-franzöſiſchen Jahrbüchern über Deutſchland keineswegs die wirkliche Meinung des Philoſophen hat vorſtellen ſollen, ſondern daß ſie einem „kleinen Drama" angehört, in welchem Ruge zwei entgegengeſetzte Anſichten in dialektiſche Bewegung geſetzt hat. Auch ſoll jene Aeußerung deutſche Kunſt, Wiſſenſchaft u. ſ. w. nicht treffen. — Prutz verläßt uns übrigens in einigen Tagen, um nach Halle, und von da nach Hamburg zu gehen, wo er als Dramaturg angeſtellt iſt.

Die ehemalige Coterie der Freien iſt zerſtoben; wo ſind jene Zeiten hin, da man im Spiel die Welt über den Haufen zu werfen meinte! Ein ſo kurzer Zwiſchenraum, und wie hat ſich ſeitdem der Geiſt umgeſtaltet! — Buhl und Edgar Bauer ſitzen in Magdeburg, in unausgeſetzten, hoffnungsloſen Krieg mit ihren Aufſehern verwickelt; Bruno Bauer ſchaut von einſamer Höhe auf die Cultur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts herab, und beweiſt von jeder Einzelheit, die ihm gerade aufſtößt, daß ſie nothwendig und — nichtig ſei. Ich fürchte, daß dieſer glänzende Geiſt ſich bereits überlebt hat; das Feuer der Begeiſterung iſt erloſchen, und daß er zur Darſtellung, zur Geſchichtſchreibung kein Talent hat, werden nachgerade auch ſeine leidenſchaftlichſten Verehrer einräumen. Zur Geſchichtſchreibung gehört zunächſt, daß man zu erzählen weiß; und wie kann einer erzählen, der „in dem Strom der Zeiten ewig nur ſein eigen Bild anſchaut"? — Viel mehr Talent zur Darſtellung hat ein junger Freund deſſelben, Jungnitz, der leider ſich ſchon zu ſehr in das Netz der Kategorien verfangen hat, mit denen ſein überlegener Verbündeter ihn umſtrickt. Es macht mitunter einen rührenden Eindruck der Naivetät, wie „die Kritik", wenn ſie etwas Neues lernt, behauptet, die Welt lerne es jetzt. Wenn z. B. Jungnitz in ſeiner Geſchichte der Revolution von 1787 bis 1788 ganz richtig nachweiſt, daß die verſuchte Revolution von der Regierung, die Reaction dagegen von den ſtändiſchen Inſtituten ausging, ſo poſaunen das ſeine Verehrer der Welt als eine neue Entdeckung aus, während in der Welt, die durch die Schule gegangen, ſich wohl wenige finden würden, die es nicht wüßten. — Ein anderer Schriftſteller dieſer Schule des Nihilismus, Max Stirner, der Verfaſſer des Mediſ: der Einzige und ſein Eigenthum, hat im Leben ſein Princip des Egoismus nicht mit beſonderm Erfolg durchgeführt, weil er eben nur davon geträumt, nur in Abſtractionen damit geſpielt, in logiſchen Viſionen damit gerungen hat. Vor einiger Zeit ſetzte er in der Voſſiſchen Zeitung Berlin durch die Aufforderung in Erſtaunen, ihm auf Perſonalcredit 500 Thaler zu leihen, er, der gegen alle

Begriffe des Rechts, der Pflicht, der Treue, ein so leidenschaftliches Manifest in die Welt geschickt! Seine Theorie spukte nur in seinem Kopf, sie war nicht in seinem Herzen; er ist kein Egoist, sondern ein liebenswürdiger, gemüthlicher deutscher Schwärmer, der seine Sehnsucht zur Abwechselung einmal auf das reine Ich gewendet. — Aber zugleich ein geistreicher Mensch, ein Poet, wenn auch ein verdorbener. Max Stirner, denke ich, hat noch eine Zukunft. Möge er bei seiner Begeisterung für das Recht der Freiheit sich nicht den Fesseln einer ehemaligen Schrulle, dem falschen point d'honneur der literarischen Consequenz hingeben. Die gute Sache der Freiheit fordert Gemeinsamkeit Aller, die für Ideen empfänglich sind; möge er sich derselben nicht entziehen. Seine Idee war der romantische Egoismus, im Gegensatz gegen den wirklichen; möge er nach diesen verunglückten Emeute gegen den Liberalismus zur alten Fahne zurückkehren.

— **Neukölln.** —

2.

Revolutionär und conservativ. — Die Krakauer Frage. — Ruge gegen Julius. — Die Zeitungen. — Zeitungshalle und Conditoreien. —

Sie haben durch ein Redactions-Fragezeichen Ihren Unglauben an die revolutionären Tendenzen der „Zeitungshalle" und ihres Redacteurs angedeutet. Es hat damit folgende Bewandtniß; der Grundsatz der Revolution, im Gegensatz der Legitimität, ist: die Macht ist das Recht; mit andern Worten, das Recht ist ein flüssiger Begriff, welcher mit den Zeitumständen sich verändert, ein ideeller Hauch des Lebendigen, der kein Leben für sich selbst hat. Die Legitimität dagegen betrachtet das Recht als etwas Festes und Heiliges, dem sich das Lebendige zu fügen habe. In der angeregten Frage, der Einverleibung Krakaus, stellte sich der Staat der Revolution auf den Rechtsboden: die Umstände mögen sein, welche sie wollen, sie können das Recht nicht aufheben; das Recht kann nur auf rechtliche Weise aufgehoben werden. Allerdings fuhr die revolutionäre Partei in Frankreich weiter fort: es ist nun aber auf eine unrechtliche Weise aufgehoben, von der legitimen Partei selbst; wir sind nun in den Zustand der Gewalt zurückgetreten, so wollen wir denn unsrerseits thun, was das Herz begehrt, und nach dem Recht nicht fragen. Kein Staat, sagte Guizot, in Uebereinstimmung mit der Adreßcommission, kann bestehende Verträge verletzen, ohne eben dadurch den andern Contrahenten das Recht zu geben, ihrerseits nur ihren Nutzen, nicht das Recht in's Auge zu fassen. — Die Zeitungshalle, wie einige liberale Blätter, vertheidigte das Verfahren der heiligen Allianz, aber mit dem Grundsatz der Revolution: Verträge binden nur so lange, als die Zeitumstände für sie passen; die Macht der Geschichte steht über dem geschichtlichen Recht. Mit andern Worten: Jeder Vertrag enthält stillschweigend die Clausel, daß man ihn bei passender Gelegenheit sich vorbehält ihn zu umgehen. — Wenn daher der Janus sich in dieser Frage gegen die Ansicht der drei Regierungen aussprach, und namentlich diese Gründe — als revolutionär — entschieden verwarf, so war er darin in seinem Recht. Die conservative Partei kann einen Grundsatz nicht anerkennen, durch welchen sie sich selbst aufheben würde. — Ueberhaupt kann

man die Ansichten der Zeitungshalle, so sehr sie im Resultat mit denen der conservativen Blätter übereinzukommen scheint, dennoch sehr wesentlich von ihnen unterscheiden. So wie die Apostaten vom Protestantismus — Schlegel u. s. w. — trotz ihrer Begeisterung für das Princip der allgemeinen Kirche dennoch auf protestantischem Boden bleiben: — denn die aus der Reflexion hergeleitete Anerkennung des Alten steht Freiheit voraus, und ist nicht im Entferntesten mit dem unbedingten Gehorsam, dem eigentlichen Princip der Kirche zu verwechseln — so bleibt der Liberale, wenn er durch die Consequenzen seines Princips zum Entgegengesetztesten fortgetrieben ist, immer ein verkappter Jacobiner. Arnold Ruge sagt von Julius: Sie sind nicht zum Feinde übergelaufen, sondern Sie haben aus Ihrem Studium der Jesuiten gelernt, Sich herüberzuwinden. Dieser Ausspruch ist unrichtig, wenn darin ein Vorwurf gegen die Redlichkeit des ehemaligen Redacteurs der Leipziger Zeitung enthalten sein soll; aber die sehr richtige Bemerkung, daß die Ideen der Freiheit, so lange sie nur im Verstand bleiben, und nicht in's Herz übergehen, unfruchtbar sind; daß die Speculation, welche sich nicht der Gesinnung und des Charakters bemächtigt, nicht Stich hält, ist allerdings zu beherzigen.

Wie dem auch sei, Julius hat sich durch Gründung seiner Zeitungshalle ein unbestreitbares Verdienst um Berlin erworben. Der politische Theil seines Blattes ist schwach; dafür ist der Besprechung der eigentlich innern Angelegenheiten ein sehr reichhaltiges Feld eröffnet, das nicht verfehlen kann, seinen Nutzen zu haben. Auch trägt selbst das Pikante und Paradoxe in den Ansichten des alten Hegelianers dazu bei, der Berliner Schlaffheit und Blasirtheit zu imponiren, sie aus ihrem gewohnten Schlendrian aufzustacheln und wenigstens Aufmerksamkeit zu erregen. — Das Berliner Bürgerblatt von Hermes, weiland Employé bei der Preußischen Staatszeitung, wird, nach der Probenummer zu urtheilen, einen versöhnlichen Charakter tragen, und zwischen den Liberalen und der Regierung vermitteln, doch mehr, wie es scheint, im Sinne der letztern. Es kommt in der That für den Augenblick nicht so sehr darauf an, in welchem Sinne die Zeitblätter redigirt werden, wenn sie nur überhaupt die Ereignisse ausführlich besprechen; der politische Sinn, das freie und vernünftige Urtheil werden sich schon mit der Zeit bilden, wenn die Masse nur erst des Factischen mächtig ist. Darin ist auch die gute Vossische nicht ohne Verdienst; noch anerkennenswerther ist die kleine Staffette, die freilich urtheilt, wie es ihr gerade einfällt, schlecht und recht, ex aequo et bono; aber sie urtheilt! und immer mit einer gewissen plastischen Anschaulichkeit, wie es für das Publicum paßt, daß ein so reich ausgestattetes Organ, wie die Allgemeine Preußische Zeitung so wenig für die innern Angelegenheiten thut, ist jedenfalls zu beklagen; nichts würde auf das Volk bildender einwirken, als ein mit Einsicht und Tact redigirtes, durch äußere Hülfsmittel gehobenes conservatives Blatt. Der Rheinische Beobachter und die Zeitung für Preußen können das nicht leisten, theils weil ihnen die Mittel fehlen, theils weil die Farblosigkeit ihres Servilismus Alles zurückstößt, und einzelne Wahrheiten, die man doch immer findet, in Schatten stellt. Der Janus, der viel besser redigirt wird, findet fast gar kein Publicum.

Da ich von der Zeitungshalle spreche, so will ich auch Einiges über das

mit ihr verbundene Leſeinſtitut gleiches Namens hinzufügen. Es hat ſich bis jetzt eines zahlreichen Zuſpruchs erfreut, und man konnte darin nicht allein die Phyſiognomie der verſchiedenen Literatenbärte ſtudiren, ſondern die Gelehrſamkeit, das ehrſame Berlinerthum und der Heroismus hatten gleichfalls ihre Vertreter. Merkwürdiger Weiſe hat dieſes dem Beſuch der übrigen Leſecabinette, d. h. der Conditoreien keinen Abbruch gethan; bei Stehely und Spangapani wenigſtens erfreut man ſich in den paſſenden Stunden noch immer des Mangels an Raum, wie ehemals, das iſt überhaupt die Erbſünde Berlins; auch die Zeitungshalle, ſo großartig ſie dem Anſchein nach angelegt iſt, leidet daran; Leſezimmer reichen für das Bedürfniß Berlins nicht aus. In der orientaliſchen Ausſtattung des Inſtituts liegt übrigens etwas weit ihrem Zweck Widerſprechendes; dieſe bunten Divans, die vergoldeten Leiſten, die mit grünen Guirlanden umzogenen Candelaber machen den Eindruck eines Weihnachtstiſches; dieſe ſchweigſam ernſte Lectüre geſetzter Männer macht ſich in dem bunten Weſen gar zu ſonderbar. Im Sommer hat Julius muthmaßlich eine bedeutende Abnahme ſeines Publicums zu gewärtigen, denn es wird in den Zimmern vor Hitze nicht auszuhalten ſein. Die eigenthümlichſte Zierde der Leſehalle iſt das Damenzimmer, mit den nöthigen Goldfiſchchen u. dergl. ausgeſtattet; und hin und wieder ſieht man wirklich eine Dame ſich in die Geheimniſſe der europäiſchen Cabinette vertiefen und den ſüßen Brei dazu einſchlürfen, den man hier abuſive Chocolade nennt, entweder unter dem ſichern Schirm ihres Gatten eingeführt, oder auch im freien Selbſtbewußtſein. Die Dienerſchaft, ungefähr wie die Krollſche gekleidet, hat im Allgemeinen das herablaſſende, ſchlaff-wohlwollende, ſelbſtbewußte Weſen des Vollblut-Berliners. Zuweilen fliegt Julius im blauen Schlafrock mit ungeſtümer Heftigkeit an dem leſenden Publicum vorüber, ergreift eilig einige Zeitungen, wirft ſie weg, ſieht ſcheu um ſich, ergreift ſie wieder, und iſt ſpurlos verſchwunden; Keiner weiß, was aus ihm geworden iſt. Abends wird in den Rauchzimmern geplaudert, aber nicht viel und leiſe; der Berliner iſt nicht mittheilſam. Einmal hatte ein Spaßvogel den Hahn der Gasleitung umgedreht und das geſammte Publicum ſah ſich in ägyptiſche Finſterniß verſetzt.

— Neukölln. —

3.

Behandlung der gefangenen Polen. — Die Spener'ſche Zeitung. — Simon und ſeine Gegner. —

Die Unterſuchungen in dem Polenproceſſe ſind, Dank der raſtloſen und geiſtvollen Thätigkeit des Staatsanwaltes (Geheimrath Wenzel), zum großen Theile beendigt und etwa einhundertfunfzig Polen warten hier im Gefängniſſe ihr Urtheil ab. Ihre Familien ſind ihnen nach Berlin gefolgt, und die Zahl der anweſenden Polen iſt ſo bedeutend, daß die Polizei es nöthig erachtet, ein Augenmerk auf ihr Thun und Treiben zu haben. Alles aber, was man über die harte Behandlung der gefangenen Polen berichtet, iſt eine grundloſe Fabel, zu der wohl das Gebäude Anlaß gegeben hat, in welchem ſie untergebracht worden ſind. Es iſt dies das neue Gefängniß vor dem neuen Thore, welches zu einem Zellen-

gefängniß nach pennſylvaniſchem Syſteme eingerichtet werden ſoll, bis jetzt aber noch unbeendet iſt. In dieſem Gefängniß befinden ſich die Polen, jedoch ohne daß eine der pennſylvaniſchen Maßregeln auf ſie angewendet würde. Sie ſehen ihre Frauen und Kinder; die Gefangenen ſind den Tag über zu zweien beiſammen, man ſieht ſie Schach ſpielen, leſen und ſchreiben; es kommt auch täglich der Diener einer hieſigen Leihbibliothek hinaus, der ſie ganz nach ihrem Wunſche mit Büchern verſorgt; kurz es geſchieht Alles, was ſie vernünftiger Weiſe verlangen können, und der Vorwurf unbilliger Härte, den man der preußiſchen Regierung macht, iſt glücklicher Weiſe ein ganz unverdienter.

Um ſo mehr fällt es auf, daß die Behörden nichts dagegen thun, ihn zu entkräften, da ſie ſonſt die Zeitungen benutzen, um anonym ihre Anſichten geltend zu machen. Die leitenden Artikel, die die Spener'ſche Zeitung über das Patent vom dritten Februar und ähnlich wichtige Gegenſtände bringt, und die mit der Chiffre S. I. unterzeichnet ſind, kommen von oben herab, und ein bekanntes Witzwort fragt, ob das St. „im Namen der Sanctae Trinitatis" bedeute, oder das Salvo Titulo bezeichne, das man auf die Adreſſen ſetzt? Bei dieſer Anonymität aber hat ſich neuerdings der ſonderbare Fall ereignet, daß die Cenſur jene Artikel, welche auf hohen Befehl geſchrieben ſind, zu liberal, dem conſtitutionellen Weſen zu günſtig fand und ſolche Aenderungen damit vornahm, daß grade das Gegentheil von dem geſagt ward, was man zu ſagen beabſichtigt hatte.

Gegen das Werk des Stadtgerichtsrath Heinrich Simon, das Patent vom dritten Februar betreffend, iſt hier unter langem Titel eine Broſchüre erſchienen, als deren Verfaſſer man den Geheimen Obertribunalrath Heppe bezeichnet. Das Werk ſoll keineswegs alle Zweifel entkräftigen. Das Auffallendſte an demſelben iſt aber, daß es überhaupt erſchienen iſt und öffentlich verkauft wird, da in Preußen geſetzlich jede Beſprechung verbotener Schriften unterſagt iſt *). Am Ende ſollte man gar erwarten, daß zugleich mit einer Unterſuchung gegen Simon, welche, wie man ſagt, bei dem Breslauer Oberlandesgerichte eingeleitet werden ſoll, eine zweite Unterſuchung gegen ſeinen Gegner angeſtellt werde und daß ſo — wie bei dem jüngſten Gerichte — Freund und Feind neben einander in die Wagſchale gelegt werden.

— A. M. —

IV.

Aus Frankfurt am Main.

Kirchengeſchichten. — Oeffentlichkeit auf dem Stadtamte und in der geſetzgebenden Verſammlung. — Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte. — Sparkaſſe. — Theater und Concerte. — Vorleſungen.

Unſer öffentliches Leben hat in dieſem Winter einige nicht unbedeutende Schritte vorwärts gethan. Von der ſehr bewegten Verſammlung in Sachen der

*) Auch die Kölniſche Zeitung brachte in Nr. 89 eine ausführlichere Beſprechung des Buches von Simon, wobei Titel und Autor ohne Umſchweife genannt ſind.

D. Red.

Gustav-Adolph-Stiftung, wo Rupp's Ausschließung mit bedeutender Majorität mißbilligt wurde, ist genug gesprochen worden. Was in jener Versammlung von einem verhältnißmäßig kleinen Theile der hiesigen Einwohner und einigen Hülfstruppen vom Lande entschieden wurde, blieb noch lange der Gegenstand allgemeiner Unterhaltung in allen Kreisen der Gesellschaft, so daß die ganze Stadt sich in bestimmte Lager absonderte und durch Principsgleichheit, wie durch Wahlverwandtschaft, Katholiken und orthodoxe Lutheraner auf der einen und Rationalisten und katholische Sektirer auf der andern Seite in Verbindung traten. Gegenwärtig ist dies übrigens wieder ziemlich verwischt und der übergeschwollene Strom religiöser Parteiung wieder in sein Bette getreten; — doch sagt man, daß eben jene Abstimmung, wobei ein hiesiger Candidat, der in der Nähe der Abgesandten des Montagskränzchens (einer Gesellschaft, die sich eine Reform, wenn nicht den Umsturz der jetzigen kirchlichen Verhältnisse zum Ziel gesetzt zu haben scheint) saß und in deren Sinne stimmte, in den Verdacht kam zu jener Gesellschaft zu gehören, und bei einer vor Kurzem hier vorgekommenen Pfarrwahl, obwohl er einer der älteren ist, grade deswegen von unserm Consistorium bei dem Vorschlage übergangen worden sein soll.

Etwas Anderes, welches das öffentliche Leben mehr direct berührt, ist der von der gesetzgebenden Versammlung (bekanntlich eine zu einem Viertel aus dem Senate und zu drei Viertel aus der übrigen Bürgerschaft gewählte Körperschaft, die dem Senate in Beziehung auf Gesetzgebung, Besteuerung, Verträge und Bewahrung der Verfassung die Wage hält) ausgehende Antrag, sowohl auf Oeffentlichkeit ihrer eignen Berathungen, als auch auf die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, wenigstens bei dem Gerichte erster Instanz (dem sogenannten Stadtamte), welcher Antrag mit 71 Stimmen gegen eine angenommen wurde und allgemeinen Anklang mit dem ersterwähnten fand und gegenwärtig dem Senate zur Genehmigung vorliegt.

Diesen vorbereitenden Bestrebungen nach Oeffentlichkeit schließen sich einige praktische Versuche an, unter die in erster Linie die Bekanntmachung des bis jetzt immer geheimgehaltenen sogenannten status exigentiae oder des Ausgabe-Budgets von Seiten eben jener gesetzgebenden Versammlung zu rechnen ist, auf der andern Seite die erwähnte Generalversammlung der Gustav-Adolph-Stiftung und die in letzterer Zeit abgehaltenen Berathungen der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste — oder, wie sie eigentlich heißen sollte, des allgemeinen Wohls — zu zählen sind. Letztere Versammlungen waren jedesmal von mehrern hundert Theilnehmern besucht und sowohl von schlichten Handwerkern, als von Senatsgliedern und Doctoren der Jurisprudenz wurden Reden gehalten.

Es handelte sich aber auch dabei um nichts Geringes, sondern um Das, was vornehmlich in einer Handelsstadt nicht für leicht geachtet wird, — um das Geld. —

Die sogenannte Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften hat es sich nämlich zur Aufgabe gestellt, aus Privatmitteln allerlei allgemein nützliche Anstalten in's Leben zu rufen; sie hat eine Sonntagsschule, eine Gewerbsschule, eine Blindenanstalt, einen Gewerbverein, ein Institut für Garten- und Feld-Cultur, ein Gleiches zur Beförderung des Wohlverhaltens

der Dienſtboten, eine Stiftung zur Unterſtützung ärmerer Talente und endlich auch eine Sparkaſſe gegründet. Alle dieſe Inſtitute ſind aus kleinem Anfange allmälig zu größerer Bedeutung gelangt, und ſo hat die Sparkaſſe nach mehr als 20-jährigem Beſtehen einen Reſervefond von nahe an 130,000 Fl. angehäuft. Dieſe Letztere hat vor den übrigen Inſtituten in ſofern eine exceptionelle Stellung, als ſie zu ihrem Beſtehen nicht nur der Beiträge der Geſellſchaft nicht mehr bedarf, ſondern, wie der genannte Fond zeigt, jährlich eine nicht unbedeutende Summe zurücklegt. Da nun die Direction dieſer Anſtalt ſich ſelbſt ergänzt, in ſofern die Geſellſchaft blos aus den von der gegenwärtigen Direction vorgeſchlagenen Mitgliedern den Erſatz für die abgehenden Directoren wählen kann, ſo hat man ſchon ſeit längerer Zeit ein Streben wahrgenommen, ſich von der Geſellſchaft gänzlich unabhängig zu machen. Dies und das immer mehr ſich vergrößernde Capital des Reſervefonds war die Veranlaſſung, daß die Geſellſchaft auf eine Aenderung der Statuten dieſer Anſtalt drang. Die Berathungen über den von einer beſonders gewählten Commiſſion ausgearbeiteten Statutenentwurf bildeten den Gegenſtand der obenerwähnten Verhandlungen. Der Statutenentwurf war im Sinne der jetzigen Sparkaſſendirection ausgefallen, fand aber eine bedeutende Oppoſition. Trotzdem gelang es, den Artikel über den Wahlmodus der Directoren, der dem früher beſtandenen analog war, durchzubringen. Anders aber war es in Beziehung auf diejenigen Paragraphen, die den Reſervefond betrafen. Die Commiſſion ganz abſehend von der früher einmal in dieſen Blätterm niedergelegten Anſicht, daß die erübrigten Gelder den jetzigen und zukünftigen Einlegern durch Erhöhung des Zinsfußes zu Gute kommen müßten, hatte es nur darauf abgeſehen, den Reſervefond ſoviel als möglich zu vergrößern. Die Oppoſition dagegen ging von der Anſicht aus, daß das Verhältniß der Sparkaſſe zu den Einlegern ein freiwilliger Vertrag ſei, wonach die Letztern nichts als ihr Capital in 3 % Zinſen anſprechen könnten, daß ſonach der geſammelte Reſervefond, wenn auch zur Deckung allenfallſiger Verluſte beſtimmt, doch an und für ſich ſelbſt Eigenthum der Geſellſchaft ſei und folglich die aus ihm gewonnenen Zinſen zum Beſten der Inſtitute, die ja alle die Hebung der ärmern Klaſſen im Auge hätten, angewendet werden dürften. Nach langem heftigen Kampfe trug die Oppoſition den Sieg davon, jedoch nur mit einer geringen Majorität, da Viele, um der Partei der Sparkaſſenverwaltung ein Zugeſtändniß zu machen, auf daß nicht mehrere dieſer beſonders hierzu geeigneten Directoren zum Austritte veranlaßt würden, gerne einen Mittelweg eingeſchlagen hätten, welcher darin beſtand, die Zinſen nur ſo lange in Anſpruch zu nehmen, als der Reſervefond, wie gegenwärtig, 10 % des Einlagecapitals überſchritten hätte.

Wie geſagt, die Oppoſition erhielt den Sieg, aber nur auf kurze Zeit, da in der folgenden Generalverſammlung (ein merkwürdiger Fall in den Annalen einer Geſellſchaft!) der Antrag, eine Commiſſion zu wählen, welche Vorſchläge zur Vermittlung entgegennehmen und ſelbſt entwerfen ſolle, durchging; wodurch alſo der frühere Beſchluß factiſch wieder aufgehoben wurde. Welche Vorſchläge nun gebracht und angenommen werden, wird die Zeit lehren und ich werde nicht ermangeln, darüber zu berichten.

Concerte und Theater haben in dieſem Winter eine eigenthümliche Richtung

genommen, daher auch einige Worte hierüber. Die Zeit der Virtuosen-Bewunderung scheint für Frankfurt vorüber; es kamen nur wenige Concerte, und diese wenigen waren kaum besucht. Dagegen war es eine für die wahren Musikfreunde erfreuliche Erscheinung, daß eine Serie von Abendunterhaltungen, in welchen regelmäßig drei klassische Streich-Quartette aufgeführt wurden, sich halten konnte und sogar eifrig besucht wurde, so wie auch ähnliche Soiréen für Clavier-Trios und Quartetten unter Mitwirkung eines Rosenhayn Beifall fanden. Das Museum bewegte sich in bekannter Weise fort, scheint aber mit Ende dieses Winters für immer eingehen zu wollen.

Auch unser Theater hat ein ernsteres Streben gezeigt; neuere italienische Opern sind gar nicht mehr einstudirt, die frühern kaum noch wiederholt worden, dagegen erschienen Gluck's „Iphigenie", Mozart's „Idomeneus" und andere klassische Gebilde der deutschen Oper von Neuem einstudirt auf der Bühne. „Struensee", von den beiden Beer's wurde freundlich aufgenommen und fleißig besucht und Laube erlebte hier den Triumph, daß seine „Karlsschüler" sich selbst eine glänzende Bahn brachen. Trotz aller günstigen Berichte, auf die man in neuerer Zeit hier nichts mehr geben will, war die erste Aufführung kaum besucht, aber die zweite und die folgenden machten jedesmal ein überfülltes Haus. Zur letzten, Mittwoch, den 17. März war der Dichter, auf einer Durchreise nach Paris begriffen, selbst zugegen, und wurde von den begeisterten Zuschauern dreimal gerufen. Die „Familie" von Ch. Birchpfeiffer und das Lustspiel: „der Vetter" haben ein freundliches Publicum gefunden.

Alles dies deutet auf ein regsames geistiges Leben hin und es ist daher nicht zu verwundern, daß auch sonstige literarische Bestrebungen unterstützt werden. Herr Dr. Heiden hatte zu seinen Vorträgen über neuere Geschichte ein so zahlreiches Auditorium, daß er sich genöthigt sah, jede Vorlesung zweimal in der Woche zu halten.

Die Vorlesungen des physikalischen und geographischen Vereins sind ebenfalls in diesem Jahre besuchter als früher. In letzterem las Dr. Bagge über seine Reise nach der Türkei und Egypten, was allgemein interessirte. Andere Vorlesungen zogen nicht minder an, so diejenigen des Herrn Dr. Stricker, desselben Gelehrten, der gegenwärtig als Zugabe zu Molten's Weltkunde ein höchst interessantes „Archiv zur Kenntniß des deutschen Elementes in allen Ländern der Erde" herausgibt.

Leo Alt.

V.

Aus Wien.

1.

Akademie und Studienplan. — Die böhmische Hofkanzlei. — Baron Kubek. — Die böhmisch-sächsische Eisenbahn. — Das Verpachtungssystem bei Bauten. — Der Gewerbeverein.

Für das Doppelgespann zur Weiterbeförderung unseres geistigen Lastwagens — ach, der Geist ist für Viele eine gar so schwere Last und strebt doch schneller

weiter, als dieſen Vielen lieb iſt — ſcheint man noch immer das rechte Geſchirr nicht finden zu können, — die Akademie der Wiſſenſchaften nämlich und der neue Studienplan ſind noch immer — — „Gegenſtand ſorgfältigſter Erwägung", wie es im euphemiſtiſchen Kanzleiſtyl gewöhnlich heißt. Die Akademie ſprang längſt ganz fertig, wenn auch nicht wie ihre Schutzpatronin St. Minerva, aus Jupiters Haupt, ſo doch von der Einweihungstribüne des Franzensmonument herab; die Pläne der Studienreform waren ebenfalls damals ſchon, nach aber- und abermaliger Berathung, definitiv redigirt, und doch ſtehen oder vielmehr liegen beide Angelegenheiten noch am alten Platze bei der Hofkanzlei, die doch am beſten wiſſen ſollte, wie ſehr noth es thut, auch auf geiſtigem Gebiete eine Erlöſung von der bisherigen Robot in unſern Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten zu bewirken. Gewiß, Napoleon hatte, wie in Anderem ſo oft, auch darin unrecht, wenn er blos von den Deutſchen ſagte: ſie kennen den Werth der Zeit nicht; denn auch bei unſerer Hofkanzlei, die bekanntlich noch immer den Beinamen die „vereinigte böhmiſche" führt, ſcheint man es mit dem Werthe der Zeit nicht ſo genau zu nehmen. Es liegen dort nicht blos jene erwähnten Verhandlungen ſo lange, ſondern noch ganz andere, nur materiell, nicht aber principiell wichtige Dinge, und noch viel länger; ſo z. B. wurde von ſelber vor 20, ſage zwanzig Jahren, nach vorausgegangenen mehrjährigen Verhandlungen, der Platz zu einem neuen Irrenhauſe für Wien ausgemittelt, da das Vorhandene damals ſchon einen ſchreienden Gegenſatz zu den übrigen derartigen Muſteranſtalten Oeſterreichs — bekanntlich Joſephiniſche Schöpfungen — bildete, und doch iſt man damit jetzt noch erſt ſo weit, daß man vor mehrern Wochen erſt den Promodikus Nadherny aus Prag hierher berief, um den dem dortigen neuen, muſterhaft organiſirten Irrenhauſe nachgeformten Plan hier bei der Hofkanzlei zum Vortrag zu bringen*). Ungleich raſcher als bei dieſer Behörde geht's aber ſeit Kübek's Präſidium bei der Hofkammer. Ob dies wohl daher rührt, daß bei der Hofkammer Alles deswegen ſchneller herunter kömmt, weil ſie in der Johannisgaſſe, alſo viel tiefer liegt, als das Niveau der Hofkanzlei in der Tripplingerſtraße, oder weil, wie Viele meinen, es überall in Kammern überhaupt anders iſt, als in Kanzleien — darüber zu entſcheiden, will mein beſchränkter Unterthansverſtand ſich nicht vermeſſen; einen neuen erfreulichen Beweis aber der Raſchheit, mit welcher bei der Hofkammer ſelbſt die umfangreichſten Verhandlungen in kürzeſter Zeit zum Ziele geführt werden, lieferte Baron Kübek eben jetzt wieder in der Art der Abmachung des wichtigen Geſchäfts wegen Vollendung der nördlichen Staatsbahn bis zur ſächſiſchen Grenze. Von dieſer für die Monarchie und deren Beziehungen zu dem übrigen Deutſchland ſo wichtigen Bahn, von Prag aus beinahe 19 Meilen Länge, war bisher erſt kaum der ſechſte Theil in Angriff genommen, und durch den etwas lauen Betrieb ſchon die Beſorgniß rege geworden, daß dieſe 1850 zu befahrende Trace Verzögerungen erfahren und bis dahin zu vollenden nicht mehr möglich ſein dürfte. Kaum aber hatte ſich kürzlich als gewiß herausgeſtellt, daß der Unterbau der ſächſiſchen Strecke von Dresden bis zur Grenze ſchon im Jahre 1849 vollendet ſein werde, ſo ſorgte Baron Kübek, ſelbſt bei der jetzigen, aller

*) Wir verweiſen auf den folgenden Brief. D Red.

Orten äußerſt ſchwierigen Lage des Geldmarktes, für die Sicherſtellung der finanziellen Mittel, um auch dieſſeits den Bau raſcher fördern und mit der ſächſiſchen Strecke, obwohl die dortige Aufgabe in jeder Beziehung eine ungleich geringere, gleichzeitig das Ganze zu vollenden. Neben den finanziellen Erforderniſſen war es aber bei den coloſſalen Terrainsſchwierigkeiten, welche die ſteilen Elbufer auf der dieſſeitigen Strecke meilenlang bieten, eine nicht minder große Aufgabe, auch die techniſchen Kräfte ſicherzuſtellen, damit dieſer rieſige Bau ohne Gefährdung der nöthigen Solidität und doch in der anberaumten ſo kurzen Zeit vollendet werde. Doch gelang es auch hierin der Energie unſeres Eiſenbahnchefs, an den Erbauern der muſterhaft ausgeführten Olmütz-Prager Strecke und des großartigen Prager Bahnhofes, Gebrüder Klein u. Lahna, tüchtige Werkzeuge für die Ausführung ſeiner Pläne ſich zu ſichern und ſelbe dahin zu verpflichten, daß der Unterbau von Prag zur Elbe im Jahre 1848, von da bis zur ſächſiſchen Grenze aber, und ſomit die ganze Länge der Bahn im Sommer 1849 vollendet ſei — eine in der That rieſige Aufgabe, die dem muthigen Unternehmungsgeiſte Ihrer böhmiſchen Landsleute alle Ehre macht.

Dieſes Reſultat — ſchon höchſt erfreulich wegen der nunmehr gegen alle Bedenken unſerer Iſolirungsmänner geſicherten baldigen — und ſo Gott will, nicht blos materiellen — Verbindung mit Deutſchland, bietet aber auch noch eine andere erfreuliche Seite, da dabei ein bedeutendes Stück Schlendrian über Bord geworfen wurde. Vergeblich beklagte man bei uns nämlich ſeit lange ſchon das bisherige Syſtem der Verpachtung öffentlicher Bauten im Concurrenzwege, wo ſelbe immer dem Mindeſtverlangenden überlaſſen wurden, ohne Rückſicht auf die Garantien für die Erfüllung der übrigen ungleich wichtigern Zwecke, als die der bloßen Wohlfeilheit. Man hatte ſich längſt überzeugt, daß es nicht gut ſei, Letztere als Hauptſache zu betrachten, auf Koſten der ſoliden, dauerhaften Ausführung, die allein den wahren Maßſtab auch der wahren Oekonomie bildet, und eigentlich die wohlfeilſte iſt für den Staat, da dieſer immer Eigenthümer ſeiner Bauten bleibt, daher bei deren Ausführung nicht die ſcheinbare Wohlfeilheit in der geringern Ziffer der Koſtenſumme, ſondern ganz andere Rückſichten haben muß, als Private, die ſo oft auf den Wiederverkauf ihrer Herſtellungen ſpeculiren und daher nur darauf denken, die möglichſt geringe Summe aufzuwenden. Obwohl aber durch mancherlei Erfahrungen über die Nachtheile des bisherigen Verpachtungsſyſtems, beſonders bei Staatsbauten von ungewöhnlich großem Umfange, längſt belehrt, ward daſſelbe doch durch die bei uns beſonders große Macht der vis inertiae beibehalten, und man berief alle Welt zur Mitbewerbung ſelbſt bei Unternehmungen von ſolchem Umfange und Schwierigkeit der Ausführung, wo dies jedem Sachkundigen als zweckloſe Form erſcheinen mußte, weil nur Einzelne, durch frühere Leiſtungen als ſolchen Aufgaben gewachſen erprobt, im Stande waren, die nöthigen materiellen und moraliſchen Garantien für vollkommen entſprechende Löſung derſelben zu bieten, Andere aber ſich nur deswegen den Schein gaben, als Bewerber aufzutreten, um Abfindungsſummen von den wirklichen Erſtehern zu erpreſſen. Dieſe unwürdige Speculation, hier leider ſelbſt von Männern betrieben, die ihr Vermögen nach Millionen zählen, mußte aber in letzter Inſtanz immer doch die Staatskaſſe bezahlen, ſei es nun durch die Summe oder durch die min-

der dauerhafte Ausführung des Baues. Von der Ueberzeugung geleitet, daß in letzterer Beziehung es dem wahren Vortheile großer Staatsunternehmungen zusagender, wenn weniger die Herabstimmung der Bausumme, und nur das Vertrauen zu der erprobten Solidität und Intelligenz der Ausführenden und ihre Controlirung durch sachkundige und redliche Baubeamte als entscheidendes Motiv Geltung erlange, soll daher Baron Kübek die Ermächtigung des Kaisers erwirkt haben, für den vorliegenden Fall der böhmisch-sächsischen Bahn den von den erwähnten, durch frühere Leistungen hinreichend erprobten Unternehmern angebotenen Nachlaß von den Voranschlägen der Bausumme anzunehmen, mit Uebergehung der bisher üblich gewesenen Concurrenzverhandlungen. Diese Neuerung ist freilich nicht nach dem Geschmack Mancher, die bisher aus der Scheinconcurrenz fette Brocken zogen und ihr Jammern und Wehklagen über diesen neuen kühnen Schritt des Eisenbahnchefs so schlecht verhehlten, daß durch sie zuerst der neue Vorgang bekannt wurde. Diese Art Initiative konnte aber auch zuerst nur ein Mann, wie Baron Kübek, wagen, der bei den Bank- und Finanzfragen früher schon das allseitige Vertrauen zu seiner Unbefangenheit und durchgreifenden Festigkeit vor aller Welt gesichert hatte; einmal aber versucht, und wie sicher zu erwarten, mit gutem Erfolge, wird man sich auch bei andern Departements — am wünschenswerthesten vor Allem bei den militärischen — zu Aehnlichem entschließen und dadurch ein neuer, nach oben mehr Sicherheit gewährender, nach unten aber minder corrumpirender Weg zur Ausführung der öffentlichen Arbeiten gefunden werden.

Der hiesige Gewerbverein — für welchen der Eifer übrigens bedeutend kühler geworden — beschäftigt sich jetzt angelegentlich mit Sammlung der Nachweisungen, welche geeignet sind, den ökonomischen Zustand der Arbeiter in den verschiedenen Theilen der Monarchie und bei den verschiedenen Beschäftigungen in ein klares Bild zu stellen. Ein Circular mit gewissen bestimmten Fragen hierüber ist an die vorzüglichsten Fabrikanten und Landwirthe der Monarchie versendet worden; hoffen wir, daß das zu erwartende reichliche Material besser verarbeitet werden und brauchbarere Resultate liefern wird, als die Statistik des Generalrechnungs-Directoriums in Beziehung auf Industrieverhältnisse. Die Herren dieser Behörde mögen sehr gut die Kunst verstehen, Zahlen im Allgemeinen zu gruppiren, um diese aber auf Industrie anzuwenden, muß man eine genauere Kenntniß derselben haben, als sie bis jetzt in jenen Regionen vorhanden; es gehören dazu ebenso gut Sachkenntnisse, wie bei der Abfassung einer Criminal- oder Sanitätsstatistik, und die von statistischen Dilettanten ebenso wenig befriedigen werden, als die erwähnten Industrietabellen in ihrer jetzigen Beschaffenheit irgend einen Nutzen zu gewähren vermögen.

— **Wipplinger.** —

2.

Arbeiternoth. — Ein neues Burgtheater. — Narrenthurm und Irrenhaus. — Die Findelkinder. — Thierhoffnungen. — Droschken und Fiaker. — Oeffentlichkeit der fonds secrets.

Die zunehmende Noth und die vorgefallenen Bäckerplünderungen haben ein Handbillet Sr. Majestät des Kaisers an den Bürgermeister von Wien veranlaßt,

in welchem eine genaue Darſtellung über den Armenzuſtand der Reſidenz gefordert wird. Eine Stelle in dem neueſten Luſtſpiele Bauernfelds, in der es heißt, daß man dem Volke keine Wohlthaten, keine Gnadengeſchenke, aber als die größte Wohlthat: Arbeit geben möchte, wurde in ungewöhnlich lebhafter Weiſe beklatſcht und man bemerkte, daß auch eine hohe Dame in der Hofloge mit einſtimmte; es war der ganze Hof anweſend. Zur Beſchäftigung der arbeitenden Klaſſen ſind mehrere bedeutende Canal- und andere Bauten im Plane. Vor Kurzem wurde der ſeit Jahren projectirte Neubau des Hofburgtheaters beſchloſſen; derſelbe wird ſich außerhalb des Kärnthnerthors erheben. Ebenſo iſt endlich die Erbauung eines neuen Irrenhauſes entſchieden worden. Lächeln Sie nicht über die Zuſammenſtellung; ich weiß, daß ſich manche Aehnlichkeiten und Unterſchiede hier witzig anbringen ließen. Als der große „Schätzer der Menſchheit", wie er ſich über dem Portale des Augartäns ſelbſt nannte, als Joſeph der Zweite ein Haus für Irre bauen ließ, herrſchten über ſolche Inſtitute nichts weniger als richtige und klare Anſichten. Es entſtand in einem runden Thurm, von einzelnen Zellen, Ketten und Eiſen und die Anſtalt war mehr ein Gefängniß, als ein Haus der Menſchlichkeit. Es war mehr zum Schutze der geſunden glücklichen Welt, als zur Heilung der armen Kranken. Glücklicherweiſe hat die Humanität und die Wiſſenſchaft eine andere Richtung hervorgerufen. Seit langem ſind die pſychiatriſchen Aerzte anderer Anſicht über Geiſteskranke und überhaupt, daß deren Iſolirung den Wahnſinn eher befördere, als heile, und ſeit mehr als 10 Jahren wird bei den betreffenden Behörden über den Bau einer neuen Irrenanſtalt debatirt. Nun liegt eine kaiſerliche Entſchließung vor, vermöge welcher eine Million (?) Silbergulden zum Baue angewieſen ſind. Das Haus, im einfach großartigen Style, wird ſich auf dem ſogenannten Schaumburgergrunde erheben und ſoll nach Ablauf von zwei Jahren vollendet ſein. Eine nicht geringe Schwierigkeit dürfte es haben, einen leitenden Arzt an die Spitze der Anſtalt zu ſtellen; der jetzige Primararzt, deſſen erſchienener Reiſebericht über die deutſchen Irrenanſtalten ſo begründeten und allgemeinen Widerſpruch fand, genießt weder von den Behörden, noch weniger vom Publicum Vertrauen; der ihm beigegebene zweite Arzt iſt noch Neuling auf dem Gebiete der Pſychiatrie. Man ſpricht davon, daß der jetzige Decan der mediziniſchen Facultät, der eine Lehrkanzel für Seelenheilkunde in's Leben gerufen hat und ſehr intereſſante Vorträge ſeit drei Jahren hält, daß Freiherr von Fuchtersleben die Leitung übernehmen ſoll. Jedenfalls würde dieſer klare Denker, wenn die ökonomiſche Gebahrung der Anſtalt einem tüchtigen Verwalter übergeben würde, am geeignetſten ſein.

Noch eines dritten projectirten Baues muß ich erwähnen, eines neuen Findelhauſes. Die Findelhäuſer gehören gleichfalls zu jenen wohlthätigen Inſtituten, welche wir Joſeph dem Zweiten danken. Oeſterreich iſt hierin manchem ſogenannten aufgeklärten deutſchen Staate voraus, die aus Prüderie und unzeitigem Tugendſchein (wie z. B. Sachſen) noch keine ſolchen Anſtalten beſitzen. Es iſt eine Thatſache, daß der Kindermord in Oeſterreich in unverhältnißmäßig geringer Zahl ſtattfindet, da das Findelhaus nicht nur die Neugebornen unentgeldlich aufnimmt, ſondern auch jede arme Wöchnerin, die ſich dahin wendet, unentgeldlich pflegt. Es iſt ernſtlich zu wünſchen, daß eine ſolche heilſame Anſtalt nicht durch unzei-

tige Sparſamkeit in's Stocken gerathe, und wir nicht auch auf dieſem Gebiete eine Reaction gegen die Joſephiniſche Zeit erleben.

Seit einem Monate iſt der von Caſtelli begründete und von der Regierung beſtätigte Antithierquälerverein in's Leben getreten. Es herrſcht eine freudige Aufregung unter den vierfüßigen Thieren, die jetzt nicht mehr „geſtrichen" werden dürfen. Wenn ein Fiaker ſein Pferd züchtigen will, ſo muß er ein wohl motivirtes Geſuch beim Präſidenten einreichen, und bei dem langſamen Geſchäftsgange in Oeſterreich kann es dem Roſſe glücken, der Strafe vielleicht vollſtändigſt zu entgehen, da die Naturgeſchichte die Lebensdauer eines Pferdes nur auf zwanzig Jahre angibt. Einer ihrer Correſpondenten, den ich neulich mit zwei feurigen Rappen in den Prater fahren ſah, brachte in Nr. 7 der Grenzboten witziger Weiſe den Präſidenten des Antithierquälervereins mit unſerm „Droſchken-O'Connell" in Verbindung; eine kleine Notiz über unſre Droſchkenfrage dürfte daher hier an Ort und Stelle ſein, denn nicht Jeder kann im eigenen Wagen fahren, wie gewiſſe correſpondirende Herren. Es heißt nämlich, daß die Einführung der Droſchken, die wirklich gegenüber der unmäßig theuern von keiner Taxe begrenzten Preiſe der Fiaker ein Bedürfniß wären, aus der Urſache von der Polizei nicht geſtattet werde, weil die 760 Fiaker, die hier beſtehen, größtentheils zu Dienſten verpflichtet ſind, die man nur Vertrauten anvertrauen kann. Ob dieſe Dienſte auch in Berlin, in Paris, wo doch die Polizei nicht minder gut über das Thun und Treiben der Fremden und Einheimiſchen unterrichtet iſt, auch von dieſer Menſchenklaſſe verrichtet werden, wiſſen wir nicht; ſicher aber iſt's, daß dort nicht das Publicum dafür bezahlen muß. Die Fiakerſteuer, die wir hier in allen öffentlichen Ecken zahlen, wird in Paris aus den fonds secrets beſtritten.

3.

Eine Poſſe ernſter Art. — Die Böhmen in Wien. — Tumultuariſche Auftritte. — Die Nationalreibungen. — Bauernfeld's „Unterthänig". — Graf Dietrichſtein und ſeine Verwaltung. — Ein Löwentheil. — Dr. Weber.

Vorige Woche fand hier im Joſephſtädter Theater ein Scandal ſtatt, der eine ziemlich ernſte Grundlage hatte. Vor mehreren Wochen wurde eine Poſſe von gemeinſter Art „der Wiener Schuſterbub" gegeben, in welcher unter den auftretenden Handwerksgeſellen auch ein Böhme vorkömmt, der Allen zur Zielſcheibe des Witzes dient, und nicht etwa eines harmloſen Witzes, ſondern es wurde gradezu den Böhmen Lügenhaftigkeit und Diebsſinn vorgeworfen. So unklug die Annahme eines ſolchen Stückes Seitens der Direction, ſo unklug iſt auch die Zulaſſung Seitens der Behörde. Wenn die Cenſur nun einmal beſteht und als unumgänglich nothwendig betrachtet wird, ſo darf man von ihr fordern, daß ſie ihr Amt auch da übe, wo es billig und vernünftig iſt. Wir wollen damit keineswegs ihr zugeſtehen, daß ſie nothwendig und zumal in ſolcher Form, wie ſie jetzt beſteht, nothwendig ſei. In Ländern, wo Preßfreiheit oder wenigſtens eine freiere Preſſe exiſtirt, iſt die Haut des Publicums weniger empfindlich, weil alle Klaſſen der Geſellſchaft, weil die Behörden ſelbſt dem Tadel und der Satyre ausgeſetzt ſind, findet der Einzelne ſich weniger verletzt. Unter einer Cenſur, wie die unſrige, wirkt jedoch die einzelne ungewohnte Ausnahme wie die Tropfen

eines Tuschbades auf einen besondern Theil des Körpers. Doch blieb die erwähnte Posse unbeachtet, bis ein vor acht Tagen hier einlaufender Artikel in der böhmischen Zeitschrift „Wecla" die Unzukömmlichkeit scharf rügte und mit gerechter Entrüstung den vielen Böhmen in Wien vorwarf, wie sie solche Unbill dulden können. Wenige Abende darauf waren bei der Vorstellung der Posse Logen, Parterre und Gallerien vielfach von Böhmen besetzt, die das Auftreten des übrigens sehr mittelmäßigen Schauspielers Hölzel, der selbst ein Böhme ist, gespannt erwarteten. Als die erste Sottise gesprochen war, erhob sich ein mächtiges Zischen und Pfeifen, so daß die Vorstellung unterbrochen und endlich vom Regisseur versprochen werden mußte, daß jede anzügliche Stelle wegbleiben, und eine bezügliche Scene gar nicht gespielt werden solle. Während des Tumultes wurden vier junge Männer, die sich bereits durch Pfeifen bemerklich machten, vom Polizei-Commissar und einigen Vertrauten festgenommen und auf die Wachtstube gebracht; auf der Straße setzte sich der Theaterscandal dadurch fort, daß die Polizisten die jungen Männer, Angesichts eines nachströmenden Publicums, vor sich hertrieben. Den jungen Männern, von denen einer Doktor der Medizin und Chirurgie und Feldarzt eines k. k. Regimentes ist, die andern aber Schüler des politechnischen Instituts, wurden die Nacht über, trotz Nennung ihres Namens, Wohnortes und ihres Logis und Berufung auf ihre Miethherrn, bis zum Morgen um 9 Uhr festgehalten. Der Doktor wurde entlassen, die Techniker aber wurden auf die Polizeidirection gebracht. Die Leidenschaftlichen übertrieben den Hergang der Scene, indem sie sie mit allerlei Nüancen ausschmückten und unter Andern erzählten, man habe den jungen Leuten die Hände gebunden, was eine offenbare Unwahrheit ist. Doch enthält der Vorgang eine große Lehre. Nichts ist unpolitischer, als in einem Staate, wo die Nationalitäten so eifersüchtig neben einander leben, durch unzeitige Handlungen und Worte die Leidenschaften zu entzügeln. Wenn die Censur zur Einsicht kommen will, so sind es ganz andere Pforten des Gedankenlebens, die sie öffnen muß, als die der gegenseitigen Nationalüberhebungen, obgleich der vorliegende Fall keineswegs ein beabsichtigter, sondern nur eine Nachlässigkeit war. Wir stehen hier bei einem Thema, wo die Zukunft der österreichischen Provinzen mehr in Frage steht als durch die ständische Zukunft, welche den Inhalt einer berühmten Schrift bildet; aber eben weil dieses Thema so tief in's Herz der Monarchie eingreift, läßt es sich in einer kurzen Correspondenz nicht erledigen. Aber anregen möge es unsere Staatsmänner zum ernstlichen Nachdenken, namentlich über die Stimmung, die sich in Böhmen durch hundert Symptomen kundgibt. Im Vergleich mit Dem, was dort gegen die Deutschen gesprochen und gedruckt wird, ist allerdings der mehr dumme als boshafte Spaß einer trivialen Lokalposse nicht in Vergleich zu bringen.

Bauernfeld's beide neue Lustspiele „Unterthänig" und der „Ritter aus dem Stegreif", die vorgestern zum Erstenmale hier aufgeführt wurden, fanden nur mäßigen Beifall. Der Dichter hat diesmal seine in letztern Jahren eingeschlagene politische Richtung verlassen und stilles Seelenleben geschildert. So geistreich und poetisch einzelne Züge sind, so fehlt doch dem Ganzen die Wirksamkeit. Vielleicht aber war gerade das Genre, an welches Bauernfeld in den letzten Jahren sein Publikum gewöhnte, ihm hier nachtheilig; ein großer Theil des

Publikums mag abermals satyrische Seitenhiebe auf unsere Zustände erwartet haben, zumal der Titel „Unterthänig" dazu berechtigte und fand sich nun enttäuscht. Es ist leicht möglich, daß an andern Bühnen grade diese zwei kleine Stücke mehr Succeß haben als die politischen, da letztere mehr für unsere Verhältnisse berechnet waren, als für die im übrigen Deutschland. Die nächsten Novitäten sind „König Renés Tochter" von Herz und der „Doge Ziani" von Hermansthal. Ersteres Stück ist bereits an den meisten deutschen Bühnen gegeben worden, bevor das k. k. Hofburgtheater, das noch immer die Prätension, die erste deutsche Bühne zu sein, macht, es auf die Bretter brachte. Freilich ist es nur aus embarras de richesse bisher verschoben worden, denn das Burgtheater weiß nicht, wo es all die neuen Stücke deutscher Theaterdichter so rasch erledigen soll! Kaum haben wir Zopf und Schwert und das Urbild des Tartuffe aufgeführt, so hat man die Carlsschüler und Meyerbeer's Struensee geben müssen, und kaum sind diese beiden Dramen gegeben worden, ging es gleich an Uriel Acosta und an Freitags Valentine! Und dann die ganze Reihe von Stücken Immermanns und Mosens, die seit einer Reihe von Jahren heimisch bei uns sind. Es ist kein Wunder, wenn Graf Dietrichstein müde wird, da das Publicum statt dieser Masse von Novitäten, wodurch er unserer verfallenen Bühne wieder aufhelfen will, durchaus die Wiederholung veralteter Stücke, für die kein Mensch mehr sich interessirt, von ihm verlangt. Nur um diesen allgemeinen Wünschen zu genügen, hat er eine ganze verschollene Theaterbibliothek vom Staube befreit, und um die belohnende Theilnahmlosigkeit, mit welcher das Publicum dafür dankt, anzuerkennen, überläßt er fast die ganze geistige Leitung den Regisseuren, und namentlich Herrn Löwe, der auf jede mögliche Weise seine wenig begabte Tochter in den Vordergrund rücken möchte.

Der bessere und ehrenhafte Theil der hiesigen Journalistik kann nur durch consequentes Schweigen den gerechten Tadel ausdrücken, den diese Zustände verdienen; ihn laut werden zu lassen ist unmöglich, da die Schauspieler von der Censur gewissermaßen als unfehlbare Päpste beschützt werden. Wir erinnern im Gegensatze zu der jetzigen tadelsscheuen Führung an die Art und Weise, wie der frühere Leiter das geistige Gebiet dieser Bühne zu erweitern strebte. Jetzt findet jedes neue Stück einen weit strengern Censor an der Direction selbst, als an dem Grafen Sedlinizky. Wir sind von der neuesten Strömung deutscher Dramatik völlig abgeschnitten. Wo ist eins von den Stücken, welche wir oben genannt haben? Doch vielleicht werden um so mehr die einheimischen Talente gepflegt! Da ist z. B. Ihr Landsmann der Dr. Weber, dessen Spartakus bei der ersten Aufführung ihm wiederholten Tadel bereitete; er hat vor zwei Jahren eine neue Tragödie, die Wohabiten, eingereicht und noch ist trotz des anerkannten Fortschritts des Dichters keine Rede von der Aufführung, weil — nun weil die Enghaus-Hebbel und nicht Anna Löwe vom Dichter für die Hauptrolle bestimmt wurde. Dr. Weber befindet sich eben wieder hier und hat ein drittes Trauerspiel Athenais, das nach dem Urtheil der Kenner ein echt poetisches und wirksames Stück sein soll. Was werden ihm diese Eigenschaften nützen? Besser als alle Schilderungen der versinkenden oder vielmehr schon versunkenen Glorie des Hofburgtheaters, spricht der Kassenzustand für eine neue Ordnung der Dinge und so

wird auch hier das liebe Geld mehr entscheiden, als jeder höhere moralische Grund. Es ist eine Thatsache, daß der durch Holbein übergebene Ueberschuß nicht nur aufgezehrt, sondern auch ein Deficit vorhanden ist. ⊙

VI.

Notizen.

Mars und List. — Die deutsche Flotte auf der Elbe.

— Die Franzosen sind nie liebenswürdiger, als wenn es sich um ihre nationalen Beziehungen zu ihren geistigen Helden handelt. Bei keiner Nation ist das Bewußtsein des innigen Zusammenhangs ihrer Größe mit den großen Talenten, die sie in der Literatur, in der Wissenschaft, in der Politik wie in der Kunst hervorgebracht, allgemeiner und intensiver. Da haben sie die Mars begraben, die alte Schauspielerin des théâtre français, und ein Pair hält die Rede an ihrem Grabe und Alles, was Paris an Celebritäten in der Kunst und in der Literatur hat, folgt ihrem Sarge — vier Tausend an der Zahl waren dem Leichenzuge gefolgt, denn „dieses Talent ist ein Nationaleigenthum gewesen", sagte der Redner am Grabe, „und im Namen der Nation stehen wir hier an diesem Sarge". Unwillkürlich dachten wir, als wir dieses lasen, an Friedrich List und an die scheelsüchtigen Bemerkungen, welche in deutschen Journalen über die Sammlungen für seine Hinterlassenen gemacht werden. Der Deutsche gönnt einem Schriftsteller seinen Ruf auch dann noch nicht, wenn er bereits todt ist; er beraubt lieber die ganze Nation um einen glänzenden Namen in der Geschichte ihrer Entwickelung, ehe er seinen eigenen kleinen Beitrag an Anerkennung ihm zollt. Hätten sie bei Schiller und Goethe nicht die Majorität gegen sich gehabt, an gutem Willen zur Entwürdigung hat es nicht gefehlt.

— Während unsere Zukunftspolitiker fortwährend für die „deutsche Flotte" schwärmen, sind auf der Elbe die kleinen Dampfboote, welche die Strecke von Dresden nach Böhmen befahren, in einem wahren Grenzkrieg. Es gibt da nämlich zwei Dampfschiffahrts-Compagnien, eine böhmische und eine sächsische. Nun ist es den böhmischen Dampfschiffen nicht gestattet, auf einer der Landungsstationen durch die sächsische Schweiz Reisende aufzunehmen, während es wieder den sächsischen Dampfbooten nicht erlaubt ist, in Böhmen Passagiere auf den Zwischenstationen einzuschiffen. Wenn nun Jemand, der von diesem Schiffahrtszwang nicht unterrichtet ist, Morgens nach einem der reizenden Plätze an den Elbufern mit dem Dampfboot einen Ausflug macht, in der Hoffnung, Abends mit dem andern Schiff zurückkehren zu können, so sieht er zu seinem Schreck sich verlassen, wie Robinson, und es gibt nur das Mittel, sich Extrapost zu nehmen oder zwei Tage auf das nächste Boot zu warten. Solche Opfer gab es bereits viele; doch hörten wir, daß in diesem Jahre endlich eine Uebereinkunft zwischen beiden Elbstaaten stattfinden wird — also ein Schritt näher zur deutschen Flotte im Süßwasser.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.